

Die Funken ...

902
372
3.PT.2

~~ANNALS~~

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



*image
not
available*

I N H A L T:

| | |
|--|-----|
| Es lebe die Ausbeutung! | 817 |
| Der Frack des Herrn v. Ehergal / von Eduard Goldbeck | 821 |
| Ninon / von Rudolf v. Dellus | 827 |
| Klassiker der Musik / von Paul Schorlich | 838 |
| Kontrollversammlungsfreuden / von Stefan Grimm | 844 |
| Redaktionssack | 847 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: ooooooooooooooooooooooooooooo

Saarbach's News Exchange, Mainz

oder deren Filialen in London, 140, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a, zu richten.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Uebersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe. ooooooooooooooooooooo

Unverlangte Manuskripte, die der Redaktion zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheinen und denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgeschickt. Nur gegen Einsendung des Rückportos können unverlangte Arbeiten bei der Redaktion reklamirt werden. ooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Dalensee, Bornstedterstr. 10. ooooooooooooooooooooooooooooo

Die Funken

Herausgeber
Dr. Hans Fischer

Dhd

III. Jahrgang

1906

27. Heft.

Es lebe die Ausbeutung!

Der Tierschutz ist eine sehr schöne Sache, jawohl. Wenn ich sehe, wie ein roher Fuhrknecht ein Tier mißhandelt, so trifft jeder Schlag mich mit. Ich schreibe das indes bescheidenerweise keineswegs einem hoch entwickelten ethischen Feingefühle zu, sondern einer besonderen Empfindlichkeit meiner Epidermis. Dennoch kann ich ein Gefühl der Befriedigung nicht unterdrücken, daß ich es nicht nötig habe, in den Seelen vor einem ziegelsteinbeladenen Wagen herzugehen, sondern daß eine — in diesem Falle äußerst weise — Vorsehung zu diesem Zweck ein vierbeiniges Wesen geschaffen hat, das eine mir äußerst unsympathische Arbeit an meiner Stelle verrichtet. Das Tier ist das schwächere Geschöpf. Sein Platz im Erdbdasein wird ihm vom Menschen zwangsweise zugeordnet, es wird nicht vom eigenen, sondern von einem fremden Gesetz regiert. Es muß arbeiten oder amüsieren, es darf vorkegessen oder viviseziert, je nach dem Ziele, das sich dieses Tier oder Besitzer gestellt hat. Zwecklose Grausamkeiten sind unter dieses Gesetz nicht; aber die wissenschaftliche Brutgemeine, das Experiment am lebenden Tier, hat ihren Sinn im Allgemeinen erst dann beseitigt werden,

Wieder
dieses
dieses

608187

317

(RECAP)

wenn sich die Herren Antivivisektionisten den Forschern in eigener Person zur Verfügung stellen. Denn wenn es zu verhüten möglich ist, daß das Fatum seine grausamen Experimente an meinem eignen Körper oder der mir nahestehenden vornimmt, dann mache ich schon eine Konzession und erlaube zweckvolle Versuche an andern Wesen. An Menschen kann man sie nicht machen, ganz einfach, weil die menschliche Solidarität zu groß und mächtig ist, um dergleichen zuzugeben. Da bleiben nur die Tiere, als die Schwächeren. Sie können sich nicht widersetzen; also werden sie — verwendet.

Verwendet werden auch wir Menschen. Sklaven und Herren, Patrinenfeger und Gardeoffiziere, Handlanger und Minister, Künstler, Kammerjäger und sogar die Majestät der Könige und Kaiser. Alle sind sie zu irgend etwas gut, sie werden genützt und gebraucht, ja ausgenützt und verbraucht. Nur ein Phantast könnte sich einbilden, er werde niemals ausgebeutet. Der lebende Mensch dient als Maschine, als Triebkraft, als Renommierstück, als Nippsache, Krippe, Amüsierapparat und was weiß ich, der tote als Dünger und in Zukunft vielleicht zur Bereitung von Seife, Leim und Leuchtgas, wenn sich sein Kadaver nicht perfiderweise in Leichenwachs verwandelt, einen Stoff, der nach der Mitteilung eines mir bekannten Chemikers zu rein gar nichts verwendbar sein soll. Wenn du reich und mächtig bist, werden sich die Bluteigel, die an dir saugen, nur mehren; und wenn du in die Wüste fliehst und als Heiliger mit einem hochgezogenen Wein auf einer Säule stehst, wie Sankt Simeon Stylites, dann kannst du nicht verhindern, daß Scharen zu dir pilgern und an dir eine Andacht oder ein Gaudium haben. Die menschliche Gesellschaft ist ein Institut zum Zwecke gegenseitiger Ausräuberung.

Eine Kohle verwandeln wir zur Flamme, an der wir uns wärmen; sie kann nicht protestieren. Das Pferd wird an den Wagen gespannt; trotz seines Sträubens wird es gezwungen. Der Mensch ist von Natur nicht gutmütig, wenn es gilt, an Fremdes zu rühren. Und ich teile nicht die Meinung derer, die es prinzipiell für unrecht halten, ein Wesen mit menschlichem Antlitz zu behandeln und zu benützen wie ein Ding

oder ein Tier. Man hat die Sklaverei für einen Schandfleck des antiken Lebens erklärt. Nun — stellen wir die Tatsache, daß die besondere Kultur Athens nur möglich war auf Grundlage einer breiten, unterdrückten Schicht, beiseite — waren die Sklaven nicht immer und überall in der Überzahl? Sie waren nicht nur der Stellung nach, sondern tatsächlich die Schwächeren. Sie gehörten nach unten. Daß es Menschen gibt, die andere unterdrücken, ist keine Schande und kann keine sein; eine Schande ist es höchstens, daß es Menschen gibt, die sich unterdrücken lassen, ohne sich mit allen Mitteln dagegen zu wehren.

Ich kann weder einen Großgrundbesitzer noch einen Großkapitalisten, noch eine Aktiengesellschaft deswegen tadeln, daß sie sich des Mehrwerts freuen und ihn zu steigern suchen. Die Regierenden haben das gute Recht, ihre Macht zu festigen und zu mehren. Ich werde es nie unternehmen, einem Mächtigen mit einer moralischen Sentenz zu Leibe zu gehen; denn erstens nützt es nichts, und zweitens finde ich es unlogisch. Ich bin keineswegs sicher, daß ich unter gegebenen Verhältnissen nicht gleichfalls fähig wäre, andre zu tyrannisieren; ich traue auch dir, mein Leser, in diesem Punkte nicht über den Berg; und unter den sozialdemokratischen Führern (die vermutlich aus einem ähnlichen Teige gebacken sind wie andere Sterbliche auch) ebenso wie unter ihren Anhängern dürften dem lieben Gott gewiß mehrere bekannt sein, die mehr von Pontius Pilatus als von Christus in sich tragen und lieber kreuzigen als gekreuzigt werden.

Daß dem so ist, halte ich für einen Segen. Ebenso, wie ich gewiß bin, daß sich in den oberen Gesellschaftskreisen viel geistiger Plebs tummelt, so sicher glaube ich, daß in den unteren Schichten eine Menge unterdrückter Intelligenz steckt. Diese Leute sind keineswegs schwach; das haben sie bewiesen. Denn sie, die vielen in ihrer Entwicklung gehemmten intelligenten Arbeiter, sind die eigentlichen Träger und Verbreiter der sozialistischen Ideen geworden. Nicht aus eigenem Willen, sondern aus Not. Sie fördern die Klasse, weil sie, sich allein zu fördern, verhindert sind. Wäre es möglich, sie aus

ihrer Klasse herauszulocken und herauszufördern, sie aus dem Dunkel in das Sonnenlicht hinaufzuziehen, so stünde die Bewegung der dumpfen Massen mit einem Male still. Unsere soziale Gesetzgebung ist gewiß herzlich gut gemeint; aber die Wirkung, das Anwachsen der Sozialdemokratie aufzuhalten, hat sie nicht und kann sie nicht haben. Denn sie kommt der ganzen arbeitenden Klasse in ihrer Gesamtheit zugute, den Berechten wie den Ungerechten, den Intelligenten wie den ganz Unden (die es bei Gott auch unter den Arbeitern gibt — oder nicht?).

Das Heil kommt nicht von oben, mit wie milden Händen man auch seine Gaben austheilen mag. Wir sind ein Staat mit alten Überlieferungen; neue Elemente finden in den herrschenden Klassen schwer Eintritt. Darum läßt sich von Obrigkeit wegen eine Methode, aus wilden Sozialdemokraten gut situierte Bourgeois zu züchten, nicht inauguriert; sie stieße auf zu viele eingewurzelte Vorurteile. So stünde die Sache denn verzweifelt; der große Kladderadatsch wäre, früher oder später, unausbleiblich.

Aber vielleicht, wenn der Staat nicht dazu fähig ist, die intelligenten Elemente zu saturieren und zahm zu machen, gibt es jemand andres, der das vermag?

Vielleicht — ich zittere vor Vergnügen bei dem Gedanken — übernimmt die Sozialdemokratie höchst selbst diese Funktion?

Man hat Bebel einen Bourgeois genannt. Nun, Bebel ist wirklich nicht. Wer mit daran gearbeitet hat, eine mächtige Bewegung zu entfesseln, etwas Neues und Unerhörtes zu schaffen, und dann unausgesetzt und unter den schwierigsten Verhältnissen, auch unter Opfern, für diese Sache gearbeitet hat, der ist taktfest. Aber jetzt, wo eigentlich Neues nicht mehr zu leisten ist, und die Angehörigkeit zur Partei keine Existenz mehr vernichten kann, jetzt, wo vielmehr die Partei eine Unzahl Ämter in der Organisation, in Redaktionen, in Gewerkschaften und Klassen tatsächlich zu vergeben hat, Ämter, die immerhin eine bescheidene bürgerliche, nicht proletarische Lebensführung ermöglichen, sollte es da wirklich unmöglich sein, daß man die Sozialdemokratie in ähnlicher Weise als Versorgungsanstalt

benutzt, wie etwa den Staat? Ich bin, wenn man mich darum bittet, bereit, vieles zu glauben; aber daß die sozialdemokratischen Beamten in ihrer Mehrzahl inwendig anders eingerichtet sein sollten, als die staatlichen, das leuchtet mir nicht ein. Wenn die Sozialdemokratie ihre Machtkompetenzen noch erweitert, wenn sie Mitglieder in die Aufsichtsbehörden und Inspektionen, in kommunale und — am Ende gar staatliche Ämter schicken darf, dann dürften die Gelegenheiten, ehrgeizige und fähige Mitglieder zu sättigen, vollauf vorhanden sein. Der Satte aber beißt nicht. Und warum sollte das nicht so kommen?

Es werden jetzt schon in der Arbeiterschaft viele Stimmen hörbar, die die Sozialdemokratie als eine staatserkhaltende Partei bezeichnen und den Führern eine zärtliche Anhänglichkeit an ihre Ämter nachsagen. Wenn das zurzeit noch nicht stimmt, einmal wird es sicher so kommen. Alsdann wird die Masse ein paar Ausbeuter mehr haben; intelligente Leute übrigens, denen die Versorgung wohl zu gönnen ist. Das ist ganz in der Ordnung, ist Naturgesetz; obwohl es immerhin drollig ist, daß eine Bewegung, die die Ausbeutung tatsächlich bekämpft, dazu verdammt ist, sie auf der andern Seite wieder zu züchten.



Der Frack des Herrn von Chergal / von Eduard Goldbeck

Diesen sonderbaren Titel führt eine von W. von Merdel herrührende Satire, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen ist. Herr v. Chergal besitzt einen uralten legitimistischen Erbfrack, den er pietätvoll am Leben erhalten will. Das Prachtstück wird unablässig geändert und geflickt, so daß schließlich im eigentlichen Sinne des Wortes ein durchgreifender „Stoffwechsel“ mit ihm vorgegangen ist, aber der Besitzer verehrt in ihm ein unantastbares Heiligtum, „andelbares“. Dieser Frack symbolisierte in d

Intention des Satirikers die alte ständische Verfassung, die Herr v. Gerlach — Chergal ist nur eine Buchstabenumstellung dieses Namens — à tout prix erhalten wollte.

Die Naganwendung liegt nahe. So wie dieser Herr v. Chergal, verfährt die preussische Regierung und als der Exponent ihres Dichtens und Trachtens Herr v. Bethmann-Hollweg, der Minister des Innern. Er hat auf das verschossene und zerschlossene Kleid des Dreiklassenwahlrechts, mit dem wir die Blöße unserer politischen Rechtslosigkeit bedecken, einen neuen Lappen aufgesetzt. Diese banausische Tätigkeit hat er philosophisch verbrämt und schon gilt er der Rechten, die ihm stürmischen Beifall spendete, als ein Staatsmann, während er doch nur ein Redner und als solcher nur ein Sophist ist.

Da wir heute bescheiden genug sind, Minister, die fließend sprechen, sogleich als „bedeutend“ zu rühmen, so muß ich zeigen, wie unbedeutend die Rede des Herrn v. Bethmann-Hollweg war, damit die Leser der „Funken“ nicht etwa glauben, der nachbismärckische Kurs verleugne neuerdings die Tradition der Trivialität. Einige Stichproben werden hinreichen.

Der Minister begnügt sich mit einigen Änderungen des Wahlverfahrens, die „genügen, um das Zustandekommen gesetzmäßiger Wahlen auch in großen Wahlbezirken zu sichern“. Der Gesetzesentwurf, den er dem Abgeordnetenhanse am 23. März empfohlen hat, verfolgt also nur einen polizeipolitischen, nicht einen reformatorischen Zweck. Herr v. Bethmann gesteht dies auch ohne Erröten zu. Die reformatorischen Gedanken lehnt er rundweg ab. Es sind ihrer zwei, die schon oft genug in der Öffentlichkeit diskutiert worden sind: erstens die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, zweitens — statt ihrer — eine Neueinteilung der Wahlkreise. Beide Vorschläge bezeichnet der Minister als unannehmbar, er läßt sich aber nicht etwa darauf ein, sie in sachlicher Argumentation zu widerlegen, er sagt nur: Ich will nicht! Stat pro ratione voluntas. Dies Benehmen ist entweder unhöflich oder schwächlich. Dringende Wünsche eines großen Teiles der

Selbstvertretung zu ignorieren, beweist Misachtung der Ab-
geordneten und damit der fundamentalen Staatseinrichtungen,
oder es beweist Mangel an Gegen Gründen. Vermutlich be-
stimmte die bittere Armut den Minister zu seiner kategorischen
Haltung. Und nun drapierte er sich in den imposanten Mantel
philosophischer Betrachtung.

„Ich erblicke in dem Bestreben, die Schwachen des Volkes
emporzuheben, eine große und edle Aufgabe, das edelste Ziel
der Menschheit. An ihr mitzuarbeiten, sollte der Stolz jedes
Starken sein. Aber sie darf nicht den alleinigen und aus-
schließlichen Inhalt unseres Strebens bilden. Parallel muß
das Streben gehen, die besten und edelsten Kräfte, die ein
jedes Volk, ja darüber hinaus die Menschheit zu produzieren
vermag, zu Führern des Lebens machen.“ So der Minister.
Wer zweifelt daran, daß das Dreiklassenwahlrecht, die „besten
und edelsten Kräfte zu Führern des Lebens macht“? Die-
jenigen, die die höchsten Steuern zahlen, sind doch natürlich
auch die Träger jener hochgepriesenen sittlichen Kräfte. Leute
wie Posadowsky, die nicht mal das liebe Leben haben, sollen
nicht mitreden. Dieser Minister des Innern bringt eine für
seinen Posten neue, aber höchst zeitgemäße Nuance mit: die
statokratische. Und man bemerke, wie rabulistisch er die Be-
griffe „stark“ und „schwach“ bald ins Wirtschaftliche, bald ins
Intellektuelle schiebt. Die wirtschaftlich Schwachen, Erzellenz,
sind bisweilen die intellektuell Starken und umgekehrt! Sie
schämen sich einzubilden, daß Herrscherbefähigung den Schichten
innewohne, während sie doch in den Individuen beschlossen ist.

„Wenn man herauzulesen sucht, was unsere Schriftsteller,
die Besten des Volkes, wollen, wenn man eine Erklärung dafür
sucht, warum denn die religiösen Dinge unsere Zeit so be-
schäftigen und uns innerlich aufregen, wenn man sieht, wie
unsere Philosophie langsam, aber allmählich dem großen Aristos-
traten des Geistes, Kant, die Wege bahnt, wie auch unsere
Naturphilosophie in ihrer Entwicklungslehre den Kern dessen,
was sie will, weniger zu sehen beginnt in dem Anfangspunkt
der Entwicklung als in der Gewißheit, daß wir immer zu
Höherem hinaufstreben müssen, ist es dann wirklich eine welt-

fremde Himmelstürmerei, wenn man sagt, daß Kräfte für unsere Nation bestimmend sind, die nicht die Höhen gleichmachen, sondern zu den Höhen hinaufstreben wollen?" Das Dreiklassenwahlrecht muß fortbestehen, weil Kant und Darwin damit einverstanden sein würden und weil die Wähler der ersten Klasse besonders energisch zu den Höhen hinaufstreben. Was nun Kant betrifft, so war seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Philosophie eine durchaus kritische, ja revolutionierende. Man kann ihn daher wohl phrasenhaft einen Aristokraten des Geistes nennen, aber der wiederum ganz sophistische Versuch, ihn für angeblich aristokratische Anschauungen in der Politik als Eideshelfer zu zitieren, scheitert an einigen ganz unzweideutigen Äußerungen des Philosophen. Er sagt in seinem „Streit der Fakultäten“:

„Die dem Gesetz Gehorchenden sollen auch zugleich vereinigt gesetzgebend sein. Es ist Pflicht, solche Verfassung herbeizuführen, vorläufig aber Pflicht der Monarchen, republikanisch zu regieren, d. i. das Volk nach Prinzipien zu behandeln, die dem Geist der Freiheitsgesetze (wie ein Volk mit reifer Vernunft sie sich selbst vorschreiben würde) gemäß sind.“ Und weiter:

„Es zum Grundsatz zu machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht taugt und daß man berechtigt sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, die den Menschen zur Freiheit schuf.“

Dieser „Aristokrat“ also dürfte dem Herrn Minister als Mitarbeiter nicht genehm sein.

Die Entwickelungslehre hat Herr v. Bethmann teleologisch interpretiert. Darwin weiß von dem ihm untergeschobenen, zum „Höheren“ Hinaufstreben nichts. Wir entwickeln uns keineswegs in jeder Beziehung zum Höheren, wie ein Blick auf die Kraft der wilden Tiere, auf die überlegene Schärfe wilder Völker beweist. Was aber die Politik angeht, so hat sich Darwin auf gelegentliche Aperçus beschränkt, aus denen zwingend hervorgeht, daß er dem Staat nur die Aufgabe zwies, den Individuen möglichst die gleiche Ausrüstung für

den Daseinskampf zu gewähren und sie an der Entfaltung ihrer Fähigkeiten möglichst wenig zu hindern. Daß das Dreiklassenwahlrecht in diesem Sinne wirkt, wage ich trotz der profunden Erudition des Ministers zu bezweifeln.

Über die Sozialdemokratie äußerte sich Herr v. Bethmann geradezu zerschmetternd. „Eine Bewegung, die alles Menschliche vernichten will, weil nichts Menschliches ihr heilig ist!“ Auch derjenige, der die Dogmen der Sozialdemokratie für irreführend und gefährlich hält, wird zugeben müssen, daß eine dreifachere Entstellung noch nie ausgesprochen worden ist. Aber vermutlich ist Herrn v. Bethmann das Eigentum an den Produktionsmitteln etwas Absolutes und Heiliges, der Gedanke, dies Eigentum zu vergesellschaften, ein Sakrileg schlechthin. Es ist sehr traurig, daß der Minister des Innern solche Worte aussprechen darf, ohne die gebührende Antwort aus dem Hause zu erhalten. Die besten Männer der Nation sehen das Heil in einer Versöhnung der Gegensätze und arbeiten daran, ein einheitliches Volksbewußtsein zu schaffen, der Herr Minister aber schleudert Millionen seiner Mitbürger eine Beschimpfung zu, die sich in keiner Weise begründen läßt. Nach dieser Leistung wissen wir, was wir von ihm zu erwarten haben, denn ein reifer Mann, ein hoher Beamter, der so die Objektivität der Beobachtung und des Urteils vermissen läßt, kann nur agitatorisch wirken, Nützlichendes schaffen wird er nie.

„Einer der Grundgedanken für das Dreiklassenwahlrecht ist der, die Wählerschaft in Abteilungen zu teilen, von denen jede möglichst gleichstehende Kreise der Wählerschaft umfassen soll.“ Scheint dem Minister dieser Grundgedanke verwirklicht, wenn in einem Bezirk der Reichskanzler in der dritten Abteilung wählt, drei Schritte weiter der Nachwächter in der korrespondierenden?

Herr v. Bethmann weigert sich, die Wahlrechtsfrage „im Handumdrehen und mit Ungeduld“ zu lösen. Das könnte er wenigstens wissen, daß das elende Wahlsystem seit mehr als fünfzig Jahren gilt und daß wir daher wohl endlich berechtigt sind, einen Fortschritt zu fordern. Er selbst gibt zu, ein bitteres Gefühl der Unlust laste auf dem öffentlichen Leben. Kein Wunder!

Es ist ein unsäglich widriger Anblick: diese Stagnation, diese ohnmächtigen Versuche, die Uhr der Zeit zurückzustellen, diese kümmerlichen Anleihen bei Niessche, diese starre Verteidigung einer morschen Privilegienwirtschaft! Und wenn sich diese leitenden Männer noch auf irgend einem Gebiet auf Erfolge berufen könnten! Du lieber Gott! Kein vernünftiger Mensch glaubt heut an irgend einen Minister, außer an Drenstjerna und seine sich täglich drastischer bestätigende Weisheit.

Es ließe sich ja hören, wenn ein Minister etwa sagte: „Meine Herren, die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen hat ihre Bedenken. Ich kann die Verantwortung für die Konsequenzen nicht tragen, vor allem deshalb nicht, weil die Entwicklung unserer Wehrkraft vielleicht in Frage gestellt werden würde, wenn der Einfluß der Sozialdemokratie sich so rasch und so enorm verstärkte, wie dies wohl leider der Fall sein würde. Also kein Sprung, aber ein Schritt vorwärts: die Neueinteilung der Wahlkreise ist eine Forderung der Gerechtigkeit, und sie soll jetzt endlich erfüllt werden. Dann werden wir die Folgeerscheinungen mit Ruhe beobachten, und sie werden uns darüber belehren, ob und wann wir weiter auf dieser Bahn fortschreiten dürfen.“ Sprache der Minister so, dann würden alle die Gemäßigten, die noch immer die Majorität des deutschen Volkes ausmachen, auf seiner Seite stehen. Aber so spricht er nicht und wir rufen ihm zu:


„Ja, Eure Reden, die so blinkend sind,
Mit denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürrn Blätter säuselt.“

Er gibt nichts, weniger als nichts, weil die Gabe, die er darbietet, sich der Reform in den Weg stellt, und das Duckmäusertum der nationalliberalen Partei, die dies Danaergeschenk annimmt, ist wieder einmal so erbärmlich, daß man sich vergebens fragt, wie noch frei empfindende Männer sich zu dieser Partei zählen können.

Graf Caprivi erklärte, er prüfe jede politische Aktion auf die Wirkung, die sie auf die Sozialdemokratie ausübe. Herr v. Bethmann erklärt diese Anschauung für unheilvoll. Seyt

wieder einmal ein neuer Kurs ein? Und auf wessen Seite steht Fürst Bülow, auf der des Grafen Posadowsky oder auf der des Herrn v. Bethmann? Wahrscheinlich auf einer Mittellinie. Das Ministerium aber bleibt „homogen“, der eine zieht nach links, der andere nach rechts und daraus ergibt sich jener wohlthätige Zustand der Ruhe, den das Legikon der Konservativen als organischen Fortschritt bezeichnet.

Die Rede des Herrn v. Bethmann hatte einen großen Vorzug. Sie zeigt deutlich, wes Geistes Kind er ist. Reaktionsär und Rhetoriker, eine seltene, höchst unerfreuliche Mischung. Die Parteien, die liberal zu sein vorgeben, dürften mit diesem Herrn nicht paktieren. Entsprechen seine Taten seinen Worten, so werden sich während seiner Amtsführung die Gegensätze auf das schärfste zuspitzen. Gewissen Konservativen ist das gerade recht, sie sehnen sich nach dem Bajonett wie gewisse Sozialdemokraten sich nach der Barrikade sehnen mögen. Solchen gefährlichen Narren hat Herr v. Bethmann zu Dank gesprochen. Er rückt am Frack des Herrn v. Ehergal, aber eines schönen Tages werden die Lumpen doch auseinanderplagen.



Ninon / Ein Spiel in 1 Akt von Rudolf v. Delius

Personen:
Ninon
Herr von Chevreuil
Camille, sein Sohn
Marion, Ninons Kammermädchen

Das Stück spielt zur Zeit des Rokoko in Paris.

Das Boudoir Ninons. In der Mitte hinten eine erhöhte ziemlich breite Nische mit einem großen Fenster. Drei Stufen führen hinauf. Divans, Kauterils usw. Rechts hinten eine Tür zum Flur. Links eine Tür in Ninons Kammer. Es ist Abenddämmerung. Man hört draußen lebhaftes Gespräch. Vom Flur kommt Herr v. Chevreuil, den Marion zurückhalten sucht.)

Marion:

Madame ist nicht zu Haus, Madame ist aus.

Ich schwör es, Herr Baron.

Chevreuil (berührt mit seinem Stock Kleidungsstücke, die links von der Thür hängen):

Der Mantel bringt Sie noch ins Zuchthaus, Kind. Meineidige!
Bei solchem Wetter trägt sie
stets die Mantilla mit den Japanblumen.

Marion:

Ach, Herr Baron, Madame ist krank,
Madame liegt fest im Bett und schwigt.

Chevreuil:

O, Marion, schonen Sie mein Gefühl.
Ninon schwigt nie.

Ihr Körper ist so himmlisch rein, als tränke sie
nur Äther und Rosendüfte. Wahrhaftig eher, glaub ich,
schwigte noch

ein Engel wie ihn Voucher malt. Marion, du lügst.

(Er geht ein paar Schritte ins Zimmer.)

Marion (wirft sich vor ihn hin):

Ach, liebster Herr Baron — — —
Madame ist nicht allein, Madame . . .

Chevreuil:

Ah! Nun öffnen sich der Wahrheit Pforten.

Madame ist nicht allein. Auf ihrem Bett
sitzt wohl Cupido und wirft mit Knospen.

Wer ist es? Wer ist der Held,

den sie hineinnahm in den Riffenhimmel, den Lämmerweißen?

Ein Mann, ein Kind, ein Jüngling? Marion, sprich.

Marion (ist aufgestanden, mit einem koketten Blick):

Sie selber lehrten mich das Schweigen einzu, Baron.

(Kurze Pause.)

Chevreuil (überlegt, lächelt dann verführerisch):

Also, Frau Venus ist beschäftigt,

nun — aber Fräulein Venus hat doch Zeit.

(Er faßt sie um die Taille und küßt sie auf die Wacke.)

Marion (stößt einen leichten Schrei aus).

Chevreuil (mit erhobener Stimme):

Undankbare, schlechte Schülerin.

Will sie wohl nicht so schreien!

Marion (ihm den Mund zubaltend):

Still, Herr Baron, Madame ist nebenan,
sie hört uns noch.

(Sie schleicht auf den Zehen zur Thür links und sieht durchs
Schlüsselloch.)

Ach ist der nett, ein ganz Kleiner.

Chevreuil (Schiebt sie fort und sieht ebenfalls hindurch):

Teufel! —

(Bis in die Mitte des Zimmers zurück.) Mein Sohn!

Marion (sichert, hält sich die Schürze vor den Mund, um nicht
laut zu lachen).

(Kurze Pause.)

Chevreuil (erst ernst, lächelt dann auch, mit graziösem Selbst-
bewußtsein):

Er hat das edle Blut der von Chevreuil.

Es ist sein erster Sieg. Und gleich mit seinen heißen, zarten
Händen

löst er Ninon's Korsett. O das ist groß!

(Zu Marion):

Doch lassen wir ihn ruhig sich vollenden.

Von diesen köstlichen Minuten will
sein Vater ihm nicht eine rauben.

Doch dann —

dann will ich prüfen, ob er Ninon's wert,
ob er schon weiß,

wie man den Leib der Königin genießt.

(Er macht vor Marion eine galante Verbeugung und reicht ihr
den Arm, im langsamen Abgehen):

Käselein, nun zeige du dich würdig für den Vater
selds eines Sohnes.

(Beide ab.)

(Kurze Pause.)

Ninon (kommt von links, in elegantem Nègligé):

Marion! Hier sprach doch jemand!

(Kuft zum Flur hinaus) Marion, Marion!

(Schlägt die Thür zu.) Natürlich wieder fort mit einem Schatz.

(Wirft sich auf einen Divan, rechts vorn, und reckt sich.)

O Liebe, Liebe, Liebe, alles Liebe!

Camille (kommt hastig ebenfalls von links, sieht sich nervös um):

Den Vorhang zu!

Dies müde Licht des kranken Tags, der stirbt.

Halb schon verwest.

(Er reißt den Vorhang zu, kommt dann hinunter ins Zimmer.)

Parfüms und Blumen! — Und die rote Lampe!

Sie helle freundlich unser buntes Reich.

(Ninon hat die Lampe angesteckt, die neben dem Divan steht,

nun läßt sich Camille ihr zu Füßen auf den Teppich nieder,

järtlich seinen Kopf an ihren Arm legend.)

Camille:

O Ninon, Ninon, wie ist mir die Welt nun gut.

Vorbei alle Not. Ich werde bei dir wieder fromm.

Wächte ewig so deine Hände halten

und schweigen und beten.

Ninon (schonend-freundlich):

Das wär doch ein bißchen langweilig auf die Dauer,

mein Lieber.

Camille (steht auf und neigt sich über sie):

Dich hat mir sicher das Geschick bestimmt,

dich ganz allein.

Mit Fäden glühend unsichtbar zog's mich zu dir.

Ninon (lacht hell):

Mit Fäden? Dann saß ich wohl als dicke, dicke Spinne

in einem ungeheuren Netz. Mit Fäden!

Jungchen, was bist du doch noch dumm.

Camille (ganz ernsthaft-eifrig):

Wahrhaftig, Ninon, du hast mich erlöst.

Nun ruht zum erstenmal still-selig mein Lebensschiff.

O du! (Legt den Kopf an sie.)

Ninon (ihn streichelnd):

Kleines sentimentales Schwärmerchen.

Und doch bist du zu nett. —

Wie findest du meine Schuhe, gold und rot.

Camille:

Ich sehe nur die nackten, weißen Füße.

Ninon, wie bist du unsinnig schön!!

Als ich zum erstenmal dich traf,
war ich ganz krank vor Glück,
nur zitternd fühlst ich ewig deinen Leib.
Im dunklen Sturme meiner Jugend schienen immer mir
durch Nacht und Grauen: zwei rosa Brüste:
Leuchttürme einer großen Seligkeit.

Ninon:

Camille, nun werde bald ein Mann.
Der Duft aus meinem Haar
ist mehr als Inbrunst innigster Gebete
und meine Hüften sind mehr als Kirchen.

Camille:

O Liebe, ich bin matt vor Süßigkeit. —

(Er sinkt vor ihr nieder.)

Mein Kopf ist leer und selig-müde drehn sich alle Nerven
um Fleisch und Schönheit.

Ninon:

Träumer, Schläfer, kleines Zuckermaul.

Nun setz dich her und laß dich lieben, komm.

Camille (leise-glücklich):

Ninon, Ninon, Ninon!

Marion (tritt ein):

Madame!

Ninon (läßt Camille los und dreht sich um):

Was ist, Marion?

Marion:

Herr von Chevreuil.

Camille (fährt zusammen).

Ninon (ruhig lächelnd):

Ich laß ihn bitten.

(Marion ab.)

Camille (springt auf):

Mein Vater, wenn der mich hier sieht,

Ninon, bei dir. (Er will dem Mädchen nach.)

Ninon (richtet sich auf):

Halt, Bürschchen.

Kußt du dich meiner schämen, Undankbarer.

Camille (ihre Hand fassend):

Mein, Liebste . . .

Doch was wird er sagen, er ahnt doch nichts.

Ninon (lächelnd):

In der Gefahr zeigt sich der echte Ritter.

Camille (steht sichtlich gepeinigt da).

Marion (bringt Leuchter mit brennenden Kerzen, gleich hinter ihr)

Chevreuil (er tritt ein und macht eine galante Verbeugung):

Madame! (Küßt Ninon die Hand.)

(Er begrüßt Camille ganz ohne Verwunderung, dieser steht komisch=erstaunt=verlegen.)

(Marion ab.)

Ninon (zu Chevreuil):

Nun, was gibt es, Freund?

Chevreuil (holt ein Flakon aus der Rocktasche):

Heut bring ich dir ein Fläschchen Schönheitswasser
aus Südamerika.

Man macht es aus den Schnäbeln junger Kolibris,
die dort im Urwald ihre Nester bau'n.

Einmal damit die Arme eingerieben und alles duftet
wie in Armidas Zaubergärten.

(Er überreicht es, sie dankt, dann ganz beiläufig.)

Doch du hast Besuch?

Ninon:

Mein jüngster Freund.

Chevreuil:

Ah, ein Rekrut der Garde.

(Mustert ihn.)

Ja, man wird bleich in der Campagne,

Wenn so die ersten Küsse fallen.

Camille (feurig vortretend):

Ich liebe Ninon!

Chevreuil:

Wer liebt sie nicht?

Paris liebt Ninon, Ninon liebt die Welt.

Camille (pathetisch):

Auch du, Vater?

Chevreuil:

Hältst du mich denn für einen Eskimo?

Camille (zur Seite tretend, halb für sich):

O! In welchen Abgrund schaue ich von Unnatur und Sünde.

Vater und Sohn dasselbe Weib.

O meine Mutter!

Du siehst nun wohl herab aus reinen Wolken

und Tränen füllen deine Engelsaugen.

Chevreuil:

— Sehr unwahrscheinlich. (Zu Ninon) Aber schön gesagt.

Ninon:

Camille, ich bin dir nun wohl eine große

Verbrecherin?

Camille (immer unruhig auf- und abgehend):

Nein, nicht du, Ninon. Aber dieser!

Er hat den Namen Mutter mir besudelt

und wie ein Raubtier nimmt er nun auch dich.

Chevreuil (halb erzürnt, halb lächelnd zu Ninon):

Da heißt's denn überlegen, was man ist:

Schakal und Wolf, Hyäne oder Tiger.

Ninon:

Ei diese Kinder! Fast bereu ich's jetzt,

daß ich den Kleinen so verzogen.

Camille, nun sei vernünftig.

Camille (noch immer herumtobend):

Die Ehre gilt mir mehr als die Vernunft!

(Zieht seinen Degen.)

Wie sichs geziemt für Edelleute,

so sechten wir die Sache aus.

Nur einer kann die Herrliche besitzen,

dem Sieger fällt sie zu.

Chevreuil (hat parodistisch-komisch auch seinen Degen gezogen).

Ninon:

Recht liebenswürdig. Wie sich die Straßenjungen

um eine saftige Kirsche zanken.

Mein, meine Herr'n, bei mir herrscht nur der Geist,

und Sieger bleibt, wer daraus Funken schlägt.

Gebt acht!

Ich lad euch beide vor ein Tribunal,
weil ihr den Frieden meines Heims gestört.
Ich selber will euch richten. Die Degen eingesteckt.
Nun hört! (Sie tun es.)

(Sie ist die Stufen der Nische hinaufgestiegen, feierlich:)
Kund und zu wissen. Im Namen der Königin.
Die Liebe springt, ein Quell, in kühlem Hain,
wenn draußen rings die Felder Blut verdorrt.
Da kommen dann die Menschen elend her
und tauchen unter in dem seligen Glück.

(Mit bedeutsamem Blick zu Camille:)

Und gütig wandern sie und fröhlich weiter.
Die Liebe ist frei wie der Sonnenschein
und alles, was in ihrem Atem glibert,
fühlt sich verwandt und hat sich wieder lieb.
Darum, ihr Männer, sollt ihr dankbar sein
— in dieser gnadenreichen Zeit der Lust —
wenn Frauen euch in ihre Arme nehmen.
Da stirbt der Haß und nur die Freude lebt
und alles eint der heilige Genuß!

Darum nun, hier, Baron Chevreuil und du Camille, sein Sohn,
ihr Liebesfrevler, ihr Degenschwinger,
sollt ihr zur Buße unsre Göttin ehren,
damit sie euch — in mir — vielleicht verzeiht.

Nun auf zum Wettkampf, spornet eure Seelen.

Chevreuil:

Und was, o Liebesfürstin, ist der Preis?

Ninon:

Ein Kuß für jedes feine Wort.

Doch wer nur einmal Unvollkommenes sagt,
der tritt zurück und darf für heut sich schämen.

Also beginnt.

(Sie rückt einen Lehnstuhl an den Rand der Nische, setzt sich hinein und nimmt eine Schreibrtafel zur Hand. Chevreuil und Camille stehen rechts und links unten. Pause. Sie winkt.)

Camille, mein Troubadour.

Camille (erü zögernd, dann immer feuriger):

Die Liebe ist ein süßer, kleiner Engel,
der mir mit einem goldnen Flammenpfeil
das Herz durchbohrt hat . . .
so ungeheuer auch die Schmerzen sind,
so ungeheuer ist die Seligkeit.

(Ninon winkt ihm zu und macht einen Strich auf der Tafel.)

Echvreuil:

Doch nicht für ewig brennt die Purpurnunde,
Cyrus zieht den spitzigen Pfeil heraus
und schnelle Heilung bringt ein roter Mund . . .
und war schon wundervoll die heiße Qual,
viel wundervoller ist der Balsam doch.

(Er verbeugt sich vor Ninon, diese nickt und schreibt an.)

Camille (nun schon kühner):

Die Liebe ist ein hohes, nacktes Weib,
dem marmorweiß die Götterglieder leuchten:
ich lege vor ihr alle Rosen nieder,
die hohen Palmen und das Lorbeerblatt.

Echvreuil: (Ninon nickt und notiert.)

Doch ist sie auch aus weichem Porzellan
Hellrot bemalt und blau, nach Schäfersitte.
Und thront die andre streng im Sonnenlicht,
schleicht diese zärtlich zu dir wie der Mond.

Ninon: (Ninon nickt lieblich und schreibt.)

Brav, meine Herr'n.

Die Göttin dankt, die himmlische.

(Fast mädchenhaft — verschämt.)

Nun aber, bitt ich euch, sprecht auch ein wenig von mir.

Camille (sogleich begeistert, sich überstürzend):

O Ninon, Ninon — — —

O — deine Strümpfe, deine seidenen! — O!

O deine Strümpfe

Ninon: (Er kann nicht weiter.)

Sonst nichts. Das ist nicht grade viel.

(Schelmisch.) Doch seh ich, daß er Großes dabei fühlt.

(Macht einen Strich.)

Chevreuil:

Ich singe von dem seligen Moment,
wenn Seide rauscht und hastig fällt,
wenn zitternd zarte Hände suchen
und schwellend findet Blut die Blut.

Ninon (droht ihm lächelnd mit dem Finger und macht langsam einen Strich).

Camille (in leidenschaftlichem Entzücken):

Und fromm in Unschuld küßt man sich gesund
und wandelt wie im Traume durch die Welt
und alles ist ein stiller Blütenpark.
Wie atmet leicht der nackte Mensch.
Fürwahr, das Paradies ist wieder da!

(Ninon schreibt, ohne den Blick von ihm zu wenden.)

Chevreuil:

Schon aber hör ich ferne Ketten klirren,
schon aber hör ich schwere Riegel fallen
und greulich naht ein Untier: die Moral.

(Ninon nickt eifrig und schreibt an.)

Camille:

So jag ich ihm den Degen in den Bauch
und eklig dampft das faule Blut.

Ninon:

Heiße Camille, nun kehrt die Weisheit ein.

Chevreuil (fortfahrend):

Und Eigennuß bläht sich im Herzen auf
und möchte alles ganz allein genießen,
und Haß zeigt schon den bösen, giftigen Zahn.
Das Leben könnte schön und gütig sein,
doch wie das Tier zerfleischt man sich vor Neid.

Camille (senkt den Kopf).

Chevreuil:

Wir alle sind doch nur sehnsüchtige Kinder,
die Pflirsche und goldne Trauben wollen
und in der Sommernacht ein Harfenspiel.
Wir sind nur kurz auf diesem bunten Stern.
Drum wollen wir uns gern die Hände geben

und wie im Reigen durch das Leben gehn:
die Freude macht ja alle Menschen gleich.

(Streckt Camille die Arme entgegen.)

Darum nicht Streit mehr um ein Frauenband,
um blanke Zähne oder weißen Hals.

Ninon:

Bist du bekehrt nun, junger Freund?

Camille (eilt auf Chevreuil zu und umarmt ihn).

Ninon (zählt indes die Striche):

Baron Chevreuil 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10: 10 Küsse.

Camille 1, 2, 3, 4 10. Auch 10.

(Sie erhebt sich.)

Ihr seid gleich.

Chevreuil (lächelnd):

Und wann bezahlt Frau Königin die Schuld?

Ninon:

Ich lad euch in das Basenzimmer
heut nächstens zum Souper.

Camille (ihre Hand fassend):

O Ninon!

Chevreuil:

Ich aber gehe morgen in die Messe
zum Herzen Jesu.

Und vor der Silbermuttergottes, Brokat und Rosen

— wo lästern kleine Marmorengel lächeln —

bet ich für meines Sohnes liebe Seele.

Ninon (halb erstaunt, halb lächelnd):

Ihr glaubt daran, Baron?

Chevreuil:

Ich glaub an alles, was uns Freude macht.

Camille:

Nun auf zum Wein!

O Gott wie lieb ich dich.

Ninon (küßt ihn bewegt auf die Stirn):

Euch glücklich machen ist mein schönstes Glück.

Nun kommt. (Sie reicht beiden den Arm.)

Camille:

O Ninon!

Die Liebe ist ein Altar — und ist ein trunknes Fest.

Chevreuil (im Abgehen):

Sie ist ein Spiel — und ist der Sinn der Welt.

(Als sie die Tür nach dem Flur erreichen, fällt der Vorhang.)



Klassiker der Musik / von Paul Zschorlich*

Das Leben ist weder Zweck noch Mittel. Das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrten Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution.

Heinrich Heine in seiner Abhandlung „Verschiedenartige Geschichtsauffassung“.

Es gibt zeitliche Grenzen für unser Kunstempfinden. Was einer Generation des 18. Jahrhunderts ganz geläufig war, kann einer aus dem 20. Jahrhundert unverständlich erscheinen. Die Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel wechseln. Und infolgedessen auch die sinnlichen Eindrücke.

Also gibt es auch keine ewig gültigen Gesetze. Denn wie wollte man gesetzlich ein für allemal festlegen können, was heute anders als in hundert Jahren empfunden wird? Und da es keine ewig gültigen Gesetze gibt, gibt es auch keine Klassiker.

Der Begriff des Klassischen ist eine Schulweisheit, aber keine Lebenswahrheit. Racine und Corneille galten lange Zeit in ganz Europa als Klassiker. Heute nennen wir sie ironisch Pseudoklassiker. Sophokles, Aeschylus, Euripides, Homer, Vergil, Dvid, Lessing, Klopstock, Schiller, Goethe gelten als Klassiker. Sie führen diesen Ehrentitel wie ein hoher Beamter den Titel Geheimrat führt, auch wenn er ein notorischer Schwäger ist, oder wie ein König sich „von Gottes Gnaden“ dünkt, auch wenn ihm die Lustfeuche den Verstand angefressen.

* Trotz vielfacher Differenzen zwischen Zschorlich und meiner Auffassung glaube ich mich doch verpflichtet, den Lesern der „Funken“ einen Begriff von den Anschauungen des Verfassers der „Mozartheuscherei“ zu geben. D. H.

Es gibt keine Klassiker. Es gibt nur Meister und Muster. Und es ist jeder Generation auf Erden freigestellt, wen sie als Meister erklären und was sie als Muster betrachten will. Gilt ein berühmter Mann Generationen hintereinander als Meister, nun gut. Darum braucht er noch lange nicht Klassiker zu sein. Der Klassiker ist der Unübertreffliche, der schlechterdings Unerreichbare, der Vollender. Er steht fast im Geruch der Heiligkeit. Und er wird den Menschen um so heiliger, je älter sein Ruf ist. Er gilt ihnen als unerreichbares Muster selbst dann noch, wenn sie kaum seine Werke kennen. Das ist die mächtige Suggestion des großen Namens. An die Klassiker glauben, heißt an die Vergangenheit glauben. Wären wir mit dem Herzen auf der Seite der Klassiker und nicht nur mit dem Munde, so würde jeder Fortschritt in der Kunst als ein Schritt, der neuen Zielen entgegengeht, von vornherein verdammt sein.

Es muß demnach als ein geradezu frevelhaftes Beginnen erscheinen, die Klassiker als die Träger der Zukunft anzupreisen. Ganz anders ist es mit denen bestellt, die wir als Meister und Muster verehren.

Ein jeder Meister kann übertroffen werden. Das ist menschlich. Ein jedes Muster ist nur so lange Muster, als es unserem Empfinden als solches erscheint. Ein Klassiker muß ein Meister sein, ein Meister ist aber noch lange kein Klassiker. Er wird nicht zum Heiligen, sondern er bleibt Mensch. Diesen mittelalterlichen Heiligenschein aus den Köpfen zu treiben, darauf kommt es an. Der Klassiker ist eine erstarrte Größe, der Meister ist eine lebendige Kraft. Denn er gilt uns nur so lange als unübertrefflich, bis eines Tages einer kommt, der ihn dennoch übertrifft. Er bleibt dann noch Meister für uns, aber er kann nicht mehr Muster sein, da sein Können ja übertroffen ist. Er rückt ab von unserem Herzen, und die leidenschaftliche Liebe geht in ein mehr platonisches Verhältnis über. Jetzt tritt die Pietät in ihre Rechte. Wir verehren den Meister, weil er seinerzeit als unübertrefflich gegolten, weil wir in ihm den vollendeten Repräsentanten einer vergangenen Zeit sehen und weil unsere Meister undenkbar wären ohne ihn. Wir hätten uns aber, ihn einen Klassiker zu nennen, weil wir damit eine Unwahrheit aussprechen würden. Denn ein Klassiker ist er nicht für uns. Er ist ja nicht einmal mehr unser Meister. „Das Leben ist ein Recht, und es will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit.“

Betrachten wir unser Verhältnis zu Johann Sebastian Bach. Auch er steht unserm Empfinden so fern, daß alle Versuche, ihn dem Volke nahezubringen, völlig aussichtslos sind. Mit Recht hat Dr. Walter Niemann in mehreren Artikeln der „Signale für die musikalische Welt“ im Jahre 1904 (Heft 44 bis 48) darauf hingewiesen, daß die Musikgelehrten sich dem unheilvollen Irrtum hingeben, ihre Versuche, die Musik früherer Zeiten zu erschließen, seien von allgemeiner Bedeutung und könnten Einfluß auf das praktische Musikleben gewinnen. Niemann macht darauf aufmerksam, daß unsere praktischen Musiker noch lange nicht so weit seien, die von neuem erschlossenen Schätze an alter Musik sitgerecht für die Praxis einzurichten und in Konzerten vorzuführen. Aber als ein- und gleichzeitiger Historiker gibt auch er sich dem unheilvollen (und anscheinend unheilbaren) Irrtum hin, das eine praktische Pflege der alten Musik möglich sei, sobald man erst alle Vorarbeit geleistet habe. Wie die meisten Historiker (wenigstens die Musikhistoriker) hat auch Niemann den Zusammenhang mit der lebendigen Gegenwart verloren. Seit Jahren mühen sich diese gelehrten Leute ab und wollen nicht begreifen, daß zu keiner Zeit in der Welt die Kunstentwicklung von den Forderungen der Gelehrten abhängig war. Sie bilden eine Partei ohne jeglichen praktischen Einfluß, und es ist ausgeschlossen, daß sie jemals ihre Sonderbestrebungen verwirklicht sehen. Dafür sorgt schon das Volk selbst. Sie erinnern mich lebhaft an die Gelehrten des Mittelalters, die noch in grimmigem Streit darüber lagen, ob es acht, zwölf oder fünfzehn Tonsgeschlechter gebe, während unsere Pfeifer und Geiger auf den Straßen, wie Glareanus bezeugt, schon längst ihre Dur- und Mollskala hatten. „Und rings umher liegt schöne grüne Weide.“

Diese Historiker m. p. H. (mit praktischen Hintergedanken) können um so weniger auf praktische Erfolge rechnen, als sie über die Ausführung alter Musik untereinander im Streit liegen. Die einen dulden unter keinen Umständen, daß an dem überlieferten Notenmaterial etwas geändert werde, sie perhorreszieren alle dynamischen Bezeichnungen und Phrasierungen und bekreuzigen sich vor jeder harmonischen oder instrumentalen Fällung. Die andern hingegen geben offen zu, daß eine Wiederbelebung alter Musik nur dann von Erfolg sein könne, wenn sie wenigstens einigermaßen dem Empfinden der Gegenwart entgegenkomme, und sie halten vor allem instrumentale Zusätze und Veränderungen für unerläßlich. Gegenüber solchem Zwiespalt sind auch die gutgemeinten Ver-

suche der „Internationalen Musikgesellschaft“ völlig wertlos, und Niemann gibt unumwunden zu, daß die von ihr veranstalteten Abende von praktischen Musikern fast gar nicht besucht werden. Wenn aber sogar die ausübenden Musiker von diesem historischen Musikempfinden nichts wissen wollen, so kann ein jeder selber seine Schlüsse auf die Stellung des Publikums zu dieser Frage ziehen.

Ebenso wenig wie die „Internationale Musikgesellschaft“ hat die „Neue Bachgesellschaft“ erreicht, die im Jahre 1900 zu dem ausdrücklichen Zweck gegründet wurde, das praktische Musikleben zu beeinflussen. Sie veranstaltete zwei Bachfeste bisher. Damit erzielte sie, daß derjenige Teil des Publikums, der ein inneres Verhältnis zu Bach hat, sich an drei Tagen zu gemeinsamem Genießen zusammensand. Daß eine Anzahl Leute rein aus Neugier und um des sensationellen Charakters der Veranstaltung willen die Konzerte besuchen würden, war voraussehen. Nur soll man sich nicht dem verhängnisvollen Irrtum hingeben, als ob diese fünfhundert Besucher nun ihrerseits für Bach werben würden. Und es grenzt nahezu an Fälschung, wenn behauptet wird, Bach sei bereits im deutschen Volke lebendig. Man braucht sich nur die einfache Tatsache zu vergegenwärtigen, daß von Bachs 213 Kantaten kaum ein Duzend weiteren Kreisen bekannt sind, um die Unhaltbarkeit solcher Anschauungen zu erweisen. Es gibt denn auch Verehrer Bachs, die unumwunden zugeben, daß die Bachpflege nicht die Erfolge zeitigt, die man erhoffen zu dürfen glaubte. Dr. Karl Grunsky führt diese Erfolglosigkeit* auf den Mangel an zurechtweisenden Schriften zurück, er klagt ferner darüber, daß die Kritik der Tagespresse den Bachschen Werken viel zu wenig Interesse entgegenbringe. Meines Erachtens verspricht sich Grunsky von der literarischen Propaganda zu viel. Durch Belehrung kann kein Volksempfinden erzeugt werden. Und käme es dazu, daß eine solche systematische Bearbeitung hie und da einen praktischen Erfolg zeitigte, so hätte man es doch nur mit einer Art künstlicher Atmung zu tun. Was aber den Standpunkt der Kritik angeht, so wird sich durchweg der Unterschied zeigen zwischen Kritikern, die das Volksempfinden der Gegenwart verstehen, und solchen, die es nicht verstehen. Der eigensinnige Musikhistoriker wird für Bach unter allen Umständen eintreten, der Kritiker aber, der dem Fortschritt zugetan ist, wird es schon deshalb nicht tun, weil er ganz genau weiß, daß die Bachsche Kunst dem Empfinden unsrer Zeit widerstrebt.

* In der „Musik“, Jahrgang III, Heft 14, S. 96.

Mein. Bach ist nicht mehr lebendig unter uns. Und alle Versuche, ihn lebendig zu machen, scheitern am Willen des Volkes, dem das maßgebende und entscheidende Endurteil in allen Kunstfragen von jeher vorbehalten war. Mit dankenswerter Offenheit hat Karl Klindworth, der seit sechzig Jahren für Bach eintritt, an seinem Lebensabend ausgerufen: „Vortrefflich, wenn es gelänge, den Geist und das Wesen Bachs zu neuem, einflussreichem Leben zu erwecken!“ Ja, wenn es gelänge! In diesem sehnsüchtigen Ausruf eines Greises liegt das Geständnis eingeschlossen, daß es bisher noch nicht gelungen. Und ebenso offen sprach sich gelegentlich der Bachfeier im Jahre 1905 Detlev von Liliencron aus mit den Worten: „Bachs Stern ist im Wachsen, sicher. Aber nicht fürs Volk, das ihn nie gekannt hat und nie kennen wird. Das Volk liebt ‚D Susanna‘, die ‚schöne Vertha‘ und ‚der Hauptmann mit dem Schnurrbart‘. Und das ist gut so. Man denke sich die vielen Millionen Sonntagsausflügler Bach singend. Ein gräßlicher Gedanke.“ Ich setze schließlich das Geständnis eines Mannes hierher, der in seiner Eigenschaft als Leiter eines großstädtischen Gesangsvereins mehr für Bach tun kann als irgend ein Gelehrter in trockenen Abhandlungen. Professor Georg Schumann, der Leiter der Berliner Singakademie, bekennt: „Die Bewegung, die nun seit Mendelssohn im Gange ist und die in den letzten Jahren wieder von neuem kräftig eingesetzt hat, ist im Grunde genommen doch nur über wenig Werke hinausgekommen.“ Schumann weist darauf hin, daß in vielen Städten überhaupt noch keine Bachsche Kantate erklingen ist, daß dem Publikum Bachs Orgelwerke unverständlich seien und daß Bach mit einem Worte alles andere als populär sei.

Solche Bekenntnisse berühren angenehm. Sie beweisen, daß man bei aller Verehrung für die historische Musik einen offenen Blick für den gegenwärtigen Stand der Dinge sich bewahren kann und daß die Begeisterung für einen Meister, der nicht sterben darf und nicht leben kann, nicht notwendigerweise zu Unwahrheiten führen muß.

Weniger stark an Zahl, aber darum nicht weniger eifrig sind die Glückschwärmer. Diese modernen Glückisten wollen die völlig veraltete Bühnenmusik Glücks von neuem auf der deutschen Bühne lebendig machen. Ihr Bemühen ist ebenfalls vergeblich. Richard Wagner hat ja bereits seine ganze Kraft für die „Iphigenie in Aulis“ eingesetzt. Er selbst berichtet darüber, daß die Oper in Dresden den „am wenigsten affektierten“ Erfolg unter allen Glückschen Opern errungen habe.

Aus diesen Worten ergibt sich mit Deutlichkeit, daß der Erfolg Gluckscher Werke vor mehr als fünfzig Jahren bereits ein vorwiegend affektierter war. Um wieviel mehr mußte er es zu unseren Zeiten sein! Also selbst ein Wagner hatte wenig Glück mit Glück. Übrigens bezeugt Richard Heuberger,* daß bei der Wiener Aufführung des Werkes im Jahre 1894 die von Wagner am kräftigsten retuschierten Stellen am tiefsten wirkten. Für Glück gilt ganz dasselbe wie für Bach. Auch er ist veraltet. Und mit Recht bemerkt Hermann Kresschmar in einem Aufsatz „Zum Verständnis Glucks“,** daß gerade in der Musik Mittel und Formen des Ausdrucks schnell wechseln und daß schon der zweiten Generation der Boden und die äußere Bestimmung von Kompositionen ganz fremd sein könne, die das Entzücken der Vorfahren gebildet. Leider zieht der Historiker Kresschmar aber nicht die nötigen Konsequenzen aus dieser Erkenntnis.

Die Erfahrung, die wir mit Bach und Glück machen, bleibt uns bei keinem der Meister erspart, die wir als Klassiker zu bezeichnen pflegen. Die Messiasde eines Klopstock galt lange Zeit als ein klassisches Werk, Lessings „Minna von Barnhelm“ gilt manchen heute noch dafür, Schillers Dramen führen diesen Ehrentitel und selbst Goethes „Wahlverwandtschaften“ werden von den einen so bezeichnet, während sie den andern lediglich noch als Schlafmittel dienen. Wenn ein Drama von Schiller gegeben wird, dann ist das Theater bis in den letzten Rang angefüllt mit Bachfischen und Jünglingen. Pensionate und Schulklassen nehmen auf den Siben Platz, die von den Erwachsenen nicht begehrt werden. Ein Heine erhält trotz aller Anstrengungen seiner zahlreichen Verehrer nicht das Patent der Klassizität, weil ihm persönlich der Heiligenschein nicht stehen würde. Ein Hebbel braucht nur verkannt zu sterben, um es für einige Zeit zu gewinnen. Ein Grillparzer, dem das Volk wie die Gebildeten in weitem Bogen aus dem Wege gehen, wird ohne Besinnen in die Klassikerphalanx eingereiht. Überall begegnen wir dem seltsamen Mißverhältnis, daß ein Klassiker um so höher gepriesen wird, je weniger er unser Leben beeinflußt, und man könnte versucht sein, das markanteste Kennzeichen der Klassizität darin zu sehen, daß sie von solchen Werken und Meistern behauptet wird, deren Beziehungen zum Kunstleben der Gegenwart weder erkennbar noch vorhanden sind.

* Vgl. auch Richard Heuberger's treffende Bemerkungen in seinem Buche „Im Foyer“ (Hermann Seemann Nachf., Leipzig 1901), S. 167 ff.

** Im Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1903, S. 63.

Aus diesem Widerspruch zwischen Ansehen und Einfluß ergibt sich die Unhaltbarkeit des Begriffes der Klassizität von selbst. Ein Klassiker, der das Kunstleben nicht beeinflusst, ist kein Klassiker.

Es besteht keine Veranlassung, Mozart, der fraglos zu den Klassikern gezählt wird, eine Sonderstellung einzuräumen. Auch von ihm gilt, was von allen Klassikern gilt: sein Einfluß auf das Kunstleben der Gegenwart steht in gar keinem Verhältnis zu der Verehrung, die er genießt. Da andererseits an seiner relativen Meisterschaft unmöglich gezweifelt werden kann und auch von mir durchaus nicht gezweifelt wird, so bleibt der vorhandene Widerspruch einzig und allein an dem Begriff des Klassischen haften. Dieser Begriff erweist sich als ein Schulbegriff, der das Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht nur falsch ausdrückt, sondern geradezu auf den Kopf stellt. Es wird, mein' ich, nachgerade Zeit, daß wir diesen Zopf abschneiden, der da so phlegmatisch in unser Jahrhundert hereinbaumelt.

Es gibt keine Klassiker. Also ist auch Mozart kein Klassiker, aber ein Meister ist er. Und ein Muster war er seiner Zeit. Wer das leugnen wollte, mit dem ist wirklich nicht zu reden. Ich glaube, darin sind wir alle einig, daß Mozart einer der bedeutendsten Tonkünstler war, die unser Volk hervorgebracht hat.

Es wäre absurd, daran zu zweifeln.



Kontrollversammlungsfreuden / von Stefan Grimmer

Zahnschmerzen sind gewiß was Unangenehmes, aber ich behaupte, wer nie welche gehabt hat, der weiß nicht, wie schön das Leben ist, wenn man keine mehr hat. Von Zeit zu Zeit sind Zahnschmerzen darum notwendig, um unsre Lebensfreude wieder aufzufrischen. Dieselbe Wirkung übt die militärische Dienstzeit auf uns aus.

Wenn der Musketier nach zwei Jahren die Kaserne verläßt, die Stätte härtesten Zwangs, vielfacher Demütigung,

dann klingt das Lied „Es lebe der Reservemann“ mächtiger als die stürmischste Freiheitshymne. Dann leuchtet die Sonne herrlicher, lacht blauer des Himmels Bläue, und das erste Glas Bier, in Freiheit getrunken, schmeckt besser als der feinste Champagner demjenigen, der es nie anders kannte.

Die Übungen der Reserve und Landwehr bedeuten mehr oder weniger kräftige Wiederholungen dieses Zwanges und dieser köstlichen Befreiung. Damit aber der Staatsbürger normalen Körperbaus jene lebensbejahende Philosophie unter dem ewigen Gleichmaß seiner Tage nicht vergißt, zu dem Zweck sind die Kontrollversammlungen eingerichtet.

Halbjährlich, im April und im November, findet die große Inventur des Kanonensutterbestandes statt. Für die Berliner Kontrollbezirke draußen auf dem Tempelhoferfeld auf dem Kasernenhof des Bezirkskommandos.

Ohne Zweifel gibt es praktischere, für Kontrollierende und Kontrollierte einfachere und bequemere Methoden, sich einer richtigen Registratur des Armeereservebestandes zu vergewissern. Die heutige hatte ihre Berechtigung vielleicht zu einer Zeit, wo die polizeiliche Beaufsichtigung des Staatsbürgers noch nicht so prompt durchgeführt war wie jetzt. Die schriftliche zu einem bestimmten Termin anberaumte Meldung würde denselben Zweck erfüllen. Ihre Unterlassung könnte ebensogut wie heute die Unterlassung der mündlichen Meldung mit Hilfe der Polizeiorgane zur Ahndung gezogen werden. In den wenigen Fällen aber, wo die Polizeikontrolle versagt, würde die militärische erst recht versagen. Der Aufenthalt eines Fahnenflüchtigen wird niemals zuerst von den Militärbehörden, sondern stets von der Polizei ermittelt.

Man höre nur einmal, wie diese Tausende und Abertausende reden, wenn sie sich wie das liebe Vieh vor den Mauern des Kasernenhofes zusammendrängen oder wie von Hunden geheßt über das Feld gejagt kommen, aus Angst, sich zu verspäten, Arbeiter, die um einen Tagelohn kommen, Geschäftsleute, die zu Hause unentbehrlich sind und durch ihre Abwesenheit vom Beschaft Schaden erleiden. Liebe erntet die Militärbehörde für die unpraktische Betätigung ihres Interesses an der Re-

servemannschaft sicher nicht. Allenfalls, daß man bei Beamten, die durch die Kontrollversammlung von ein paar Dienststunden befreit und nicht geschädigt sind, ein stumpfsinnig behagliches Gedenken der aktiven Militärzeit bemerken kann.

Aber sonst ist die allgemeine Stimmung: Zahnschmerz! Man tritt von einem Bein aufs andere, bei schlechtem, naßkaltem Wetter ist es schon mehr ein Trampeln, dem man anmerkt, daß es der ganzen überflüssigen Institution gilt.

Wenn die Abteilungen dann um ihre Buchstabenfahne versammelt sind, beginnt das Soldatenspielen.

Die Leute in Pelz und Zylinder, die Straßenbahner und Postbeamten in ihren Berufsuniformen, die Feuerwehrmänner mit dem Beil an der Seite, die Brauer in Kanonentiefeln und Sammetkittel, der Arbeiter im Arbeitsgewand — sie sind laut Verlesung des Kriegsgesetzes an diesem Tage Soldaten, stehen unter den Kriegsgesetzen.

Außerlich dokumentiert sich diese Wandlung freilich nur dadurch, daß jeder, der einen Stock oder einen Schirm bei sich hat, gezwungen ist, sie fortzulegen. Warum? Hat man etwa die Möglichkeit einer Revolte im Auge und will man den Revolutionären die Waffe nehmen?

Man könnte zu dieser Annahme geneigt sein, wenn man bald darauf folgenden Passus verlesen hört: Die Betätigung revolutionärer und sozialdemokratischer Gesinnung ist am Tage der Kontrollversammlung aufs strengste verboten und wird nach den Militärgesetzen bestraft.

Dieses Rudiment des Sozialistengesetzes erweckt in seiner Dymnastie geradezu Mitleid. Überflüssig lange, aber im höchsten Fall doch nur zwei Stunden bleiben die „Mannschaften“ im Bereich des Militärs. Aber die Behörde will ihnen noch zwölf Stunden länger den Mund verbieten.

Eine Kontrolle darüber ist natürlich nicht möglich, und die Bestrafungen, die etwa vorgekommen sind, sind sicher nur auf Grund niedrigster Denunziation möglich gewesen. Erreicht wird durch die Bestimmung also gar nichts weiter als eine Schürung des Hasses und der Abneigung gegen die mil-

türkischen Institutionen, die sicher der Militärfrömmigkeit nicht förderlich ist.

Das endlos lange Umherstehen, nur der Namensverlesung wegen, das Herunterleiern längst bekannter Bestimmungen, auf das kein Mensch mehr hört, das hat eben überhaupt keinen anderen Zweck als den, allen Beteiligten wieder einmal zu Gemüte zu führen, wie schön das Leben ist fern vom Kasernenhof, das Leben, in dem ein jeder wieder über sich selbst zu bestimmen hat, das Leben, in dem der Wille und nicht der blinde Gehorsam Trumpf ist.

Kontrollversammlungen sind Zahnschmerzen. Man freut sich seines Lebens doppelt, wenn sie vorüber sind.



Redaktionsbette

Hans Thoma, der wie sein Freund Henry Thode vielen guten Europäern nachgerade auf die Nerven fällt, hat sich in der ersten badischen Kammer über Kunst und Sittlichkeit egyptoriert. Er konstatiert mit Befriedigung, daß die Bildung in künstlerischen Dingen auf einem hohen Standpunkt steht und macht ein Geständnis, von dem er selbst vermutet, man würde es ihm übelnehmen: „Ich würde in Gerichtssachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Ärzte berufen als Sachverständige — die gehen vielleicht doch von andern Voraussetzungen aus, als die sind, um die es sich handelt. Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist, was sich schickt, doch noch das Richtigere treffen würde; wo das Volksgefühl ist und wer das hat, das ist freilich schwer zu sagen. Goethe hat gesagt: Willst du wissen, was sich schickt, so frag' bei edlen Frauen an.“ Ich meine etwa so: das Gefühl für Frauen, für unsere Mütter, Gattinnen, Schwestern, Töchter, das in unserem deutschen Volke hoffentlich immer lebendig bleiben wird, ist ein edles Gut. Dieses deutsche Volksgefühl meine ich, es wird wie kein anderes uns zu leiten vermögen, wenn wir urteilen sollen, was in Kunst und Leben sittlich und schicklich ist.“

Ausgerechnet Schriftsteller, Künstler und Ärzte auszuschließen, also Männer, von denen einige positive Kenntnis der ästhetischen und physiologischen Wir-

lung eines Literatur- oder Kunstprodukts von Verurs wegen zu erwarten ist, das ist in der Tat ein von Geist strogender Vorschlag. Vielleicht beschäftigt man, damit sie nicht zu kurz kommen, die Künstler bei der Begutachtung von Meierei-
produkten, Schriftsteller bei Nahrungsmittelfälschungsprozessen und die Ärzte als Sachverständige für Buchführung. Oder sollte zu solcher Funktion eine gewisse Sachkenntnis unentbehrlich sein? Die künstlerischen Wertungen, also die feinsten und schwierigsten die es gibt, sollen den deutschen Jungfrauen und Müttern ausgeantwortet werden. Ehe man das tut, sehe man sich die Sätze, in denen Thoma dem deutschen Gemüt gerecht zu werden sucht, einmal genau an. Wie unsicher, stümperig, nebelhaft sind da alle Formulierungen! Und dann betrachte man den Holzschnitt Thomas, den er Salome betitelt hat; da trägt ein urdeutsches Bauernmädchen auf einem Teller (jowohl!) ein Kohlhaupt mit der Grazie einer bairischen Viermamsell. Nach diesen zwei Blicken wird man belehrt sein, wozu Thoma fähig ist und wozu — nicht.



Die Kardinäle Dr. Kopp und Dr. Fischer wurden, wie der „Lokal-
anzeiger“ berichtete, am 25. Februar an der Kaiserlichen Galatafel geast, die protestantischen Spigen aber nicht. Das tränkte die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz“ tief, und sie klagte in Trauertönen über die Imparität. Die „Germania“, nicht faul, griff in den Streit ein und bemerkte, meines Erachtens ganz richtig, daß die Kardinäle als Fürsten rangieren. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ berichtete daraufhin die Meldung des „Lokalanzeigers“: Es hätten vier Stück protestantischer Würdenträger mitessen dürfen. Die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz“ schob nun die Verantwortung für den Bericht weit von sich; der „Lokalanzeiger“ habe in ganz verdächtiger Form so berichtet, wie sie es dargestellt habe. Seit ich dies las, verfolgt mich die Affäre Tag und Nacht. Wo haben die Herren Oberhofprediger D. Drvander, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats Ezz. Volgte, Oberkonsistorialrat von Kelber aus München und Oberhofprediger D. Ackermann aus Dresden an dem denkwürdigen Tage gegessen? Doch bei den Prinzen? Oder bei den Lakaien? Oder mußten sie am Ende ihren Hunger bei Wschinger stillen? Hätte ich gewußt, daß sie nichts hatten, wo sie ihre Sigapparate logieren konnten, ich hätte sie gern zu mir gebeten und ihnen, beim Genuß einer Schrippe, aus dem Neuen Testament vorgelesen, wie Christus unter den Sündern saß.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: R. Rief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Rosberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

GEORGE NEWNES, Ltd.,
 3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket & read by day, and at night. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with illustrations from a picture and title-page in each volume printed on Japanese vellum, and in a costly binding, they make reading a real pleasure.

Each 2 - set, 10s. 6d. net. 10s. 6d. net. 10s. 6d. net.

- | | |
|---|--|
| <p>Evlyn's Diary. Lamb's Works. The Vision of Dante. Pousnock's Novels. Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. Newburn's New England Romances. Thomson's Poems. Hours of Wordsworth. The Shorter Works of Walter Savage Landor. Kent's Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. March Pugh's Travels. — Russett's Early Italian Poets. Autobiography of Benjamin Franklin. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Newman's Odes. Translated by George Chapman. Aeneas's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. Selected Poems Works of Oliver Goldsmith. George Park's Travels. Herrick's Poems. The Novels of Laurence Sterne. Plays and Poems of Christopher Marlowe. The Faerie Queene. by Edmund Spenser. 2 Vols.</p> | <p>Letters of Horace Walpole. The Ingoldsby Legends. Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. Shakespeare. 3 Vols. Milton's Poems. Burns' Poems. Don Quixote. Baron's Works. Shelley's Poems. Pepys' Diary.</p> |
|---|--|

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about fifty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in colour. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. No. 82, net. **BOTTICELLI.** By Richard Dacey. By **JOHN RAYNOLD.** By A. A. Haldy. **CONSTABLE'S SKETCHES.** By Sir James G. Thompson, R. I. **VELASQUEZ.** By A. L. Haldy. **BOZZOLI.** By Hugh Roberts. **SAPRAEL.** By Edgworth Butler. **PAK DYCK.** By Hugh Roberts. **G. F. WATTS.** By Dr. K. Pommer. **TISSOT.** By Mrs. Arthur Bell. **PAOLO VERONESE.** By Mrs. Arthur Bell. **BURNE-JONES.** By Mrs. Arthur Bell. **METSU DE CALANNE.** By Mrs. Arthur Bell. **STRAK.** By Mrs. Arthur Bell. **FLORENCE LIPPI.** By P. J. Kennedy. **RYSBYLL.** By Edward Butler. **DEA ANDRICO.** By Edgworth Butler.

George Newnes, Ltd., London, W.C.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant.
GASTON GALMETTE
 INFORMATIONS:

LE FIGARO est destiné de manière à fournir une charge extrêmement importante, en France et à l'étranger, d'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedi.
 ooooooooooooooooooooooooooooo

FIVE O'CLOCK

Product la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements d'été.

Saarbach's News Exchange & Mainz

Garda-See
 der schönste und größte der italienischen Seen. a
 Eisenbahnlinie:
Malland-Venedig
 Malland-Desenzano
 3 Stunden
 Venedig-Desenzano
 3 Stunden

KATALOG. Illustriert mit über
5000 nützlich u. unentbehrlich Gegen-
ständen, hervor: Neuheiten in Stahl,
Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwesen
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Kleiner verschärfte solche un-
entgelt und franko zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Seltinge.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versand-Haus

empfiehlt seine, echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zahl- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter- u. Weihnachten
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zuwendung einer Probe- u. Honorarliste.

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

ersch. täglich zweimal

Inseritionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

THE SMART SET
A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
The Journal of Society
LONDON NEW-YORK
General-Vertreter: Saarbach's News Exchange, Mainz

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes - Choses du Jour - Fantaisies
Voyages - Théâtres - Musique - Modes

Un numéro tous les Samedis.

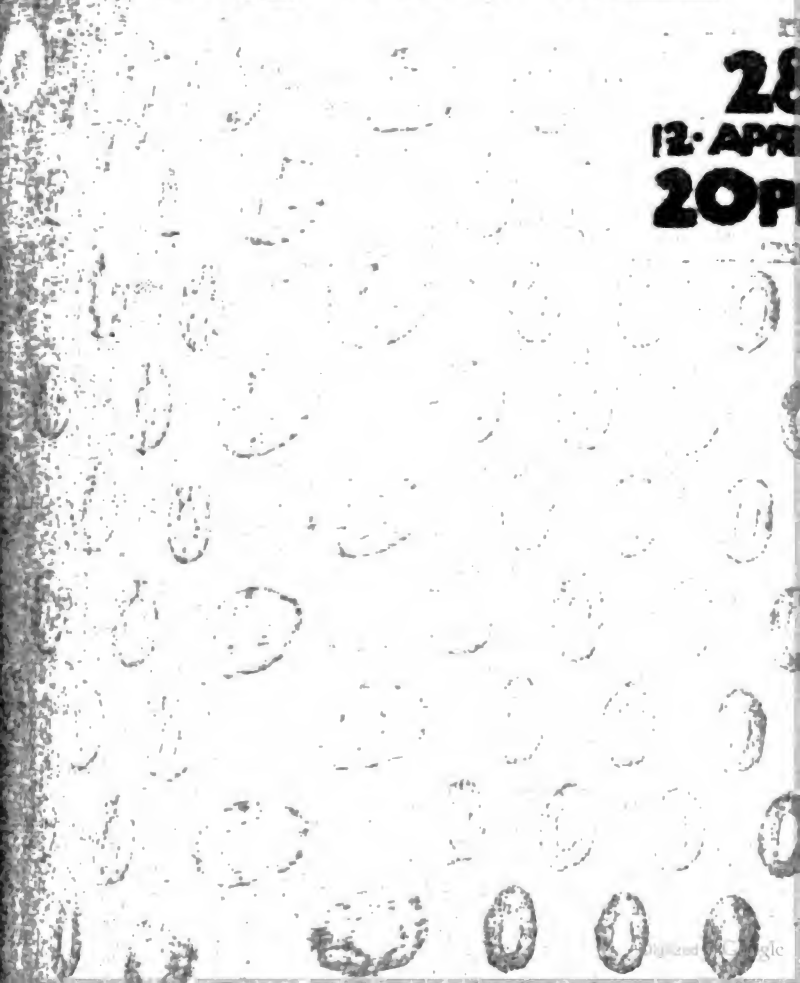
Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois
mois 9 fr. 60 - Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois

Représentés par: Saarbach's News Exchange, Mainz.

DIE

FUNKEN

28
12. APRIL
20P



I N H A L T:

| | |
|---|-----|
| Die blöde Masse | 849 |
| Die Tartüff-Prüfung / von Eduard Goldbeck | 854 |
| Giammarias List / von Adelaide Bernardini | 859 |
| Der Liberalismus / von Arnold Verls | 864 |
| Altwienerisches Jungfernkouplet / von Johann Antoni Stranigky (1711) | 870 |
| Nüchternes Gebet / von Konrad Weichberger | 872 |
| Redaktionsdecke | 873 |
| Umschlagzeichnung von Lucian Bernhard | |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen. ooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 152.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe. ooooooooooooooooooooo

Unverlangte Manuskripte, die der Redaktion zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheinen und denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt. Nur gegen Einsendung des Rückportos können unverlangte Arbeiten bei der Redaktion reklamiert werden. ooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Deelia-Saluzee, Bornstedterstr. 10. ooooooooooooooooooooooooooooo

Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, Nr. 10 Bornstedterstr. 10. Druck in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in Leipzig. Druck K. H. Meyer'sche Buchdruckerei, Leipzig.



Die blöde Masse

Es gibt Dinge, die wir einfach brauchen, mögen sie nun existieren oder nicht. Man hat gesagt, wenn es keinen Gott gäbe, müßte man einen erfinden; das Bedürfnis muß in der Tat dagewesen sein, denn man hat erfunden. Und wenn sich das Talent des Menschen so gut bewährte, als es galt, ein Objekt der Verehrung und Anbetung zu schaffen, warum sollte es dann versagen, wenn ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung gefunden werden soll? Jeder, der imstande ist, sich als isolierte Person zu setzen und den Genuß der eignen Besonderheit auszukosten, braucht einen Kollektivbegriff für alle, die ihm nicht gleichgeartet und daher unbequem sind. Er nennt sie die „Masse“. Das ist ein Ding, so schleimig, daß man es nicht fassen, so ungeheuer, daß man es nicht umgrenzen, so widerwärtig, daß man es kaum heut ansehen kann; ein stumpfes, brutales, ödres und blödes Ding, auf das wir alle - Angschätzung und jeden Ekelnamen häufen und unsern Adel mehr als einmal täglich ausleeren; alles Gewöhnliche, differenzierte, Kulturlose stopfen wir hinein in diesen einen

Menschen kann man nicht addieren wie Rechenpfennige. Es ist eine Tatsache, die wohl schon oft entdeckt, am prägnantesten aber von Maupassant in seinem intimsten Buche „Sur l'eau“ ausgeführt worden ist, daß bei jeder Anhäufung von Menschen ein Gemeinschaftsgefühl entsteht, das in seiner besondern Artung jedem einzelnen fremd ist, nichtsdestoweniger aber die gesammelte Masse beherrscht. Die Menge, die zu dem Fenster des Landpflegers ihr: „Kreuzige ihn“! hinauffreischte, bestand sicherlich in ihrer Mehrzahl aus den ehrsamsten Schustern und Philistern Jerusalems. In dieser fanatisierten und blindwütigen Masse war wohl kaum einer, den der Schmerz eines Hühnerauges nicht mehr interessiert hätte, als der Tod ihres Opfers; aber insgesamt hatten sie nur einen Wunsch und eine Leidenschaft: den Martertod Christi. Wer beurteilen kann, wie schwer es ist, einen einzigen Menschen zu überzeugen, könnte in die Meinung verfallen, daß kein Amt schwieriger sei als das des Predigers oder Demagogen, der mit dem Hauche seines Mundes tausend Seelen zugleich bewegt. Aber das ist ein Irrtum: wer zum Volke spricht, kann eher als jeder andre eine scharfe Argumentation sparen; er redet nicht zu dem kritischen Verstande des einzelnen Individuums, sondern zu dem gemeinschaftlichen Bewußtsein, das wie eine Dunstwolke über der Versammlung schwebt und, je größer diese ist, um so intensiver in jeden einzelnen Hörer eindringt und dessen Stirn umnebelt. Es ist sehr wohl möglich, daß die Instinkte der angehäuften Menschen sich umschlagen, daß Verehrung und Andacht sich in Haß und Wut verkehren und der eben vergötterte Prophet im Handumdrehen gesteinigt wird; es ist möglich, aber keineswegs so häufig, wie der ästhetisch veranlagte Mensch glaubt, dessen Auge für Kontrastwirkungen meist empfänglicher ist als für den gleichmäßigen Verlauf der Daseinerscheinungen.

Wenn es nun leichter ist, viele zu leiten als einzelne, so ist es auch leichter, sie zu zwingen. Sicherlich ist das Bewußtsein von der Freiheit und Unantastbarkeit der Person, wenn nicht bei den Behörden, so doch bei der Bevölkerung tief eingewurzelt. Ist es nun nicht auffällig, daß der irdische

Mensch, der mit einem Organ der öffentlichen Gewalt kollidiert, sich weit geneigter zur Renitenz zeigt, als eine Menschenmenge? Eine große Versammlung geht, wenn sie der Auflösung anheimfällt, in der Regel ruhig und friedlich auseinander; der einzelne Dickkopf, dem ein Schutzmann Vorschriften macht, mußt auf, tritt von einem Bein aufs andre, läßt sich schubsen und protestiert mit kräftiger Stimme, wenn er sich in seinen staatsbürgerlichen Rechten beeinträchtigt fühlt.

Man wird, wenn man die Anzahl der Soldatenmißhandlungen, die offenkundig werden, mit der Anzahl der fätlichen Widerstandes vergleicht, finden, daß diese merkwürdig gering ist. Angriffe, wie der des Musketier Gloy auf einen Offizier, sind durchaus selten. Das ist sicherlich nicht die Folge der Überlegung, daß Vergehen gegen die Subordination besonders hart bestraft werden; denn ein bis aufs Blut gereizter Mensch rechnet nicht mit ein paar Jahren mehr oder weniger. Aber die Anhäufung von Menschen in einer Kaserne, die Einreihung in die gleiche uniforme Masse, die große Eintönigkeit des militärischen Drills lassen den Soldaten vergessen, daß er als Person für sich existiert, die gehäufte Angst der vielen unterdrückt in jedem einzelnen den Mut zu Gewalttätigkeiten. Man nennt das Disziplin; aber man könnte es auch Massenhypnose oder Massenbesessenheit nennen. Dieser Effekt, der für die Brauchbarkeit einer Truppe durchaus notwendig sein mag, hat aber andererseits wieder die Wirkung, daß der Vorgesetzte den einzelnen nicht mehr aus der Masse zu trennen vermag, daß er ihn unterschätzt und demgemäß nicht so behandelt, wie die heut allgemeine und gewiß segensreiche Konvention über die persönliche Würde des Individuums es erfordert. So unbedingt ich für jeden Mißhandelten Partei ergreifen werde (denn gegenüber brutaler Gewalt sind wir alle solidarisch), so sicher ist es mir, daß keineswegs jeder wegen Mißhandlung verbestrafter Offizier oder Unteroffizier ein Scheusal ist. Das unvermeidliche System fordert zu solchen Übergriffen geradezu heraus, und es erfordert jahrelange und mühselige Schulung des zum Befehlen Berufenen, um ihm die Lust zum Mißbrauch seiner Gewalt abzutränieren.

In der „Neuen Rundschau“ erschien jüngst ein Roman von Otto Kung: „Der letzte Kampf“. (Ich gehöre zu den sonderbaren Schwärmern, die einem Kunstwerk den gleichen oder noch höheren dokumentarischen Wert zuerkennen wie einer Zeitungsnotiz.) Eine Szene spielt auf dem Kasernenhof. Der Leutnant Leo Clermont — übrigens ein Mensch, der kulturell mitzählt — läßt seine Leute in zwei Kreisen um den Hof herum Lauffschritt machen. Es ist Mittag, die Sonne brennt glühend herunter. Nur ein Takt ist hörbar, die Kreise schnurren um ihn herum mit der Gleichförmigkeit eines Rads. Aber in den Augen des einzelnen Soldaten ist noch der Schein eignen Willens; sie denken noch an die Ruhe, die kommen muß, und sie suchen den Blick des Leutnants in der Erwartung, er werde „Halt“ rufen. Das geht eine Viertelstunde. Die Kraft läßt nach. Die Kreisbahn verschiebt sich, die Kniee knicken ein; einer läuft langsamer und hält die Folgenden auf, so daß die Kette zu reißen droht. Der Leutnant läßt ihn heraustreten und allein außenherum und in entgegengesetzter Richtung um die zwei sich drehenden konzentrischen Kreise laufen. Die andern, schweigend, keuchend, traben weiter in ihrer Bahn. „Und allmählich wurde ihre Bahn zu einem fest und genau geschlossenen, vielgliedrigen Ringe, der sich mit einem massiven harten Laute drehte. Die Laufenden sahen aus wie Schlafende. Ihre Augen waren erloschen, großen blassen Wasserblasen ähnlich, ihr Mund halb offen. Sie schienen sich, tief unter alles Bewußtsein versenkt, nur in ihren Kreisen zu bewegen, diesen ewigen Kreisen um ewig dieselbe Achse, als Ausdruck eines einzigen Willens, eines festen und tiefen mechanischen Prinzips. Ihre Augen suchten nicht mehr die seinen. Schwer, schwer, Glied um Glied, doch in seltsam anmutiger Balance drehte sich das Rad herum, knirschend und schnurrend, rundum — rundum. Sie waren in seiner Hand, seinem Willen, seinen Gedanken untertan.“

Gemein, gemein — sagen wir, wenn wir solches sehen. Nun, das Gefühl ist immerhin eins, das sich lohnt. Es ist das Gefühl, das uns beseelt, wenn wir vermeinen, alle lebendige und wirkende Kraft an uns gezogen zu haben und außer uns

7
nur eines ist; die dumpfe, leblose, automatisch umtriebne Masse.

Der Ring, der sich schwindelnd vor den Augen des Offiziers drehte, reißt dennoch. Der widerhaarige Soldat, der außen herumlaufen mußte, stürzt im Krampf auf den Rücken, vor seinem Munde sieht der Schaum, seine Füße und Hände bewegen sich im Takte weiter; aber sein Blick ist bewußt, erbittert, haßerfüllt. Die erlittene Demütigung reißt den Soldaten zu drei Mordversuchen auf seinen Peiniger; als auch der dritte fehlschlägt und der Täter sich entdeckt sieht, zerschmettert er sich durch einen Flintenschuß den Kopf. Dem Leutnant aber wird klar, daß in dem, was er nur als Masse sah, doch individuelles und leidenschaftliches Leben versprengt lag.

Das ist nämlich die große Gefahr für jeden, der mit dem Begriff der „Masse“ in praxi operiert: daß er diesen Begriff für eine bleibende Wirklichkeit hält, während er doch nur eine vorübergehende Kombination ist. Es gibt Momente, wo jeder einmal zur Masse gehört, und solche Momente können höchst genußreich werden. Und es gibt umgekehrt Momente, wo man aus dem, was man als Masse nahm, lebendige und eigenartige Energie hervorsprühen sieht wie einen Feuerstrahl. Daß das häufig ist, will ich nicht geradezu behaupten. Aber es kommt vor.

Daraus folgt, daß es eine etwas mißliche Sache ist, Verachtung der Masse zu predigen. Wem eine solche Predigt zu Ohren kommt, glaubt stets, er sei nicht gemeint. Niezsche hätte sicher ein Schauer überlaufen, wenn er gesehen hätte, daß gerade aus den Reihen derer, deren Verachtung er predigte, besonders eifrige und zutuliche Propheten seiner Lehre aufstanden. Was ihm ein raffiniertes Vergnügen des Gehirns war, setzten diese Vanausen in eine plumpe und tollpatschige Praxis um.

Seien wir doch ein wenig Artisten! Es gibt nichts, worauf weniger ankäme als auf die Übereinstimmung von Theorie und Praxis. Die Masse ist etwas, was wir brauchen, um unsre gesamten Antipathien zu deponieren, die wir doch nun

einmal los sein müssen. Halten wir also die Fiktion, obwohl wir sie als solche erkennen, immerhin fest; das wird uns viel Vergnügen schaffen.

Aber uns heilig darauf verlassen, daß es eine sich gleichbleibende Masse gibt — also das öde und blöde Ding, das sich kneten läßt wie Lehm und bespuken wie einen Napf, das wollen wir doch lieber nicht.



Die Tartüff-Prüfung / von Eduard Goldbeck

Personen: Der General-Tartüff, zwei Ober-Tartüffe, zwei Tartüffe. Diese Herren bilden die Prüfungskommission. Ein Unter-Tartüff, der als Schriftführer fungiert. Der Kandidat.

Der General-Tartüff (zum schlotternden Kandidaten): Sie wollen sich also der Prüfung zum Tartüff unterziehen, nicht wahr?

Der Kandidat: Jawohl, Herr General-Tartüff.

Der General-Tartüff: Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß diese Prüfung für Ihren ferneren Lebensweg einen Markstein bedeutet. Wenn Sie sie zur Zufriedenheit einer hohen Kommission absolvieren, so ist Ihnen nicht allein die Bahn zu den höchsten Staatsstellungen erschlossen, auch im Privatleben finden Sie überall eine offene Thür. Ein Tartüff kann einfach alles werden. Angesichts solcher Vorteile können Sie sich aber auch nicht wundern, wenn wir hohe Anforderungen an Sie stellen. Wir werden nicht allein Ihr Wissen, sondern vor allem auch Ihre sittliche Reife prüfen. Ich ermahne Sie also, mir mit der größten Aufrichtigkeit zu antworten.

Der Kandidat: Mein ganzes Wesen liegt so durchsichtig vor Ihnen wie eine Dankbilanz.

Der General-Tartüff: Welches ist in Ihren Augen der bestregierte Staat der Gegenwart?

Der Kandidat: Deutschland. (Er intoniert:) Deutschland, Deutschland über alles!

Der General-Tartüff (hält sich die Ohren zu): Die Falschheit der Töne beweist mir die Echtheit Ihres Patriotismus. Aber schre allein genügt nicht, per causas scire ist das Wichtige. Also, wie beweisen Sie das?

Der Kandidat: Durch den Ausspruch des durchlauchtigen Fürsten Bülow: Deutschland in der Welt voran.

Der General-Tartüff: Und wem verdanken wir, daß dem so ist?

Der Kandidat: Unsern großen Herrschern.

Der General-Tartüff: Nennen Sie mir einen besonders großen! (Die Mitglieder der Kommission erheben sich ehrerbietig.)

Der Kandidat: Ich weiß keinen.

Der General-Tartüff: Unseren glorreich regie... Nun?

Der Kandidat: Alle Herrscher sind gleich groß, auch die nicht ganz so großen. Größe ist dem Herrscher als solchem immanent. Das Maß der Größe entzieht sich dem beschränkten Anschauungsvermögen des Untertanen. (Die Mitglieder der Kommission setzen sich unter beifälligem Gemurmel.)

Der General-Tartüff: Nennen Sie mir einen bedeutenden Staatsmann!

Der Kandidat: Ich weiß keinen.

Der General-Tartüff: Der Fürst Bis... Nun?

Der Kandidat: Der Fürst Bismarck war ein vorzüglicher Diener. Aber er warf zuviel kaput. Er hat sogar Kronen zertrümmert.

Der General-Tartüff: Gut, gut. Sehr richtig. Kennen Sie vielleicht ein besonders wichtiges Wort von ihm?

Der Kandidat: Gewiß. *Quia non movere*.

Der General-Tartüff: Erläutern Sie mir dies Wort näher!

Der Kandidat: Jede Reform ist überflüssig. Denn erstens haben wir den Sekonde-Leutnant, den uns niemand nachmacht, und zweitens merken die Leute, sobald reformiert wird, daß etwas faul ist im Staate Dänemark.

Der General-Tartüff: Wie verhält sich eine weise Regierung . . .

Der Kandidat: Verzeihung, Herr General-Tartüff, jede Regierung ist weise. Das Attribut der Weisheit ist von dem Begriff „Regierung“ ebenso unzertrennlich, wie das Attribut Naseweisheit von dem Begriff „Presse“.

Der General-Tartüff: Brav, junger Mann. Sie beschämen meine grauen Haare. Wie verhält sich also die Weisheit der Regierung, wenn sie eine Reform als unerläßlich anerkennen muß?

Der Kandidat: Sie bezeichnet sie als unannehmbar.

Der General-Tartüff: Wenden wir uns nun zu den einzelnen Gebieten des Staatslebens. Welches Ressort erscheint Ihnen am besten vertreten?

Der Kandidat: Das der Landwirtschaft.

Der General-Tartüff: Wieso?

Der Kandidat: Es wird immer derjenige Minister der beste sein, der an der Volkswohlfahrt am stärksten selbst beteiligt ist.

Der General-Tartüff: Wen von unseren leitenden Männern schätzen Sie dann am höchsten?

Der Kandidat: Den Kultusminister. Er ist am tiefsten vom Geiste Goethes durchtränkt. Sein Wesen hat etwas Mignonhaftes.

Der General-Tartüff: Wieso?

Der Kandidat: „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen!“

Der General-Tartüff: Nun einmal etwas rein Sachliches. Was halten Sie von unserer Armee?

Der Kandidat: Sie ist die erste der Welt. Es kommt verschwindend selten vor, daß sich Mannschaften infolge von Mißhandlungen erhängen, und manche Reserve-Offizierkorps der Garde haben schon bürgerliche Kameraden. Auch eignet

sich die Armee ebenso vorzüglich zu dekorativen Zwecken wie zur Einschüchterung solcher Wahnsinnigen, die das von den Vätern ererbte Dreiklassenwahlrecht abschaffen wollen.

Der General-Zartüff: Wie denken Sie über unsere Rechtspflege?

Der Kandidat: Sie ist die beste der Welt. Unsere Richter arbeiten bisweilen in ihrem Übereifer sogar vor. Professor Gierke hat auch kürzlich dem Kaiser vorgetragen, die praktische und wissenschaftliche Vorbildung unserer Richter sei besonders vorzüglich. Es ist also kein Grund zur Beunruhigung vorhanden. Brieg und Konsorten überlassen wir dem Auslande.

Der General-Zartüff: Welches Prinzip halten Sie der sozialen Frage gegenüber für angebracht? Sind Sie für Repression oder für Nachgiebigkeit?

Der Kandidat: Ich bin für Kirchenbau.

Der General-Zartüff: Die Mittel dazu würden Sie durch Spenden des Volkes aufbringen, nicht wahr?

Der Kandidat: Vor allem durch Spenden des ausgewählten Volkes.

Der General-Zartüff: Welches würden Sie als die Grundsätze der auswärtigen Politik bezeichnen?

Der Kandidat: Es darf niemals jemand wissen, was der Leiter der auswärtigen Politik will. Auch er selbst nicht. Wenn er es selbst nämlich wüßte, so würde ihn vielleicht die unglückliche Neigung des menschlichen Geistes zu der elenden Tugend der Konsequenz verführen. Damit aber wäre dem großen Haufen ein Beurteilungsmaßstab in die Hand gegeben. Es herrsche vielmehr ein nützliches Halbdunkel. Rembraudt als Erzieher! Vor und nach jeder Aktion muß eine eigens dazu abgerichtete Meute ein wildes Geheul anstimmen: vorher, um auf die kommenden Siege hinzuweisen, nachher, um von den erlittenen Schlappen abzulenken. Jede Nation ist eitel, darum sage man ihr täglich morgens und abends, daß sie allen anderen überlegen ist und daß der leitende Staatsmann die feinste Blüte ihres Wesens darstellt. Die auswärtige Politik ist immer gut, solange der Preß-Geheimrat gut ist.

Der General-Tartüff: Wie würden Sie sich der Sozialdemokratie gegenüber verhalten?

Der Kandidat: Ich würde sie durch Macht korrumpieren.

Der General-Tartüff: Sind Sie ein aufrichtiger Freund unserer parlamentarischen Einrichtungen?

Der Kandidat: Man erhöhe die Diäten. Je voller die Staatskrippe, je geduldiger das politische Grautier.

Der General-Tartüff: Herr Kandidat, ich muß Ihnen schon jetzt meine höchste Anerkennung aussprechen. In Anbetracht Ihrer Jugend sind Sie tief in die schwierigen Probleme des Staatslebens eingedrungen. Gewiß hat man Ihnen schon im Elternhause treffliche Lehren eingeprägt. Was ist denn Ihr Herr Vater, wenn ich fragen darf?

Der Kandidat: Mein Vater ist Ober-Tartüff a. D. Er sagt aber immer, das sei ein character indelebilis. Und er hat mir allerdings einen wichtigen Grundsatz mit auf den Lebensweg gegeben.

Der General-Tartüff: Nun und der wäre? Da bin ich wirklich neugierig.

Der Kandidat: Médiocre et rampant et l'on arrive à tout.



In der Welt kommt's nicht darauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblicke klüger sei, als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Goethe

Giammaria's List / von Abelaide Bernardini/ deutsch von Dr. Hans Liesal

Giammaria hatte sich gerade die Decke über den Kopf gezogen, wie er immer that, um sich vor den Ratten zu schützen, die sich schon öfter den schlechten Scherz erlaubt hatten, aus dem Gebälk auf seinen halbkahlen Schädel herabzufallen, und wollte versuchen, weiter zu schlafen, als ein Stein durch das Fensterchen flog und ihn empfindlich in die Seite traf. Mit einem Wütenden: „Hundesöhne“ sprang er aus dem Bett, wickelte sich in die Decke und öffnete das Fenster, das er erst gestern mit neuem Papier verklebt hatte.

Der gegenüber liegende Laden Sansons, des Messgers, war voller Kunden, und Giammaria dachte, daß die Messgerburischen jetzt wohl kaum Zeit hätten, den lieben Nächsten zu ärgern; die übrigen Läden des Gäßchens aber waren noch geschlossen und niemand war zu sehen. Giammaria schloß das Fenster wieder, aber statt darüber zu lachen, wie sonst, wenn er, von der Arbeit heimkommend, bemerkte, daß ihm die Gassenjungen wieder einmal die Fensterscheiben aus — Papier eingeschlagen hatten, fühlte er sich diesmal von einer abergläubischen Furcht erfaßt. Er suchte den Stein und bemerkte sofort, daß er nicht denen glich, die einem auf der Straße gewöhnlich unter die Füße kommen, denn er war glatt wie eine Billardkugel und rosig wie ein reifer Pfirsich. Und je länger er ihn betrachtete, desto mehr wuchs seine Furcht und that ihn wieder hinauszuerwerfen, wo er hergekommen war, legte er ihn behutsam auf den Kasten, der zu Füßen des Bettes stand und bekreuzigte sich, indem er murmelte:

„Arme Seele im Fegefeuer, laß mich in Frieden.“

Bevor er sich entschloß, wieder ins Bett zu steigen, schnitt er sich ein großes Stück von dem Laib Brot ab, den er unter den Strohsack gesteckt hatte, aber nachdem er zwei Bissen in den Mund geschoben hatte, rief er wütend aus:

„Es geht nicht, ich kanns nicht hinunterbringen. — Ah, Marintonia, Marintonia, du hast mir auch den Hunger genommen.“

Marintonia hieß seine junge Frau, die vor etlichen Tagen in Borgo Velino gestorben war. Giammaria hatte die Trauerkunde erhalten, als sein Weib, zusammen mit dem totgeborenen Kinde, schon begraben worden war, und nun stellte er sich seit drei Tagen krank, um sich mehr dem Schmerz über diesen doppelten Verlust hingeben zu können, der ihn wieder zu einem „Gedankenlosen“ (ohne Sorgen) machte, wie er es früher gewesen. So war er auch dem Spotte der Kameraden, abruzzesischer Erdarbeiter, wie er selbst, enthoben, die sich totlachen wollten, als sie sahen, daß er für die drei Tage, die er krank zu Hause bleiben wollte, Vorräte eingekauft hatte, die für zwei Personen mindestens eine Woche lang genügt hätten.

Der Vorarbeiter am Kanal hatte ihm die Todesnachricht mitgeteilt, indem er in fast neidischem Tone zu ihm sagte: „Du hast die Kuh und das Kalb verloren, freust du dich?“

Giammaria hatte zuerst wirklich geglaubt, daß es sich um eine der beiden Kühe handele, die er daheim im Stall hatte und das Kalb, das vor einem Monat zur Welt gekommen war, und er war so erschrocken, daß seine Füße ihn kaum mehr trugen, aber der Vorarbeiter hatte fortgefahren:

„Jetzt kannst du eine Ternianerin heiraten. In Terni sind alle Mädchen schön und kräftig, wie die Abruzzesen; ich werde selbst eine für dich suchen.“

Giammaria stieß unwillkürlich einen Seufzer der Erleichterung aus, aber dann ward er blaß wie ein frischgewaschenes Kinnen, doch da sich einige seiner Kameraden näherten, wollte er zeigen, daß er kein „Feigling“ sei und lächelte daher blöde, als er sagte:

„Ich wußte es schon, daß sie bald sterben würde . . . sie war zu fein für mich . . . Requiescatte (= Requiem aeternam) . . . Morgen werde ich heimfahren.“

„Ist das wirklich nötig? Hast du niemand dort?“

„Den Großvater und eine Schwester.“

„Dann ist's doch unnütz, daß du gehst; gib ihnen den Auftrag alles zu besorgen . . .“

Giammaria sah sich im Kreis um, als wolle er die Kameraden um Rat fragen und „Cipellone“, der Älteste, der auch

ein entfernter Verwandter von ihm war, sprach für alle, dem Vorarbeiter recht gebend. Dann fuhr er fort:

„Du kannst von Glück sagen; die meinige, Gott hab sie selig, ließ mich allein, nachdem sie mir ein ganzes Haus voll Brotesseer hergesetzt hatte. Arme Marintonia sie war eine Feine. Du solltest eine Dankmesse für sie lesen lassen, weil sie dir keine Last hinterlassen hat.“

„Auch zwei, auch zwei.“

Der Vorarbeiter, der sah, daß Giammaria blaß, bestürzt und mit geröteten Augen da stand, sagte, um ihn zu trösten:

„Vorwärts, gehen wir zu San Paolo, um einen Liter zu trinken.“

„San Paolo“ war der Wirt des nächstgelegenen Grotto, der einen guten Tropfen feilhielt und Giammaria, um zu zeigen, daß er kein „Feigling“ sei, hatte getrunken, bis er sich kaum mehr auf den Grund dieser ungewöhnlichen Trinkererei besinnen können und dann, am Abend, hatte er sich mit den Verräthen beladen, über welche seine Kameraden so gelacht hatten.

Davon war nun freilich nichts mehr übrig, als der Laib Brot und zwei Eier. Giammaria, der es in diesen drei Tagen nicht fertig gebracht hatte, eine Träne zu vergießen, war deshalb wütend über sich selbst und aus lauter Wut hatte er alles aufgegessen.

— Deshalb hatte der vom Himmel gefallene Stein ihn jetzt auch so in Angst versetzt, denn er bildete sich ein, es sei eine Beschäftigung von Marintonia, die ihm zürnte, weil er, ihr Mann, der vielleicht daran schuld war, daß sie so früh hatte sterben müssen, nicht einmal eine einzige Träne vergossen hatte. Aber was konnte er dafür? Wenn die Tränen nicht kommen wollten, war es seine Schuld? Hatte er nicht alles versucht, um sein Weib zu beweinen, wie es sich gehörte, obwohl er sich kaum mehr ihrer entsann, die er zwei Wochen nach der Hochzeit allein lassen mußte, um in Terni Verdienst für sich und sie zu suchen? War er nicht freiwillig drei Tage lang im Bett geblieben, um nur an sie allein zu denken? Wenn es ihm trotzdem nicht gelungen war, den Schmerz zu empfinden,

welche Schuld traf ihn? Er hatte auch auf den Schlaf verzichten wollen und statt dessen hatte er ganz gegen seinen Willen nicht nur die ganze Nacht, sondern auch einen großen Teil des Tages geschlafen wie ein Murmeltier. Weiß der Himmel, wer ihm das angetan hatte. Nicht einmal im Traum hatte er die arme Marintonia gesehen. Wurde ihm das vielleicht auch als eine Sünde angerechnet?

Er hatte nicht einmal in diesen Tagen seine Harmonika angerührt, die doch seine einzige Leidenschaft war, weil er es mit seiner Trauer nicht für vereinbar hielt und weil er hoffte, daß ihm dieser Verzicht Tränen erpressen würde. Also? Es war ihm eben nicht gegeben, zu weinen wie eine Memme.

Er ließ den Blick immer wieder von dem ominösen Stein zu seiner Harmonika schweifen und dachte dabei, daß heute wahrscheinlich auch der Doktor der Fabrik kommen würde, um sich zu überzeugen, daß die Verwaltung nicht um den halben Taglohn betrogen würde, den sie den kranken Arbeitern bezahlte.

Viß gegen Mittag widerstand Giammaria noch der Versuchung, aber dann nahm er, ohne es zu wissen, die Harmonika vom Nagel und begann zu spielen und mit rauher Stimme halblaut vor sich hinzusingen. Dabei hörte er nicht, daß die Türe sich geöffnet hatte und der alte Doktor, von Giammarias Hausfrau begleitet, eintrat. Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen und hörte zu, dann begann er zu schimpfen:

„Du Lump, das ist also deine Krankheit? Ich werd dir's geben, du Windbeutel. — Hast mich da rauf rennen lassen, um dich über mich lustig zu machen? . . . Dafür besorg ich's dir beim Direktor . . . warte nur . . . Marsch, raus aus dem Bett.“

Die Hausfrau, die den brummigen Doktor schon kannte, wagte ein gutes Wörtchen für den Ärmsten einzulegen:

„Aber gestern ging's ihm so schlecht.“

Doch Giammaria war durch das plötzliche Erscheinen des Arztes so verwirrt, daß er, statt auf die Worte der Hausfrau einzugehen, unter die Decke kroch und ängstlich flichte:

„O, liebster, bester Herr Doktor, schonen Sie mich. — Sie haben ja recht, aber ruinieren Sie mich nicht . . . Ich habe es ja nur aus List getan . . .“

„O, das weiß ich, das weiß ich! . . . Ihr macht es alle so, ihr Kerle, um Geld zu bekommen, ohne zu arbeiten, und uns arme Ärzte zu quälen.“

Der Doktor hatte sich dem Bett genähert und faßte wütend nach Giammaria's Puls; der arme Kerl zitterte wie Espenlaub und hatte die Augen voller Tränen. Ah, jetzt endlich konnte er weinen . . .

„Du bist gesünder als ich . . . Auf, zieh dich an und gehe zur Arbeit. Für diesmal will ich noch ein Auge zudrücken und statt dich fortzuschicken zu lassen, wie ich sollte, werde ich dir nur fünf Lire Strafe einschreiben lassen. Aber gib acht, hüte dich in Zukunft, nicht wieder den Kranken zu spielen.“

„Fünf Lire? O, schönster, bester Doktor, Sie ruinieren mich. — Fünf Lire. — Sie wissen ja nicht, warum ich es getan habe . . . O, diese Marintonia. — Ihrwegen komme ich in dieses Unglück.“ Und den Doktor an einem Zipfel seines Überziehers festhaltend und wie ein Kind heulend, fing er an zu erzählen:

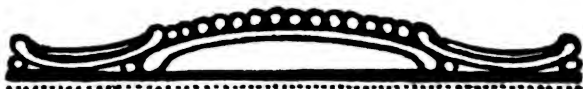
„Liebster Herr Doktor, bester Herr Doktor, ich bin doch nur im Bett geblieben aus List . . . um mich zu betrüben über den Tod meiner Frau und meines Kindes, um sie beweinen zu können, wie es alle guten Christenmenschen tun. Aber ich habe es nicht gekonnt, o, bester Doktor, ich habe es nicht gekonnt . . .“

Und er fuhr fort, zu erklären und zu jammern, und der Doktor, der schließlich das Lachen nicht mehr zu unterdrücken vermochte, versicherte ihm, bevor er das Zimmer wieder verließ:

„Also für diesmal wird dich deine ‚List‘ weder die Entlassung noch Strafe kosten . . . Aber nimm dich in acht . . . Habe die Toten nicht zum besten und noch weniger die Lebenden . . .“

Während Giammaria sich dann anzog, um zur Arbeit zu gehen, schwor er noch einmal der Madonna und allen Hei-

ligen und sogar seiner Marintonia, daß er niemanden hatte zum besten halten wollen. Eher hatte das Schicksal ihn zum besten gehalten, indem es einen Mann aus ihm machte, der nicht einmal mit Hilfe seiner List imstande war, Tränen zu vergießen.



Der Liberalismus / von Arnold Perlé

So war es im Jahre 1845 in England und so jüngst: es ging ein Gottesgericht hernieder, wie sich dessen die besten kannten ältesten Leute nicht erinnerten, was an sich allerdings nicht viel besagen will, weil diese sprichwörtlichen Zeugen von der Art jenes Herrn, der Hase heißt und von nichts weiß, ja überhaupt sich niemals eines Vorganges erinnern. Aber in den Geschäftsbüchern der Frau Klio herrscht gute Ordnung; und wir sehen aus ihnen, daß Wiederholungen eine Alltäglichkeit sind in der Weltgeschichte. Vor sechzig Jahren brach die Herrschaft der Kornzöllner und Konservativen in England zusammen unter der Wucht des Ansturmes der Antikornzöllliga, und seitdem war England ein Reich, in dem der schutzöllnerische Gedanke, jeder Gedanke an eine agrarische Politik in der Art, wie sie dormalen in Deutschland die Herrschaft hat, niemals Werk werden konnte. Und als nun unter der Führung des Herrn Joe Chamberlain, des Mehrers des Reiches an Ländern und Schätzen in Südafrika, eine Schutzzollbewegung einsetzte und mit Hilfe der imperialistischen, die Weltmacht in den Vordergrund rückenden, Strebungen das nationale Leben im größeren Großbritannien überfluten wollte, — da wahrte es

nur bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen, und ein Sturmescrausen ohne gleichen fuhr darcin. Die Liberalen in England haben durch die Wahlen eine Machtstellung erlangt, wie sie ihnen seit zwanzig Jahren nicht beschieden gewesen war. Sie sind nach langen Jahren beschaulicher und wenig erbaulicher Minderheit emporgestiegen zu einer Stärke, die ihnen eine zahlenmäßige Überlegenheit über alle anderen Parteien des Parlaments, gegnerische wie befreundete, gibt, und dürfen sich des gewaltigen Gerichts freuen, das die Nation zu ihren Gunsten, zu ihrer Gegner Lasten gehalten hat.

Nun — wen will es wundern, daß eine solche ungestüme Wandlung die Herzen der Zuschauer auch fern von Englands Küsten machtvoll ergriffen hat? Mögen auch jene alten Liberalen in Deutschland mehr und mehr hingeschwunden sein, denen England als das Musterland liberaler Denkweise und der glänzenden Regierungsfähigkeit des Liberalismus ein Gegenstand äußerster Ehrerbietung war, — es ist zu vieles von dem, was die Grundlagen des Liberalismus, mindestens des wirtschaftlichen, berührt, in dem Wahlsiege seiner englischen Vertreter durch die Macht und Kraft des unabhängig denkenden Volkes gebilligt, gefeiert, bestätigt worden, als daß nicht verwandte Saiten hätten erklingen müssen in dem Gezeter der deutschen Liberalen. Die Hoffnung, die sich kaum mehr an Licht und Luft wagen wollte in deutschen Landen, sie ist mächtig hervorgebrochen; in manchem innig-sinnig empfindenden Gläubigen will sich ein Ahnen kommender guter Dinge auch in unsrem lieben Vaterlande regen, und überschwengliche Berserker des Hoffens auf eine schöne Zukunft möchten gleichzeitig für den siegenden Lenz und für die vielleicht noch recht, recht ferne Einkehr der Macht des Liberalismus die Tore und die Türen schon weit geöffnet wissen. Etwas zu viel Eifer, — wenn man den kalten, nüchtern wägenden und erwägenden Verstand walten läßt. Und doch nicht zu viel Eifer, — wenn man bedenkt, daß der Erfolg der Ideen zu seiner Vorbereitung nicht nur die verstandesgemäße Arbeit braucht, sondern die starke Bundesgenossenschaft der Herzen, der gemüthlichen Kräfte im Menschen.

Manch einer wird ein bedauerndes, manch einer ein geringschätzendes Lächeln haben für den Gedanken an einen nahen neuen Aufstieg der liberalen Partei, richtiger der liberalen Parteien in Deutschland. Das Volk der Dichter und Denker hat eine so robuste Tüchtigkeit im Erstreben und Bersechten wirtschaftlicher Sondervorteile der Kasten, Gruppen, Grüppchen auf Kosten des spendenden Staates entwickelt, daß ihm der Sinn für die Pflege geklärter und minder geklärter idealistischer Beziehungen und Güter, wie sie mit dem Gedanken des Liberalismus zusammenfallen, stark eingeschränkt worden ist. Schon wenige Jahre, nachdem das Reich — das Reich, von dem selbst Graf Friß Eulenburg, der einstige Konfliktzeitminister für das schwarzweiße Innere, freimütig zugab, es sei eine Schöpfung des Liberalismus — neu begründet war, im Jahre 1874, in den schönsten Flitterjahren des praktischen nationalen Liberalismus, waren Sehenden die Augen geöffnet für eine trübe Entwicklung. Und dabei war doch damals äußerlich von der dem deutschen Liberalismus bestimmten Passionsgeschichte bis in den Karfreitag hinein noch so gut wie nichts zu merken.

Otto Jung schrieb eben damals bereits in seinen „Patriotischen Gewissensforschungen“: Es gab eine Zeit, wo der Nimbus der liberalen Partei in den Augen des Volkes größer war als jetzt. Auf seiner Fahne trug der Liberalismus den Wahlspruch „Freiheit und Volkswohl“, und in seinen Reihen marschierten die Dichter, Idealisten und Philanthropen. Wer die Brust voll Ingrim gegen die politischen Unterdrücker hatte, jubelte der Freiheit entgegen, und wer das Herz voller Menschenliebe hatte, wurde magnetisch angezogen durch die Devise Volkswohl. Der enthusiastische Mensch legte alles Große und Schöne in Tun, Denken und Empfinden in den Begriff des Liberalismus, wie dem guten Christen dies alles in dem Begriff Christentum und dem edlen Muselman in dem Begriff seiner Religion liegt. Ein Demokrat sein und ein Mann von Hochherzigkeit, Edelsinn und Opfermut sein, war ein und dasselbe . . . Diese Poesie des Liberalismus konnte die Periode seiner ersten Jugend nicht lange überdauern.

An diese einleitende Feststellung knüpfte der liberale Schriftsteller kritische Auseinandersetzungen, die in Zweifeln an der Fähigkeit des Liberalismus, das Volkswohl werktätig zu fördern, ausklangen und in der Prophezeiung: dem Liberalismus wird es gehen, wie den Republiken, denen die Republikaner fehlen; die Völker werden sich von ihm abwenden und zu anderen Systemen flüchten. . . .

Nun wohl, das ist nicht im allgemeinen, aber wie es scheint in Deutschland eingetroffen. Der Liberalismus hat einen glanzvollen Eroberungszug durch Frankreich gemacht und beherrscht dieses Reich dermalen so vollkommen, daß nicht abzusehen ist, von wannen ein Niederbruch dieser Herrschaft sollte herkommen können, so wenig man auch die starke Macht der kirchlichen Unwägbarkeiten in und auf das Volk verkennen darf. In Italien steht es hinsichtlich der Stärke des liberalen Gedankens nicht schlechter und auch in Spanien nicht. Das geht den romanischen Süden an. Im Norden leuchtet vor allem in England die neugeborene gewaltige Obmacht des Liberalismus; in den skandinavischen Landen ist gleichfalls der Liberalismus die allbewegende politische Triebkraft. Lassen wir Rußland einstweilen beiseite, wo das, was einer maßvoll freiheitlichen Neuordnung zustrebt und was die zügellose Wildheit der Straßenkämpfe und der Bomben- und Granatensprache als schädigend empfindet für den Gedanken wirklichen, ehrlichen Vorschritts zu Freiheit und höherer Kultur, im Boden des bürgerlichen Liberalismus wurzelt! Und beschäftigen wir uns nicht mit den Franzosen, in denen nationale und parteipolitische Strömungen mancherlei Art wild und wirr durcheinander wirbeln! Überall beinahe, außerhalb Deutschlands ist der Liberalismus im Aufstieg; es wäre eine Ungeheuerlichkeit, wenn er just in dem Lande, dessen Volksgepräge trotz alledem und alledem das liberale war, als die Einigung erst erstrebt ward, das liberale ist, soweit nicht die verwüstende Gewalt des Wirtschaftseigensüchtlerthums allzu rauh darüber hinweggefahren, es wäre eine Ungeheuerlichkeit, wenn just in Deutschland der Liberalismus dauernd zu Nacht und Knebelung verurteilt sein sollte.

Die beste Stichprobe bei der Erforschung der geistigen Grundnatur des deutschen Volkes kann dann angestellt werden, wenn Grundformen des geistig-gemüthlichen Lebens berührt, bedroht werden. Das deutsche Volk, dem man bereits die Fähigkeit zu ehrlicher Begeisterung für geistige Güter abgesprochen, stand auf mit Sturmgewalt, als in Preußen das Zedlitzsche Volksschulgesetz, im Reiche die Erdrosselung literarischer und künstlerischer Schöne durch das Heinze Gesetz von dunkelmännischen Bilderstürmern drohte; der Liberalismus schläft einen Dornröschenschlaf in deutschen Landen; aber er wird sicherlich erwachen. Besonders ermutigend wirkt das Vordringen liberaler Denkart im deutschen Süden, allwo Fürsten und Regierungen und die, soweit die Fraktionsabstempelung in Betracht kommt, keineswegs in großer Zahl just zu dem Eigen der liberalen Partei zu weisenden Volksvertretungen mit frischer Entschlußes- und Gestaltungskraft neue Bahnen des politischen Denkens und Schaffens schreiten, Bahnen, die zu einer ausgesprochenen Liberalisierung des Staates und der Gesellschaft führen.

Preußen ist die Vormacht in Deutschland, leider aber auch die Vormacht der politischen Rückständigkeit. In diesem Zusammenhange darf des räthselhaften Widerspruchs gedacht werden, der die oberste Persönlichkeit in diesem Preußen in all ihrem Handeln geleitet. Kaiser Wilhelm ist ein Mann, dem kaum etwas Menschliches fremd ist, ein Mann, der in vollen Zügen schöpft aus dem sprudelnden Quickquell des modernen Lebens mit seiner geläuterten sieghaften Naturerkenntnis, ein Mann, der auf der andern Seite in religiöser Beziehung einem ausgeprägten Mystizismus huldigt — wir erinnern an seine Auffassung des Königtums, an seinen Großvaterkultus, an sein Wort vom Alliierten von Roßbach und an seine schwärmerische Lobpreisung der Vorsehung —, und in politischer Beziehung in Preußen eine Herrschaft des Großgrundherrentums und aller jener Elemente bestehen läßt, die schon in der Reaktionszeit unter dem unglückseligen Friedrich Wilhelm IV. schwer auf dem Lande wucherten und dem „Prinzen von Preußen“ als Regenten den Sehnsuchtschrei nach moralischen Eroberungen

Preußens in Deutschland aus der Brust steigen ließen. In der preussischen Bevölkerung besteht unstreitig ein liberales Empfinden und Bestreben. Volle Gleichberechtigung der Bürger vor dem Gesetz, in der Verwaltung, im gesellschaftlichen Leben, in der Rechtsprechung, Freiheit der Kunst und Wissenschaft, Freiheit der Schule gegenüber der Kirche — schon diese rüchtigen Striche zu dem Bilde des Gedankeninhalts liberaler Bestrebungen zeigen, daß wir es hier mit Dingen zu tun haben, für die in weitesten Kreisen der Bevölkerung die Herzen schlagen und die Augen leuchten.

Die Werbekraft des Liberalismus ist dormalen durch dreierlei eingeschränkt. Zunächst durch die übergroße Kraft der wirtschaftlichen Wünsche und Strebungen großer Volkstheile. Zum zweiten durch den Wettbewerb der Sozialdemokratie, die mit dem Ralbe ihrer Gegner, der Liberalen, pflügt, um mit liberalen Forderungen Erfolge für den Sozialismus zu erringen. Sie hat sich die anzutreffende Rechtfertigungsweise gezimmet, sie sei gezwungen, die alten Forderungen des Liberalismus zu vertreten, da die Liberalen es nicht mehr täten. Daß die Sozialdemokratie da, wo Negation und Polemik einerseits und Liberalismus anderseits zusammenkommen müssen, dormalen eine größere Werbekraft entwickelt als die Liberalen, das ist ohne weiteres erklärlich. Das dritte aber, das zu einer starken Minderung der Werbekraft des Liberalismus in der Gegenwart führt, ist die Zersplitterung der Schar seiner Verfechter. Das ist ein eigenes Kapitel, dem eine besondere Abwandlung vorzubehalten ist

Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Die Lage des Liberalismus in Deutschland stellt eine geschichtliche und politisch-philosophische Unmöglichkeit dar. Eine Denkart, die große Massen beherrscht, kann nicht dauernd auf eine Aschenbrödelstellung ihrer Vertreter angewiesen bleiben, kann es um so weniger, wenn sie die großen historischen, staatschöpferischen Verdienste aufweist, die dem deutschen Liberalismus eignen. Das schlafende Dornröschen wird gewißlich wachgeküßt werden.

Altwienerisches Jungfernkouplet / von Johann Antoni Stranitzky (1711)

Ach! ich arme Magd,
mein Unglück mich heftig plagt,
daß ich ohne Mann muß sein
und soll schlafen stets allein!
Ei, es geht mit Macht
überall bei Tag und Nacht
an ein Küssen
und Begrüßen —
nur ich Arme bin veracht'.

Alles Wild im Wald
schreit und spielet mannigfalt;
jeder Vogel in der Luft
seinen Gatten zu sich ruft;
alle Fisch' im Meer
führen paarweis auf ihr Heer.
Was sich reget,
Liebe heget —
nur ich bin von Hoffnung leer.

Blumen, Kraut und Gras
liebt der Tau und macht sie naß;
ja, die Sonn' mit ihrem Schein
dient allen insgemein;
Hügel, Berg und Thal,
was man siehet überall,
grüne Wälder,
frische Felder
liebet sie mit ihrem Strahl.

Kürzlich, alles liebt,
nur ich Arme bin betrübt.
Keiner will mich lieben nicht,
Keiner freundlich mit mir spricht.

Ach, was fang ich an?
Ach, wer ist denn Ursach dran,
daß ich liegen
und mich schmiegen
muß so lange ohne Mann?

Ich bin sicherlich nicht
Ursach dran, daß 's nicht geschieht.
Was den Mägdelein nur gebühret,
damit bin ich ausstaffieret.
Ich seh aus fürwahr
auch nicht wie ein teuer Jahr.
Was die Schönen
kann bekrönen
fehlet mir nicht auf ein Haar.

Neue Modeschuh,
schöne Schnallen auch dazu,
was man nur erdenken kann,
ein schön Schlafrock leg ich an,
in die Kirch ich geh,
auf dem Markt ich gerne steh,
einzukaufen,
tun und laufen —
bloß, daß jemand auf mich seh.

Alle Morgen früh
fall ich nieder auf die Knie
und ruf alle Götter an,
mir zu geben einen Mann.
Er mag bucklig sein
oder mit dem halben Wein,
Er mag hinten
oder stinken —
nur, daß ich nicht bleib allein.



Strahlen des Athers, aber so viel sie finden, des Suchens ist kein Ende. Wer immer noch sucht, gesteht, daß er nichts gefunden hat. Wir Keger werden nie wieder finden, was wir auf ewig verloren haben.



Redaktionsbette

Die Förderer der Sittlichkeit lassen es sich angelegen sein, die Antipathien, die sie sich bereits erworben haben, nach Kräften zu vermehren. Das letzte Objekt ihrer Sucht zu denunzieren (wobei sich der Denunziant klug im Dunkeln gehalten hat), war ein Buch von Eduard Fuchs: „Die erotischen Elemente der Karikatur“. Mit dem Autor zugleich wurden angeklagt der Verleger Rudolf Hofmann, ferner ein Buchhändler und ein Buchhandlungsgehilfe. So und sovielen Sachverständige mit guten Namen gaben ihre Gutachten für die Beklagten ab, und diese wurden freigesprochen.

Der Hofmannsche „Kladderadatsch“-Verlag stand bisher nicht im Ruf, der Unstlichkeit auch nur im geringsten verdächtig zu sein. Er hatte weder mit Dingen zu tun, die prononziert modern oder ausgesprochen oppositionale waren; im Gegenteil, er ist so staatsbehaltend, wie nur möglich. Eduard Fuchs ist bekannt als ungeheuer eifriger Sammler und Sichter eines sehr zweischichtigen und schwer übersehbaren Materials, dazu als kenntnisreicher, kluger, und zuweilen etwas trockener Interpret. Daß gerade seine Art, sich zu geben, sinnlich-verführerisch wirken könnte, habe ich mir nie träumen lassen. Wer an seiner Darstellung Anstoß nimmt, muß von einer mächtigen Geisteskraft geplagt sein.



Die „Positive Union“ hat einen Aufruf an die Söhne des evangelischen Adels erlassen, in dem sie sie auffordert, doch statt in die juristische und Offizierslaufbahn lieber in die theologische einzutreten und Geistliche der Landeskirche zu werden. Die Naivität dieser Zumutung ist geradezu rührend. Wenn die Herren, die dazu prädestiniert sind, in der Diplomatie, der Verwaltung und den vornehmen Regimentern ihre Rolle zu spielen, sich nicht mehr dazu bereit finden lassen, wer soll dann ihre Stellen übernehmen? Die bürgerlichen Bewerber sind doch, wie die Tatsachen lehren, dazu nicht ge-

eignet. Die Söhne des evangelischen Adels, „die sich so gerne für etwas Hohes und Heiliges begeistern möchten“, werden doch den Staat nicht in die Tinte reiten!



In der Schweiz zwingt der Fortschritt der antimilitaristischen Bewegung die Behörden zu energischem Einschreiten. Es ist ein Charakteristikum der Republiken — in denen nach einer verjährten Legende die Freiheit blüht —, daß sie in allen Fragen der Staatsraison kräftiger zugreifen, als es der monarchische Staat wagen würde. Die freundliche Fiktion, daß alle Staatsbürger mitregieren, macht die Unterdrückung sektiererischer Minoritäten leicht.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Schweiz als Staat militärfeindlich sei. Genau das Gegenteil ist der Fall. Obwohl den Offizier nicht der Nimbus des preussischen Leutnants umschwebt, gibt es doch wenig Länder, in denen die militärische Organisation als Ganzes so angesehen ist wie in der Schweiz. Das kommt daher, daß die kleine Republik ein sehr reiches Land ist; der Besitzende ist immer Militarist. Die antimilitaristische, nebenbei anarchistisch angehauchte Bewegung konzentriert sich auf wenige Gegenden, in denen die Verhältnisse ganz eigenartig liegen.

Da ist erstens das Tessin, ein armes, durch Jahrhunderte hindurch von den biedern Eidgenossen ausgefognes Land. Zweitens die starkbevölkerte Gegend zwischen Jura und Frankreich, deren Zentrum La Chaux-de-Fonds bildet, ein Landstrich, der vollkommen industrialisiert ist. Endlich Genf, das durch seine Lage hart an Frankreich und unfern von Italien zum Sammelplatz unruhiger Elemente geradezu geschaffen ist. Diese an der Peripherie gelagerten Länder könnten die konservativen Kantone indes wohl im Schach halten.

Was der Schweiz indes wirklich gefährlich zu werden droht, das ist der starke Zug italienischer Arbeiter, der die festesten einheimischen Leute völlig hinwegzuschwemmen droht. In ganz deutschen Städten, wie Zürich, liegen bereits ganze Gewerbe — vornehmlich das Maurerhandwerk — in den Händen von Ausländern. Die Unruhe, die durch diese Fluktuation ins Land gebracht wird, befördert das Aufkommen radikaler Bestrebungen sicherlich mehr, als die direkte, namentlich von Frankreich ausgehende Propaganda. Die schweizerischen Unternehmer begehen eine ähnliche Sünde, wie unsere Ostelbier: sie ziehen — anfänglich anspruchlos — fremde Elemente ins Land. Hinterher wundern sie sich dann, wenn Gärungen und Unzufriedenheiten unter den Einheimischen entstehen. Und man steckt einen jungen Mann auf vierzehn Tage ins Loch, weil er während seiner Militärdienstzeit antimilitaristische Flugblätter verbreitet hat. Sollte damit wirklich ein Erfolg gegen eine immerhin ansehnliche und energisch betriebene Bewegung zu erzielen sein?





DIE **N N N N N** FRAU

Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen

herausgegeben von
Arthur Roessler

Etwas Entzückenderes als die „Frau“-Bändchen gibt es nicht. Die Lektüre derselben ist ein hoher Genuß

Bisher erschienen 9 Bände, darunter:

- Vom entzückenden Zauber der Frau. Von Erich Felder. ○○○
Das Verhältnis. Von Ewald Silvester. ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○
Marquise de Pompadour. Von Carry Bradvogel. ○○○○○○○○
Die Tugendhaften. Von Lela Davitschoff. ○○○○○○○○○○○○○○○○○
Die Frau als Schauspielerin. Von Heinrich Stümcke. ○○○○○○○○
Marie Antoinette. Von Tony Kellen. ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○
Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Von
Bettina Feistel-Rohmeder. ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○
Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Von Lothar
Brieger-Wasservogel. (Doppelband.) ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○
-

Weitere Bände in Vorbereitung

Jeder Band eleg. kart. M. 1.50, in Leder gebunden M. 2.50.

•• Wird gerne zur Einsichtnahme in allen Buchhandlungen vorgelegt ••

Friedrich Rothbarth · Verlagsbuchhandlung · Leipzig.



A. D. Weber.

In unserem Staatswesen, in welchem die Panamahüte nur mit Mühe sich neben den Vickelhauben behaupten können, Satiren schreiben, heißt die Vermessenheit schon ziemlich weit treiben. Man steht mit einem Fuße stets im Untersuchungsgefängnis. Wenigstens solange man ein echter Satiriker ist und sich nicht mit harmlosen Wipchen und Mäzchen begnügt. Ein Aristophanes pflegt sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wenn er im Zuge ist, dann ist jedes Wort ein Faustschlag. Der Gebildete weiß das. Darum nimmt er die Expektorationen eines Satirikers cum grano salis. Er destilliert sich fünf Prozent Wahrheit heraus und findet gerade an der Übertreibung sein ästhetisches Vergnügen. Wir besitzen heute in Deutschland nur einen Satiriker, der berufen scheint, eine führende Stellung einzunehmen: A. D. Weber. Künstlerisch betrachtet steht er an erster Stelle. Und auch seine Popularität beginnt stark zu wachsen. Von seinen Satiren-Bänden sind bis jetzt über 60000 Exemplare verkauft worden. Es ist ja nicht einfach so, daß A. D. Weber ein beliebiger Spasmmacher sei. Er ist eine Persönlichkeit, und im Handumdrehen ist er eine Macht. Weber ist der entschiedenste, schärfste und vielseitigste unter den Satirikern unserer Tage. Sein Spott zielt schlechtweg auf alles. Sein Witz ist treffend. Mitunter heißend. In dem Bedürfnis, die Freiheit der Persönlichkeit und ihrer Lebensanschauung zu verteidigen, greift dieser Satiriker alle staatlischen und gesellschaftlichen Bevormundungsversuche an, durch die er diese Freiheit eingeschränkt sieht. Die Sicherheit und Eleganz des Versbaues und die vortreffliche Satzbildung, die reich an neuen Einfällen und Wortspielen ist, gewähren unstreitig ein ästhetisches Vergnügen. Sie erscheinen uns Deutschen fast als vollendete Uebersetzung aus dem Französischen. — — — Mit diesen Zeilen wollte ich nichts weiter als auf diesen neuen Satiriker hinweisen, denn es gibt sicher eine ganze Anzahl Leute, die dankbar sind für einen solchen Hinweis, die gerne einen wirklichen Humoristen neben ihren Wilhelm Busch in die Bibliothek stellen möchten und nur nicht wissen: wen? Diesen allen empfehle ich A. D. Weber aufs wärmste.

Paul Ischortich im „Petroziger Tageblatt“

A. D. Weber ist ein satirisches Genie. Berlin, Die Feder, Dr. Strickfeld
Jedes seiner Lieder ist ein kleines Kunstwerk.

Wien, Der Flob, Dr. Wals

A. D. Weber ist ein vollendeter Meister im Herausholen des Typischen.

Großer Tageblatt

Weber ist ein genialer, rücksichtsloser Spötter.

Strasburger Bürgerzeitung

Weber ist einer der besten und witzigsten Satiriker.

Berliner Börsen-Courier

A. D. Weber: Eine Mischung von Heine und Busch.

Hamburger Fremdenblatt, Dr. Arthur CMI

Man könnte Weber immerzu zitieren.

Hamburger Correspondent

Jeder Gebildete

muß heute N. O. Weber lesen.

Von ihm sind im Verlage von Friedrich
Kothbarth, Leipzig, erschienen:



- | | | |
|--------------------------|-----------------|-------|
| Ohne Maulkorb | 12.—16. Tausend | } neu |
| Wired Pickles | 10.—14. Tausend | |
| Satyr lacht | 6.—11. Tausend | |
| Durch die Lupe | 6.—9. Tausend | |
| Frech und Froh | 1.—5. Tausend | |
| Berlin und der Berliner | 1.—7. Tausend | |

□ Jeder Band kartoniert M. 2.—, geb. M. 2.50. □

60000 Bände in zwei Jahren verkauft!!

□□□□□ Aus Ohne Maulkorb: □□□□□

Die Abstammung.

Es ist nicht jeder Knabe
der Sohn von seiner Mutter Mann,
mit welchem Name man sie benennt
hat, weil man sie benennt kann,
weil man sie benennt sollte,
weil sie ein gutes Kind war,
weil ihre Mutter in der Ehe
war und sich einen Sohn erwar.
Es ist nicht die Mutter eines Knaben
kann sein der Vater ist,
weil man sich dessen nicht

spricht leider oft auch gegen dich.
Denn die Natur kennt keinen Oh man,
der Namen setzen die Natur,
sie kennt bei jeder Befruchtung
den Vater und die Mutter nur.
So kann man nicht nach Deh-
worte
spricht als Sohn der Mutter Mann,
weil wenn die Oh man kommt in
Gang,
und man sich dessen nicht

Soeben erschien:

Wir Balten!

Keine unzeitgemäßen Betrachtungen über
das Deutschtum in den Ostseeprovinzen

Von E. F. Kirschstein und B. Tornius.

oooooooooooo 2. Auflage oooooooooooooo

Preis 1 Mark

Friedrich Rothbarth

Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Aktuell!

Hochinteressant!

Wegen Zurückziehung der 1. Auflage aus
dem Handel wurde mit dem „Hilfsaus-
schuß für die notleidenden Deutschen
Rußlands“ verhandelt. Näheres hierüber be-
sagt die der Broschüre beiliegende Erklärung!

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich u. unentbehrlich. Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner verzäume solchen umsonst und franko zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfehlte seine echten Schafwoll-Loden-Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zoll- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**

besonders für den Photo Sport - Winter- für Weihnachten

in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der

Photo Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

— die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

□□□□ Erscheint täglich zweimal □□□□

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes - Choses du Jour - Fantaisies

Voyages - Théâtres - Musique - Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représentés par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.O.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 7/8 in. by 4 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|--|---|
| <p>Evelyn's Diary. Lamb's Works. The Vision of Dante. Peacock's Novels. Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. Hawthorne's New England Romances. Tennyson's Poems. Poems of Wordsworth. The Shorter Works of Walter Savage Landor. Keats's Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. Marco Polo's Travels. — Rosetti's Early Italian Poets. Autobiography of Benvenuto Cellini. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Homer's Illiads. Translated by George Chapman. Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. The Novels of Laurence Sterne. Plays and Poems of Christopher Marlowe. The Faerie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.</p> | <p>Letters of Horace Walpole. The Ingoldsby Legends. Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. Shakespeare. 3 Vols. Milton's Poems. Burns' Poems. Don Quixote. Bacon's Works. Shelley's Poems. Pepys' Diary.</p> |
|--|---|

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtinl.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Mrs. Alexandre Bell.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELO. By Edgcumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:

GASTON GALMETT

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide et la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO est dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger de passage à Paris, reçoivent ainsi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange & Mainz

Garda-See

der schönsten und größten der italienischen Seen. a

Eisenbahnlinie:

Malland-Venedig

Malland-Desenzano

2 Stunden

Venedig-Desenzano

3 Stunden

Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die gesamte belletristische Weltliteratur.

Herausgegeben von Richard Schott, Berlin.

Preis pro Heft 50 Pf.

oooooooo Heft I oooooooooo

beginnt mit der Veröffentlichung des

Komans von

BERNHARD SHAW

(bisher erstes Mal in Deutschland)

und beachtete bereits Beiträge von Meyer-
manns J., Wührin Hegeler, Osborn,
d'Annunzio usw. usw.

oooooooo Heft II oooooooooo

enthält den neuesten Essay

von **ELLEN KEY.**

Die folgenden Hefte enthalten Beiträge von

LEONID ANDREJEW,

ANNA WAHLENBERG

usw.

Verlag von Dr. jur. DEMCKER, Berlin W. 62.

Zeitungs- Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie,
Kunst und Wissenschaft, sowie
über alle sonstigen Themen
liegen zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Monat. Broschüre, Referenzen usw.
gratis und franko.



Soeben erschienen: *Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.*

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Don Paul Zichorlich

Preis 1 Mark

Diese ungeschminkten Äußerungen über die Musik-
heuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen
erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann,
ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der
Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei
beteiligen will oder nicht.

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! Hochinteressant!



S.P.

OSCAR WILDE.

INTENTIONEN

Übersetzt von J. und F. RÖSSLER
Mit einem Vorwort von FRIEDRICH
RÖSSLER. 110 Seiten 2. Folia

Braschler M. Z. — 000000 Gebunden in Ganzleinenwandband M. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

FRIEDRICH ROTHBARTH a Verlagsbuchhandlung a LEIPZIG

ANKEN

29
19. APRIL
20PF



I N H A L T

| | |
|--|-----|
| Es stinkt gen Himmel / von Lic. Jeremias Puffbohn | 881 |
| Russen und Eingeborene in Turkestan / von Nardak | 886 |
| Bill Whartons Bericht / von Vig Ben | 896 |
| Die Umständlichkeit des menschlichen Daseins / Ein Dialog von Hans Rasmus | 902 |
| Aphorismen / von Oscar Wilde | 906 |
| Redaktionsseite | 907 |
| Umschlagzeichnung von Lucian Bernhard | |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Durrstraße 6, zu beziehen. ooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Bertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe. ooooooooooooooooooooo

Unverlangte Manuskripte, die der Redaktion zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheinen und denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückgesandt. Nur gegen Einsendung des Rückportos können unverlangte Arbeiten bei der Redaktion reklamiert werden. ooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin: Halensee, Bornstedterstr. 10. ooooooooooooooooooooooooooooo



III. Jahrgang

1906

29. Heft.

Es stinkt gen Himmel / von Lic. Jeremiaß Puffbohn

Wenn wir, Geliebte im Herrn, miteinander versammelt sind, dann gedenken wir wohl des Wortes, das geschrieben steht im Evangelio Johannis, Kapitel 11, Vers 39: Herr, er sinket schon. Und wir legen uns die Frage vor: wer oder was ist, das also sinkt? Sind wirs? Nein, Geliebte, das, was so sinkt, ist der Geist der Unsitlichkeit. Dieser Geist der Unsitlichkeit plagt uns Tag und Nacht; wir werden seiner nicht ledig; wo wir nur hinsehen, da entdecken wir ihn. Und wir sehen hin; das gebietet unsre christliche Pflicht. So sage ich auch heute zu euch: Hephata! das ist: tue dich auf. Öffnet eure Augen und lasset uns mit rechtem Fleiße aufmerken, welche Abgründe von Roheit und Gemeinheit dem Erdenpilger, der durch die neuere Literatur wandelt, auf Schritt und Tritt entgegenkaffen. Es ist nicht Bedekind, von dem ich reden will, auch nicht Arno Holz oder Peter Schlemihl; vor denen seid ihr schon durch den Eifer eurer christlichen Mitbrüder gewarnt. Nein, ich will euch das Bild eines andern sogenannt.

nannten Dichters entrollen, dessen Namen ich euch verschweige, weil ihr ihn sonst am Ende kaufen würdet; seine Werke sind ja leider in allen besseren Buchhandlungen zu haben, und es steht ohnehin zu fürchten, daß sie der Satan einmal in eure Hände spiele. Sollte das geschehen, so seid ihr gewarnt. Nun aber schürzt eure Weinkleider und watet mit mir durch den Sumpf der Verworfenheit!

Es gibt wohl auf Erden nichts Zarteres und Innigeres, als die Gefühle zwischen Braut und Bräutigam. Mit welcher heiliger Scheu harret die jungvermählte Gattin wohl der Vereinigung mit dem braven, tüchtigen und kräftigen Manne, dem sie am Altar das Jawort zugeflüstert hat! Wie aber glaubt ihr, daß unser Küstling diese Stunde seliger Ahnung schildert? Er läßt das junge Paar zechen, er malt uns ein greuliches Bacchanal aus, bei dem der Gatte Glas auf Glas hinunterstürzt, während die Jungfrau fortwährend nach der Uhr sieht, als könne sie es — ehem, hm, m — nicht erwarten. Wie ein Wund Flicken wird der Trunkene dann die Treppe hinaufgezerrt, und er sinkt ins Bett wie ein Sack. Es ist kein Wunder, daß Unsegen solchem Beginne folgt. Aber wie zynisch ist es ausgesucht, daß die Frau die Ehe bricht und gleich auf einmal zwei Früchte der Unzucht ans Licht gebiert, und daß der Gatte an den Folgen seiner Unmäßigkeit stirbt! Mord und Totschlag werden mit greulichem Behagen dargestellt; der Verführer wird auf eine, von höherer Warte aus wohl ganz gerecht zu nennende, in der That aber abscheuliche und abstoßende Art ums Leben gebracht, da er auf neuen Pfaden der Sünde wandelt; das Weib verkommt in Suff und Dreck und stirbt, infolge unvorsichtigen Hantierens mit dem Licht, den schmerzhaften Tod des Verbrennens. Das ist ein gar trübes Bild des Familienlebens, das uns hier entrollt wird! Wohl mögen solche Fälle vorkommen, aber — frage ich euch — ist es wohl Aufgabe eines Dichters, sie herauszugreifen, während sich ihm anmutige und liebevolle Stoffe in Fülle und Hülle darbieten? Würde zum Beispiel eine poetisch-didaktische Schilderung meiner Ehe nicht allen frommen Seelen weit bessere Erbauung zu bieten geeignet

sein? Während wir jene Frage verneinen müssen, stehe ich nicht an, die letztere mit „Ja!“ zu beantworten.

Nun könnte wohl einer sagen: jene Ehe hielt der Dichter selbst für unselig; deshalb war es ihm vergönnt, Schwarz in Schwarz zu malen. Aber, Geliebte, die Schändlichkeit wird auch dem blinden Auge offenbar werden, wenn wir betrachten, wie er eine Ehe schildert, die er selbst für glücklich hält. Erstens, wie kommt eine solche Ehe seiner Meinung nach zu Stande? Wenn der Mann zu altern anfängt und die Voten des herannahenden körperlichen Unbehagens spürt! Das ist wahrlich ein schöner Grund. Ein wirklicher Christ kann es gar nicht eilig genug haben, seinen Adam in früher Ehe abzutöten; nur der Wollüstling bedient sich der späten Ehe als eines Reizungsmittels. Und daß der in Frage stehende Mann ein Wollüstling ist oder wenigstens war, beweisen seine Freunde, die er aufsucht.

Zwei darunter werden von ihren Frauen betrogen; einer treibt sich in Animierkneipen herum; und ein vierter ist voll satanischer Freude, weil die ihm angetraute Gattin gestorben ist. Es wäre schlimm bestellt um unser deutsches Vaterland, wenn die Wirklichkeit so aussähe! Was aber wird uns als Inhalt der Ehe des Helden vorgeführt? Eine Bettzene, in der sich der schamlose Gatte an einem Stücke Fleisch weidet, das an der Rückfront seiner Frau sichtbar wird. Ich sage: Pfui. Ist's da noch zu verwundern, daß der Mensch auch dem Laster des Alkoholismus frönt? Der beregte Gatte hockt im Wirtshaus bis um drei, kommt kanonenvoll nach Hause, richtet im alkoholischen Dunst diversen Materialschaden an und ist noch am andern Morgen von so blinder Zerstörungswut besessen, daß er das Porzellangeschirr mit einem Schube vom Tische auf den Boden setzt. Ist's zu verwundern, daß er auch unsittliche Attentate auf das Dienstmädchen verübt? Und endlich, ist's zu verwundern, daß der Ehe eine sittlich schwer belastete Tochter entspringt, die schamlos mit vier jungen Männern gleichzeitig kokettiert und endlich mit dem einen zu nachtschlafender Zeit in einem einsamen Gartenhäuschen, hinter verschlossener Thür, attrapiert wird? Nein, das alles wundert

uns nicht. Nur das eine vermag ich nicht zu verstehen: wie gebildete und sittlich denkende Menschen an dergleichen Schweißereien Gefallen finden können.

Das unvermeidliche Resultat der Ehe — ihr wißt es, meine Lieben! — sind die Kinder. Aber wer in der Ehe nur das Gemeine, Schmutzige, Erdflößige sieht, wie sollte der in den unschuldigen Kindlein das Heilige und Englische entdecken können? Es ist nur logisch, daß der Dichter, mit dem ich mich beschäftigen muß, von ihrer paradiesischen Art nichts weiß. Solange sie ganz klein sind, weiß er uns nur von ihren Excrementen zu erzählen; sind sie aber herangewachsen, so erschrecken sie uns durch ihre unaussprechliche sittliche Verwahrlosung. Sollte man es für möglich halten, daß er zwei Brüder hintereinander die schwersten Delikte — Tierquälerei, Diebstahl, Sachbeschädigung, Körperverletzung und nächtliche Ruhestörung — begehen läßt? Freilich läßt er sie am Ende eines grausamen Todes sterben. Aber ist das wohl schön und erhebend? Wir wissen alle, daß die Verrohung der Jugend erschreckende Dimensionen angenommen hat. Aber können wir uns des Gedankens freuen, daß man diese armen vernachlässigten Wesen töten sollte? Da sage ich wirklich: Nein! Bei der trefflichen Organisation unserer Besserungsanstalten ist es wohl möglich, auch ein Kind, in das sich der Wurm des Verderbens schon tief hineingefressen hat, noch zu retten. Und es wäre wohl eine würdigere Aufgabe für einen Dichter, uns den Läuterungsprozeß eines gefallenen Kindes in strenger, christlicher Zucht vorzuführen, als seinen jämmerlichen Tod, der eine trübe Perspektive ins jenseitige Dasein zeigt.

Solch ein pflichtgemäßes, sorgfältiges und vertieftes Arbeiten würde den Autor freilich um die krassen Effekte bringen, mit denen er zu arbeiten liebt. Er hat einen ausgesprochenen Hang zur Grausamkeit. Wenn sich Kinder an einem eisernen Ofen tiefe Brandwunden holen, so ist ihm das Wollust. Wenn ein braver Mann durch jugendlichen Übermut an der Nase, dem Ohr oder dem Auge verletzt wird, so lacht er. Wer sich je an einem Glascherben eine tiefe und schmerzhaftige Wunde zugezogen hat, der wird ermessen können, wie gräßlich und

scheußlich ein Word sein muß, der durch Zertrümmerung der Schädeldecke mittels einer Flasche vollzogen wird. Vom Blut und Leichengeruch stinkt das ganze Werk dieses sadistischen Dichters. In einer kurzen Erzählung, die auf fünf Seiten Platz hat, werden, wie in den schlimmsten Sensations- und Klübergeschichten, drei Menschen auf einmal umgebracht. Der eine wird unter einem Mühlstein zu Matsch gedrückt, der zweite in die Welle des Rads hineingerissen, dem dritten wird der Kopf durch einen schweren Kistendeckel abgedrückt.

Grausamkeit gegen Menschen paart sich mit der Mißhandlung von Tieren. Ein höchst unchristlicher Philosoph namens Schopenhauer hat sich einmal darüber ereifert, daß unser in Gott ruhender Bruder Jung, genannt Stilling, den gedunsenen Leib einer Kreuzspinne unter dem Brennglas erst kochen, dann schrumpfen ließ. Was würde er aber lamentiert haben, wenn er das Werk seines Genossen im Unglauben noch erlebt hätte! Da werden Tiere geprügelt und verstümmelt und umgebracht, bald aus Dummheit, bald aus Bosheit, bald von Menschen, bald von andern Tieren. Das schändlichste aber ist wohl die Vorsführung einer Szene, in der eine — vom Dichter ausdrücklich als gottesfürchtig bezeichnete! — Weibsperson einer Kage den Schwanz im Türspalt einklemmt, ihr um dieses, bekanntlich außerordentlich empfindliche Glied eine Papiertüte wickelt, dieselbe mit Siegellack festklebt und anzündet und so das bedauernswerte Tier davonrennen läßt. Was muß es bei dieser Prozedur ausgestanden haben! Und welche Roheit gehört dazu, sich an einer derartigen Vorstellung zu weiden! Nein, Roheit allein ist nicht das richtige Wort. Eine solche Gemütsart ist ungesund, ist pervers.

Wir haben es mit einem Entarteten schlimmster Sorte zu tun. Wie immer, dürfte für die geistige Zerrüttung des Verfassers die übermäßige Vorliebe zum Alkohol mit verantwortlich zu machen sein. Der Verherrlichung dieses Dämons hat er ein ganzes Buch geweiht. Manchmal sollte man bei der Lektüre denken, es sei der Zweck des Werkleins, den Alkoholgenuß zu bekämpfen; denn es werden uns mehrere Fälle vorgeführt, wo Berauschte von einem jähen Tode ereilt werden.

Aber das ist nur äußerlich; tatsächlich betrachtet der Dichter die Opfer ihrer unseligen Leidenschaft mit höhnischem Grinsen, er amüsiert sich über ihr klägliches Ende und ruft ihnen gar noch pharisäische Sentenzen ins Grab nach. Wie sollte ihm auch die Majestät des Todes heilig sein, die nur dem aufgeht, der gleich uns im Lichte des Herrn wandelt! Sein Auge aber ist verblendet.

Darum ist er auch für die Schamhaftigkeit völlig abgestumpft. Er bringt es fertig, uns den Gang eines Mannes aufs Klosett ausführlich zu schildern; im Hemd, meine Geliebten. Er läßt denselben an besagtem Orte einschlafen und früh morgens durch einen Raum, in dem die Töchter des Hauses beschäftigt sind, nur mit einer Zeitung umhüllt, hindurchstürmen, und — Schande! — er läßt ihn gar hinstolpern, daß die Teile des Leibes, die er zu verbergen trachtet, den keuschen Mädchenaugen sichtbar werden. Überhaupt weiß der Autor mit großem Raffinement Situationen herbeizuführen, in denen ihrer Natur nach etwas zu sehen ist. Mädchen und Frauen rollen nur so über die Treppen, und oben steht allemal ein Kerl, den solches amüsiert. Zwar, dem Auge des Lesers direkt enthüllt werden die letzten Intimitäten nicht; aber wir, Geliebte, pflegen in solchen Fällen scharf zu sehen; wir blicken durch Kleider und Dessous hindurch, uns macht man nichts vor! Und nicht minder scharf als unser Auge ist unsere Nase. Sie wird beleidigt von dem starken Odeur unzähliger Wickelkinder, sie nimmt Anstoß an dem Inhalt der vielen Kübel, in die die auftretenden Personen patschen oder fallen, sie knäuelte sich angstvoll zusammen, wenn ihr gar ein Mann, der mit ganzem Leibe in eine Kloake gefallen ist und von deren Inhalt trieft, serviert wird. Da faßt uns der Ekel. Das stinkt gen Himmel! O, daß er dieses räche, damit er es räche! Lasset uns stöckern in dem Dreck, o Geliebte, damit sein Dunst in breiten, dicken und gewaltigen Schwaden emporsteige!

Nun, Brüder, dürfte der verbrecherische, lüsterne und grausame „Dichter“ — dessen Namen ich euch immer noch verschweige und stets verschweigen werde — hinreichend ge-geißelt sein. O, daß er es fühlte! Ihr ahnt nicht entfernt,

welche sittlichen Verwüstungen er bereits angerichtet hat. Vierzig Jahre treibt er bereits sein schändliches Handwerk. Kinder haben seine Zeilen gelacht, Mädchen sie geplappert, reife Männer und christliche Frauen ließen sich von ihm umgarnen. Seit er in weitere Schichten des Volkes zu dringen begann, ist die Sittenlosigkeit gestiegen, die Kriminalität der Jugendlichen hat Krebsartig um sich gefressen, das Feingefühl für ethische Dinge ist abgestumpft und Deutschland — wehe — ist verhüllt. So eng ist die Literatur mit dem Leben verknüpft. Nun versteht ihr es wohl, warum euer Seelsorger und väterlicher Freund so vieles Böse liest. Er tut es, um im früheren Bilde zu bleiben, um zu säubern. Hier siehe ich; ich kann nicht anders.

Halleluja.



Nachwort des Herausgebers. Diesen Vortrag den Herr Licentiat Jeremias Puffbohn im Verein menschuggener Jünglinge gehalten hat, erbat ich mir seiner löblichen Tendenz wegen zum Abdruck. Als er schon gesetzt war, kam ich nach mehrfacher eifriger Lektüre dahinter, wer der so hart, aber gewiß gerecht angegriffene Dichter ist. Da mir das Nachdenken so viele Mühe gekostet hat, will ich es den Lesern ersparen und mein Resultat verraten: gemeint ist, wie mir scheint, Wilhelm Busch. Daß der einmal vermöbelt wurde, war sehr nötig, denn das Publikum hat sich schon allzulange an der „Frommen Helene“, dem „Tobias Knopp“, „Max und Moritz“ und den „Haarbeuteln“ gedankenlos erfreut, als daß sich nicht ein Licentiat finden mußte, den dieses stört. Nun: Puffbohn hat seines Amtes gewaltet.



Russen und Eingeborene in Turkestan / von Nardak

„Dort — ja dort in Deutschland versteht man das Verdienst zu belohnen,“ so rief im Familienkreise beim Frühstück der russische Minister des Auswärtigen, Herr von Giers aus, und das Essen schmeckte ihm nicht mehr, als mein Freund, der dabei war und es mir erzählte, von der eben erfolgten Ernennung des deutschen Reichskanzlers Caprivi zum Grafen sprach. Der arme Giers starb, aber Graf war er nicht geworden. „Oh! über den Undank der Asiaten!“ zeterten in Turkestan die Russen erbittert, als im Jahre 1898 fanatische Mohammedaner im Furgkana-Gebiet, das ist im ehemaligen Chanat Kokand, gegen die Ungläubigen, die Christen, die Kasirs einen tödlichen Aufstand versuchten. „Seht nur, hört! wie undankbar die Letten sind!“ sprechen die baltischen Herren, „unsere Knechte waren sie und wollen es nicht bleiben.“ — Und Vater Poirier poltert kläglich gegen seine Kinder in Augiers Komödie. „Alle Kinder sind undankbar,“ jammert er, „so sagte mein Vater schon immer.“ — Ach, ja, so ist es.

Die Russen haben in Turkestan viel getan. Als Wambéry in den Jahren 1861—1864 durch jene mohammedanischen Gegenden als Derwisch verkleidet wanderte, da mußte er in jedem Augenblick für sein Leben fürchten, wenn er als Europäer erkannt wurde. Seitdem die Russen da sind, herrscht Sicherheit und Ordnung im eroberten Lande. Eisenbahnen durchziehen die Wüsten und Dasen, europäische oder russische Viertel sind neben den asiatischen Städten angelegt worden, neue Kirchen überragen alte Moscheen; — und Taschkent, die Hauptstadt, der Sitz des Generalgouverneurs oder Bizekönigs vom russischen Mittelasien, hat ein klassisches Gymnasium, eine Realschule, eine Kadettenanstalt, ein Mädchengymnasium, eine Gewerbeschule, ein Volksschullehrerseminar und noch viel mehr des Guten. Doch — der Herrschaft wegen wird dort alles getan, nicht um der Staatsbürger willen; es gilt bloß das imperium zu sichern, nicht so sehr für die res publicae zu

würden. Und das Christentum? — „Dies Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern.“

Während die Russen für die Festigung ihrer Herrschaft unter den Mohammedanern sorgen, sind sie bestrebt, das Ansehen der Deutschen, ihrer lieben Nachbarn, zu untergraben. In dem russischen Regierungsanzeiger für Mittelasien, den „Turkestanskija Vedomosti“, der in Taschkent erscheint und dessen Redakteur ein aktiver Offizier war, las man in einer Neujahrsnummer — nach einem schwülstigen Eingang über die durch Äonen kreisende Erde —: „Die glänzenden Resultate und die Vortrefflichkeit unserer zivilisatorischen Arbeit werden sogar von den Engländern anerkannt, die in kolonisatorischer Tätigkeit fraglos allen übrigen Westeuropäern voranschreiten. Wodurch erlangten wir nun solche Resultate, warum erblicken wir bei uns nicht jenes feindselige Verhalten der Aboriginen, das sich von seiten der Eingeborenen so scharf nicht nur gegen die Deutschen kundtut, gegen die Deutschen, die sie zu Sklaven machten?“ — Und in einer andern Nummer schreibt wiederum der von der russischen Regierung bestellte Beamte im Regierungsorgan von der Kulturmission der Europäer: „Wollen wir vom schwarzen Erdteil absehen, wo die dunklen Taten der Deutschen so widerwärtig sind, daß man davor schaudert.“ Und in Erwartung der Reise des deutschen Kaisers nach Konstantinopel und Jerusalem reproduzierte derselbe russische Regierungsanzeiger für den mohammedanischen Teil des Imperiums aus einem in der Krim erscheinenden Blatte: „Wo der Engländer erscheint, da reißt er den Handel und das Geld an sich, aber man kann doch noch auf der Erde leben; wo aber der Deutsche erscheint, da reißt er die Erde an sich und läßt nicht einmal Kirchhöfe zurück. Fragt, ihr Osmanen, bei den Tataren aus der Krim nach, deren es nicht wenige in Stambul gibt. Sie werden euch besser erzählen, als ich es kann. — Und fügen wir noch hinzu,“ bemerkte der Regierungsredakteur und Oberlieutenant der Kaiserlich Russischen Armee: „Die afrikanischen Neger können die Wahrheit dieser Worte bekräftigen.“

So möchte das russische Regierungsblatt die Mohammedaner gegen die Reichsdeutschen aufheizen, die sich freund-

schaftlich zu den Mohammedanern stellen, — wie zum Sultan, so jetzt zu Marokko. Und während der Russe das eine Auge böse gegen den Deutschen verdreht, schießt er mit dem andern über die hohen und weiten Berge lockend zum Engländer nach Indien hinüber.

Nun können die Russen allerdings nur wenige Turkestaner gegen die Deutschen einnehmen, die Eingeborenen wissen von Deutschen und von Deutschland nichts, die ganze Christenheit oder nicht-islamische Welt sind ihnen Franken, und nur Russen — „Urus“ — stehen für sich, und auch Engländer werden noch zur Not unterschieden.

Gehen wir an einem Feiertage in Samarkand oder in Taschkent durch das russische Viertel! Breit ziehen sich die Straßen dahin, Gräber, Kanäle mit schnell fließendem Wasser zu beiden Seiten, bepflanzt mit Pappeln, die wie ungeheuerer Kanonenpücker in Reih und Glied aufgepflanzt gen Himmel ragen, dazwischen ein Karagatsch, „der Schwarze Baum“, gleich einer Riesenkugel, gleich einem dunkeln Riesenigel. Wir bleiben an einem Plage stehen. Eine Militärkapelle gibt ihr Freikonzert. Wir sehen schlanke Sarten und gedrungene Kirgisen mit grellfarbigen seidnen Mänteln bekleidet und mit Turbanen, zierliche Inder, Perser mit Fellmützen, Armenier, Tataren, Kaukasier, bucharische Juden, asiatisch aufgestutzt, noch greller, noch mehr von Gold blinkend, auch Dunganen aus China, und von Europäern allerlei Nationen. Herrlich leuchten die Bäume im Grün, unter wolkenlosem blauen Himmel: noch sengt die Sonne nicht so arg, es ist Frühling. Und die Straße entlang trotten an uns vorbei in langer Reihe Kamele. Kirgisen suchen ihre Weideplätze auf. Auf die Kamele packten sie den Hausrat: Zeltstäbe und Zeltkuppeln, vom Rauch geschwärzt, und an den Seiten der Kamele hängen herab: Kessel, Teebretter, Kasten und Laden, Wehlsäcke, Blecheimer, Schilfgeflecht, Kürbisflaschen. Droben kauern Frauen und schlenkern mit den rotbehosten Beinen, weiße Turbane umhüllen ihre Häupter, die Gesichter tragen die häßlichen Kirgisisinnen frei, die schönen Sartienern hingegen gehen verschleiert und verummmt, — ein Kind schreit vom

Kamel herab, so verpackt ist es, daß wir es nicht gewahren, hinter den Kamelen folgen und tummeln sich Hunde, Vieh, Pferde, Fettsteißchafe, und höchst unanständig wackelt deren mächtiges Hinterpolster. Vorbei sind die Kamele, ohne daß sie Staub aufwirbelten, denn die Straße war eben von halbnackten Kerls mit Wasser aus den Gräben begossen worden.

Da kommt die Straße herauf, wiewohl es Sonntag ist und der Tag des Herrn, von zwei Soldaten geleitet in der Mitte — ein Sarte; seine Füße sind gefesselt, die Ketten rasseln und klirren; den seidenen Mantel nachlässig umgeworfen, schreitet er stolz und würdevoll, den Kopf hoch, Verachtung im Blick gegen diese Ordnung und gegen die Menschen, die, der Musik lauschend, auf ihn sehen. Die Bajonette der Begleiter schrecken nicht die hohe Gestalt; bronzen, braun, wie geölt ist die Stirn unter dem Turban, den er in den Nacken geschoben hat, und die Sonne spiegelt sich auf der Stirn, und ein Leuchten des Widerscheins trifft unser Auge. Die Musik spielt den Walzer lustig weiter und die Menge wiegt sich.

Wir sahen, wie zwei russische Soldaten einen Sarten führten. Bei Tschernjajew, dem echt russischen Eroberer Turkestans, sah man zwei eingeborene Sarten einen betrunkenen russischen Polizisten nach Hause bringen. General Tschernjajew war selber auch öfter betrunken als nüchtern, und einmal in der Trunkenheit ließ er als General-Gouverneur die wertvolle turkestanische Bibliothek meistbietlich zu Schleuderpreisen verkaufen. Es ging bei der Eroberung überhaupt summarisch zu. Als die Russen gegen Kofand marschierten, brachten ein Soldat und ein Kosak zu Skobelew einen gefangenen Sarten, der aus dem Hinterhalt auf sie geschossen hatte. General Skobelew fragte die beiden, was man wohl mit dem Gefangenen anfangen solle. Der Soldat, ein gutmütiger Russe, der alles „gemäß der Form“ betrachtete, meinte: „Der Sarte hat durch meinen Mantel ein Loch geschossen und so Krongut beschädigt, also muß man ihn einsperren.“ — „Was da?“ rief der Kosak. „Aufhängen muß man den Asiaten, aufhängen am nächsten Baum.“ — „Tut mit dem Kerl, was ihr wollt!“

sagte Skobelew lachend und ritt davon. Und der Kosak tat, was er wollte.

Die Menschen werden milder und die Zeiten mit ihnen. Ein Bekannter von mir hatte einen Garten als Diener, und weil er ihm einiges Geld gestohlen hatte, jagte er den Dieb davon. Nach drei Tagen sah er seinen früheren Diener auf der Straße wieder, der ihn freundschaftlich grüßte; wichtig stolzierte er in Uniform und mit einem Säbel: er war russischer Polizist geworden.

Bei der Eroberung Turkestans machten Hitze und Wassermangel den Russen mehr zu schaffen als der Feind. So erzählte mir einer der degradierten tatarischen Fürsten, Araslan, Dragoman in Taschkent, der gern europäisch tut: „Das ist echt asiatisch: großmäulig sein und in der Gefahr Hals über Kopf weglaufen, wie der Emir von Buchara. Als die Russen gegen ihn zogen — zum Amu-Darja, da meinte er: Gut, daß sie zum Amu-Darja kommen! Tragen die Russen lange Haare, den Kopf nicht glatt rasiert wie wir? — Ja! — Na, dann haben wir es bequem, wir fassen sie am Schopf, und plump! mit ihnen ins Wasser, daß sie verlaufen. — Hoheit! die Russen sind da! — Und der Emir lief, was er laufen konnte; er setzte über den Strom und ließ sein Zelt im Stich und sein Essen, so daß die Russen den Pilaw noch warm aufessen konnten.“

Diese Geschichte erzählte mir der Fürst a. D. Araslan, als ich mit ihm und meinem Freunde Ibn Jamin Bek, einem Sohne Chudojar-Chans, des letzten Herrschers von Kokand, bei der schönen Chadidscha zu Gaste war. Der Gemahl der Schönen war gerade in wichtigen Geschäften verreist, und um sich die lange Zeit trauriger Einsamkeit zu kürzen, hatte sie einige Freundinnen zu sich eingeladen, darunter auch die Frau Ibn Jamin Beks. Die Bekesse, wenn ich so sagen darf — Bek bedeutet nämlich sehr viel in Turkestan, nur Prinzen von Geblüt und Statthalter dürfen sich diesen Ehrentitel beilegen, also kommt er zum mindesten dem mittelalterlichen „Grafen“ gleich — hatte dem Bek von der Einladung erzählt, und wir waren denn nach ihr auch hingegangen. Wir fanden die

Damen beim Tee. Das Gastzimmer glich einem großen Himmelbett. Vor den Vorhängen lagen oder hockten zwischen aufgestapelten Kissen und Polstern und Teppichen die Damen; durchs offene Fenster ging der Blick auf einen Gartenhof. Die eine Dame, eine zierliche junge Tatarin, machte ihren Abschiedsbesuch. Sie hatte, wiewohl Mohammedanerin, ein russisches Mädchengymnasium besucht und wurde dann von ihren Eltern blutjung an einen reichen alten mohammedanischen Arzt, einen richtigen studierten Doktor verheiratet. Sie fand keine volle Befriedigung in der Ehe, lernte Latein, machte ein Examen und wollte nun nach St. Petersburg, um dort mit Genehmigung ihres Mannes Medizin zu studieren. Sie versuchte mit mir lateinisch zu sprechen, von amo kannte sie das Futurum, und ich schlug ihr vor, lieber mit mir gleich das Lied deutscher Studentinnen zu singen: *Gaudeamus igitur virgines dum sumus!* Ich übersetzte ihr die Bedeutung dieser Worte ins Russische, und die legitime junge Frau des Mummelgottes meinte erfreut: „Das ist ganz wie für mich gedichtet! Diktieren Sie, bitte, weiter, ich schreibe es mir auf.“ Ich diktierte, und ihre Wangen glühten, während sie hockend auf ihrem Knie mit einem goldenen Bleistift schrieb, sie hatte ein sehr schönes Bein: „*Post ludos gratos amoris et molestias uxoris nos habebit humus.*“

„Ach! hören Sie doch mit Ihrem Kauderwelsch auf!“ rief mir eine etwas dicke Dame zu, die still mit gekreuzten Beinen dagesessen hatte, nun aber lehnte sie sich zurück, streckte die Beine in die Höhe, daß ihre weiten Hosen von regenbogenfarbigem Atlas einen ziemlichen Wind verursachten, ich wärte ihn an meiner Nase. „Ich höre da über Ihren Diener Samul Ebedscha schöne Geschichten, den sollten Sie verhauen und aus dem Dienst jagen; der Schändliche bringt in der ganzen Stadt herum, meine Freundin, die Fürstin Bibi-Fatime, habe ein Verhältnis mit dem Fürsten Babur.“

„Was?“ sagte ich: „Dem wollen wir das Schweigen bei bringen.“

„Der Fürst Babur ist doch häßlich, wenn er auch ein kluger Kopf ist,“ warf die zukünftige Ärztin ein.

„Kann denn ein kluger Kopf häßlich sein?“ urteilte die Frau Ibn Jamin Bek.

Die schöne Chadidscha fragte darauf die Bekesse, wie ihr der Kuraufenthalt in Eschimkent bekommen.

„Sehen Sie es denn nicht?“ antwortete diese. „Kaum war ich drei Tage dort, so schrieb ich meinem Mann: Ich werde hier so dick, daß ich mich im Spiegel frage: bin ich es oder ist es eine andere? So schön ist hier die Luft und der Kumys so kräftig.“

„Kumys kann ich nicht leiden,“ sagte die etwas dicke Dame, „ich trinke lieber Portwein.“

„Ich lasse gleich Wein aus dem Keller holen, wir tranken zur Genüge Tee,“ sagte die schöne Chadidscha, und ihre beiden Zöpfe flogen, so schnell eilte sie hinaus. Sie verlor eine Fliederblüte, die sie hinterm Ohr hatte, ich hob sie auf und behielt sie. Ich sah bewundernd der anmutigen Gestalt nach. Sie trug ein einfaches Hauskostüm: ein lang herabwallendes leicht durchsichtiges Hemd und darunter Hosen.

Ich blickte durchs Fenster: im Garten scharren im Sande Hühner, und an einem Beck turnten recht grazios zwei Mädchen und überschlugen sich, sie waren ebenso gekleidet wie die schöne Chadidscha, nur fehlten ihnen die Hosen. Die zukünftige Ärztin erzählte mit großer Genugtuung: zur Hochzeit ihrer Freundin, der Tochter eines mohammedanischen Offiziers, sei eine französische Komödie von lauter Mohammedanern und Mohammedanerinnen aufgeführt worden, das Stück sei sehr interessant gewesen und das Spiel vortrefflich.

Die schöne Chadidscha kam zurück, und ein Diener trug Wein auf. Alle tranken davon.

Ibn Jamin Bek erklärte: „Die intelligenten Mohammedaner halten es so und trinken alle Wein, auch unsere Damen.“

„Und dabei kann man im Koran lesen, wie niedrig Mohammed die Frauen stellt,“ sagte ich.

„Und wenn es so ist,“ sagte die Frau Ibn Jamin Bek, „dann erfüllen wir es nicht und richten uns nicht danach; die Christen richten sich ja auch nicht in allem nach Christus, sondern sie tun oft das Gegenteil: sie halten sich Maitressen,

und Mohammed erlaubt das, was der Christ ohne Erlaubnis tut. Doch wenn es meinem Mann befiel, sich eine zweite Frau ins Haus zu nehmen, ich ginge sofort von ihm weg.“

Die Wangen der etwas dicken Dame waren geröthet, Chabidschas Augen leuchteten zwischen den bemalten Wimpern. Wir alle hatten einen kleinen Schwips. Araslan lachte am lautesten. Die Nacht war eingebrochen und die Lampen erhellten nur wenig den Raum, und vom Fenster wehte die Nachtluft erfrischend. Die Mädchen hatten aufgehört zu turnen, die Hühner zu scharren, sie waren schlafen gegangen. Araslan blickte pfiffig zu mir herüber, öffnete die Lippen, und aller Augen hingen an seinem Munde. Er leerte sein Glas, das ihm die schöne Chabidscha mit köstlichem Weine wieder füllte, und Araslan erzählte folgende Geschichte: „Der Enkel Timur, des eisernen Rahmen, der große Chan und berühmte Astronom Ulug Bek, der in den Sternen ebensogut Bescheid wußte, wie beim Wein und bei Frauen, kokulierte und zechte nach mongolischer Art mit seinen Freunden und Freundinnen auf seinem Lustschloß bei Samarkand. Darob entbrannte in Zorn ein Seid, er machte sein Testament, und wie vorm Sterben nahm er Abschied von den Seinen. Und er begab sich aus der Stadt und blickte von einem Hügel noch einmal auf das herrliche Samarkand zurück, auf die prächtigen Moscheen und Medresseen und auf die Gärten, dann trat er vor den Chan und wetherete: ‚Wohl bist du ein großer Herrscher und ein großer Gelehrter zugleich, und doch bist du noch größer als Verbrecher gegen Mohammeds Gesetz.‘ Und Ulug Bek sah, wie seine Freunde und Freundinnen bestürzt und scheu die Becher wegstellten. Und Ulug Bek hielt an sich, bezwang seinen Zorn und fragte den Seid: ‚Bist du mehr als Moses?‘ Der Seid antwortete: ‚Nein!‘ Und Ulug Bek fragte ihn weiter: ‚Bin ich schlimmer als Pharao?‘ Der Seid antwortete: ‚Nein!‘ Und Ulug Bek sprach: ‚Nun! und Gott sagte zu Moses, er solle den Pharao nicht grob zurechtweisen, sondern in Milde. Du glaubtest, ich würde dich töten und so dich zum Heiligen machen — nein! Jassaul! pack ihn und sperr ihn zu den Tollen!‘ Da beredeten zwei Ulema den

Chan, und er ließ den Seid ziehen. Er selber aber mit seinen Freunden und Freundinnen zechte weiter — die lange liebe Nacht.“

Die etwas dicke Dame spendete dem Erzähler lauten Beifall. Die schöne Chadidscha blickte in ihr Glas, so daß die Wimpern ihre Augen beschatteten.

Die Frau Ibn Jamin Bekß flüsterte mir zu: „Nardak, Sie haben sich in unsere Wirtin verliebt.“

„Das werd ich Ihnen später sagen, Bekesse!“ und ich zerpflückte die Fliederblüte.



Bill Whartons Bericht / In tunlichst wahrhaftiger Nacherzählung von Big Ben

„Erlaubt 'mal erst, Gents,“ sagte Bill Wharton, als er auf seinem improvisierten Rednerstand im rauchigen Schenksaal zu Bismillah, Colorado, Fuß gefaßt hatte. Und dann zog er den Revolver. Die Zuhörer taten natürlich desgleichen. „Steckt nur bei,“ rief aber Wharton lachend. „Gibt bloß 'ne Ehrensalve.“ Worauf er alle sechs Schuß über die Köpfe der Versammlung hinweg in das Hausgebälk jagte und einen Juchzer von westlicher Kraft hinterherschickte.

„Das tat wohl!“ fügte er aufatmend hinzu, indem er die Waffe mit ebenso westlicher Geschwindigkeit wieder lud, ehe er sie in den Gürtel zurückschob. „Was meint ihr? — zwei Jahre habe ich draußen nur halbe Luft geatmet, denn mehr weht in den Distrikten und in Europa nicht; zwei Jahre keinen rechtschaffenen Knall wie diesen mehr gehört. Landseute, der Westen für immer. Drei Cheers für unser ehrliches Land!“

Als die Hochs verklungen waren, mahnte der würdige einäugige Friedensrichter: „Jetzt los, mein Junge, wir passen mächtig auf; und hier der Zeitungsmann vom Bismillah-Ergatterer muß binnen einer Stunde in der Preßmühle sitzen haben, was du alles weißt.“

„Na,“ sagte Bill Wharton gemächlich, „so feine Sachen, wie es in Afrika zum Beispiel gibt, führen die Kerls drüben nicht, und eigentlich verliert unsreiner bloß sein bißchen Zeit dabei. Ich habe mich ein paarmal geschämt, immer unter geschneigeltem Volk zu hocken und Dummheiten zu schlucken, während ein vernünftiger Mensch hätte Löwen jagen und Nashörner in die Luft sprengen können. Dann solltet ihr jetzt bessere Geschichten aufgetischt bekommen, weiß der Luch! — Aber Bill Wharton hat sich gesagt: Alter Junge, nun sieh zu, hoch überall hin, mach' den gelehrten und gebildeten Schwindel mit. Wirst schon klein kriegen, was die Bande hier eigentlich mit ihren Fagen will. Also, Gents, die Sache ist einfach die: wir im gesegneten Westen prügeln einem Lügner entweder gleich die Hücke voll, (lautes Bravo) oder wir lassen den Spizbuben gelten, wenn er rund, gescheit, interessant und nicht zu unserm Schaden lügt. (Donnernder Beifall.)

Drüben aber muß eine Lüge verzwickelt und langweilig sein, damit sie den Strohköpfen gefällt. Am meisten Respekt haben sie allemal vor einer Schiffsladung von Lügen derselben Sorte; und wenn sich ihre Professoren drüber hermachen, sich in die Geschichte teilen, daß der eine von Adam bis Kolumbus, der nächste von Kolumbus bis George Washingtons Geburt, der dritte von da ab alles Gewäsch sammelt, so nennen sie das eine historische Wissenschaft und nehmen die Kopfbedel ab, wenn sie nur dran denken. Die schönste Zeit schlägt der Europa-Mann, und erst recht die Europa-Lady mit sogenannter Literatur und Literaturgeschichte tot. Dabei gebe ich euch mein Wort, daß es keinen durchsichtigeren Schwindel gibt als gerade den. Auf der ganzen Fahrt von Hamburg bis hierher habe ich nachgedacht, wie ich euch die Sache am saubersten klar mache; — ausgenommen auf See, wo gepokert wurde, und von Pittsburg bis Memphis, wo eine hübsche junge Dame mitfuhr.

Knöpft also eure geehrten Schalltrichter auf und haltet mir die geöffneten Hirnkästen entgegen, Gents, denn ich fange mit einer Parabel an. 's ist ein Ding, das im Bogen geht, — braucht euch nicht zu ducken, ihr da hinten; der Bogen ist von der Sorte des Regenbogens, bloß unsichtbar. Ihr habt

Joe Plummer gekannt, denke ich, den größten ungehangenen Schuft des ganzen Westens. (Lebhafte Zustimmung.) Er starb natürlich als Senator der Nation (Heiterkeit), und hier habe ich ein Centblättchen der frommen Gemeinde, an deren Busen der alte Sünder seine Schlippsaugen für immer schloß. Da ist zu lesen: 'Fünf Jahre sind heute vergangen, seit der Herr den ihm wohlgefälligen Bruder Joe Plummer zu sich rief' — und so weiter; ein Aufhebens und ein Lobhudeln, als ob's der Apostel Paulus oder General Grant wäre. Wir wissen aber ganz genau, wie der Halunke sich zuerst in unsere Taschen, dann in die Legislative und zuletzt in den Senat schlich. (Kräftige Zurufe.) Darüber sind wir einig, gut.

Im alten Lande drüben laufen seit Erschaffung der Welt, wenn man den Burschen selber glauben darf, Plummers herum, die vielleicht nicht so große Diebe sind wie der selige Joe, aber auch seine Courage nicht haben und es doch zu 'was bringen. Man nennt sie, tot oder lebendig, die Größen der Literatur. Nämlich, das ist der Witz dieser Europa-Knaben: bei ihnen sind Sommer und Winter viele Tausend müßige Hände, die bloß das dumme Zeug hinschreiben, was ihnen selber einfällt. Und wenn's dasteht, dann puffen sie sich drum, daß es gedruckt wird, und wenn's gedruckt ist, dann geht das Krebsen um die anderen Dummen an, die 's glauben, ihren Glauben predigen und das Geschäft auf diese Manier in Schwung bringen. — Was habt ihr denn da unten vor? — Ach, Jungens, seid nicht kindisch und laßt unsern Gentleman vom Bismillah-Ergatterer in Ruh! Er lebt natürlich auch von dem, was er schreibt und druckt, aber das ist ehrlich Spiel. Lüge ich euch heute etwas vor, so ist es doch nicht seine Schuld. („Vill soll leben!“ und allgemeine Zustimmung.) Nein, unser Ergatterer hat keine Ähnlichkeit mit der Bande, von der ich spreche.

Und nun wieder Joe Plummer, ohne den geht's diesmal nicht. In dem Centwisch hier nennen ihn seine speckigen Vet- brüder kurz und bündig den „tatkräftigsten, weisesten, gütigsten, besten Mann, den Colorado je hervorgebracht hat“. (Ohren- zerreißendes Geheul.) Ganz eurer Meinung, Gents! Aber ich

fürchte, da vern in dem gebildeten Osten der Union glauben sie schon daran, und in ein paar Jahren kann es passieren, daß Joe Plummers Beutelschneidergesicht uns womöglich auf Onkel Sams Briefmarken und Banknoten angrinst. (Drei Minuten Höllenlärm.) Seht ihr, so konnte einer Glück haben! Plummer hat sein Lebtag nur für sich selbst gesorgt, vom Pferdestehlen in der großen Kriegszeit angefangen. Hätte ihn nur Oberst Roarer anno 1863 erschießen lassen, als er ihn so schön abgefaßt hatte. Mein Vater meinte, irgend ein Westigen-Unterrock hätte Plummer damals herausgeholfen. Und für unsern Staat, für den er sich loben ließ, hat der Lummel nie ein Herz gehabt. (Lofende Zustimmung.) — Jetzt nehmt 'mal an, Plummer wäre drüben im alten Lande geboren worden. Ich möchte Stiefel und Hut verwetten, er würde eine Größe der Literatur geworden sein.

Denn es kommt in Europa darauf an, daß man beim Zintengeschäft in den Personaltrust hineinsteigt. (Oho!) Merkt ihr was, gute Burschen? Jawohl, und der Trust ist so fein gesponnen, daß niemand davon reden darf. Wir haben Gottlob in Amerika noch keinen King, der mit so viel verschmizter Gemeinheit betrieben wird. Die europäischen Kerle, auf die's ankommt, sind übrigens meist schon in ihrem Schwindel aufgewachsen und kennen ihn bloß als ihre Wissenschaft, glauben also daran, um nicht denken zu müssen. Tun sie's dennoch und lassen es merken, so fliegen sie hinaus oder werden für altersschwach erklärt, wenn sie es schon bis zur Größe gebracht haben. Aber wer erst so weit ist, der hat eben viel zu sehr mitgemacht und läßt das ganz von selbst bleiben.

Ich will euch nun 'mal beschreiben, wie der Literaturtrust sein Geschäft anpakt. Ihr seid alle Farmer, Viehzüchter und so weiter. Na, ihr kommt also nach der Ernte in die Stadt und da sagen euch die Händler plötzlich: „Preise? — gib's nicht! Wir kaufen so kleinen Farmern nichts mehr ab. Bloß was Plummer, Greasy und allenfalls die Firma Schinder und Racker bringen, wird genommen. Da sollt ihr zusehen, wie fein wir zahlen, — großartig! Aber ihr? Wer hat euch geheißen zu säen und zu ackern? Verschentk's doch, was ihr

nicht selber auffressen könnt!“ — Was würdet ihr dann tun, Gents —? (Nach Verlauf einer längeren Unterbrechung des Redners, die man eine englische Meile weit hörte, ergibt sich einiger Schaden am Saalinventar.)

Vill Wharton dankt euch, brave Burschen, für eure kräftige Zustimmung. Wir sind ja keine sogenannten Geistesarbeiter, und vor allen Dingen keine Europa-Männer. Der Markt für unsere Erzeugnisse kann mal sehr faul liegen, aber so weit wird's wohl nicht kommen, daß man uns von Frisco bis New-York aussperrt, weil wir pro Mann bloß fünf oder zehn Bushels ernten, oder daß ein Trust aufsteht, der seinen Gesetzen sogar ihr Kartoffelkraut als Weizen bezahlt, während wir mit unserm Mais den Ofen heizen müssen. Aber drüben haben es die kleinen Farmer der Literatur glücklich bis dahin gebracht und wundern sich nun mächtig darüber. Diese dummen Teufel merken nicht, daß sie an ihrer eigenen Literaturgeschichte krepieren. Denn der Trust reicht, wie er jetzt organisiert ist, bis in die aschgraue Heidenzeit hinein. Sieht man sich die Wissenschaft an, dann hat es immer bloß ein paar patentierte Größen gegeben, bald drei auf einmal, bald eine oder zwei. Da war ein gewisser Homer, — großes Niederknien! Eine Weile garnichts, — dann waren Äschylus und Sophokles: hups, wieder in die Knie. Dann dieser und jener, z. B. Virgil, Horaz, übrigens Namen für unsere Nigger, und zuletzt natürlich Engländer, Franzosen, Norweger, drei Spanier, zwei Russen und ein Deutscher. Das ist übrigens je nach der Gegend verschieden. Als ich in Deutschland fragte, wie dort die Trustgrößen heißen, die noch leben, da hieß es: Ibsen, Björnson, Rudyard Kipling, d'Annunzio und noch ein Halbdugend. Einer hieß Goethe. Ich fand das ziemlich viel, und ein Mann sagte mir, man schränkte den üppigen Nachwuchs auch energisch ein, schon mit Rücksicht auf die viel vorteilhafteren Verbindungen mit dem Auslande.

Wir wollen nicht langweiliges Zeug breittreten, Gents, und darum verrate ich euch gleich, daß der üppige Nachwuchs von Schreibfarmern immer eingeschränkt worden ist, wie die Zahl der Kindlein zu Bethlehem durch den Trustkönig Herodes.

Und wer heute da drüben nicht Joe Plummer's Schale anjagt, der kann sich lieber gleich aufhängen. Wer aber das noch will und nun die Geduld verliert, aufstehen möchte und den Schwindel aufdecken, im Namen der Farmer zu Homer's oder zu Rudyard Kipling's Zeiten, den bringt der Teufel ins literarische Irrenhaus. Auch das wünschle, wenn er kann.

Ruhig, gute Kerls, ich bin beim Schlagwort. Ich habe mich für euch geopfert und von all dem Trugspruch da drüben is viel gelesen, als ich irgend vertragen. Es war Perimeter's dabei, namentlich unter den bölligen Schwärzen, aber übermal fauldrucker Schwindel untergemischt. Jeder Cowboy kann sehen, daß nur besetzte Gedanken erlaubt sind, und daß auch die Literaturgröße nicht über den Köhlerich des Trugs hinaus darf. — Was sagst du, Bob? Es ginge uns den Teufel was an —? Heute, ihr könnt's euch ruhig merken, was ihr eben gehört habt. Unser Westen wird leider nicht immer wild sein. Ja, auch wir, d. h. unsere Entel angefaßt, werden mal Literatur haben, daß es nur so knaut. Sie werden selber welche machen, die armen Babies, daß sie bis an die Handmargeln voller Tintenflecke äßen. Aber dann sollen die Jungen vorher an das denken, was hier mal ihr ehrwürdiger Vorfahr Bill Wharten als Beispiel von den Farmern erzählt hat, und böllisch schlau sein. Ich sehe euch im Geiste, liebe Jungens! Macht also Literatur, soviel ihr fertig bringt, schlechte und gute, aber laßt euch keine Literaturgeschichte gefallen, keine Wissenschaft, keinen Trugs! Wer euch mit Homer kommt, der meint Plummer, wer Shakespeare unerreichbar nennt, der lobt für Ercahy's Monopol, und wer euch irgend einen Dr. Soundso als den ersten oder lebenden Tintenversender rühmt, der arbeitet für die Firma Schinder & Rader. Kriegt einer von euch so was zu hören: daß er mit gleich die Feder hinwirft, sein Schießseisen zieht und den verdammten Hund von Trugsagenten niederspugt! Wer damit anfängt, wird die erste reelle Literaturgröße sein, und sein Bild gehört dann wirklich auf die Deklarischeine. Der liebe Himmel schenke ihnen allen guten Mut, gute Gedanken und reichlich Munition.

Thank you, Gentlemen!"

Die Umständlichkeit des menschlichen Daseins / Ein Dialog von Hans Raschmus

Heribert: So oft ich auch zu dir komme, finde ich dich auf dem Sofa. Du liegst, in deine Ecke geknäuelst, und rauchst eine Zigarette nach der andern.

Balduin: Du hältst das offenbar für angeborene Faulheit.

Heribert: Nicht gerade für angeborene; aber für erworbene.

Balduin: Es scheint dir völlig zu entgehen, daß ich bei meinem scheinbaren Faulenzen tatsächlich in unausgesetzter, angestrengtester Tätigkeit bin.

Heribert: Das bedarf, scheint mir, doch wohl des Beweises.

Balduin: Bitte halt mal deine Hand — mit dem Rücken — an meine Wade. —

Heribert: Wie lange soll ich so nach dir hinüberhängen? Das ist unbequem.

Balduin: Fühlst du nichts?

Heribert: Es strömt eine gelinde Wärme von dir aus.

Balduin: Was ist denn das?

Heribert: Doch wohl nicht Arbeit!

Balduin: Vielleicht doch! Summiere die Wärme, die ein leidlich genährter, körperlich müßiger Mensch ausströmt, und du wirst finden, daß sie sich auf mindestens 2000 Kalorien täglich beläuft. In mechanische Kraft umgesetzt, würde sie genügen, mich etwa 12000 Meter über den Erdboden zu erheben. Wer körperlich schwer arbeitet, bei dem steigt der Verbrauch aufs Doppelte und höher. Was kann man aber bei der angespanntesten körperlichen Arbeit leisten? Du spaltest vielleicht einen Haufen Holz. Nach einer Arbeitsleistung, die dich auf die dreifache Höhe des Gaurisankar hinauffchnellen könnte, siehst du vor dir einen Stoß Scheite, so mäßig, daß jede seiner Seiten noch nicht mal so lang ist, wie du klasterst. Ist das nicht ein lächerliches Resultat so gewaltigen Kraftaufwandes?

Heribert: Ich steige in meiner Achtung. Ich habe keine Ahnung davon gehabt, wie fleißig ich bin.

Balduin: Was tut man nicht alles den Tag über! Das Herz pumpt das Blut im Körper herum, die Lunge oxydiert es; man nimmt Fette, Kohlehydrate und Eiweiß zu sich, denn man muß die Maschine heizen; jeder Bissen wandert ohne Veine durch ein gewaltiges Labyrinth; die Zähne sägen, schneiden, reißen und mahlen, die Zunge schiebt und drückt, die Luftröhre schließt sich und die Gurgel schluckt; Speicheldrüsen entleeren sich, Magensaft, Gallensaft, Bauchspeichel und Darmsaft durchweichen und zersetzen den Bissen —

Heribert: Wir wollen die ausführliche Beschreibung dieser Pilgerschaft dem Dr. Ragenberger überlassen.

Balduin: Und dabei ist dein ganzer Körper von Kabeln und Drähten durchzogen, die fortwährend zittern, oszillieren, Eindrücke fortpflanzen und Nachrichten abliefern. Kurz, es ist nicht auszusagen, wie viele Mühe es kostet, um nur diese Maschine in Gang zu halten.

Heribert: Du setzt mich in Erstaunen. Wenn du diese Dinge schon zu hoch anschlägst, die man doch normalerweise gar nicht fühlt: wie wirst du dich erst über das wirkliche Dasein äußern, das immer erst da anfängt, wo die Physiologie aufhört.

Balduin: Darüber könnte man freilich Bände, eine Enzyklopädie, eine Bibliothek reden. Es ist keine Kleinigkeit, auf die Welt gesetzt zu werden. Dann sollst du genährt werden: dazu muß eine Kuh existieren. Du brauchst eine Windel: das erfordert eine Textilindustrie. Denke, welche Voraussetzungen sich wieder an die Kuh knüpfen! Du wirst bei inniger Betrachtung in den Gegenstand inne werden, wie wichtig für dein Dasein der Lanzettfisch als der erste Übergang zum Wirbeltiere war. Und schließlich wirst du finden, daß alles, was jemals geschah, für deine Existenz notwendig gewesen ist. Wäre Krösus nicht über den Hals gegangen: wer kann wissen, was geschehen wäre? Aber das ist sicher: du existierst nicht. Jedes Sonnenstäubchen, das vor Jahrmillionen über der kaum erkalteten Erdrinde tanzte; jeder Flügelschlag einer Mücke in

Surinam; jede Schlacke, die aus einem ausgebrannten Sternesiel; jedes Rollen eines Kiefels im Bach spielt eine Rolle in deiner Vorgeschichte. Kurz, alles, was je geschehen ist, hat als Mittel zu dem erhabenen Zwecke gewirkt, dich, Heribert Schulze, aufzubauen. Für dich lebte Karl der Große und Tamerlan; für dich dichtete Dante, obwohl du ihn nicht liest; für dich wurde Babylon zerstört und Amerika entdeckt; für dich wurde die Buchdruckerkunst, das Pulver, die Stiefelwische und das Wasserflosett erfunden. Du mußt zugeben, das ist ein gewaltiger Aufwand für ein mäßiges Resultat. Und es ist darum nicht zu beanstanden, wenn ich das menschliche Leben umständlich nenne.

Heribert: Tamerlan wäre zweifelsohne erstaunt gewesen, wenn du ihm diesen Zweck seines Daseins auseinandergesetzt hättest.

Valduin: Er hätte mich mit Recht für verrückt gehalten.

Heribert: Dem stimme ich von Herzen bei.

Valduin: Tamerlan hat von dir nichts geahnt, natürlich nicht; ebensowenig wie du etwa einen Jahrhunderte nach dir lebenden Menschen ahnst. Trotzdem ist deine Existenz für alles, was künftig geschehen wird, Bedingung. Man sieht bei allem, was man tut, immer eine Ursache und eine Wirkung; das ist einfach. Aber jedes Geschehen, mag es auch noch so geringfügig sein, hat außer Ursache und Wirkung noch eine ungeheure Fülle von Bedingungen und Folgen; das ist furchtbar kompliziert. Diese Fülle ist so groß, daß man ruhig sagen kann: die gesamte Vergangenheit ist Bedingung, die gesamte Zukunft Folge jedes Geschehens. Du bist in jedem Augenblicke Zweck der früheren, Ausgangspunkt der kommenden Entwicklung. Durch dich fließt das gesamte Sein der Welt.

Heribert: Ich hatte mir eine bescheidenere Rolle zugewiesen. Ich glaubte, wenn ich einmal stirbe, würde die von mir geleistete Arbeit, hochbemessen, in ein paar hundert Bildern und Skizzen bestehen.

Valduin: Du hast durchaus recht, wenn du das als den Ertrag deines Lebens ansiehst. Verweilen wir einen Augenblick hierbei. Wie viele Menschen, meinst du, haben an diesem Hause gebaut? Und wie lange werden sie gebraucht haben?

Herrbert: Ich sagiere, wenn etwa 60 Menschen ein halbes Jahr arbeiten, so könnten sie wohl fertig werden, und zwar einschließlich der Herstellung der einzelnen zum Bau nötigen Gegenstände.

Goldman: Ich glaube, daß du die Leistung eher unterschätzst, als überschätzt. Aber sei's drum! 60 Menschen arbeiten ein halbes Jahr; das ist der Arbeitsaufwand eines Menschen in dreißig Jahren, die wir wohl wenig als normalen Lebensdauer annehmen dürfen. Wir sehen also in diesem Sinne gleichsam den Ertrag des vollen menschlichen Lebens. Dieses Haus, das so frohlich und unbeschwert daheer, dieses kleine Ding hat ein menschliches Leben völlig absorbiert, es sich gemessen, in sich geliebt. Der Mensch wurde verstanden, damit das Haus Dasein gewinnt. Und dieselbe Sache ist es mit der Kette, zwischen denen du dich bewegst; der Kettlern, die du trögt; der Socken, die du trägt; dem Hühner aus der Natur, dem Garten hinter den Fingerringen: hier, jedes Ding, das aus Menschenhänden hervorgeht, ist gleichsam selbstbewußt, verfaßt, frohlockend, gelohnt menschliche Kraft. (Sich vor einen Ausbruch, der dir paßt.) Dieselbe Verwendung aber hat es auch mit den geliebten Dingen. Die sozialen Verhältnisse, in denen wir leben; unser Recht, unsere Anschauungen, unsere Kunst, sie enthalten formales, organisches, menschliches Leben. Es verbindet gleichsam jenseits Elementen eines großen Friedes. Was, was du schick, was einmal leben: sagt es es Ding, Sache oder Begriff. Und jedes, auch der größte Mann hat nur einen veränderlichen Bestand aller vorhandenen geschaffen: das heißt, durch sein Leben erfüllt.

Herrbert: Das klingt auf einmal sehr beschönigend.

Goldman: Es ist nur, was ich zur Leistung an geben habe. Erinnere dich nur an die Verschwendung des Kettlers und der Unempfindlichkeit des Hühners, die sich vollständig ergab. So, ganz genau so ist das gesamte Dasein beschaffen. Während du, die arbeitest, die Welt meiner Augen nicht, erdriest die die Erde deiner Kraft. Was du bring schick, lange gerade auch für die zwei Teller, in die du der Zweck meines Daseins liegt.

Heribert: Das tue ich freilich. Denn diese Leistung, so gering sie sei, ist doch die einzige, die mich von den andern ausdrücklich und sichtlich unterscheidet.

Balduin: Es ist dasselbe, als wenn du etwa meilenhohe Berge nebeneinander stelltest, die unter sich nur um ein paar Meter verschieden sind.

Heribert: Genug: sie sind verschieden.

Balduin: Das sind sie. Aber denke, wie ungeheuer die Differenzierung der Menschen sein würde, wenn, ich will nicht einmal sagen alle, aber die meiste Kraft auf sie verwendet würde.

Heribert: Es wäre schön; wenn es nur darstellbar wäre.

Balduin: Das ist es freilich ebensowenig, wie jeder gedachte Zustand, jeder Potentialis. Nur was ist, das ist darstellbar, und das habe ich dir eben dargestellt: die Umständlichkeit des menschlichen Daseins.

Heribert: Du solltest diese Gedanken einmal schriftlich entwickeln und veröffentlichen.

Balduin (ihn starr betrachtend): Du meinst wohl, ich soll eine metaphysische Abhandlung schreiben als Umweg zu mehreren Flaschen Sekt?



Aphorismen / von Oskar Wilde

Wenn jemand auf das Leben zurückschaut, das in seiner rührenden Intensität so lebendig war und erfüllt mit Augenblicken inbrünstiger Entzückung oder Freude, mutet es einen an wie ein Traum. Was sind die unwirklichen Dinge denn anderes, als die Leidenschaften, die einen einmal wie Feuer brannten? Was sind die unglaublichen Dinge sonst, als die Dinge, die man treu glaubte? Was sind die unwahrscheinlichen Dinge? Die Dinge, die man selbst getan hat.

Nur Flachköpfige kennen sich.

Emotion der Emotion wegen, ist das Ziel der Kunst. Emotion um der Aktion wegen, ist der Zweck des Lebens und der praktischen Organisation des Lebens, die wir Gesellschaft nennen.

Alle Kunst ist unmoralisch.

Die Ubitanthropen und Sentimentalen unserer Zeit verfehlen ganz ihr Ziel, wenn sie uns immer vorplappern über die Pflicht des einen zum Nächsten. Denn die Entwicklung eines Volkes hängt von der Entwicklung des Individuums ab, und dort wo die Selbstkultur aufgehört hat ein Ideal zu sein, war gar bald auch von einer Allgemeinkultur nichts zu spüren.

Wären die Armen nur nicht so häßlich, dann wäre die soziale Frage leicht gelöst.

Zeit ist Geldverschwendung.

Religionen sterben, sobald man ihre Wahrheit nachweist. Die Wissenschaft ist die Geschichte toter Religionen.

Drei Adressen ködnen selbst Kaufleuten Vertrauen ein.

Es ist wesentlich, keine geschäftliche Verpflichtung einzuhalten, wenn man den Sinn für die Schönheit des Lebens nicht einbüßen will.

Die Zeiten leben in der Geschichte durch ihre Anachronismen.

Frauen haben einen wundervollen Instinkt. Sie finden alles, nur nicht, was auf der Hand liegt.

Wenn der Ernst zu Jahren kommt, wird er Langeweile.

Unwissenheit ist eine zarte egotische Frucht. Berühre sie, und der Flaum ist fort.



Redaktionsbecke

Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht einen Hunnenbrief aus Algier. Demnach hat bei Schluß der Konferenz eine allgemeine Plünderung des Sitzungssaales stattgefunden. Erst ergriffen Revoil, Regnault und Zattenbach die Federhalter, mit denen sie unterzeichnet hatten, und überreichten sie ihren Damen. Dann moßte Visconti Vinosta einen Briefbeschwerer, Revoil klautete ein Zintensaß, Zattenbach hieß den Wandkalender mitgehen, White bereicherte sich durch zwei Papierspänder und der Herzog von Almodovar ließ die Präsidentenglocke in seiner Tasche verschwinden. Der Korrespondent des „Matin“ ergatterte Cassinis Bleistift und den Löffel, mit dem der Schriftführer sein Zuckerwasser umgerührt hatte. Die Marokkaner waren zuerst verblüfft; aber sie faßten sich und bemächtigten sich rasch der Spucknapfe. Eine englische Touristenfamilie, die eingedrungen war, trug den Kronleuchter davon. Ein deutscher Journalist, der sich verspätet hatte, fand nichts mehr im Sitzungssaale vor, als den Müll. Damit füllte er die rechte Hosentasche und gedenkt, davon ein Halbjahr sein Leben zu fristen.



Ganz zuletzt erschien der Alcalde von Algeciras mit den Vertretern der Stadt. Er machte schön und kündigte an, daß die Stadt in dem Sitzungssaal eine marmorne Gedenktafel anbringen wolle, auf der die Namen der Delegierten prangen sollen.

Man mag das Interesse der Völker an der verflochtenen Konferenz so niedrig anschlagen, als man will: Algeciras hatte eins. Man mag die Verdienste der Diplomaten für noch so geringfügig halten: um die Hebung des Fremdenverkehrs in Algeciras haben sie sich verdient gemacht.

Unter allen Ehrungen, die den Vertretern entgegengebracht worden sind und werden, ist die Huldigung des tüchtigen Alcalden jedenfalls die aufrichtigste und begründetste.



Die Schweiz, die der Konferenz ferngeblieben ist, soll eine Rolle spielen. Man mußte sich schwer den Kopf zerbrechen, wie man sie verständig sollte. Zeitungen liest weder der Bundespräsident noch einer seiner Beamten. Ein Briefverkehr nach der Schweiz existiert nicht.

Der Telegraphendraht reicht nicht bis Bern.

Die Schweiz ist ein verschlossenes Land, so ähnlich wie Tibet. Oben steht eine kleine, unten eine große spanische Wand, und links vorbei fließt eine Rinne. Es ist schwer, da heranzukommen.



Vor nicht allzulanger Zeit lief durch alle gesinnungstreuen Blätter eine Notiz des „Gil Blas“, die dem „Simplizissimus“ aufmunzte, daß er Deutschland vor den Augen des Auslandes herabsetze.

Jetzt drucken genau dieselben Blätter einen Passus aus einer in Zürich erschienenen Broschüre, die behauptet, er mache sich und Deutschland mißliebige, indem er das Ausland beleidige und schmähe.

Man sieht, es ist ziemlich schwer zu entscheiden, ob das Blatt national oder antinational ist. Aber vielleicht beweist die friedliche Zusammenstellung beider, sich widersprechender Notizen, daß die Bachulke's international sind.



Das Reichsgericht gefällt sich darin, angeklagten Redakteuren den Schutz des § 193 des Reichsstrafgesetzbuches zu verweigern, da die „vermeintlichen Übelstände den Redakteur selbst garnicht berührten“. Professor Josef Kohler — einer der wenigen Gelehrten, die sich mit Eifer auf Fragen des öffentlichen Lebens stürzen — hat diese Ansicht im „Archiv für Strafrecht“ energisch bekämpft. Der Beruf der Presse sei nicht, die Neugierde zu befriedigen, zu unterhalten, theoretische Ansichten zu vertreten, sondern die

praktischen Interessen der Nation und damit der Menschheit nach allen Richtungen zu fördern, Mißstände hervorzukehren und Ideen zu verbreiten, welche die Welt in ihrer Kulturarbeit fördern sollen.

Bon. Man kann so sagen.

Im übrigen stehen indes dreivierteln der Redakteure noch viel berechtigtere Interessen zur Seite. Jeder Mensch hat doch wohl ein Interesse, und zwar ein mächtiges, daran, seine Stellung zu behalten. Zweifelt Herr Professor Kohler daran, daß es damit windig aussehcn würde, wenn der Redakteur sich mit Fleiß das Ausdecken von Mißständen entgehen ließe? Die rechtsstehenden Blätter decken emsig Mißstände bei den politischen Gegnern auf, ohne etwas zu riskieren. Die linksstehenden müssen sich schon an die Behörden halten. Außerdem haben sie ja meistens recht.

Also verdienen sie einen wasserdichten Schuß.



Rosa Luxemburg hat Pech. Sie gerät aus einem Dilemma ins andere. Erst blieb sie zu Hause und redete. Da sagte man zu ihr: Geh' nach Rußland. Um das Renommee zu retten, wählte sie die Gefahr.

In Warschau trat sie hübsch sachte auf. Sie agitierte im Zimmer. Dennoch wurde die Sache brenzlig. Um das Leben zu retten, strebte sie heimwärts.

Aber man nahm sie beim Flügel. Der „Vorwärts“ zeigte mit dem Hängelängerstock auf die Heldin. Sie schrieb etwas bedrückt an die Freunde. Statt des Ruhmes wünschte sie sich ein wenig Komfort und Sicherheit.

Freunde wendeten sich an den deutschen Generalkonsul in Warschau um seine Intervention. Er winkte ab. Nun wird Rosa, da sie der Gefahr nicht entgehen kann, sich wohl wieder aus Renommee halten und darauf „verzichten“, friedlich gerettet zu werden.

Sollte sie aber dennoch davon kommen, so wird sie wieder niemand überzeugen können, daß sie wirklich in Gefahr war.

In infinitum.



Das Polizeipräsidium von Berlin hat die bildliche Vorführung der Oberammergauer Passionsspiele, die allabendlich in der Philharmonie stattfindet, für den Karfreitag verboten, da derartige Vorführungen „als am Karfreitag nicht zulässige Lustbarkeiten“ angesehen werden müssen. Dagegen legte die Direktion Beschwerde beim Regierungspräsidenten ein. Sie wies darauf hin, daß die tiefsten religiösen Vorführungen der Würde des Tages voll entsprächen. Der Regierungspräsident aber lehnte die Beschwerde ab.

Um diesen Bescheid recht zu verstehen, muß man von hergebrachten Vorurteilen absehen und die Begriffe zerfasern. Sind Vorführungen der

Passionsgeschichte eine Lustbarkeit? Sie sind es nicht für den, der den leidenden Christus für einen gequälten und gemarterten Menschen hält; er fühlt mit durch die Stala vom Mitleid bis zum Entsetzen. Für den Nichtchristen also ist die Passionsgeschichte nie und nimmer Lustbarkeit. Aber von ihm ist weder anzunehmen, daß er sie öffentlich vorführt, noch daß er sie en masse beschaut. Für ihn ist die Darbietung am Karfreitag mithin überflüssig.

Dem Christen hingegen ist die Passion nicht das Ereignis, daß ein Mensch gequält, sondern daß die Menschheit erlöst wurde. Ihr Anblick muß also letzten Endes in ihm ein Freudengefühl auslösen, das in der groben polizeilichen Terminologie recht wohl als Lustbarkeit bezeichnet werden kann. Mithin bestände das Verbot nach dem Wortlaute der Polizeiverordnung vom 27. März 1903, die die Abhaltung von Lustbarkeiten am Karfreitag verbietet, zu Recht.

Der Widerspruch, der tatsächlich zurückbleibt, liegt nicht in der Verordnung oder dem Verbot, sondern lediglich in der total falschen Auffassung des Karfreitags als eines Trauertages. Im Sinne der Kirche könnte der Karfreitag nur ein Jubelfest sein, und es läge nicht die geringste Veranlassung vor, Lustbarkeiten an diesem Tage überhaupt zu verbieten.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inferatenteil: H. Kief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Köhberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

In Vorbereitung befindet sich:

Arthur Köppler

**Vom Dichter der toten Stadt
und andere Essays** □□□□□□

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandl., Leipzig

KATALOG · illustriert mit über 5000 nützlich. u. unentbehr. Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für Jeden. Keiner versäume solchen umsonst und franko zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-Loden-Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zell- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

PHOTO-AMATEURE Finden wichtige **NEUHEITEN** besonders für den Photo-Sport im Winter u. für **Weihnachten** in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

□□□□ Erscheint täglich zweimal □□□□

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange · Mainz

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3—12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6³/₄ in. by 4 in., and ³/₄ in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|--|-------------------|
| Evelyn's Diary. | Letters of Horace |
| Lamb's Works. | Walpole. |
| The Vision of Dante. | The Ingoldsby Le- |
| Peacock's Novels. | gends. |
| Boswell's Life of Dr. | Mrs. Browning's |
| Johnson. 2 Vols. | Poems. 2 Vols. |
| Hawthorne's New | Shakespeare. |
| England Roman- | 3 Vols. |
| ces. | Milton's Poems. |
| Tennyson's Poems. | Burns' Poems. |
| Poems of Words- | Don Quixote. |
| worth. | Bacon's Works. |
| The Shorter Works | Shelley's Poems. |
| of Walter Savage | Pepys' Diary. |
| Landor. | |
| Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain | |
| Cook's Voyages. | |
| Marco Polo's Travels. — Rosetti's Early | |
| Italian Poets. | |
| Autobiography of Benvenuto Cellini. | |
| The Poems of Samuel Taylor Coleridge. | |
| Homer's Illias. Translated by George Chap- | |
| man. | |
| Homer's Odyssey's and Shorter Poems. | |
| Translated by George Chapman. | |
| Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's | |
| Plays and Poems. | |
| Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. | |
| Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. | |
| The Novels of Laurence Sterne. | |
| Plays and Poems of Christopher Marlowe. | |
| The Fairie Queen, by Edmund Spenser. | |
| 2 Vols. | |

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
O. F. WATTS. By Dr. R. Pomtini.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELO. By Edgumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange & Mainz

Garda-See

der schönste und
größte der italie-
nischen Seen. a

Eisenbahnlinie:

Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano

2 Stunden

Venedig-Desenzano

3 Stunden

Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die gesamte belletristische Weltliteratur,
Herausgegeben von Richard Schott, Berlin.

Preis pro Heft 60 Pf.

Heft I beginnt mit der Veröffentlichung des Portrats von

BERNHARD SHAW

(zum ersten Male in Deutschland)

und brachte ferner Beiträge von Meyer-
moss Jr., Wilhelm Hegeler, Osborn,
d'Annunzio usw. usw.

Heft II enthält den neuesten Essay

von **ELLEN KEY.**

Die folgenden Hefte enthalten Beiträge von
LEONID ANDREJEW,
ANNA WAHLENBERG

usw.

Verlag von Dr. Jur. DEMCKER, Berlin W. 62.

Zeitungs- Nachrichten

In Original-Ausbehalten.

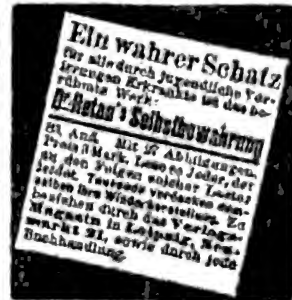
über Politik, Handel, Industrie,
Kunst und Wissenschaft, sowie
über alle sonstigen Themen
liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Unter Broschüre, Referenzen usw.
gratis und franko.



Sieben erschienen: **MOZART - HEUCHELEI**

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zichorlich

Preis 1 Mark

Diese ungekürzten Äußerungen über die Musik-
heuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen
erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann,
ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der
Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei
beteiligen will oder nicht.

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! Hochinteressant!



C
P

OSCAR WILDE.

INTENTIONEN

Übersetzt von J. und A. RÖSSLER.
Mit einem Vorwort von ARTHUR
RÖSSLER. 000000 2. Auflage.

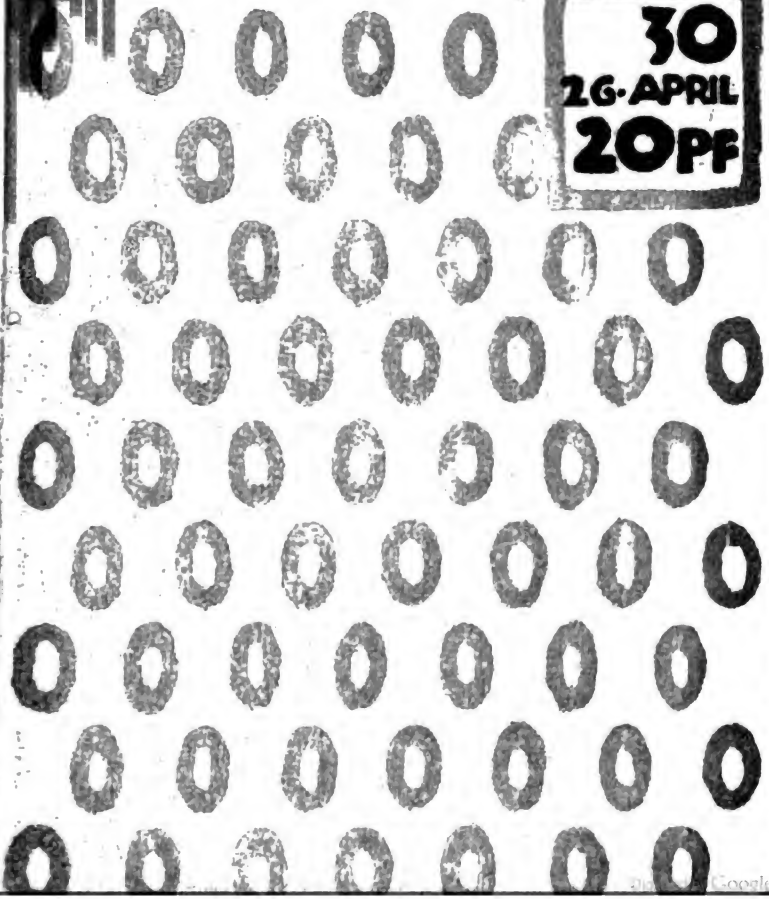
Broschiert M. 2.— 000000 Gebunden in Ganzleinwandband M. 3.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

FRIEDRICH ROTHBARTH o Verlagsbuchhandlung o LEIPZIG.

DIE FUNKEN

30
26. APRIL
20PF



I N H A L T:

| | |
|--|-----|
| Der politische Besuch | 913 |
| Der Klub der Harmlosen / von Eduard Goldbeck | 917 |
| Nemesis divina / von August Strindberg | 923 |
| Österreichisches Tagebuch / von Anatole | 932 |
| Redaktionsdecke | 938 |

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen. ooooooooooooooooooooooooooooo

Vertreib für das Ausland und alleinige Inseratenaufnahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe. ooooooooooooo

Unverlangte Manuskripte, die der Redaktion zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheinen und denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückschickt. Nur gegen Einsendung des Rückportos können unverlangte Arbeiten bei der Redaktion reklamiert werden. ooooooooooooooooooooooooooooo

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Dalensee, Vornstedterstr. 10. ooooooooooooooooooooo



Der politische Besuch

Die Natur ist weise und vorsorglich; bei allem, was sie tut, hat sie nützliche Zwecke im Auge. Sie schuf die Tiere um der Menschen willen,

Füllte sie außen in Häute, daraus man Stiefel verfertigt,
Füllte sie innen mit Fleisch von höchst beträchtlichem Nährwert.

Sie ließ die Pflanzen wachsen, auf daß man aus ihren Fasern Papier herstelle, darauf zu schreiben. Sie bringt in den Höhlen der Erde Gase zur Entwicklung, die etwa ein Bergwerk in Courrières zersprengen, damit auf diese Weise Deutschland Gelegenheit geboten werde, sich die Sympathien Frankreichs wiederzuerwerben. Und sie ließ den Besuch speien um dreier Zwecke willen, die auseinanderzupellen der Zweck der folgenden Zeilen ist.

Erstens mal sollte dem guten König von Italien ein Ansehen gegeben werden, sich als liebender Landesvater zu zeigen. Er kam denn auch prompt, fuhr im Automobil unter dem andregem und Kapillihagel ein wenig spazieren, stieg ein Stück den Berg hinauf, soweit das ohne Risiko für das Bergwerk geschehen konnte, und bot das sympathische Bild

eines Herrschers, dem die vom Unglück heimgesuchten Untertanen am Herzen liegen. Dem Unheil konnte seine Anwesenheit ebensowenig Einhalt tun, wie die Bilder der heiligen Anna und des heiligen Januarius, die man den Lavaströmen entgegentrug. Aber wie die Heiligen, so war auch der König den Bedrängten ein Symbol der Hilfe, die ihnen von irgendwoher kommen mußte, und gewiß übertrug sich auch auf ihn etwas von der inbrünstigen Verehrung, die ein verängstetes Volk jedem Träger irgendwelcher Macht entgegenbringt. Eine spontane Huldigung vor der gewaltigen Kulisse eines brennenden und qualmenden Berges hat mehr Nachhaltigkeit, als ein wohlarrangiertes Volksgejubel in einer papierbeblühten und mit Schutzleuten besteckten Feststraße. Ich bin fest überzeugt, daß die Loyalität eines Volkes nur dadurch befördert werden kann, wenn sich im Lande ein feuerpeiender Berg befindet, der sich als wirkungsvoller Hintergrund zur Feier eines guten Einvernehmens zwischen Fürst und Volk gebrauchen läßt. Eine Überschwemmung, mag sie auch noch so verheerend sein, kann das niemals leisten; dazu mangeln ihr einmal die Farben und ferner die Entfaltung des Bildes in vertikaler Richtung.

Neben seiner innerpolitischen hatte der Ausbruch des Vesuvus auch eine Bedeutung für die äußere Politik Italiens. So weit möchte ich ja in keinem Falle gehen, zu behaupten, daß man ihn direkt als Strafe für die zweideutige Haltung Italiens in Algieras auffassen solle; obwohl man ja nicht wissen kann, wie weit sich der Himmel mit unserer Politik solidarisch fühlt. Aber daß die Katastrophe dazu diene, der Verstimmung Deutschlands gegenüber Italien Ausdruck zu geben, das ist nun einmal sicher. Es ist eigentümlich, wie sich die Zeiten wandeln. Früher war es ein Ereignis, wenn Kaiser Wilhelm telegraphierte; jetzt ist es eins, und zwar ein noch größeres, wenn er es unterläßt. Eine offizielle Beileidkundgebung ist auf dem kühlen, diplomatischen Wege ja unterdessen erfolgt; dem internationalen Komment ist also Genüge getan. Aber von uns ist man mehr gewöhnt; man ist enttäuscht.

Was, frage ich mich, hätte man tun sollen, um Italien die Meinung zu demonstrieren, wenn der Vesuv nicht ge-

speien hätte? Unsere Bundesgenossen jenseits der Alpen hätten unsere Verstimmung vielleicht gar nicht gemerkt! Denn direkt deutlich zu werden verbietet ja die gute Sitte der Diplomatie; wäre man es dennoch geworden, es hätten Komplikationen kaum ausbleiben können. So traurig auch die Vernichtung einer blühenden Landschaft durch die Feuerströme ist: sie hat — diplomatisch betrachtet — ihr Gutes gehabt. Der Himmel hat ein Einsehen gehabt und uns Unbequemlichkeiten erspart. Über diesen Tatbestand werden sich ganz besonders diejenigen Kreise freuen, denen es Pflicht ist, ihre Taschen aufzuknöpfen, sobald der Kaiser das Signal zu einer Hilfsaktion gibt. Die Gaben fließen spärlich. Der Strom christlicher Wildtätigkeit staut sich vorderhand auf bis zu dem Moment, wo der Kaiser wieder einmal die Schleuse aufzieht. Und hier kann man es wiederum bedauern, daß in Oesterreich kein Vulkan tätig ist. Wenn es den gäbe und er finge an zu speien, dann sollte Goluchowski für sein glänzendes Sekundieren glänzend belohnt werden.

Für den König von Italien und den Deutschen Kaiser hat der Besuch also eine durchaus zweckvolle Tätigkeit entfaltet. Auch einem Dritten gedachte er noch Vorteil zu bringen: dem Papst. Ich wies bereits einmal darauf hin, daß Pius X. der Gefangenschaft im Vatikan überdrüssig zu sein scheint. Bei dem großen Erdbeben von Apulien, das dem König von Italien Gelegenheit gab, sich berechnete Sympathien zu erwerben, plante auch der Papst, die Riegel seines Kerkers zu brechen und in eigener Person die Trümmerstätten zu besuchen. Die Gegenströmung war stärker; er blieb zu Haus. Jetzt wäre der Anlaß noch günstiger gewesen. Pius wäre nicht im Automobil gekommen, sondern in voller pontifikalischer Pracht. Was hätte sich aus solcher Szene machen lassen unter der Hand eines einigermaßen brauchbaren Regisseurs! Man denke sich die Prozession, wie sie sich gleich einer goldigen und bunten Schlange über die versengten und grau verschleierten Hänge hinauffchiebt; wie die brüchige Seide der Fahnen sich vor der schwarzen Wand, die den Horizont abschneidet, bauscht; wie das fanatisierte Volk von Neapel dem Zuge wie eine

Schleppe von brausendem Wasser folgt; man denke sich darüber die fahlgrelle Beleuchtung durch die häufigen Blitze und, damit abwechselnd, die düstere, lastende Aschenfarbe, aus der die glühende Lava mit Feueraugen schaut. Das wäre theatra-
lisch im besten Sinne gewesen. Ein Schlager, der imponiert hätte, auch denen, die da sehen und nicht glauben.

Man fragt sich wirklich: ist der katholischen Kirche denn aller Sinn für gewaltige Massenwirkungen verloren gegangen, daß sie diese Gelegenheit vorübergehen ließ? Worauf wartet der Papst eigentlich, um die Fiktion seiner Gefangenschaft nicht ohne Glorie aufzugeben? Soll erst der Ätna speien und etwa halb Sizilien ins Meer versinken? Ich bezweifle trotzdem, daß das eine günstigere Situation wäre. Der Besuch liegt so bequem, und die Bildwirkung ist ausnehmend günstig.

Auch die Intransigenten sollten sich nicht verhehlen, daß die vatikanische Gefangenschaft die Attraktionskraft zu verlieren beginnt. Wenn sich ein Kind schmollend in den Winkel stellt, muß es so viel Weisheit besitzen, sich nicht allzulange nötigen zu lassen. Sonst läßt man es am Ende stehen, und es muß ungebeten und schließlich unerwünscht doch einmal hervorkommen. Als Pius IX. sich in die Ecke stellte, mochte er wohl die Hoffnung haben, durch Troß etwas zu erreichen. Leo XIII. mußte, als erster Nachfolger, notgedrungen stehen bleiben — eine lange Zeit hindurch. Pius X. hat soviel Pietät nicht mehr nötig, obwohl er durch seine Namenswahl sich ausdrücklich zum Erben des starrköpfigen Kulturkampfpapstes gemacht hat. Der Himmel macht ihm das Heraus-treten leicht, er ruft ihn förmlich heraus. Da er nun nicht gekommen ist, wird ihm wohl auch das Leben bis zum letzten Atemzuge im Vatikan verrinnen.

So hat sich der Besuch in dreifacher Weise, wenn auch einmal davon ohne Erfolg, bemüht, menschlichen Zwecken dienstbar zu sein. In großem Stile nämlich. Daß nebenbei noch allerhand für Geologen, Vulkanisten, Reporter, Photographen und Maler abgefallen ist und daß dem einen oder andern Sachverständigen Gelegenheit gegeben wurde, einmal auf allgemeine Unkosten nach Italien zu fahren, will ich nicht

groß rechnen. Auch sie mögen der Meinung sein, der Besuch habe nur ihretwegen gespieen. Wenn man eine Konjunktur messen kann, dann lernt man ja leicht an eine Vorsehung glauben.



Der Klub der Harmlosen / von Eduard Goldbeck

Nach amtlichem preussischen Material zahlten im Jahre 1901 an Schullasten im Verhältnis zu ihrer Einkommensteuer im Kreis Kamitzsch die Gutsbezirke nur 14,5 %, die Stadtgemeinden dagegen 121,6 und die Landgemeinden sogar 534,4 %; im schlesischen Kreis Waldenburg die Gutsbezirke gar nur 3,5 %, die Stadtgemeinden 84,9 und die Landgemeinden 116,2 %, selbst in westlichen Teilen der Monarchie, z. B. im Kreis Gelnhausen bei Frankfurt a. M., beträgt die Schullast für die Gutsbezirke noch jetzt nur 3,4, für die Stadtgemeinden aber 75,5 und für die Landgemeinden 188,1 % ihrer Einkommensteuerlast.

Diese Ungleichheit zu ungunsten des Schwächeren muß verstimmen, ja erbittern. Eine gerechte, d. h. kluge Regierung muß also darauf bedacht sein, sie zu nivellieren. Die Regierung war auch seit Jahren bereit, dem Abgeordnetenhaus ein Schulunterhaltungsgesetz zu unterbreiten; indessen die Konservativen und das Zentrum bestanden darauf, daß „die äußeren Angelegenheiten von der inneren Ausgestaltung der Volksschule nicht getrennt werden dürften“. Eine starke Regierung hätte diesen Imperativ vielleicht ignoriert, hätte ein Schulunterhaltungsgesetz eingebracht und ruhig abgewartet, ob die beiden Parteien vor dem Lande das Odium der Ablehnung auf sich nehmen würden. Indessen wissen wir, wie durch und durch „konstitutionell“ unser Ministerpräsident ist:

er erfüllt gern die Wünsche der parlamentarischen Majorität, vorausgesetzt freilich, daß diese Wünsche an allerhöchster Stelle geteilt werden. Das ist selbstverständlich der Fall; jeder Monarch will, daß dem Volke die Religion erhalten werde. Jeder Monarch bekennt sich zu dem Programm der konservativen Partei, welches in der konfessionellen christlichen Volksschule „die wichtigste Bürgschaft gegen die zunehmende Verwirrung der Massen und die fortschreitende Auflösung aller gesellschaftlichen Bande erblickt“. Warum sollte also Fürst Bülow nicht einmal wieder seine gut konstitutionelle Gesinnung betätigen? Nur war es klüger — denn Zedligns Schatten tauchte schreckend empor —, die Verantwortlichkeit der Regierung von vornherein etwas abzuschwächen: die Initiative mußte aus dem hohen Hause selbst erfolgen. Dann erstrahlte der Konstitutionalismus der Regierung in noch hellerem Lichte und wenn es etwa wieder heißen würde: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,“ so konnte man die Hände in Unschuld waschen.

Gefällige Abgeordnete finden sich immer, fanden sich auch diesmal. Und zwar gelang ein trefflicher Coup. Die Nationalliberalen ließen sich in ihrem kindlichen Betätigungstrieb für ein Kompromiß einfangen. Das war ein Meisterstreich, für den man wohl den Freiherrn v. Zedlig loben darf; denn wenn die Nationalliberalen sich für den Entwurf einsetzten, so würde die Klippe vermieden werden, an der der gräfliche Namensvetter 1892 gescheitert war, die öffentliche Meinung würde ruhig bleiben.

Die Rechnung hätte sich als richtig erwiesen, wenn die Aktion sich zu einer Überrumpelung geeignet hätte. Indessen seit dem 13. Mai 1904 — an diesem Tage wurde der Kompromißantrag eingebracht — sind nunmehr fast zwei Jahre verfloßen. Man hatte die Intentionen der Antragsteller unter die Lupe genommen, man prüfte den inzwischen vorgelegten „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen“ trotz des beruhigend harmlosen Titels mit Mißtrauen. Und allmählich schwoll dieses Mißtrauen derartig an, daß vor kurzem das offiziöse Parteiorgan der National-

liberalen, die „Nationalzeitung“, die Vorlage für „unannehmbar“ erklärte.

Ich möchte einige ihrer Bestimmungen kurz erörtern. Mir scheint, die beabsichtigte Neuregelung schädigt das Individuum (Lehrer und Schüler), die Gemeinde und den Staat.

Den Lehrer schädigt sie insofern, als sie ihn der unkontrollierten Willkür der Verwaltung preisgibt. Bisher hatten die größeren Städte das Recht, die Lehrstellen zu besetzen, die kleineren Gemeinden besaßen wenigstens das Vorschlagsrecht. Nach der Vorlage sollen die größeren Orte nur das Vorschlagsrecht behalten, die kleineren sollen angehört werden. Bei Besetzung der leitenden Stellen werden auch die größeren nur angehört; bei Besetzungen im Interesse des Dienstes findet nicht einmal Anhörung statt. Die Gemeinde also, die den Lehrer aus seinem Wirken als Persönlichkeit kennt, ist ohnmächtig; der Staat, der den Lehrer aus den Akten kennt, ist omnipotent. Ein Beispiel: Rektor Schulze wird oben als unruhiger Kopf denunziert; die Gemeinde erklärt, seit Pestalozzi habe es keinen besseren Pädagogen gegeben, er habe sich in die überaus schwierigen lokalen Verhältnisse mit bewundernswerter Hingebung eingearbeitet . . . tut nichts, der Jude wird verbrannt, im Interesse des Dienstes fort mit ihm nach Schroda. Der Lehrer wird sich unsicher fühlen, er wird sich gedrückt fühlen, weil er nicht nur gesinnungstüchtig sein, sondern diese Eigenschaft auch fortwährend progig dokumentieren muß. Daß diese Staatsklaverei Charaktere heranbildet wird, bezweifle ich und doch gilt es als Axiom, daß der Lehrer ein Charakter sein müsse.

Zweitens: der Entwurf proklamiert die geistliche Schulaufsicht. Die Lehrer verlangen, daß die Aufsicht Fachmännern übertragen werde. Die prinzipielle Gewährung dieses Verlangens sollte selbstverständlich sein; ob sie sich in der Praxis überall durchführen läßt, kann ich nicht beurteilen. Aber es ist demütigend für die Lehrer, sich den Geistlichen unterordnen zu sollen, die weder den Stoff besser beherrschen als sie, noch über eine alleinseligmachende Methode verfügen. Zudem protestieren die Geistlichen schon seit Jahren dagegen, daß ihnen

die Schulaufsicht oktroyiert wird. Daß sich der Lehrerberuf von der Priesterwürde löst, ist eine jener Differenzierungen, wie wir sie auf allen Gebieten erleben.

Wenn so der Entwurf die Lage des Lehrers nicht verbessert oder gar verschlechtert, so kommt er dem Schüler gar nicht zustatten. Denn das Bedürfnis der Schule darf, nach wiederholter Erklärung des Gesetzes, da, wo die konfessionellen Verhältnisse in Frage kommen, nicht geltend gemacht werden. Mit anderen Worten: die Dinges sollen gar nicht so viel lernen. Oder pathetisch: sie sollen erzogen, nicht nur unterrichtet werden. Wie aber diese von der Kirche geleitete Erziehung ausfällt, darüber belehrt uns eine Verfügung des königlichen Konsistoriums der Provinz Sachsen vom 17. Dezember 1901 über den „religiösen Gedächtnisstoff“, in welcher 170 Bibelsprüche und 20 Kirchenlieder als der „Normalstoff“ bezeichnet werden. Um der Wohltätigkeit keine Schranken zu setzen, hebt der Ukas ausdrücklich hervor: „Die Kirche hat in dem Normalstoff nicht mehr als das Minimum des religiösen Gedächtnisstoffes zu sehen, auf das sie bei dem Konfirmandenunterricht rechnen darf.“ Ich verspreche mir von dieser Art der religiösen Erziehung nicht viel, indessen gebe ich zu, daß hier ein Problem vorliegt, das nicht von heut auf morgen gelöst und im Rahmen eines Artikels nicht einmal behandelt werden kann. Wer sich dafür interessiert, der lese z. B. Brunetières Büchlein „Education et instruction“, schon um sich davon zu überzeugen, daß dieser profunde gebildete und gewissenhafte Mann auch nichts wirklich Besorgniserregendes zu sagen weiß.

Trotz dieser Resignation darf ich aber wohl feststellen, daß meine Stichproben die Behauptung stützen, dem Individuum sei der Entwurf nicht günstig. Er duckt beide, Lehrer und Schüler. Weileibe soll der Lehrer nicht etwa frei denken, frei sprechen, frei lehren. Weileibe soll der Schüler nicht „inwendig lernen“, nicht lernen lernen, nicht denken lernen.

Was die Gemeinden betrifft, so haben wir die Bestimmungen über das Besetzungsrecht schon kennen gelernt. Quintessenz: Zahlen, aber Maul halten! Hinsichtlich des religiösen

Charakter der Schule hätte man wohl annehmen können, daß es der Gemeinde überlassen worden wäre, sich für diesen oder jenen Typ zu entscheiden, etwa mit der Maßgabe, daß im Zweifelsfalle die leistungsfähigere Schule den Vorzug verdiene. Dem ist indessen nicht so, sondern die Konfessionsschule wird prinzipiell als die einzig berechnete anerkannt, die Simultanschule auf Ausnahmefälle eingeschränkt. Die Einrichtung einer Konfessionsschule statt einer Simultanschule oder in Abbröckelung von ihr muß gewährt werden, sobald die Eltern einer bestimmten Zahl von Kindern es beantragen. Die Einrichtung einer Simultanschule kann aus besonderen Gründen gewährt werden. Ob besondere Gründe vorliegen, entscheidet die staatliche Behörde. Kurz: will die Gemeinde eine Konfessionsschule, so wird sie sie auch bekommen. Eine Simultanschule schwerlich. Sie muß nur wollen, was sie soll.

Nun kann man sagen: warum soll die Gemeinde nicht vergewaltigt werden? Gewiß, auf dem Gebiete der Schule bewährt sich die Selbstverwaltung vielleicht am besten. Aber schon Maria Theresia hat gesagt, die Schule sei ein Politikum und Fichte spricht von einer „Nationalerziehung“. Ich würde es begreifen, ich würde es rühmen, wenn unsere Maßgebenden so dächten, obwohl ich Condorcets Ansicht teile, „que la liberté des opinions deviendrait illusoire si la société s'emparait des générations naissantes pour leur dicter ce qu'elles doivent croire.“ Indessen, wir leben in Zeiten, die dem Individualismus noch schwerere Opfer auferlegen werden. Daß in solchen Zeiten der Staat alles tut, was seine Einheit stärkt, ist seine Pflicht und sein Recht. Hier aber geschieht gerade das Gegenteil. Die konfessionelle Schule mag ihre Vorteile haben (es ist ein weites Feld, sagt Fontanes alter Brieft), aber sie trennt. Sie scheidet schon die Jugend in „two nations“ und wie ein Staatsmann eine solche Scheidung begünstigen kann, verstehe ich nicht. Wir haben an der sozialen gerade genug. Allerdings muß ich mich hier zu der Ansicht bekennen, daß ich einen baldigen Krieg für wahrscheinlich halte, und wenn ich Kanzler wäre, die ganze innere Politik diesem Gesichtspunkt unterordnen würde. Aus dieser der

internationalen Lage entnommenen Erwägung heraus finde ich die Vorlage gemeingefährlich. Praktisch ist ja der ganze Streit für den Augenblick nicht sehr wichtig: Es gab in Preußen im Jahre 1901 im ganzen 36 756 öffentliche Volksschulen und unter ihnen nur 803 paritätische. Wir streiten uns um Prinzipien und hoffentlich werden wir Deutschen nie aufhören, uns um Prinzipien zu streiten.

Der Entwurf stärkt die Macht der Kirche, d. h. der katholischen Kirche. Die protestantische zerfasert sich mehr und mehr; sie ist nicht fruchtbar. Die katholische Kirche und der preußische Staat befinden sich in einem Waffenstillstand. Im Jahre 1886 wurde ein *modus vivendi* hergestellt, über den Bismarck folgendes sagt: „Inwieweit derselbe von Dauer sein wird und die konfessionellen Kämpfe nun ruhen werden, kann nur die Zeit lehren. Es hängt das von kirchlichen Stimmungen ab und von dem Grade der Streitbarkeit nicht bloß des jedesmaligen Papstes und seiner leitenden Ratgeber, sondern auch der deutschen Bischöfe und der mehr oder weniger hochkirchlichen Richtung, welche im Wechsel der Zeit in der katholischen Bevölkerung herrscht. Eine feste Grenze der römischen Ansprüche an die paritätischen Staaten mit evangelischer Dynastie läßt sich nicht herstellen.“ Nach diesen Ausführungen täte der Staat wohl besser, mit dem immerhin möglichen Wandel der Zeiten und Anschauungen zu rechnen und sich nicht zur *ancilla ecclesiae* zu degradieren. Es ist fraglich, ob in einer gegen Deutschland gerichteten internationalen Koalition der Papst fehlen würde.

Alles in allem, die „Nationalzeitung“ hat recht. Das Verdikt lautet auf unannehmbar. Schon diese kurze Skizze kann denjenigen überzeugen, der Gründen überhaupt zugänglich ist. Eins freilich verstehe ich nicht: wie Männer, die sich nationalliberal nennen, an diesem Entwurf etwas Nationales oder etwas Liberales entdecken können. Die Entfaltung des Individuums, die Selbstverwaltung der Gemeinde, die Aufklärung der Nation, die Bekämpfung kirchlicher Machtgelüste, das sind so recht eigentlich liberale Postulate, und wie die Vorlage zu ihnen steht, haben wir ja gesehen. Und daß die

Konfessionalisierung der Schule nicht im nationalen Sinne wirkt, erkennen wir aus der Bestimmung, daß die Simultanschule in gewissen Gegenden „aus nationalen Gründen“ fortbestehen solle. Als Zedlitz nahte, mußten die Herren, wenn's ihnen um ihren Liberalismus ernst war, süßig werden. Aber sie besaßen keine Psychologie und nicht einmal die Eigenschaft, die sie bisweilen ersezen kann, Mißtrauen. Herr Dr. Hackenberg ist ein Lämmchen weiß wie Schnee und die Fraktion sollte den offiziellen Titel „Klub der Harmlosen“ annehmen.



Nemesis divina / von August Strindberg

Der berühmte Linné hinterließ ein Manuskript über die Nemesis divina, aus dem Auszüge erst in unsern Tagen gedruckt sind. Aus diesen geht hervor, daß der große Naturforscher an das unmittelbare Eingreifen eines Gottes in die Geschichte der Menschen glaubte. Er glaubte auch, daß derselbe Gott bereits in diesem Leben den Schuldigen straft, wenn auch erst an den Kindern im dritten oder vierten Glied. Um diese seine Lehre von der Nemesis zu bekräftigen, führt er eine große Menge Fälle an, die er während seines langen Lebens beobachtet hat; und es ist nicht zu leugnen, daß die Lektüre dieses Protokolls über die Verhandlungen der göttlichen Gerechtigkeit einen starken Eindruck auf den Leser macht.

Wie alle hervorragenden Persönlichkeiten, die nach manchen Kämpfen zu den ehrenvollen Stellen des Lebens hinaufgekommen sind und verwundert auf die überwundenen Schwierigkeiten zurückblicken, so kam auch Linné auf den Gedanken, er stehe unter dem mächtigen und besondern Schutz eines Gottes. Aus diesem Vordersatz zog er die Schlußfolgerung, daß derselbe Gott, der ihn schütze, auch seine Feinde niedermachen müsse.

Dieser Glaube, der sehr allgemein verbreitet ist, muß, wie alles andere, eine natürliche Ursache haben, wenn auch der Erklärungsgrund etwas näher gesucht werden muß, als wo Linné ihn suchte. Versuchsweise will ich ihn in den Umständen

des Lebens selbst und in der eignen Grundbeschaffenheit der Seele suchen.

Ein Mensch, der die Mittagshöhe des Lebens erreicht hat, Weib und Kind, eine gute Stellung und sichere Aussicht auf Versorgung besitzt, findet das ganz einfach und so, wie es sein soll; vielleicht ist er sogar noch unzufrieden mit seinem Los, wünschte es besser. Und doch ist all dies ganz einfach ein Wunder. Ein Wunder, daß er nicht auch unter den zwanzig Prozent Kindern war, die vor dem ersten Jahr sterben; ein Wunder, daß er vierzig Jahre erreicht hat, da die mittlere Lebenslänge zweiunddreißig Jahre ist; ein Wunder, daß er nicht unter den zweieinhalb Millionen Unverheirateten blieb (bei einer Bevölkerung von vier Millionen); ein Wunder, daß er die Stelle bekam, die so viele Tausend suchten; ein Wunder, daß sein Weib die Kindbetten überlebt hat, da an fünfhundert Frauen jährlich in Kindesnöthen sterben; ein Wunder, daß keines von seinen Kindern gestorben ist.

Wahrlich ein Wunder, daß er von zwölf Geschwistern stärker war als die fünf, die starben; daß er mehr Glück hatte, der Cholera, den Pocken, dem Scharlachfieber zu entgehen; daß seine Eltern ihm eine abhärtende Erziehung gaben und daß sein Vater zeitig einsah, wohin seine Begabung neigte, so daß er seine Kräfte nicht in einer Laufbahn abzunutzen brauchte, die für ihn nicht paßte; daß der Zufall ihm die rechte Gattin in den Weg führte, so daß er einer schweren Enttäuschung entging, und seine Kinder stark und lebenslustig wurden.

Das Wunder beruhte also auf ererbten und erworbenen Eigenschaften, die glücklich waren für den Kampf; auf einer Reihe günstiger Umstände und einer ausgebildeten Fähigkeit, sich des Lebens bunten Verhältnissen anzupassen.

Jeder Mensch sieht bloß seinen Regenbogen und ist selbst der Mittelpunkt darin. So auch jedes Individuum in seinem Leben. Man sieht bloß den leuchtenden siebenfarbigen Bogen, der sein Dasein nur durch das Dasein des betrachtenden Auges hat; aber das blendende Farbenspiel kann ohne eine dunkle Wolke als Hintergrund auch nicht sichtbar werden. Und die schwarze Wolke, das ist der Tod und Untergang der „andern“, ohne deren Verschwinden „ich“ nicht existierte. Wären sie nicht ins Mortalitätsprozent aufgegangen, so hätte ich es tun müssen, denn der Drache des Mortalitätsprozents muß jährlich seine Anzahl Opfer haben, bis ein Sankt Georg sich einzufinden geruht; was er noch nicht getan hat.

Wenn ich bei bald vollendeten vierzig Jahren einen Augenblick stehen bleibe und auf die während des Weges Gestürzten

zurückblicke, so sehe ich ein fürchterliches Schlachtfeld, und würde mit einer andern Weltanschauung leicht auf den Gedanken gekommen sein, daß meine geringe Person unter dem unmittelbaren Schutz eines Gottes steht; und ich glaube doch nicht, traurigere Erfahrungen als andere gemacht, nicht größeres Unglück als andere erlebt zu haben, sondern nur mehr Mut, in der Erinnerung die Leichen aufzusuchen.

Ich sehe vier Geschwister in ihren kleinen Särgen; sehe Vater und Mutter tot; Vaterschwester, Vaterbruder, Cousinen, Mutterbruder, Großmutter tot. Die Jungen starben, weil sie zu jung waren, und die Alten ganz natürlich, weil sie alt waren. Meine Mutter nach zwölf Kindbetten und mein Vater nach vollendeten vierundsiebzig Jahren, also ganz natürlich.

Ich erinnere mich innerhalb der Familie an mehrere Konkurse (weil meine Familie die eines Kaufmanns war und Konkurse unter Kaufleuten ganz gewöhnlich sind), gebrochene Verlobungen (äußerst gewöhnlich), unglückliche Liebe, religiöse Grubeleien, Schismen zwischen Eltern und Kindern, Uneinigkeit zwischen Geschwistern, ungern gelittene Heiraten, schlechte Zeiten, Krankheiten — alles vollständig normale Verhältnisse.

Von meinen ersten Lehrern in der Schule hat sich einer erhängt, vier sind wahnsinnig geworden, zwei an Schwindsucht gestorben, ein paar verkommen und verschwunden, und wahrscheinlich noch mehr ohne mein Wissen aus der Welt gegangen.

Von den hundert Schulkameraden, die ich gehabt hatte, sind viele tot, einer am Galgen, einige im Gefängnis, mehrere vollständig verunglückt, einige noch auf den Straßen als Arbeiter oder noch Geringeres zu sehen.

Ich habe noch eine Photographie aus der Gymnasialzeit, auf der ich zusammen mit vier Jugendfreunden abgebildet bin. Von diesen vier sind drei tot. Einer starb als Kandidat der Medizin auf einem Kriegsschiff (und grüßte mich während der letzten Jahre nicht, weil wir uns fremd geworden waren); einer starb als Lizentiat, einer als Notar, alle vor dem fünf- unddreißigsten Jahr.

Von zwanzig Studiengenossen, die von derselben Lehranstalt ausgegangen sind, sind wenigstens acht tot, einige verunglückt, und vielleicht nur noch fünf kennen mich. Und wir haben doch jahrelang als Jünglinge Lust und Leid geteilt, denselben Kampf bestanden, auf demselben Studentenschmaus uns umarmt, in demselben Quartett gesungen.

So ist das Leben; ich habe es nicht so gemacht, und ich habe gelernt, über das Unvermeidliche nicht zu trauern, denn ich bin nicht Hypochonder, obgleich ich Pessimist genannt werde.

Könnte ich mich all der Ammen, Mägde, Knechte, Buchhalter erinnern, die in meinem Elternhaus mir in den Gesichtskreis gekommen sind, so würde der Hintergrund noch dunkler; einige wegen Diebstahls verabschiedet, andere in traurigen Krankheiten verkommen, wieder andere zu betrübenden Beschäftigungen gesunken. Legion sind sie, denn „da unten“ ist der Kampf härter, die Versuchung größer und die Fallhöhe kürzer. Also ganz natürlich!

Das war der dunkle Hintergrund. Ändern wir nun den Gesichtspunkt und nehmen wir an, wir könnten anderer Regensbogen sehen.

Ich sehe jetzt nicht mehr die kleinen Leichen von toten Geschwistern; ich sehe sie lebend, gesund, vergnügt, einige sogar auf Stellen im Leben, die vielfältig die Hoffnungen ihrer Jugendträume übertroffen haben; glücklich verheiratet, mit kräftigen Kindern. Sehe noch weiter zurück in die Vergangenheit; ein gewissenhafter, friedliebender Vater, der ein stilles Familienleben mit Blumen und Musik lebt; ein Heim mit vielen Freunden, viel Jugend, altmodischen Vergnügungen, Tanz und Spiel; sehe zahlreiche Verwandte mit großen schönen (ungewöhnlichen) Zügen von aufopfernder Geschwisterliebe, sohnlicher Ehrerbietung, töchterlicher Liebe; glückliche (selten glückliche) Ehen; steigender Wohlstand auf alten Ruin, Reichtum sogar auf einigen Seiten; gute Natur, gute Gesundheit, großes bürgerliches Ansehen, aufgerichtete Erinnerung, Fest auf dem Kirchhof, Büste auf dem Grab und die Medaille der Akademie der Wissenschaften, wenn auch erst fünfundzwanzig Jahre nach dem Tod.

Und unter den Lehrern sehe ich damalige arme Kollegen heute als Rektoren, Oberlehrer sitzen, mit Namen und Ansehen, einige sowohl glücklich wie reich verheiratet.

Und unter den Schulkameraden zwei Minister, ein Pastor primarius; Bureauchefs, Aktuare, Professoren, berühmte Künstler, Schriftsteller von Rang, ein glänzender Schauspieler, Ärzte mit Praxis und eigenem Haus, ein Weltumsegler mit Mitgliedschaft und Orden.

Mit einem Wort: das Leben ist ganz so schwer, wie die Pessimisten es schildern sollen, und das Leben ist ganz so leicht, wie die Optimisten es schildern. Ein Entweder—Oder zu setzen, ein entweder Schwarz oder Weiß, ist nur ein logisches Dufeln, denn das Leben ist sowohl das eine wie das andere.

Der Fehler bei dem Optimisten wie bei dem Pessimisten ist, daß jeder sein Gedankeninstrument monoman arbeiten läßt, so daß nur das eine oder das andere ausgewählt und ge-

sammelt wird. Das ist ein nicht ungewöhnliches Verfahren beim wissenschaftlichen Beweis, das besonders beim historischen Beweise angewandt wird: alle Fälle, die dafür beweisen, werden gesammelt und angeführt, aber all die Tatsachen, die dagegen beweisen könnten, ausgelassen. Deshalb es auch kaum eine wissenschaftliche Arbeit gibt, die man nicht der Kritik und dem Beweis des Gegenteils unterwerfen könnte.



Ein anderer ebenso gefährlicher und noch gewöhnlicherer Fehler in der Schlussfolgerung ist es, Tatsachen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, die nur in der Zeit aufeinander folgen. Wenn jemand mich eine schlechte Handlung begehen sieht, die vom Gesetz unbestraft bleibt, und es mir dann schlecht geht, so hält der interessierte Betrachter mein Unglück gern für eine Folge der begangenen schlechten Handlung, und dann ist das Nemesisgedicht fertig. Post non propter — die Folge nach, aber nicht die Folge von!

Dieser Mangel im Denkvermögen hat allen Aberglauben in Wissenschaft, Geschichte, Philosophie und Religion hervorgerufen. Der Kranke bekommt ein Heilmittel und wird gesund, also war es das Heilmittel, das ihn kurierte, sagt man, wenn es auch nicht bewiesen ist, daß der Kranke nicht doch gesund geworden wäre.

Schwester Gisela lag im Krampf, betete zur Madonna, und der Krampf hörte auf, also hat das Gebet zur Madonna geholfen, wenn es auch die Erschöpfung der Nerven gewesen sein kann, die die Spannung nicht länger zu erhalten vermochten.

Aus dieser Fehlerquelle ist der Glaube an Gespenster, schlechte Baustellen, weiße Frauen und weiße Pferde entsprungen; und es ist ganz sicher, daß vieles, das in unsern Tagen der Erbslichkeit zugeschrieben wird, seitdem die Darwinmonomanie epidemisch geworden ist, nur ein post non propter ist. So wird in Ibsens Gespenstern vom Sohn eine Handlung wiederholt, die vom Vater begangen war, die aber wahrscheinlich von allen normal ausgebildeten Söhnen aller Zeiten wiederholt wird.

In einem Haus, wo jedes Jahr viele Menschen ein- und ausziehen, müßte ein Beobachter im Lauf eines Menschenalters, wenn er alle Todesfälle, Krankheiten, Unglücke sammelte, finden, daß das Haus unter einem Fluch steht und eine „schlechte Baustelle“ hat, wie man es nennt. Aber wir, die

wir so oft von Haus zu Haus ziehen, können seine Geschicke nicht so lange verfolgen, darum merken wir es nur, wenn wir längere Zeit Gelegenheit haben, seine verschiedenen Reihen von Mietern zu beobachten.

Ich hatte fünf und zwanzig Jahre lang Gelegenheit, die Geschicke eines Hauses und seiner Bewohner zu verfolgen, und wenn ich alles Elend, das ich da sah, zusammenstelle, könnte ich, gleich meinen weiblichen Verwandten und unter andern Gesichtspunkten, leicht den Glauben teilen, daß ein „Fluch“ auf dem Haus gelegen.

Als wir 1857 dahin kamen, hatte der Wirt eben Konkurs gemacht, und ein Stoc war von einem Wahnsinnigen bewohnt. Das Grundstück wurde gleich darauf von einem halbbruierten Landwirt gekauft, der krank und närrisch war und traurige Familienverhältnisse hatte. Darauf wurde es von einem Mietskutscher gekauft, einem reichen Mann, der schöne Lebensgewohnheiten hatte, Musik liebte und selbst an den klassischen Violinquartetten teilnahm, zu denen häufig Künstler in sein Haus geladen wurden. Darauf folgte Konkurs und Todesfall. Die früher reiche Frau machte eine Kneipe auf; der Sohn wurde Gardist, und die Tochter Kellnerin.

Darauf wurde das Grundstück an einen Fabrikbesitzer vom Lande verkauft. Er war Hypochonder und wurde für geistesgestört gehalten; die Familienverhältnisse waren traurig. Von den vielen Kindern gingen einige unter, einige starben, die Mutter starb; das Vermögen wurde vergeudet, und der reiche Mann verkam schließlich.

Dann kam ein reicher Brauer. Der hielt ein großes Haus, suchte seinen Umgang, gab seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung, benahm sich selbst exemplarisch. Es war ein gutes und wackeres Bürgerhaus. Doch zwei Söhne waren verstoßen, draußen in der Welt als Seeleute, ohne Nachrichten über sich zu geben; die Frau des Hauses war krank; die Töchter krank; und dann kam religiöse Grubelei, unglückliche Liebe, ungern gelittene Heirat, Todesfall, Irrenhaus und Selbstmord. Alles schloß mit Ruin, und der stattliche alte Bürger mußte eine Buchhalterstelle bei einem früheren Freund annehmen.

Die vollständige Plünderung dieser wohlgeborgenen, geachteten, gebildeten Familie durch das Unglück zu sehen, war, als sehe man Niobe mit ihren Kindern von den Pfeilen des rächenden Apollo niedergeschossen werden. Ungewöhnlich großgewachsene, hübsche, loyale Menschen, schienen sie (mythologisch gesprochen) sich den Neid der Götter zugezogen zu haben

und wurden fortgeholt, einer nach dem andern, bis sie in zehn Jahren alle aus der Welt waren.

Darauf zog ein gemütskranker Bischof ein, und seitdem war ich nicht mehr dabei.

Doch während alles dessen hatte ich im selben Haus einen Bruder und meine Mutter verloren; hatte Familiensorgen gehabt und Jugendstürme durchgemacht, wie sie wahrscheinlich die meisten Menschen durchmachen.

Was war es nun mit diesem Haus? Wahrscheinlich nichts anderes als mit andern Häusern, bloß mit dem Unterschied, daß dieses seine Chronik bekommen hat. Oder war es schlimmer als andere? Vielleicht! Und in diesem Fall aus der einfachen Ursache, daß es ein kleines einstöckiges Haus war, einsam weit draußen in einer Vorstadt, an einer Avenue gelegen, ohne Nachbarhäuser, von einem ungeheuren Garten und einem großen Park umgeben. Da man beobachtet hat, wie Menschen, die Wunden haben, soziale, ökonomische, die großen Menschenhaufen fliehen und Abgeschiedenheit und Natur suchen, könnte man vielleicht zu dem Schluß kommen, daß alle diese aus einer gewissen Notwendigkeit das abgeschiedene kleine Haus gesucht haben, um sich darin zu vergraben.

Sie waren alle vorher verwundet, aber verbargen sich gerade darum, und was wir anderen sahen, war nur der Totenkampf. Man legt ja Irrenhäuser und Lazarette hinaus vor die Städte; und dies wurde ein Irrenhaus, weil es so still lag.

Doch es war nicht nur so und nicht immer so. Manch anderer würde die weiße Chronik des Hauses schreiben können, und ich selbst würde dabei vielleicht ein begeisterter Mitarbeiter sein, denn auf diesem Besitztum mit seinen hundert Apfelbäumen, seinen weißen Birken, riesengroßen Faulbäumen habe ich auch rosenrote Jugendtage erlebt; und ich weiß ein verheiratetes Paar, jetzt alt, das sicher das abgeschiedene Gebäude nicht sehen kann, ohne aufs neue jung zu werden, denn dort war es, wo sie sich zum erstenmal trafen; und sie sind noch überzeugt, daß dort ein guter Hausgeist wohnte, wenn auch Niobe und ihre Kinder gewiß waren, daß dort nur ein böser regierte!



Nach diesen Vorbereitungen gehen wir an das Problem von der Nemesis, das nun ohne größere Schwierigkeiten mit den gewonnenen Formeln gelöst werden kann, und mit größter Leichtigkeit gelöst wird, wenn man, wie vorher, sein Ich als Mittelpunkt setzt.

Ein Mensch, der kämpfend gegen eine Mehrheit auftritt, ruft natürlich Feinde hervor. Ist der Herausfordernde stark und seine Partei zahlreich genug, den Kampf bestehen zu können, so wird der Sieger, auch wenn er selbst schwer verwundet ist, nach einiger Zeit Erschlagene und Verwundete unter seinen Feinden zählen können. Ist er daneben vermessen genug, seine Sache für heilig anzusehen, und ein wenig scharfsinnig, so wird er glauben, daß eine strafende oder rächende Macht seine „heilige“ Sache beschützt und die Feinde zunichte gemacht habe, besonders, wenn sie ohne sein direktes Zutun gefallen sind.

Von jeder solchen Erklärung, die an das Eingreifen einer höheren Macht appelliert, absehend, will ich doch mit Beispielen zeigen, wie leicht ein solcher Aberglaube entstehen kann, indem man einseitig verfährt, wenn man Tatsachen sammelt und besonders aus diesen mittels des falschen ursächlichen Zusammenhanges Konsequenzen zieht.

Nach einer vierjährigen literarisch-sozialpolitischen Fehde von recht unbestimmten Proportionen habe ich einen Überblick über das Schlachtfeld getan und sehe da so viele tote Feinde, daß das Leben mir schauerlich wird. Denn ich kann leicht ausrechnen, daß dasselbe Geschick sehr bald und mit großer Wahrscheinlichkeit jeden Augenblick mich treffen kann.

Der erste, der Urfeind, der eine einbringende Zeitung hatte, wurde von einem zufälligen Sieg zu größeren Unternehmungen verlockt, die ihn ruinierten. Möglich, daß ich sein Ansehen geschädigt und ihn lächerlich gemacht hatte, so daß sein Wort nicht mehr denselben Wert wie früher besaß.

Der zweite war eine ganz große Zeitungsredaktion, die großes Geschick auffuhr. Es kam zur Palastrevolution und die ganze Truppe wurde zerstreut. Einer, der feindseligste, endete im Irrenhaus; ein anderer starb am Schlag in einer Kneipe; ein dritter, der zwölf Jahre gegen mich kämpfte, verschwand.

Ein Literat, der mir den Untergang geschworen hatte, starb plötzlich innerhalb Jahr und Tag nach einem Erfolg, den er vergebens zu verhindern gesucht hatte. Ein anderer wurde degradiert; ein weiterer starb.

Ein geachteter Schriftsteller, der ein Schmähstück geschrieben hatte, starb; ein anderer wurde beim selben löblichen Vorhaben durch ein Theaterunternehmen ruiniert, und hatte gleich darauf ein glänzendes Fiasco, das sein Ansehen stürzte. Mein mächtigster, aber hinterlistigster Feind starb an einer schauerhaften Krankheit.

Von einer Gesellschaft, die ein drittes Schmähstück verfaßte und spielte, starb der eine, der Verfasser; der andere

wurde schimpflich aus seiner Stellung verabschiedet, erlitt Fiasco und mußte entehrt ins Ausland reisen. Von den andern weiß ich nichts.

Der Verfasser eines Schmähdichtes starb ein Jahr nachher.

Ein Zeitungsredakteur wurde entlassen und seine Waffenträger degradirt und vor die Tür gesetzt.

So viel habe ich in Erfahrung gebracht. In Verlauf von vier Jahren also: sieben Tote, einer im Irrenhaus, sechs Verlorene.

In welchem Zusammenhang steht nun dies mit meiner Wirksamkeit als Feind? Oder gibt es überhaupt einen Zusammenhang? Hier dürfte man am ehesten ein „Sowohl — Als auch“ annehmen.

Einige hatten wohl meine Kriegsbewegungen in Drangsal und Ungemach gebracht, so daß sie die Ruhe verloren, die im Kampf des Lebens notwendig ist. Andere hatten sich wohl über mißglückte Angriffe gegrämt; andere waren bereits dem Untergange anheimgefallen und einem Streit nicht mehr gewachsen; andere hatten wohl nichts mehr zu verlieren und suchten dadurch eine leicht gewonnene Ruchbarkeit, indem sie einem renommierten Keger den Scheiterhaufen anzündeten; andere waren wohl bereits krank und wären in jedem Fall gestorben.

Wollte ich übrigens das Blatt umwenden und die siegenden Feinde zählen, so offenbart sich eine Nemesis zugunsten meiner Widersacher, die sie ebensogut gegen mich anführen könnten.

Ein Verleger bekam eine Medaille, weil er im rechten Augenblick die Ausgabe einer meiner Schriften hinderte; ein unbedeutender Literat machte sich dadurch einen Namen, daß er mich schmähte; drei andere stiegen zu Redaktionsstellen hinauf; ein kleiner Poet wurde von der Akademie gelobt, weil er gegen mich schrieb; ein nicht beförderter Beamter erhielt ein Komtursband für sein Auftreten gegen die Religionsfreiheit, die ich verteidigte; meine Wirksamkeit und meine Niederlagen gaben zwei großen Zeitungen zu leben, die sonst nie gegangen wären; und die Redaktion, die ich bekämpft hatte, sammelte sich zum erstenmal einig und siegte — bis auf weiteres.

Wollte der Feind außerdem alle Verwundungen, alle Mißgeschicke und Unglücksfälle, die mich getroffen haben, zählen, so würde sein Glaube an einen strafenden Gott noch mehr gestärkt.

Dieser strafende Gott oder die Nemesis hat also keinen andern Grund als all die andern Götter: die Furcht, und hier zunächst die Furcht vor den Folgen, daß man seinen Nächsten geschlagen hat, und daher das Bedürfnis, die Schuld von sich

abzuwälzen. Sie selbst waren es, die mich schlugen; doch sie wagten nicht, die Verantwortung zu tragen, denn man ist nie sicher, daß nicht ein Rückschlag kommt, und also mußten sie Gott die Schuld geben. (Vergleiche die Versöhnungslehre: alle seine Sünden auf Gott werfen.)

Rache ist die primitive Form von Strafe; Rache ist Selbstverteidigung; Rache ist die Begehr, das Gleichgewicht in den Verhältnissen des Zusammenlebens wiederherzustellen. Alle Menschen wollen sich rächen, doch alle wagen es nicht, denn Rache wird auch gerächt. Um sich rächen zu können, ohne Widerrache zu riskieren, stellte man die Rache dem unverantwortlichen Richter anheim und taufte die gefährliche Handlung in Strafe um. Die Strafe wurde also die verantwortungsfreie Rache; doch wo die Strafe ohne Gefahr nicht vollzogen werden konnte, stellte man die Sache Gott anheim, will sagen dem Zufall. Wurde der Unrechttuende hernach von einem Unglück getroffen, was man mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen konnte, da die Unglücksprobabilität sehr hoch ist, so war die Rache ohne das Zutun des einzelnen oder des Richters geübt.

Wahrscheinlich trug auch die Furcht des Unrechttuenden vor der aufgeschobenen Strafe (das böse Gewissen) dazu bei, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, so daß er leichter vor dem Mißgeschick fiel, das er sonst vielleicht hätte vermeiden oder bekämpfen können.

Da ein direkter ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Unglück und der vorher begangenen Handlung nicht entdeckt werden konnte, erhielt der unlogische Verlauf den Namen Nemesis divina — göttliche Rache! Göttlich, wie alles Unlogische!



Österreichisches Tagebuch / von Anatole

Große Aufregung unter den politiciens über den jähen Ausbruch des Friedens zwischen Habsburg und Ungarn. Die Flaneure der Ringstraße drängen sich vor dem Hauptquartier der magyarisch-ungarischen Koalition, dem Hotel Bristol. Vor jeder Türrije lauern die Reporter. Nicht vergeblich. Die Führer der Nation schütten einem jeden, den das Schicksal

mit der Verfügung über Druckerschwärze begnadete, ihr Herz aus. Neben sind jenseits der Leitha immer das wichtigste Landesprodukt. Sonst klangen sie allerdings paprizierter. Jetzt sind sie plötzlich in die Milch der frommen Denkgart getaucht. Die Rebellen, deren Vereinigung aufgelöst und deren Zeitungen konfisziert wurden, sind blüßschnell sanft und friedlich geworden. Zwei Tage vor der Deklaration des offenen Verfassungsbruches ist alles in Ordnung. Wenigstens für ein paar Jahre ist die Demolierung der Monarchie verzögert. Österreich wird natürlich für seine alte, baufällige Wohnung einen noch unerschwinglicheren Zins zahlen müssen.



Diese Lösung ist die unerwartete. Eben deshalb war sie bei uns vorauszu sehen. Schon weil sie gar keine Lösung ist. Bloß ein Waffenstillstand. Die beiden Feinde haben sich überzeugt, daß keiner von ihnen augenblicklich so stark ist, den anderen niederzuwerfen. Die Koalition lebte von der Fiktion der Verfassung. War diese zerbrochen, indem der gesetzliche Termin der Reichstagsberufung verstrich, ohne daß die Wahlen angeordnet wurden, so war ihr die Waffe aus der Hand geschlagen. Denn auch die passive Resistenz ist nur durch die asiatische Paschalikwirtschaft der Komitate möglich, deren Existenz auch allein durch die mittelalterliche Kabbala der magyrischen Verfassung verbürgt ist. Steuern und Rekruten hat das Komitat zu liefern, hat also das Komitat in vorteilhaftem Patriotismus verweigert. Aber wenn der Absolutismus das Parlament zu unterdrücken entschlossen war, hätte er da vor den Komitaten Halt gemacht? An einen bewaffneten Widerstand jedoch konnte die Gentry, hinter der das veresendete, in Nationen und Klassen gespaltene Volk nicht steht, nicht denken. Sie hatte alle Ursache, die Probe zu fürchten. Es hätte sich herausgestellt, daß die Kanone, mit der sie stets drohen, vernagelt ist.

Der Hof jedoch hatte vor sich die Aussicht auf einen schleichenden Bürgerkrieg und einen offenen Eidbruch. Daß

der greise Franz Josef die letzten Jahre seines Lebens Ruhe haben will, ist nur begreiflich. Mag sein Neffe in Ungarn einmarschieren, wenn es einst nötig sein wird — er selbst hat dies Vergnügen schon genossen. Daß er nicht im offenen Wagen durch Pest fahren kann, daß, als er den magyarischen Hochadel zu seiner Tafel lud, nicht ein einziger der Kavaliere kam und die kalten Schüsseln in Wien ans Hofgesinde verteilt werden mußten — das hat ihn tief gekränkt. Nur Ruhe, Ruhe! Er wird sie freilich nicht auf lange genießen. Wenn der neue Reichstag gewählt, das allgemeine Stimmrecht den Magyaren gewährt, den anderen Völkern genommen wurde, dann wird ihm die Rechnung für seine Staatskunst der „versäumten Gelegenheiten“ präsentiert werden. Und Ungarn versteht es, gefalzene Rechnungen zu schreiben . . . Einzwischen werden die Beamtenposten mit den Sippengeossen besetzt, die Kaisertreuen verjagt; und beim nächsten Konflikt muß dann Schritt für Schritt jedes Gemeinدهaus erobert werden. Wer aber wird dem Habsburger dann helfen wollen, da seine Getreuen diesmal so schmähslich in Stich gelassen wurden? Gewiß, dem Wortlaute der Puntkationen nach hat er gesiegt: die Koalition hat ihr Militärprogramm nicht durchgesetzt; die Einheitlichkeit der Armee, für die Österreich siebzig Prozent bezahlt, ist notdürftig gewahrt geblieben. Aber die Macht ist an die Rebellen übergegangen, die nunmehr als seine Minister mit ihren Händen alle Kraftquellen des Staates regulieren, den Strom des Budgets in ihre Parteikanäle leiten können. Die Beleidiger Seiner Majestät sind nunmehr die Minister Seiner Majestät. Sein intimer Feind Apponyi wird als trunkener Rhetor die Massen fortreißen, der pfiffige Bekerte, den er nicht mehr am Hofe sehen wollte, ist der Chef des Kabinetts, in dem Kossuths Sohn und Erbe loyal die Entthronungspolitik des Debrecziner Reichstags fortsetzt. Die Krone des Hauses Habsburg ist auf der schiefen Ebene wieder ein Stück weiter gerollt. Wer weiß, ob Franz Ferdinand rasch und geschickt genug sein wird, um sie noch fassen zu können?



In den Theatern endlich wieder einige lebhaftere Eindrücke. Eine Dilettantenvorstellung läßt uns die verwegene, saftige, amoralische Lustigkeit von Macchiavellis „Mandragola“ kaum ahnen. Im Volkstheater „Les ventres dorés“ von Emil Fabre war der Übersetzer zu einem „Goldenen Kalb“ banalisiert. Kein Schauspiel eines Dichters, aber doch anregend und mit literarischen Valeurs. Weil es uns in eine Welt führt, die unserer Neugier sonst mit goldenen Toren verschlossen ist. Das Reich der sieben- bis neunzifferigen Gaunerei tut sich vor uns auf. Spekulation, Transaktionen, Gründungen — rechts von ihnen steht der Reichtum, links das Vagno. Mit den Kursen wird zugleich die öffentliche Achtung notiert. Sie beziffern Ehre und Schmach, Klugheit und Ungeschick, Listen und Gewalt, in die Höhe gewirbelte und vernichtete Existenzen. Wie ein gieriger Strom reißen sie dort ein Fleckchen Glück fort, um es anderswo anzuschwemmen. Wie die spekulative Straßenräuberei dieser großen Finanziers in alle Schicksale greift, der Inhalt der verborgensten kleinen Sparkassen und Strickstrümpfe in den nie gefüllten Bauch der Goldfresser und Bierschlünde geleert wird, wie sie öffentliche Meinungen schaffen, Zeitungen gewinnen, Parteien aufwählen, Kriegsgefahren herbeiführen, die eigenen Lebensgesetze dieser furchtbaren Spezies — das rollt Fabre in mehr getreuen als bunten Bildern vor uns auf. Sein Schauspiel trieft vor Milieukennntnis, schwingt Beobachtung aus allen Szenen und Figuren. Er kann nur Typen bringen, ist also kein Genie; aber er versteht Typen zu bringen, hat also Talent.

In einer Szene jedoch wächst er fast zur Größe empor. Während der Börsenkatastrophe stürmen die Aktionäre den Saal des Aufsichtsrates, und nun schwimmen die Goldbäuche hilflos auf den Fluten dieses sonst unsichtbaren und anonymen Elends. Das leichtgläubige, ausgeplünderte Volk ist da, die Ziffern bekommen Gestalten, Gesichter. Kleinbürger, die ihre Ersparnisse über Jahre, Witwen, die ihre Pensionen, Dirnchen, die die kleine Rente aus ihrer Schmach verloren haben, Priester, die mit ihrem ganzen Dorfe spekulierten, ungetreue Buchhalter, die nun ins Vagno müssen. Eine wilde,

wüßte Vision — die große, entfesselte, geldgierige, gewinnlusterne Menge, die den Saal mit ihrem Wutgeheule, mit dem Jammer um ihre zerstörten Existenzen erfüllt!



Und dann, das große Erlebnis: das Gastspiel der Moskauer. Abende, die Epoche machen müssen in unserem Theater. Nun wissen wir, daß der Wunsch unserer sehnennden Träume erfüllt werden kann. Vollkommenheit auf der Bühne ist möglich. Noch unerträglicher wird uns fürderhin die schweigende Unbeseeltheit unserer Theaterskärner sein. Unsere Unbarmherzigkeit gegen alles Mittelmäßige, die wir aus dem Anblicke der russischen Vollenbung saugen, ist vielleicht von allen Freuden, die wir ihnen danken, die köstlichste!

In der gleichgültigen Historie vom „Zar Feodor Ioannowitsch“ geben sie unvergeßliche Impressionen. Orthodoxer Orient. Von den dicken Wölbungen des niedrigen, weiten Zarengemaches fließt das Gold. Despotismus, unerhörte Grausamkeiten, vermischt mit Küßen, frommen Ekstasen, hilflosen Beteuerungen, unmännischen Ausbrüchen hausen unter diesen dumpfen Wänden. Die Menschen kommen alle aus Märchen oder Träumen her. Seide von unsäglichem Kostbarkeite, von unbestimmten, gleitenden, sonderbaren Farben hüllt die Glieder dieser Barbarenfürsten ein. Die Energie der Bühnenzeichnung wird nur von ihrer Zartheit erreicht. Alles wird durch Farben, Blicke, Töne gewissermaßen in unsere Seelen geflüstert. Noch niemals hat man Schauspieler so gut verstanden wie diese, von denen man kein Wort versteht. So haben sie uns erst die ungeheure Beredsamkeit der Geste, die polyglotten Kräfte der Stimmung enthüllt. In unserem Theater spielen in jeder Szene ein paar Solisten — wenn sie spielen können, was ja auch vorkommt. Hier aber spielt alles, jeder Farbenfleck, wie jeder Finger irgend eines Statisten. Wie dieses vielfältige Leben mit dem edelsten Empfinden theatralisch stilisiert

wird, ist unter allen Wundern das höchste. Vielleicht ist dies alles nur Arbeit und Geschmack. Nun, dann ist es eben genial, so zu arbeiten und einen solchen Geschmack zu haben.



Der „gute Sekundant“ Goluchowski wird an der Depesche des Deutschen Kaisers wenig Freude haben. Abgangszeugnisse für Dienstboten sollen doch vom eigenen Dienstherrn ausgestellt werden. Und Franz Josef ist recht eifersüchtig. Vielleicht wurde dies Lob auch nur ausgesprochen, um mit ihm Italien, das von seinen Extratouren gar nicht mehr zurückzukommen scheint, eindringlicher zu tadeln. Jedenfalls, dieser Ausbruch eines allergnädigsten impetus wird kaum mehr bedeuten, als eine baldige Pensionserinnerung. Voshafte nennen schon unseren Kanzler keinen Minister für auswärtige Angelegenheiten, sondern einen Minister des Auslandes.



Wer ist denn der souvräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon,
als wenn ich auf den Maskenball käme
und gleich die Larve vom Angesicht nähme.

Goethe.

Redaktionsbuche

Der Herausgeber des „Plutus“ jürnt der „Wossischen Zeitung“ und dem „Berliner Börsen-Kourier“, weil diese ein Inserat abgelehnt haben, das auf einen, den zukünftigen finanziellen Zusammenbruch Rußlands behandelnden Artikel hinwies.

Wie kann man sich über etwas entrüsten, was im letzten Grunde selbstverständlich ist! „Wossische Zeitung“ und „Börsen-Kourier“ hatten zur Ablehnung die einleuchtendsten Gründe von der Welt. Sie erhalten seit Jahren vom russischen Finanzministerium die Berichte über Bankoperationen und Anleihen zur Veröffentlichung. Oft bringt ein Inserat gleich einige tausend Mark. Kann man den Blättern zumuten, daß sie gegen diese großen Einnahmen selbst intrigieren? Herr Bernhard vom „Plutus“ ist ein gewiegter Finanzmann. Er wird sicher schon oft Gelegenheit gehabt haben, zu konstatieren, daß große Blätter nicht immer auf den Pfaden der kindlichsten Unschuld wandeln.



In der „Deutschen Juristenzeitung“ äußert sich der Erste Staatsanwalt Langer in Gnesen zugunsten der Wiedereinführung der Prügelstrafe. Er betont ihre Eindringlichkeit und Billigkeit, weist darauf hin, daß andre Staaten geneigt sind, sie einzuführen, und vergißt als juristischer Systematiker auch nicht, hinzuzufügen, daß sie den natürlichen, zurzeit fehlenden Übergang von der Freiheitsstrafe zur Todesstrafe bildet.

Ich bin der letzte, der einem rüden Subjekt eine Tracht Prügel mißgönnt. Es ist mir stets eine Freude, wenn ich — leider selten genug! — lese, daß ein auf frischer Tat ergriffener Lumpazius vom Publikum verdroschen wird. Aber zwischen dieser spontanen Äußerung des Unwillens und dem peinlichen, ausführlichen und gefestigt geregelten Abstrafen eines vorher wehrlos gemachten Menschen besteht denn doch noch ein Unterschied.

Heißt es nicht geradezu Feigheit und Rohheit züchten, wenn man einen Büttel anstellt, der in voller Sicherheit und Muße, ohne persönliche Entrüstung, aber mit schmiereriger Befriedigung darauf loshaut? Verdiente das Subjekt, das sich zu einer solchen Tätigkeit gebrauchen läßt, nicht zuallererst eine gründliche und schonungslose Züchtigung? Ebendieselbe Niederträchtigkeit, die dem Delinquenten ausgetrieben werden soll, züchtet sich doch der beamtete Büttel an!



Magim Gorki, der im reaktionären Preußen ungestört rauschende Triumphe feiern durfte, erlebt im freien Amerika fortgesetzt Unannehmlichkeiten. Zuerst wollte man ihn gar nicht hineinlassen, da er anarchistischer Umtriebe verdächtig sei. Jetzt hat man ihn aus drei Hotels hinausgewiesen, einen in Boston geplanten Empfang sagte der Gastgeber ab, und aus dem Diner, das die Schriftsteller New Yorks ihm zu Ehren veranstalten wollten, wurde nichts.

Durch diese Gegenüberstellung will ich nun keineswegs beweisen, daß die Freiheit bei uns in besonderer Blüte steht; dazu wäre das Argument doch zu dürftig. Aber darauf möchte ich immer wieder hinweisen, daß das Maß individueller Freiheit in der reinen Demokratie stärker verkümmert wird, als selbst in einem reaktionären monarchischen Staate.

Diese Tatsache hat ihren ganz natürlichen Grund. Wo das Volk regiert, gibt es niemals eine vergewaltigte Majorität. Die Regierung hat infolgedessen mit keinem mächtigen Gegendruck zu rechnen; sie geht vor, ohne nachhaltigen Widerstand zu riskieren. Bei uns aber steht die Majorität des Volks tatsächlich in der Opposition; die Folge davon ist, daß die Regierung doch zuweilen Rücksichten zu nehmen hat.



Man hat sich oft eine Freude damit gemacht, in Allerhöchsten Reden und Schreiben stilistische und programmatische Entgleisungen nachzuweisen. Um so erquickender ist es, wenn man einmal in einem von hoher Stelle stammenden Dokument besondere Feinheiten des Stils nachweisen kann.

Die Kaiserin hat den städtischen Körperschaften Charlottenburgs ein gnädiges Handschreiben zugehen lassen, in dem sie sich für die, anlässlich der silbernen Hochzeit erfolgte Schenkung eines großen Terrains für die Musteranstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit bedankt. Da heißt es weiter: „Ich hoffe aufrichtig, daß es bald gelingen möge, das geplante Institut ins Leben zu rufen, dessen Ergebnisse allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung und nicht am wenigsten den Unbemittelten zugute kommen sollen.“

„Kreise“ und „Schichten“ ist nicht dasselbe, sondern die scheinbare Tautologie ist einem rühmendwerten stilistischen Feingefühl entsprossen. Die „Kreise“ schwimmen oben; die „Schichten“ lagern sich nach unten zu, bis zu den Unbemittelten herab. Man sagt: die feinen Kreise, und: die unteren Schichten.

Für guten Stil habe ich immer etwas übrig gehabt; auch, wenn eine Herrscherin ihn schreibt.



Im polnischen Ostmarkenverein hat ein Redner die Polen, die ihre Güter an Deutsche verkaufen, mit einem ausführlichen und saftigen Fluche bedacht. Er nannte sie entartete Kinder, Verräter ihrer Brüder und Schwestern, den Auswurf des eignen Volkes, Judasse, die für Geld ihr Gewissen und ihre Ehre verkaufen, einen Schandfleck der Jetztzeit, Geschöpfe, die zu den schlechtesten Taten fähig sind. Das dürfte allenfalls ausreichen!

Die Polen dürfen sich das gestatten. Diejenigen unter ihnen, die an Deutsche verkaufen, sind dem Hasse ihrer Landsleute ausgeliefert; denn sie sind meistens darauf angewiesen, in den polnischen Landesteilen zu verbleiben. Ein Fluch, dessen Erfüllung in der Nacht des Fluchenden steht, ist nicht zu unterschätzen. Der Deutsche, der sein Gut an einen Polen verkauft, tut es meist in der Absicht, nach dem rein deutschen Westen auszuwandern. Da ist von der nationalen Leidenschaft nichts zu merken, und er kann unangefochten von dem beim Verkauf erzielten Gewinne leben. Die bitteren Konsequenzen, die der abtrünnige Pole erfährt, bleiben dem abtrünnigen Deutschen erspart.

Konsequent und solidarisch zu bleiben, können sich immer nur relativ kleine Gruppen innerhalb des Staates leisten. Während die Polen zäh und zielbewußt an der Verwirklichung ihrer Sonderbestrebungen arbeiten, haben die Deutschen im Reich tausend Ziele und wirken an tausend verschiedenen Punkten. In ihrer Gesamtheit gegen das Heranwachsen der Polengefahr Front zu machen, haben sie einfach keine Zeit, solange die Regierung ihnen unausgesetzt Stoff zur Opposition auf anderen, näherliegenden Gebieten gibt.



„Die graphische Reklame der Prostitution“ heißt eine Schrift, die Dr. Ludwig Kemmer in München nach amtlichem Material und nach eignen Beobachtungen zusammengestellt und als Manuskript gedruckt hat. Die geistige Struktur des Verfassers ist von der meinigen durchaus verschieden, und seine gelegentlichen Ausfälle gegen Erscheinungen, deren ästhetische Gültigkeit ich an dieser Stelle mehr als einmal vertreten habe, muß ich, wenn ich den tatsächlichen Wert seiner Broschüre würdigen will, beiseite lassen. Das scheint mir in diesem Falle durchaus billig, da der Autor sich im allgemeinen streng an das vorliegende Thema hält und es sachlich behandelt, und da ferner die von ihm bekämpften Erzeugnisse auch aus anderen Gründen als rein moralischen verworfen werden müssen.

Das Material, das Kemmer behandelt, sind Postkarten und sogenannte „Altkphotographien für Künstler“. Die Verfertiger dieser Produkte profitieren von dem berechtigten Kampfe der Künstler gegen die nuckelischen

Banausen, indem sie ihre öden Geschmackslosigkeiten und Schweinereien unter der Flagge der Kunst segeln lassen. Wer sie bekämpfen will, hat also zwei Aufgaben: er muß nicht nur die Unsitlichkeit, sondern auch den künstlerischen Unwert nachweisen. Daß Kemmer die zweite Aufgabe mit Geschick gelöst hat, ist ein besondres Verdienst. Man höre Beispiele:

„Ein plumptes Modell in einer Hängematte hat den Oberkörper aufgerichtet und betrachtet in einem unsäglich geschmacklosen Spiegel, den es mit dem Zeigefinger und dem Daumen, den kleinen Finger streckend, hält, sein mit Chrysanthemen geschmacklos geschmücktes Haupt. Zeigefinger und Daumen der Linken halten mit plumper Sorgfalt einen Mistelbüschel. Einzelne entblößte Körperteile, in die die Maschen der Hängematte Rhomben schneiden, sehen bis zur Illusion einer abgenähten Decke ähnlich. Kein Künstler kann das Bild dieser armen, linkischen Bauernbirne, der man die Ehrfurcht vor allem, was etwas kostet, ansieht, zur Auffrischung seines Formgedächtnisses brauchen. Ihr Wuchs ist durch die unnatürliche Pose in der Hängematte entstellt, die Haltung der Arme und der lächerlich gefüllten Hände vollendet die Karikatur, und die gewaltsam veränderte gemusterte Oberfläche einzelner Körperteile wirkt geradezu abstoßend.

Anderer Proben: Eine verblühte Frauengestalt hockt am Boden, über ihre Beine ist ein weitmaschiges Netz gebreitet, in der Linken hält sie ein kindisch plumptes Schiffsmodell von der Größe einer Hand, ein Chrysanthemum schmückt ihr Haupt, um den Hals trägt sie eine Perlenkette, am rechten Handgelenk ein Armband, an den Ohren schwere Ovaleknochenringe: dieses Gemisch von Häßlichkeit und Geschmackslosigkeit wird keinen Bildhauer und keinen Maler, selbst keinen Lithographen, der etwas auf sich hält, bei der Schöpfung einer Allegorie der Fischerei unterstügen.

Ein schlecht gewachsenes Modell mit sanften, dummen Zügen steht, nur mit einem Redoutenhut auf der wulstigen Kellnerinnenfrisur und mit einer Halskette bekleidet, vor einer Staffelei. Mit der Linken hält sie eine Palette und ein Bündel Pinsel wie ein leeres Tablett. Ihre Beine sind von den Knien nach unten rhachitisch verkümmert und obendrein hat das arme Ding Plattfüße.“

Die stumpfsinnige Art der Sinnlichkeit, auf die derartige Darbietungen spekulieren, verdient keine Schonung. Um so weniger, als die Fabrikanten tatsächlich durch die Auswahl ihrer Modelle die niedrigste Prostitution befördern. Sie nehmen Kinder; Mädchen, deren Ausdruck verrät, daß sie den arbeitenden Ständen angehören; Frauen, die sich aus Not zu Modellen mißbrauchen lassen; sie nisten sich in Gegenden mit bäuerlicher Bevölkerung ein und fördern sich unter den Landmädchen Modelle. Es liegt nicht die geringste Notwendigkeit vor, mit diesen schmierigen Subjekten sanft zu verfahren. Ob freilich dazu eine Änderung der bestehenden Gesetze notwendig ist, wage ich zu bezweifeln. Polizei und Gerichte, die so eifrig danach aus sind, Werke von künstlerischem Gehalt zur Untersuchung zu bringen, brauchen nur ihre volle Schneidigkeit zur Verfolgung des tatsächlichen Schmutzes

aufzubieten; sie würden sich dadurch gewiß die Gunst der intelligenten Kreise nicht verschmerzen.

Kemmer hat in Deutschland 52 Schmutzhandelsfirmen gefunden, 27 in Berlin, 9 in Hamburg, 5 in München, je eine in Leipzig, Dresden, Nürnberg, Straßburg, Regensburg, Gera, Gotha, Zehendorf, Ahrensburg bei Hamburg, Blantenburg im Harz und Friedrichstadt an der Eider. Unzweifelhaft ist die Broschüre den Behörden bekannt oder zugänglich. Obwohl die Namen der Firmen nicht genannt sind, wären sie vom Autor ohne Mühe zu erkunden. Es ist also hier der Polizei Gelegenheit geboten, zweiundfünfzig Drucknesten auf einmal zu vernichten. Warum zögert sie, es zu tun? Die Tendenz des betreffenden Geschäfts wird sich aus den Katalogen allemal unzweifelhaft feststellen lassen; denn die Kataloge sind ja nur für die bestimmt, die sich als Interessenten bereits gemeldet haben und denen gegenüber sich der betreffende Schmutzhändler schon freier heraus zu äußern wagt.

Upropos, Kataloge. Kemmer schildert den folgenden: „Auf der einen Seite werden die Bilderreihen ‚Das Bad der Pariferin‘, ‚Das Sevail-Album‘ und Entkleidungsszenen darstellende Serien durch Probeillustrationen empfohlen, auf der andern Seite illustrieren das Angebot von ‚Originalaufnahmen sämtlicher Kaiser, Könige, Fürsten, Staatsmänner‘ die Bilder Kaiser Wilhelms des Großen im Überrock, die Gardeducorpsmütze auf dem ehrwürdigen Haupte, die Kaiser Friedrichs und Kaiser Wilhelms II. in Kürassieruniform, ferner die Aufnahmen Noltkes und Bismarcks am Schreibtisch. Auf den nächsten Seite sind als Proben patriotischer Bilder ‚Königin Luise und Napoleon in Tilsit‘ und ‚Der Einzug der Viktoria in Berlin‘ wiedergegeben.“ Kemmer findet eine derartige Zusammensperrung besonders empörend. Da befindet er sich in einem fundamentalen psychologischen Irrtum, wenn er meint, daß der sentimentale Hurrapatriotismus und die schäbzigste Gemeinheit sich prinzipiell nicht vertragen. Er braucht nur einmal in ein hundsmiserables Tingeltangel zu gehen, dann wird er finden, daß die schmierigsten Boten und die treuherzigsten patriotischen Schmarren (als besonders beliebt merke ich Reminiszenzen an Kaiser Friedrich an!) dieselbe wahrhaftige, enthußastische und ungeheuchelte Teilnahme finden.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Eisler in Berlin, für den
Inferantenell: H. Nief in Leipzig. Verlag der Funke & M. v. S. in München. Druck:
Rogberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die gesamte belletristische Weltliteratur.

Herausgegeben von Richard Schott, Berlin.

Preis pro Heft 50 Pf.

oooooooo Heft I ooooooooo
begannt mit der Veröffentlichung des Romans von

BERNHARD SHAW

(zum ersten Male in Deutschland) und brachte ferner Beiträge von *Heyermann jr., Wilhelm Hegeler, Osborn, d'Annunzio* usw. usw.

Verlag von Dr. jur. DEMCKER, Berlin W. 82.

oooooooo Heft II ooooooooo
enthält den neuesten Essay von **ELLEN KEY.**

Die folgenden Hefte enthalten Beiträge von **LEONID ANDREJEW, ANNA WAHLENBERG**

usw.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw. gratis und franko.



Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung

88. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 8 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken demselben ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlagsmagazin in Leipzig, Neubuchhandlung.

Sieben erdichten: ~~RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT RECHT~~

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunftgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Don Paul Zichorlich

Preis 1 Mark

Diese ungeschminkten Äußerungen über die Musikheuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann, ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei beteiligen will oder nicht. ooooooooooooooooooooooooo

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! Sochinteressant!



S.P.

OSCAR WILDE.

INTENTIONEN

Übersetzt von J. und A. RÖSSLER.
Mit einem Vorwort von ARTHUR
RÖSSLER. □□□□□□ 2. Auflage.

Broschiert M. 2.—, □□□□□□ Gebunden in Ganzleinwandband M. 3.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

FRIEDRICH ROTHBARTH □ Verlagsbuchhandlung □ LEIPZIG.

KATALOG. Illustrirt mit über 1000 nützlich. u. ansehnlich. Gegenständen, herrlich. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Silber, Waaren etc. etc. wichtig und interessant für jeden. Keltzer verabreicht solche anvertraut und freylich zu verlangen.

Fritz Hammasfahr, Focho 2 bei Saltingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfehl. seine echten Schafwoll-Loden-Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zahl- u. portofreier Versandt in ganz Deutschland.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige NEUHEITEN

besonders für den Photo-Sport im Winter- u. Weihnachten

in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Filtzsch-**Leipzig**

in der Zwickauer Strasse 100.

Bedeutendste Tageszeitung Oesterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

erschint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness.

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Éléantes - Choses du Jour - Fantaisies

Voyages - Théâtres - Musique - Modes

Un numéro tous les Samedis.

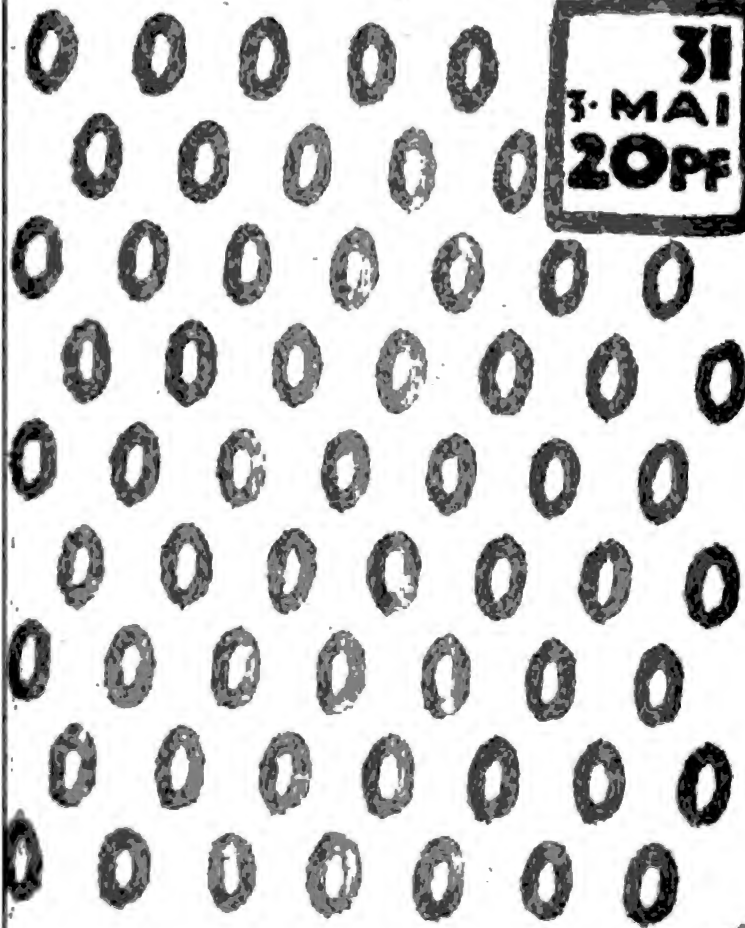
Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 60. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représenté par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

*image
not
available*

FUNKEN

31
3. MAI
20PF



I N H A L T:

| | |
|--|-----|
| Internationale Liebesgaben | 945 |
| Die starke Monarchie / von Eduard Goldbeck | 950 |
| Der große Satanische / von Frelfa | 955 |
| Die Liebesfeier / von Hans Fischer | 968 |
| Redaktionsecke | 970 |

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen. ooooooooooooooooooooooooooooo

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Menforte 13a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe. ooooooooooooooooooooo

Unverlangte Manuskripte, die der Redaktion zur Veröffentlichung nicht geeignet erscheinen und denen kein Rückporto beilag, werden nicht zurückschickt. Nur gegen Einsendung des Rückportos können unverlangte Arbeiten bei der Redaktion reklamiert werden. ooooooooooooooooooooooooooooo

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Vornstedterstr. 10. ooooooooooooooooooooooooooooo



Internationale Liebesgaben

Wenn ein anständig gekleideter, den besseren Ständen offenbar angehöriger Herr auf der Straße sein Portemonnaie verloren hat und nicht ohne einige Bestürzung danach sucht: wäre es dann wohl angebracht, wenn man stehen bliebe und ihm mit dem Ausdruck des Bedauerns einen Taler in die Hand drückte? Ich fürchte, das wäre nicht einmal anständig. Es hieße voraussetzen, daß der vom Verlust Betroffene völlig ausgepowert und auf fremde Hilfe angewiesen ist, eine Voraussetzung, die in jedem Falle ein wenig Geringschätzung in sich schließt. Der Geber aber geriete mit vollem Rechte in den Ruf eines äußerst gutmütigen, dabei aber etwas taktlosen Burschen. Sollte diese Tagierung ungültig sein, wenn man sie von dem Verhältnis einer Person zur andern auf das einer Nation zur andern überträgt?

Daß das deutsche Volk gutmütig ist, ist bekannt und anerkannt. Es gibt her, was man von ihm verlangt, für Bruder- und Schwesterstämme, für Baschkiren, Zululaffern und Hinterindier. Daß unser Volk auch ein wenig taktlos ist, dürfte ebensowenig zu leugnen sein, denn es kommt mit seiner Hilfsbereitschaft auch da angesockt, wo man sie weder verlangt,

noch nötig hat. Es haben sich da schon die grotesksten Dinge ereignet. England hat das abnorme Glück, daß ihm bei der Niederhaltung seines wichtigsten Koloniallandes, Indiens, die periodischen Hungernöte zu Hilfe kommen. Wenn England ernstlich wollte, es wäre reich genug, dauernde Abhilfe zu schaffen. Kommt da nicht eines schönen Tags die Deutsche Reichsbank und zahlt 500000 Mark Beihilfe, die Not zu lindern? Die Freude, die das politisch denkende England darüber empfunden haben mag, kann man sich ungefähr ausmalen, wenn man sich vorstellt, es ginge demnächst von Kapstadt eine Expedition ab, die in den Wüsten Südwesafrikas versprengten Hottentotten zu erquickern.

Amerika (das eben in Algeciras erklärt hat, es übernehme keinerlei Verantwortung für die zur Durchführung der Konferenzbeschlüsse notwendigen Maßnahmen) ist uns ans Herz gewachsen. Wir müssen ihm schleunigst beispringen; nicht, um ihm effektiv zu helfen — dazu reichen auch ein paar Hunderttausende nicht aus —, sondern, um unser gutes Herz zu zeigen. Ein wahres Glück ist es zu nennen, daß man besonnen genug war, Herrn Vallin vorzuschicken, der denn auch die freundliche und elegante Abfuhr Roosevelts einstecken konnte. Wäre der Kaiser, wie so oft, der erste gewesen: in welcher peinliche Lage wären wir dann geraten! Selbst, wenn Roosevelt aus Höflichkeitsgründen diese Spende akzeptiert hätte, so wäre sie doch sicherlich nicht zur Verteilung gelangt. Wahrscheinlich hätte man den Kopf Friedrichs des Großen trepaniert, zur Attrappe ausgehöhlt und die Anweisung durch die Spalte hindurch im Innern deponiert — zu späterer Entdeckung für ausgrabende Geschlechter.

Roosevelt hatte, wie sehr oft in Fragen, in denen der gesunde Menschenverstand entscheidet, recht, daß er jede Hilfe aus dem Auslande aufs bestimmteste ablehnte. Ein Staat von der Ausdehnung und dem Reichtum der Union würde verächtlich sein, wenn er nicht imstande wäre, selbst einen gewaltigen Verlust aus eignen Mitteln zu decken; das hieße, seinen Bürgern jedes Gefühl für nationale Solidarität absprechen. Die ganze Entwicklung der Vereinigten Staaten

bis auf den heutigen Tag ist aber nur auf die Ausbildung dieses Gefühls gerichtet gewesen. Die Durchführung der Monroe-Doktrin trennte mit festem Schnitt Amerika von Europa ab. Die starke Schutzollpolitik machte das Land wirtschaftlich unabhängig. Die Einwanderungsgesetze gegen die gelbe Rasse und gegen unbemittelte Ausländer — die letzteren Maßnahmen dürften am härtesten die unbemittelten jüdischen Flüchtlinge treffen — geben dem Staate die Möglichkeit, aus den zuströmenden Elementen die auszusuchen, die in die bestehende Mischung passen. Jetzt hat Roosevelt das trübe Märchen von der internationalen Solidarität des Volkes resolut und zur Freude aller Nationen, die etwas auf sich halten, zerstört. So geringfügig die Handlung an sich ist: der Rang Amerikas als politischer Faktor ist durch sie gestiegen.

Gerade das Umgekehrte gilt für Italien. Man wartete da förmlich auf fremde Hilfe; das Ausbleiben des deutschen tätigen Interesses befremdete, enttäuschte, empörte. Man nahm die lächerlich kleinen, wenn auch aus braver Gesinnung gespendeten Summen, wie sie etwa der Kardinal Fischer abführte, und man nahm auch die Gabe des Deutschen Kaisers, der kurz vorher noch seine Verstimmung deutlich genug hatte merken lassen. Italien ist arm. Aber was hat man von einem Volke, das einen vergleichsweise niedrigen Schaden aus eigenen Mitteln zu bessern weder die Neigung, noch die Fähigkeit hat, in einem Kriegsfalle zu erwarten? Will ein Volk, dessen nationale Solidarität so mangelhaft entwickelt ist, daß sich seine Bürger nicht dazu drängen, ihren Volksgenossen sofort reichlich zu helfen, die furchtbaren Opfer eines Krieges für eine fremde Macht auf sich nehmen? Sehr wahrscheinlich ist das nicht!

Eröffnet die Annahme fremder Gaben gerade keine erfreuliche Perspektive auf die Opferwilligkeit des Apfelsinenlandes, so ist es erst recht fraglich, ob das Angebot unsrer Gelder für die von der Katastrophe Betroffenen weise und vernünftig war. Solange der Kaiser nichts spendiert hatte, gab es genug mannhafte Organe der öffentlichen Meinung, die einer Sammlung in Deutschland kühl entgegentraten, obwohl sie von dem

Chorus, den die lungenkräftige Humanität in solchen Fällen auf die Weine bringt, böse angebellt wurden. Man hielt ihnen vor, keine politische Erwägung berechtigte dazu, das Gefühl für die internationale Solidarität zu verleugnen, und man schleuderte den Flaumachern den Vorwurf der Gemütsroheit an den Kopf. Nun will ich gewiß nicht behaupten, daß die Herren von der „Germania“ oder anderen, in dieselbe Kerbe hauenden Blättern sich durch starke politische Instinkte geradezu hervortäten; sie wiegelten anfangs ab, weil der Kaiser das Signal zur Gleichgültigkeit gegeben zu haben schien, und es wird jetzt, nachdem er seinen Obolus entrichtet hat, nicht lange dauern, dann werden sie Philanthropie in den rührendsten Tönen predigen. Rein sachlich aber hatten sie recht. Nur der Dreibund hat es Italien möglich gemacht, seine Rüstungen in vernünftigen Grenzen zu halten, und hat ihm so Millionen über Millionen erspart — Summen, die mehr als hinreichend wären, um allen durch den Besuch angerichteten Schaden zu vergüten. Umsoweniger liegt für Deutschland Grund vor, Geld herauszurücken, nachdem Italien Anlaß gegeben hat, mit Grund an seiner Ergebenheit zu zweifeln. Wenn schon internationale Hilfe nötig ist, so sind Frankreich und England jedenfalls die nächsten dazu. Diese Sachlage haben ja auch die Kommandanten der vor Neapel ankernden französischen und englischen Schiffe anerkannt; sie motivierten die Wärme ihrer Teilnahme ganz offen damit, daß Italien zu ihnen gestanden habe. Soll, was sich hier als Grund pro geltend machen ließ, unter umgekehrten Voraussetzungen nicht auch als Grund contra geltend gemacht werden können?

Eine Nation hat sich in ihren Entschlüssen durch den eignen, gesunden Egoismus leiten zu lassen; die eigne Wertschätzung — womit ich beileibe nicht die in Worten meine! — bestimmt die fremde. Sind dauernde Sympathien, die nützen, billig zu haben, so soll man sie an sich bringen. Hat man aber die Erfahrung gemacht, daß selbst positive und nicht abzuleugnende Forderungen nicht hinreichend gewürdigt werden, so muß man sich Liebenswürdigkeiten und Gefälligkeiten eben verkneifen. Vielleicht wären wir umworbener, wenn man uns

mehr nationalen Egoismus zutraute. Schon das bloße Zaubern Deutschlands hat die italienische Regierung zu einer Art öffentlicher Rechtfertigung bewogen; ein völliges Versagen hätte vielleicht noch besser gezogen. Wir sind eine Nation. Man braucht kein Hurratriot zu sein, um einzusehen, daß unser aller Wohl und Wehe mit dem unseres Landes unlösbar verknüpft ist. Darum haben wir, politisch, als Nation zu handeln und den Teufel nach Sentiments zu fragen. Wir sind eine Nation und damit zum Egoismus verdammt, wir sind nicht der liebe Gott, der über den Wolken thront. Ihm steht es sehr wohl an, unparteiisch zu sein und regnen zu lassen über Gerechte und Ungerechte; ihm steht es auch an, die Tugend zu lohnen und die Sünde zu rügen. Das ist unsere Sache nicht. Solch unparteiische Verteilung von Tugendpreisen, wie sie die Verhängung des *pour-le-mérite* über Stössel und Nogi war, bringt uns weder Sympathien, noch Achtung, noch ausmüßbare Vorteile; natürlich nicht — denn von politischen Akten verlangt man, daß sie Tendenz zeigen, daß sie von politischem Instinkt oder meinetwegen politischer Leidenschaft diktiert sind. Genau so mißlich steht es um die parteilose Anteilnahme an fremdem Unglück. Von Courrières will ich hier nicht reden; die Hilfsaktion war in vieler Hinsicht nützlich: sie war nicht sonderlich kostspielig, zeigte unsere deutschen Unternehmer und Arbeiter in einer sehr guten Beleuchtung und trug dazu bei, die Spannung zwischen Deutschland und dem trotz allem geliebten Frankreich zu töten. Aber reiche Geldspenden (für die in Deutschland die nützlichste Verwendung wäre) sollten wir nur dann austeilen, wenn wir einen effektiven Gegenwert erhalten oder erhalten haben. Also keinen Pfennig für Staaten, die es nicht brauchen; was entbehrlich war, rechnet man dem Geber nicht allzu hoch an. Und keinen Pfennig für Staaten, die uns eine unfreundliche oder unzuverlässige Haltung zeigen; denn die werden wir durch — im internationalen Verkehr immerhin unbedeutende — Summen nicht kaufen.

Sollte uns in Deutschland je eine gewaltige Katastrophe betreffen, so wäre ich — und mit mir viele — wirklich neugierig,

wer für uns nur einen Finger rühren würde. Italien sicherlich nicht; Frankreich und England? Kaum! Diese Länder haben alle keine impulsive Persönlichkeit an wirklich maßgebender Stelle; hochherzige Spenden würden von oben her nicht wohlwollend angesehen werden, und damit fielen der Grund zur internationalen Solidarität weg. Und wehe uns, wenn wir fremder Hilfe nicht entraten könnten! Der Staat der fremde Geschenke braucht, um eine partielle Notlage zu beheben, scheidet aus der Reihe der Großstaaten aus. Die schönste internationale Solidarität kann nicht den Mangel der nationalen Solidarität, den Volksegoismus, ersetzen, der, um der Selbstachtung willen, auch einmal ein Opfer bringt.



Die starke Monarchie / von Eduard Goldbeck

Wir verdanken alles den Hohenzollern, Religion und Kultur, Kunst und Wissenschaft, Zivilisation und Technik, schlangweg alles. Nur eins verdanken wir ihnen nicht: die starke Monarchie. Die verdanken wir dem Manne, der König Wilhelm, als er im September 1862 abdanken wollte, bei seinem „preussischen porte-épée“ fastete. Der hat sie erhalten und in dreißigjähriger Arbeit gestärkt. Seit einigen Jahren kommen mir Augenblicke, in denen ich nicht weiß, ob ich dem Fürsten Bismarck dafür dankbar sein soll. Und in jedem Jahre mehren sich die Augenblicke, in denen ich denke: Die starke Monarchie hat manche Nachteile.



Die Elogensbombe

Wenn der Rekonvaleszent in der Wilhelmstraße das Telegramm des Kaisers an den Grafen Goluchowski gelesen hat,

so ist er sicher in Ohnmacht gefallen und verdenken kann ich ihm eine solche Schwächeanwandlung nicht. Denn für diesen politischen Lapsus wird Fürst Bülow, der ja wohl kein Kleber, sondern ein unabhängiger Mann ist, die Verantwortung weder übernehmen wollen noch können; er muß das Dienstliche segnen. Seit dem Telegramm an Krüger, das der Kaiser selbst in ruhigerer Stunde ein „unglückseliges“ genannt haben soll, ist kein so schwerer politischer Mißgriff erfolgt wie dieser. Bald werden wir die Konsequenzen dafür zu tragen haben, daß die Räte der Krone dem Kaiser nicht ins Auge zu schauen wagen, daß das Parlament sich dem persönlichen Regiment nicht energischer widersetzt und sich in Vertrauenskundgebungen für die Leitung der auswärtigen Politik erschöpft, daß die Presse in Ehrfurcht erstirbt, statt die unerläßliche loyale Kritik zu üben. Wer kann sich heute noch der Einsicht verschließen, daß das Wort Palmerstons „We are drifting into war“ auf uns Anwendung findet, daß wir einem Kriege entgegentreiben, daß wir jede unnütze Provokation vermeiden und jeder unnützen Komplikation vorbeugen müssen? Mit unsäglichen Mühen war es uns gelungen, uns halb geschunden aus dem Fangeisen der Algeciras-Konferenz herauszuziehen, die Ära der Beruhigung sollte beginnen, Bourgeois hatte erklärt „l'incident est clos“ und in diesem Augenblick schleudert der Monarch, dessen Friedensliebe wir alle gern und unermüdetlich preisen, eine Elogenbombe über die Grenze, die eine geradezu verheerende Wirkung haben mußte. Wie mag King Edward sich die fetten Hände gerieben haben! Denn nun beginnt auf der ganzen Linie die Diskussion von neuem, und wir Deutschen sind wieder einmal die Friedensstörer, die vor der öffentlichen Meinung der irenisch gestimmten Welt an den Pranger gestellt werden können.

Am besten werden wir fahren, wenn wir nicht verteidigen, was nicht zu verteidigen ist. Wir selbst prägten das Motto, es solle in Algeciras weder Sieger noch Besiegte geben, und so durfte nun auch das Wort „Mensur“ nicht mehr fallen. Internationale Konferenzen sind keine Zweikämpfe und monatelang hatten die Offiziösen uns versichert, gerade aus diesem

Grunde wähle man den Dornenweg von Algeciras. Der Zwiespalt war geschlichtet, und nun war es ratsam zu schweigen.

Italiens Haltung hat den Kaiser augenscheinlich tief verletzt. Mit Recht? Wohl kaum. Italien kann Frankreich und England nicht brüskieren, und wer die internationale Politik aufmerksam verfolgt, konnte sich von unserem „Bundesgenossen“ nichts anderes versprechen.

Österreich aber war in einer sehr bequemen Lage. Gar nicht engagiert und nicht auf die Westmächte angewiesen. Wenn Goluchowski sein bißchen Makkertum als „schöne Tat“ eingeschätzt sieht, wird er lächeln, ein feines slawisches Lächeln. Wieviel Sympathien der polnische Magnat für Deutschland besitzt, das wissen wir alle. Die einfachste Psychologie verrät es uns. Weiß Kaiser Wilhelm es nicht, er, der das weithin hallende Wort von der „sarmatischen Frechheit“ sprach?

Besonders bedenklich ist der Passus der Depesche, der eventuelle Gegendienste verspricht. In Italien erblickt man in ihm eine Drohung. Das ist keineswegs „lächerlich“, wie die Angstmeier der Berliner Presse gegen ihr besseres Wissen erklären, es ist ganz natürlich. Denn gegen wen sollte wohl Österreich unserer Unterstützung bedürfen? Auswärtige Konflikte drohen ihm, wenn überhaupt, nur mit Italien.

Wer in Österreich gelebt, wer dort den Schönere-Ruf „Hoch Hohenzollern!“ vernommen hat, der weiß, wie empfindlich Regierung und Bevölkerung gegen den Schein einer reichsdeutschen Einmischung oder Bevormundung ist. Diese Empfindlichkeit wird — von den Franzosen besonders — immer wieder aufgestachelt.*) Und die persönliche Apostrophierung des österreichisch-ungarischen Ministers gibt hierzu eine treffliche Handhabe.

„Es drängt mich, Ihnen von Herzen Dank zu sagen . . .“ „Surtout, pas de zèle!“ hätte Talleyrand gewarnt. Fürst Bülow auch, aber er ist eben . . . ohnmächtig. Nun hat er, wenn

Siehe z. B. André Chéradame „L'Allemagne, la France et la question d'Autriche.“

er will, einen leidlichen Abgang, wir aber werden im Hinblick auf dies Telegramm noch nach Jahren das Plectuntur Achivi zitieren. Die starke Monarchie hat manche Nachteile.



Die Staatsform des Dilettantismus

Ein Philosoph hat den Parlamentarismus als die „Staatsform des Dilettantismus“ bezeichnet. Nicht mit Unrecht; aber auch die starke Monarchie enthält ein dilettantisches Element, nämlich den Monarchen. In manchen Fällen genießt der Thronerbe allerdings vor seinem Regierungsantritt eine Art von politischer Ausbildung, aber selbst im besten Falle ist sie sehr sprunghaft, oft unterbrochen und von systematischer Schulung weit entfernt. (Man vergleiche, was Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ über die Vorbildung Friedrichs III. berichtet.) Der Mangel wird noch verschlimmert durch die Usance, den künftigen Herrscher jeder praktischen Betätigung fernzuhalten. Oft lieben die regierenden Herren es nicht einmal, wenn die Kron- oder Erbprinzen Neigung zu politischer Arbeit bekunden. Stirbt dann der Souverän plötzlich, so tritt ein krasser Dilettant die Regierung an.

Der monarchische Dilettantismus ist weit gefährlicher als der parlamentarische. Denn der Monarch besitzt eine weit größere Macht als das Parlament: der mächtige Einzelne ist immer stärker als eine mächtige Körperschaft. In dieser kämpfen die verschiedensten Richtungen miteinander und schließlich entsteht ein Kompromißwille. Den Willen eines autokratischen Monarchen möchte ich als Einheitswillen bezeichnen.

Diesen Willen will nun der Monarch auf allen Gebieten durchsetzen. Auch Wilhelm I. wollte es. Leider aber entspricht dieser Ubiquität des Willens nicht die Ubiquität der Kennerchaft. Die starke Monarchie hat manche Nachteile.



Ein Trompeter

Herr Speck v. Sternburg, Botschafter des Deutschen Reiches in Washington, hat in Pittsburg eine Rede gehalten, deren Kern die folgenden Worte sind: „Die Entwicklung ging nun rasch vorwärts, besonders unter dem weitblickenden Geiste des jetzigen Kaisers Wilhelm II., der bekanntlich einer der hervorragendsten technischen Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik in Deutschland ist!“ Herrn v. Specks Amtsführung war bisher nicht gerade fruchtbar; in diesen Tagen wird er von Millionen von Menschen in allen Kulturländern des Erdkreises verlacht, er ist nur ein Trompeter, aber seine Kandidatur zum Kanzlerposten hat er mit dieser Rede stabilisiert. Unmöglich, sagen Sie? Dies Wort existiert nicht im Lexikon einer starken Monarchie, so manche Nachteile sie sonst auch haben mag.



Foggenburg

Nicht alle unsere Botschafter leiden an so dünnflüssiger Eloquenz. Als Graf Monts in Rom die Nachricht von den Erzessen des Besuchs hörte, sagte er sinnend zu sich selbst: „Wieder ein Zeichen, wie zeitgemäß unsere Politik ist. Heute Blut, morgen Asche. Aber immer etwas plötzlich. Der Besuch als Erzieher.“ Dann nahm er die Carlyle-Auswahl „Arbeiten und nicht verzweifeln!“, die jeder deutsche Politiker besitzen sollte und las die Worte: „Laßt uns das große Reich des Schweigens verehren! Den unermesslichen Schatz, den wir nicht prahlerisch hinzählen und vor den Leuten zeigen können! Das tut einem jedem von uns wohl am meisten not in diesen lauten Zeiten.“ Dann sah er nach der Uhr und ließ fragen, ob kein Beileidstelegramm aus Berlin gekommen sei; es war aber keins da.

Nun ergriff ihn die furchtbare Frage: Soll ich kondolieren oder soll ich nicht kondolieren? Wie denkt Seine Majestät darüber? Er konnte es nicht ergründen und so wartete er, ein

Zeggenburg, nur noch pergamentner als dieser. Inzwischen brach der Dreibund zusammen. Da kam aber schon seine Instruktion und nun kondolierte er. Spät, aber nicht minder herzlich.

Die starke Monarchie hat ihre Nachteile.

Die Republik hat ihre Vorteile. Beweis: Delcassés Ende.



Der große Satanische / von Frefsa-München

Personen:

| | |
|-----------------|-----------------------|
| Der Oberkellner | Seltzam |
| Der Kistjunge | Gräßner |
| William Mayer | James Eagle |
| Freudenberg | Madame Fifi |
| Ernst Brauser | Der große Satanische. |

Privatzimmer eines größeren Hotels. — Der große Satanische sitzt am Frühstückstisch. Sein Gesicht zeigt en face die Züge des großen Napoleon, im Profil die Frage des Master Punch. Er liest Zeitungen, von denen ein großer Vack vor ihm liegt. Ab und an zucken seine Mundwinkel krampfhaft, er schaut dann auf und sieht in einen ovalen Spiegel, der ihm gegenüber hängt, korrigiert sein Gesicht und legt es wieder in die Napoleonsfalten.
(Es klopft.)

Der große Satanische: Herein!

(Der Oberkellner tritt ein und legt einen Brief auf den Tisch — der große Satanische nimmt keine Notiz von ihm.)

Der Oberkellner: Verzeihung!

Der große Satanische (zuckt zusammen, blickt in den Spiegel — nimmt die Napoleonmiene an).

Der Oberkellner: Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen gratuliere — zu Ihrem gestrigen Erfolge! — Ich war im Theater! — Ich bewundere Ihre Menschenkenntnis.

Der große Satanische (verbissen): Sie scheinen viel Zeit für Ihre Gäste übrig zu haben. . . .

Der Oberkellner: Ich war in meiner Jugend Literat. — Ich schreibe noch jetzt Feuilletons für Scherl, — die Feuilletons aus der Gesellschaft!

Der große Satanische (als Napoleon): Rufen Sie den Geschäftsführer!

Der Oberkellner: Die Rechnung des Herrn liegt neben der Kaffeemaschine!

Der große Satanische: Die Rechnung! (Er lächelt wie Master Punch.)

Der Oberkellner: Es sind 92 Mark 70 Pfennig.

Der große Satanische: Ich will doch lieber mit dem Geschäftsführer sprechen!

Der Oberkellner: Ich habe diese Konten unter mir. — Wenn Sie es wünschen, garantiere ich für diese Woche! — Vielleicht erweisen Sie mir auf literarischem Gebiete bei passender Gelegenheit einen Gegendienst! (Gönnnerhaft lächelnd ab.)

Der große Satanische (vor dem Spiegel mit Pose): Pack! — Na das hat ein Ende! Jetzt habe ich den Wob gebändigt! Sie jubeln, wenn meine Peitsche ihre Felle trifft! Ha! (Er schneidet sich eine Frage.) Der Unterschied zwischen mir und einem Masseur, der sie striegelt, ist meine bessere Bezahlung!

(Es klopft.)

Der große Satanische: Herein! (Der Kistjunge tritt ein.)

Der große Satanische: Was ist? (Der Junge überreicht auf einem Tablett eine Karte.)

Der große Satanische: Du hast einen Finger verbunden!

Der Kistjunge: Ich habe mir am Aufzug die Hand gequetscht!

Der große Satanische: Zeig mal her! — Dünne, biegsame Finger! Wie alt bist du?

Der Kistjunge: 14 $\frac{1}{2}$ Jahr!

Der große Satanische: 14 $\frac{1}{2}$ Jahr! 14 $\frac{1}{2}$ Jahr! (Der Kistjunge lächelt.)

Der große Satanische (macht brüst kehrt): Der Herr soll eintreten!

(Ein Herr im schwarzen Gehrock, übertrieben elegant.)

Der große Satanische (Napoleonmiene): Wie war doch Ihr Name?

Der Herr: William Mayer zu dienen! Agent für Varieté-angelegenheiten. Ich wollte Ihnen proponieren, für 3000 Mark monatlich in der Gaieté bei Direktor César aufzutreten.

Der große Satanische: Haben Sie schon bei Herrn Hauptmann angefragt?

William Mayer: Was meinen Sie?

Der große Satanische: Adieu!

William Mayer (Kleinlaut): Adieu! (Ab.)

(Der große Satanische kreuzt die Arme vorm Spiegel mit der Siegermüde Napoleons.)

Der Listjunge (grinsend): Ein Herr!

Der große Satanische (kalt): Hat er keine Karte? (Freudenberg drängt sich durch die Thür. Steifer Hut, Regenschirm, Stiefelkappen, aufgekrempte Hosen aus grauem Wollstoff, brauner Paletot.)

Freudenberg: Mein Name ist Freudenberg — in Diskontoangelegenheiten! Im Auftrage der Firma Eisenstein! — Sie verzeihen, wenn ich inkommodiere! Aber wie Sie selbst so schön und richtig in Ihrem Drama gestern sagten: Geschäft ist Geschäft. Alles andere ist Unmoral! — Ich bin nicht unmoralisch! — Sie haben gestern einen großartigen Erfolg gehabt. — Sie werden es uns als moralischer Mann nicht übel nehmen, wenn wir auf unsere Kosten kommen wollen. — (Der große Satanische kämpft krampfhaft um die Napoleonmüde, es gelingt ihm nur das Lächeln des Wasser Pundch. Freudenberg zieht aus seinem Taschenbuch zwei Wechsel heraus und legt sie stumm und großartig auf den Tisch.)

Der große Satanische: Ich habe kein bar Geld! Vor der zehnten Vorstellung beziehe ich keinen Pfennig.

Freudenberg: Ich habe zum Kaffee die Morgenzeitung gelesen! Ihr Stück ist prima! — Und die Makler — verzeihen Sie — die Kritiker haben Ihre Ware gelobt! Sie werden mindestens 50 Aufführungen haben — und auch in anderen Städten! Der eine Wechsel lautet auf 1100 Mark, der andere auf 1300 Mark. Seien wir nobel! Kassieren wir die beiden — und nehmen wir einen Primawechsel auf 4000, zahlbar am nächsten Fünfzehnten.

Der große Satanische: Ich mache prinzipiell keine Geldgeschäfte ohne Beisein eines Zeugen!

Freudenberg: Mein Gott! Sie sind doch nicht pedantisch!

Der große Satanische: Nein!

Freudenberg: Bin ich nicht nobel gewesen, habe ich die Wechsel Ihnen nicht vor drei Tagen gestundet? Ich sah Ihre Aufregung vor der Premiere, und wie Ihre Kniee gebeugt haben! Bin ich unhöflich gewesen? — Habe ich Sie gestört? — Ich habe gewartet, ich habe mir gedacht, der Mann schlägt eine Schlacht! Er muß seinen Mut behalten! Glauben Sie, Napoleon hätte die Schlacht von Jena gewonnen, wenn man ihm vorher einen Wechsel präsentiert hätte? — Bin ich unhöflich? Ich will warten, damit Ihr Ruhm arbeitet und Geld gewinnt! Aber die Zeit? Wer zahlt mir

die Zeit, in der unser Geld arbeiten kann? — Ist es unnobel, wenn Ihr Ruhm mir die Zeit für mein Geld verzinst?

Der große Satanische (hält sich die Ohren zu): Mensch!

Freudenberg: Hätten Sie kein Genie gehabt, wären Sie pleite! — Ohne unser Geld hätten Sie Ihr Genie nicht füttern können! — Also seien Sie nicht obstinat und unterschreiben Sie den Wechsel auf 4000!

Der große Satanische (zieht seine Uhr): Ich habe keine Zeit mehr!

Freudenberg: Na und — ich!

Der große Satanische: Verlassen Sie mich!

Freudenberg: Unterschreiben Sie!

Der große Satanische: Ich klinge!

Freudenberg: Ich werde es dem Hausknecht erzählen und Sie blamieren!

Der große Satanische: Gut! Kommen Sie am Nachmittag wieder!

Freudenberg: Soll ich vielleicht den ganzen Nachmittag auf der Lauer liegen? — Nein. — Ich bin nicht hartherzig genug, um einen Mann von Genie zu behandeln wie einen bankrotten Mehlhändler. — Aber ich kenne einen, der ist gewaltig, und sein Herz ist von Stein — was sage ich — es ist von Stahl! Der will Sie verderben! — Der gibt mir mein Geld, wenn ich ihm die Wechsel gebe!

Der große Satanische: Von wem faseln Sie?

Freudenberg: Ich weiß, was ich weiß! Tun Sie sich den Gefallen und geben Sie die 4000!

Der große Satanische: Nein!

Freudenberg: Zu meinem Geld komme ich — so oder so! Sie tun mir leid! Ihnen ist nicht zu helfen! (Ab.)

Der große Satanische (sieht nach der Uhr, gähnt, streckt sich aus, um zu ruhen).

(Es klopft.)

Der große Satanische (auffahrend): Gibt es denn gar keine Ruhe heute!

Der Listjunge: Ein Herr!

Der große Satanische: Ich will nicht gestört werden!

Der Listjunge: Der Herr sagte, er hätte sich zu heute angesagt!

Der große Satanische: Er soll eintreten!

(Ernst Drauser. Sorgfältig, dunkel gekleidet, glattrasierter Gesicht.)

Ernst Drauser: Sie werden genug schon mit Gratulationen geplagt worden sein — aber immerhin, gestatten Sie

mir — Sie wissen, ich nehme schon lange Interesse an Ihnen —

Der große Satanisch (steif): Bitte nehmen Sie Platz!

Ernst Drauser: Ich wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Sie zu treffen. — Ich habe mit Bedauern gehört, daß Sie vergeblich bei mir waren! Es ist mir unlieb, Sie nicht vor Ihrem Erfolge gesprochen zu haben. — Mir lag es am Herzen, Sie meiner Freundschaft zu versichern.

Der große Satanische: Sie können noch immer kaufen, allerdings zu einem höheren Preise!

Ernst Drauser: Habe ich das um Sie verdient! Ich bin immer für Sie eingetreten!

Der große Satanische: Machen wir uns keine Illusionen! — Sie nehmen Interesse an mir. Sie sind der Herausgeber einer Zeitschrift! Um meiner schönen Augen willen kommen Sie nicht zu mir! — Warum uns gegenseitig Gefühle vormachen!

Ernst Drauser: Ich achte Ihre Persönlichkeit und Ihre Kunst!

Der große Satanische: Die gesellschaftliche Höflichkeit gebietet, die Dinge zu verschleiern, — im Nebel kann man die Taschenuhr seines Nächsten besser erbeuten! — Sie haben mich bisher nicht betrogen und sich mir als solider Geschäftsmann empfohlen — ein Trick, der in unserer kultivierten Zeit jede Konkurrenz schlägt! — Warum das schöne Verhältnis unseres gegenseitigen Vertrauens durch Ideologien erschüttern? Ich liebe unklare Verhältnisse nicht!

Ernst Drauser: Sie sehen alles schief! Das ist Ihre Kunst und Ihre Bitterkeit!

Der große Satanische (lächelt wie Master Punch): Ich bin jedem dankbar, der meine Kunst und meine Person definiert! Das macht Reklame! — Wenn wir beide aber auf der Basis, auf der wir gestanden haben, weiter verkehren wollen, so können Sie mir einen geschäftlichen Gefallen erweisen

Ernst Drauser (verstehend): Ich habe im Moment nicht viel bei mir, aber was ich habe, steht Ihnen zu Diensten! (Er zieht sein Portefeuille.) Mehr wie hundert sind es nicht, — indessen morgen können Sie auf mehr rechnen!

Der große Satanische: Immerhin, Sie erweisen sich meines Vertrauens würdig!

Ernst Drauser: Kann ich Ihnen in irgend einer Beziehung noch behilflich sein?

Der große Satanische: Nicht im Moment. — Ich bin müde von gestern. — Warum arbeitet man? — Ich gestehe es ruhig ein — für die eigene Eitelkeit — denn an die Bedeutung des Ruhmes lassen wir doch nur unsere tragikomischen Kreaturen glauben, aber am anderen Tage — es ist so etwas dabei, als hätte man sich in der Hochzeitnacht übernommen.

Ernst Brauser: Sie sind doch ein Anderer als Sie scheinen wollen!

Der große Satanische: Die Leute halten unseren Schatten für unser Wesen!

Ernst Brauser (erwartungsvoll): Bitte weiter —

Der große Satanische (als Napoleon, der Memoiren diktiert): Ich habe mich so machen müssen; wie man mich zu sehen wünschte, wollte ich wirken. — Ich habe mich zu meiner Schattensilhouette im Profil umstilisieren müssen! Was wollen Sie — im Grunde sind wir doch nur Gaukler für die Leute — unehrlich Volk für den Bürger — trotz der Ehrfurcht, die man dem armen Spießler für uns anerkennen will. — Die Masse ist das Instrument, auf dem wir spielen sollen — und welch schlechtes Instrument!

Ernst Brauser: Sie sind bitter!

Der große Satanische: Mein — ich bin zufrieden. — Man fängt an, mich mystisch aufzufassen — das ist die größte Ehre, die die Deutschen erweisen können. — Die Deutschen fangen an, etwas hinter mir zu wittern — das heißt, in fünf Jahren weiß kein Mensch mehr, was ich wirklich gewollt habe — ich werde zur reinen Volkspantomime — die Volkseele hat mich verdaut — das strengt an. Ich bin müde —

Ernst Brauser: Die Kämpfe und Erregungen — nein, ich darf Sie jetzt nicht länger stören. — Ich werde mir erlauben, morgen noch einmal vorzusprechen. (Ab.)

Der große Satanische (vorm Spiegel, Napoleonsmiene): Besser als ich dachte!

(Es klopft.)

Der große Satanische: Herein!

(Herr Seltsam, ein kleiner, magerer Mann. Fuchsröter Bart, langes wallendes Haupthaar. Im Mantel, der zu weit ist.)

Herr Seltsam: Guten Tag! Mein Name ist Seltsam. Können Sie mir nicht drei Mark pumpen?

Der große Satanische: Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen!

Herr Seltsam: Ich habe im fröhlichen Anarchisten vor acht Tagen einen Artikel über Sie veröffentlicht — und da liegt eine Kritik, die ich geschrieben habe.

Der große Satanische: Sooo! — Mein lieber Herr Seltsam, es ist sowohl unrätlich als auch unpraktisch, einen Menschen um drei Mark anzugehen. — Man leiht nie unter 100 Mark. Dies erhöht den Kredit, sieht besser aus, ist konsequenter — und die Arbeitsleistung ist geringer.

Herr Seltsam: Bitte, leihen Sie mir 100 Mark.

Der große Satanische: Bitte. (Er holt aus seinem Portemonnaie den Schein.)

Herr Seltsam: Können Sie mir nicht einen Verleger empfehlen — für mein Drama „Die Diebe“? — Würden Sie es nicht lesen? Es ist ganz witzig.

Der große Satanische: Ich bin bereit, später einmal — aber im Moment. — Doch, gehen Sie einmal zu Bernhardt!

Herr Seltsam: Sie scheinen nicht viel Zeit zu haben. — Nun, meinen Zweck habe ich ja erreicht. — Danke! Adieu! (Ab.)

(Es klopft scharf.)

(Die Tür geht auf, James Eagle tritt ein. Grauer Gehrock, grauer Zylinder, glattrasiertes Kinn, melierte Haare. Der große Satanische will ihn mit Pose empfangen. James Eagle zerstört die Pose durch geschäftliche Sicherheit.)

James Eagle: Beg your pardon! There is a little business for you! Hope you speake english!

Der große Satanische (schnappend): Y Y Yes — I — hope — so!

James Eagle: Well! Abr uir uollen liebr Dutch sprechen — Ihre Zeit uird einen — well bestimmten Preis haben! — I know that. Sie werden diesen Moment — well — eine Inspiration haben. — Ich zahle für Ihre Stunde twenty dollars! (Er zieht sein Portefeuille.) There is the greenback. Enough?

Der große Satanische: You — you — you — Ist das für mich?

James Eagle: All right! — Ich — well — ich bin beschäftigt mit Ihnen längere Zeit! — I have my intention. Ich habe gestern Ihr Drama gesehen — very interesting indeed! — Sie haben selbst mitgespielt — like old Master Shakespeare! — Abr Sie haben schlecht gespielt! But the Germans were enthousiasted!

Der große Satanische (auffahrend): Wollen Sie mich beleidigen?

James Eagle: Not if I know it. Master Molière und Master Shakespeare haben auch schlechte Tage gehabt! But there is a business — and I have to ask the facts! Troßdem Sie schlecht spielten — the Germans were enthousiasted! Da! The Germans sind sehr seltsame Menschen! — idealists!

Well. Ich werde Ihre Ideale füttern! — Ich werde eine lebendige Marionettenbühne machen. — Soeben ich habe Mr. Kadelburg gewonnen! — And you?? Which are your conditions? Welche Bedingungen haben Sie?

Der große Satanische: Haben Sie schon bei Herrn Hauptmann angefragt?

James Eagle (zieht sein Notizbuch und den Kürschner aus der Tasche): Mr. Hauptmann — gentleman mit schönem, schwarzen preisgekröntem Bart?

Der große Satanische: Sie scheinen schlecht informiert zu sein. — Kein gutes Zeichen für Ihr Unternehmen! Sie verwechseln Gerhart Hauptmann mit Herrn Sudermann!

James Eagle: Ich mache alles persönlich. — Man kann nicht alles wissen. — Man muß stets immer persönlich sprechen. — Mr. Hauptmann — Right! Das ist der gentleman, der schon tot ist — und viele Willen hatte.

Der große Satanische: Sie irren, Hauptmann lebt!

James Eagle: Ich dachte, Mr. Hauptmann wäre in dem großen Bauernkriege gestorben! Aber so ist es besser, er kann die Geister auf der Bühne darstellen!

Der große Satanische: Sie stellen es sich leicht vor, den Herrn zu gewinnen!

James Eagle: Einige deutsche Professoren werden mir bescheinigen, daß mein Unternehmen notwendig ist für deutsche Kultur! Für das Ballett ich habe die große unbegreifliche Tänzerin Miss Isadora Duncan gewonnen. — Die Kinderrollen spielt Mr. Halbe. — Die Frauenrollen Sir Baronet Hoffmannsthal. — Sie werden sein für die komischen Akten.

Der große Satanische: Mit Halbe zusammen! Unmöglich!

James Eagle: Ich bin nicht unbillig! Nehmen wir Mr. Hirschfeld!

Der große Satanische (fährt sich mit einem Taschentuch über die Stirn): Ich will Ihre Vorschläge in Erwägung ziehen!

James Eagle: Ich kann nicht warten. — Ich habe in drei Monaten die japanische Kultur zu — you know — the trust of civilisation in Japan. — Wir werden machen Bildung — Kleider, Konserven — Skulpturen, Elektrizität, christliche Moral, Gebetbücher, Gummiwaren — Literatur. — Also entscheiden Sie sich!

Der große Satanische: Nicht im Moment!

James Eagle: Mein Detektiv hat mir mitgeteilt, Sie wären sehr launenhaft! Ich habe mich gesichert! Well! (Zieht

sein Portefeuille.) Ich bin im Besitze Ihrer Uechsel! Soeben ich kaufte noch von Mr. Freudenberg zwei. — Ich habe einen Verlag eröffnet! Da fast alle großen Verleger schlecht stehen, ich habe gekauft das Recht über alle Ihre Bücher! Ich habe auch das Recht gekauft, über Ihre Stücke zu verfügen. Sie würden mehr als fünf Jahre brauchen, um es abzuarbeiten — was wollen Sie machen? — Da sind Uechsel — ich kann Ihnen lassen nehmen jeden Moment alles. — Es ist mir leicht, Sie verhungern zu lassen. — Wenn Sie auf meinen Vorschlag Yes sagen — werde ich Ihnen eine Pension aussetzen und werde jedes Jahr eine Quote Ihrer Schulden bezahlt meinen. — Aber Sie müssen alles spielen, was ich verlange — Ihr Benefiz wird sein der Napoleon von Sardou und Molières Tartuffe. — Kontraktbruch — Sie werden verhungern. — Ich kenne Ihr Temperament — Sie dürfen bei keinem ähnlichen Unternehmen mitwirken. — Wenn Sie nicht darauf eingehen — verhungern Sie einfach —

Der große Satanische (Napoleonsmiene, mit dem Mundwinkel zuckend): Gut, ich werde verhungern.

James Eagle: Es ist nicht sehr bequem, wenn man so fett ist like you.

Der große Satanische: Ich gehe auf Ihren Vorschlag nicht ein.

James Eagle: Sie denken an Ihren Freund Ernest Brauser. Well. Was hindert mich, diesen Mann mit seiner Zeitschrift zu ruinieren? — Sie werden verhungern.

Der große Satanische: Was haben Sie davon?

James Eagle: Bei den Deutschen man zahlt für das Pfund von einem toten Dichter mehr als für zehn ganze lebendige! — Wenn Sie glücklich verhungert sind — ich lasse schreiben einen Nekrolog. — Ich werde daran Ihre pomp-haften Begräbniskosten verdienen. — Ich lasse drucken eine Sterbeausgabe Ihrer sämtlichen Werke auf chinesisches Papier — mit Trauerrand — Ihre Manuskripte werden zerschnitten und hineingeklebt. — Der Band kostet 50 Mark. Eine Ausgabe werde ich auf Japan drucken lassen — Band 20 Mark. — Dann eine Volksausgabe, den Band 10 Mark. — Ich werde zur Feier Ihres Todes Festaufführungen machen — Sie werden durch mich sofort deutscher Klassiker. — Ich werde Ihnen ein Denkmal machen, das sich einmal umbreht, wenn man einen Fäler hineinsteckt. — Ihre Sterbestunde lasse ich durch Kinematographen vervielfältigen! Da — als Toter sind Sie ein rentabler Mann. — Ich werde es mir überlegen — ob

ich Sie nicht überhaupt verhungern lasse — es wird vielleicht überhaupt vorteilhafter sein.

Der große Satanische: Damned beast! (Er wirft James Eagle den Greenback ins Gesicht.)

James Eagle (steckt den Schein in die Tasche): Well, Ihre Zeit scheint sehr billig zu sein. — Ich werde mir überlegen. (Ab.)

Der große Satanische (vorm Spiegel, schneidet sich eine Grimasse): Dieser Mensch! Ich muß mir doch einiges notieren, was er sagte.

(Es klopft.)

Der große Satanische (resigniert): Herein!

(Der Schauspieler Gräßner, ein großer, breiter Mann — schwere, langsame Bewegungen, joviale Stimme — ungeheueres Phlegma — geht leicht gekrümmt.)

Gräßner (gemütlich): Guten Morgen, mein Alter! Herrgott, du leidest wohl jetzt an unstillbarem Ruhmhunger! Laß uns anderen doch auch etwas übrig. — Ich habe übrigens Chancen für meinen Dreiaakter.

Der große Satanische: So, so!

Gräßner (reibt sich die Hände): Übrigens — ich soll dir etwas unauffällig beibringen. (Er greift in die Seitentasche und zieht zwei Photographien heraus.) Madame Fifi hat mir das gegeben —! Der Bub sieht dir sehr ähnlich — er ist jetzt fünf Jahre —

Der große Satanische (betrachtet das Bild — zieht das Taschentuch aus dem Rock; seine Stimme schwankt zwischen Sentimentalität und Skurrilität): Da kommen mir doch die Tränen — in die Nase!

Gräßner: Du kannst auf den Buben stolz sein!

Der große Satanische: Ich bin mit diesem Weibe kaum zusammen gewesen, wie komme ich dazu, Vater zu sein?

Gräßner: Aber die Ähnlichkeit! Schau mal an! Was für ein hübscher Bursche!

Der große Satanische (geschmeichelt lächelnd): Sieh dir mal die Schenkel an! Ich finde dieselbe Tatsache wie auf griechischen Vasenbildern. — Die Schenkel werden immer weiblicher!

Gräßner: Ich finde den Buben sehr hübsch!

Der große Satanische: Er hat eine ausdrucksvolle Nase!

Gräßner: — — Sie hängt noch sehr an dir!

Der große Satanische: Wie steht sie eigentlich mit ihrem alten Schweden?

Gräßner: Sie ist zum zweiten Male von ihm geschieden!

Der große Satanische: Wieviel Mut die Leute haben!

Gräßner: Augenblicklich ist sie hier!

Der große Satanische (sieht ihn mißtrauisch von der Seite an): Sie ist hier? So, so! (Er kratzt sich am Schenkel.) Teufel, ich muß ja fort — ich muß eine wichtige geschäftliche Angelegenheit ordnen. (Er zieht den Mantel an.)

Gräßner: Na, so wichtig wird das nicht sein!

Der große Satanische: Halte mich nicht auf! Ich muß fort! Oder willst du mich nachher treffen?

Gräßner: Ein paar Augenblicke wirst du doch Zeit haben?

Der große Satanische (reißt die Tür auf): Nein! (Er prallt zurück. Madame Fifi steht im Türrahmen. Sie trägt einen langen englischen Herrenulster.)

Der große Satanische (stotternd): Ich bin im Moment verhindert . . .

Gräßner: Kinder, liebet euch untereinander!

Madame Fifi: Bon jour mon petit! Tu portes la mine . . . — Mais non mon vieux Grässner! Il ne l'échappera pas! (Zum Satanischen:) Je suis toujours encore à toi — mon ogre! J'ai espéré toujours en bien de toi! Tu t'es porté comme un homme de génie toujours! Et maintenant! Vous avez vaincu! Vous êtes le chef du bataillon des poètes dramatiques! Je vous adore!

(Gräßner mit der Hand wedelnd, mit komisch bedenklichem Gesichte ab.)

Der große Satanische: Warum sprechen Sie französisch? Haben Sie sich naturalisieren lassen?

Madame Fifi: Vous avez d'esprit! mon bijou! Et comme vous êtes un homme d'esprit, on parle avec vous français! — O je le sais comme vous êtes amoureux de Paris comme vous êtes fou de l'amour française!

Der große Satanische (faßt sich mit der Hand in den Hemdtragen): Was soll das?

Madame Fifi: Vous êtes un homme de bronze! Grässner, n'a-t-il pas montré la photo de votre fils?

Der große Satanische: Hören Sie auf, mich mit diesem abominablen Französisch zu quälen!

Madame Fifi: Glauben Sie, Ihre Dramenfiguren reden etwas besser?

Der große Satanische: Meine Figuren haben die Berechtigung, eine Sprache zu sprechen, die mir zusagt! Ich werde nächstens einen Weltverbesserer auftreten lassen, der Bolapup spricht!

Madame Fifi: Sie sind ein großer Mensch!

Der große Satanische: Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie keine Ansprüche aus der Existenz des Knaben ableiten können! — Abgesehen davon, daß die Angelegenheit verjährt ist, gilt nach dem Code Napoléon der Satz: la recherche de la paternité est interdite! — Der große Napoleon kennt euch Weiber!

Madame Fifi: Ich bin amerikanische Staatsbürgerin, weil ich als solche das meiste Recht und den meisten Schutz genieße! — Wenn ich will, kann ich als hübsches Weib in Amerika noch immer einen Prozeß gegen Sie gewinnen. — Alors — il n'est pas raisonnable de se moquer de moi, monsieur! — Heiß?

Der große Satanische: Madame, ich sehe, daß ich Ihnen früher mit Recht Hochachtung entgegengebracht habe! — A vos pieds ma dévotion!

Madame Fifi: Ich mußte, daß Sie noch immer der Alte waren! (Sie wirft ihren Mantel ab und steht in knappen Radfahrerhosen, rumänischem Jäckchen und malvenblauen Strümpfen da. Sie lächelt.)

Der große Satanische (läßt seine Blicke über ihre Gestalt schleichen, sein Mund rundet sich, als ob er eine Auster verschluckt): Sie sind eine äußerst intelligente Persönlichkeit!

Madame Fifi: Wie sollte ich nicht deinen Geschmack kennen?

Der große Satanische: Du hast dich gut entwickelt, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben!

Madame Fifi: Warum mußtest du auch in Spa deinen letzten Franken verlieren! — Wir wären sicher länger zusammengeblieben. — Aber die Erfahrung hat dir gut getan, man sagt, jeder Künstler mußte erst seine Enttäuschungen durchmachen! Ich freue mich, zu deinem Glück das Meinige beigetragen zu haben! — Mon ami Pierrot!

Der große Satanische: Wie göttlich banal du bist!

Madame Fifi: Was willst du? Deine Frechheit hat die Banalität bühnensfähig gemacht! Ich habe Hofen an und kann mir dir gegenüber als gutem Publikum schon etwas leisten!

Der große Satanische: Welch entzückendes Tier, und wie naiv!

Madame Fifi: Ich bin nur, wie du mich haben willst!

Der große Satanische: Du bist ein Weib! — Du hast begriffen, was es heißt, Weib zu sein! — Ich werde dich zu einer Priesterin machen für den glaubenlosen Liebeskult, der unserer Zeit not tut! Wir werden zusammen Geschäfte machen — und das Volk erziehen!

Madame Fifi: Ich frage nicht nach dem Volk, — ich frage nur nach dir!

Der große Satanische: Du hast Genie, du verstehst, dich zu konzentrieren!

Madame Fifi: Ich bin müde! Ich muß mich ausstrecken! (Sie legt sich auf das Sofa nieder.) Du wirst jetzt ein bedeutender Mann und fährst in einem eigenem Coupé! Danach habe ich mich immer gesehnt! Mein Mann hat es mir nicht verschafft! Und meine Einnahmen reichten nicht dazu! Du, schenk mir den Wagen!

Der große Satanische: Wer sollte ihn kutschieren!?

Madame Fifi: Ich — oder du —! Wie uns der Sinn steht!

Der große Satanische: Du stellst dir alles sehr einfach vor!

Madame Fifi: Du weißt es doch selbst, wie einfach alles ist!

Der große Satanische: Du willst also hier bleiben!?

Madame Fifi: Ich denke lebhaft daran! Geh! Gib mir eine Zigarette!

Der große Satanische (gibt ihr eine Zigarette, sie hält seine Hand fest): Wie harmlos du trotz allem bist! Wahrhaftig, du bist ein Dichter!

Der große Satanische (macht sein Master-Punch Gesicht).

Madame Fifi (legt die Hände in den Nacken): Messieurs, faites votre jeu!

Der große Satanische (steckt die Hände in die Hosentaschen): Comme tu es folle!

Madame Fifi (lacht hell auf): Du sprichst französisch! Du wirst galant!

Der große Satanische (zuckend, reißt die Hände aus den Hosentaschen, kreuzt die Arme über die Brust — wie Napoleon nach Leipzig): Rien ne va plus! — —



Der einzige Unterschied zwischen einer Caprice und einer sogenannten lebenslänglichen Leidenschaft ist, daß erstere ein wenig länger anhält.

Döcar Wilde.

Die Liebesfeier / von Hans Fischer

Drei hohe Fenster gehen in die Nacht,
sie schließt kein Glas, nur seidene Gardinen.
Das strömendvolle Mondlicht rauscht in ihnen,
das bauschende Gewebe knistert sacht.

Ein zarter kühler Rosenteppich hält
die Fliesen. Kerzen loh'n in jeder Ecke
auf hohem Fuß. Der Saal ist bis zur Decke
mit Wachs- und Rosenduft schichtweis gefüllt.

Bewußt der Schönheit Schönheit angefügt,
ward unser Fest zur Einheit und vollkommen.
Nun ruhst du neben mir, jählings benommen,
von Traum zu Schlaf, von Schlaf zu Traum gewiegt.

O Glück, in einer Stunde ganz zu sein!
Nun löst sich auf, was ich zusammenpreßte.
In langen Scharen kommen alte Gäste
durch die verschlossene Tür zu mir herein.

Ein draller Schatten, der vorüberglitt:
Ein Mädchen war's, dem ich die Blüte raubte,
das ich durch meine Hand gebrochen — glaubte.
Sie führt den glücklich-biedren Freier mit.

Die zweite tändelt her auf leichten Zeh'n,
den breiten Hut mit luft'gem Füll bebandert,
lustgroß die Augen, schattenhaft umrändert,
die rückwärts nach charmanten Herren sehn.

Und immer weiter haspelt sich der Zug.
Wie viele Male bin ich schon gestorben!
Fremd jedes Herz, als hätt' ich's nie erworben,
kein einziges, das meinen Stempel trug.

Noch eine naht, gesenkten Angesichts,
geht scheu vorbei. Sie kommt aus feuchtem Lande,
fließender Nebel tropft ihr vom Gewande.
Sie schwindet durch das Fenster in das Nichts.

Nur sie. — Da schwingt heran ein knot'ger Kranz
froschähnlicher, verborgener Gestalten,
die sich spinngliedrig aneinanderhalten,
mit weitem Maul und kümmerlichem Schwanz.

Die Möglichkeit, die nicht ins Leben trat,
zerstäubt in schatt'ge Flocken. In die helle,
von Wandelbildern überflogne Stelle
schiebt sich ein großes, finsterees Quadrat.

Der Rauch fährt dichter von den Leuchtern hoch,
die Dochte sinken ein, der Saal in Schatten.
Nur von den Rosenteppich einen matten,
zur Höh' geworfnen Schimmer seh ich noch.

Du schläfst, die Wange auf den Arm gepreßt,
indes dein Atem meinen Hals umfächelt.
Ich fühle ahnend dein Gesicht: Es lächelt.
In buntem Traumnetz hängst du schwebend fest.

Ich bog mich über dich, jedoch ich rief
dich nicht beim Namen, um dich nicht zu stören.
Du mußttest meine Seele rufen hören,
du fuhrst empor und sprachst: Vergib! ich schlief.

Wie viel Hingebung in dem kleinen Wort!
Ich fasse deine Hände, tiefversunken,
unsere Seelen sind von — Güte trunken,
und wachend, träumend sinnen wir so fort.

D_horch! Ein halbverschlafner Vogelschrei.
Der Tag bricht an, der erste unsrer Tage.

Du gabst dich ohne Bitte, ohne Frage,
und noch im Schenken wuchs dein Reichthum neu.

Die Rosenköpfe schmeicheln deinem Fuß,
da wir vom Lager nach dem Fenster schreiten.
Wir sehen aus der Höhe in die Weiten,
wir sehen, ohne Laut und ohne Kuß.

Der Wald steht wie von Watte ausgepust;
in Fernen ein versteinertes Gewimmel
verworr'ner Straßen. Am farblosen Himmel
sind spärlich matte Sterne hingetupft.

Da! über letztem Rande plötzlich loht
ein gelber Schein, der tiefer sich entzündet,
ein Saum, der sich zur Feuerscheibe ründet. —
Die ganze Welt erfüllt brausendes Rot.



Redaktionsecke

Die besonnenen Elemente unter der jüngeren baltischen Generation, die zur Erkenntnis der seit Generationen von den herrschenden Deutschen gemachten Fehler gekommen sind und auf einen Ausgleich zwischen Letten und Deutschen hinarbeiten, fangen an, den hochkonservativen Kreisen geradezu lästig zu werden. Diese Herren, denen es an Dialektik stark gebricht, versuchen jetzt, ihre Gegner als Verräter an der deutschen Sache zu brandmarken. Sie wiegen sich in der Hoffnung, nach den revolutionären Krämpfen würden die Ostseeprovinzen wieder ganz in den früheren paradiesischen Zustand zurückkehren.

Darum begehen sie die starke Naivität, als den alleinigen maßgebenden Faktor zur Neuregelung der baltischen Verhältnisse die — Ritterschaften anzusehen. „Die deutsche Bevölkerung der baltischen Lande hat die Vertretung

der Interessen aller vertrauensvoll den Ritterschaften übertragen.“ Ob deren Schritte Erfolg versprechen, ist „freilich“ zweifelhaft; „aber jedenfalls darf man an dem festen Willen und dem mannhaften Vorgehen der baltischen Ritterschaften, der berufenen Vertreter der baltischen Deutschen, zum Schutz der nationalen und kulturellen Eigenart der Provinzen nicht zweifeln.“ Wenn ich nicht irre, liegt in baltischen Landen auch eine große Stadt, heißt Riga — sie wird unter anderem von einer Reihe deutscher Bürger bewohnt. Dann gibt's noch eine zweite, namens Mitau. Der Leitartikler der „Kreuzzeitung“ wird meiner geographischen Unschuld gewiß mit noch mehreren Namen unter die Arme greifen. Sollten die Bürger dieser Städte wirklich so unmündig sein, daß sie ihr Wohl und Wehe in die Hände der unreaktionären Ritterschaften legen möchten, denen schon jeder Standesgenosse verdächtig erscheint, der geistige Interessen hat? Und sollte gerade die Institution, unter deren Herrschaft die politische Leidenschaft der Letten ausbrach, geeignet sein, sie wieder zur Ruhe zu bringen? Es scheint tatsächlich, als hätte man wieder einmal nichts gelernt, aber alles vergessen.

Der Leitartikler meint, daß die Angriffe der jungen baltischen Generation den Ausgleich verhindern könnten — was wohl schon deshalb nicht ganz logisch ist, weil bei einem „Ausgleich“ notwendig Konzessionen, auch an den Charakter des Gegners, gemacht werden müssen — und fügt hinzu: „Vielleicht sollen sie das. Dann wäre es aber würdiger, wenn diese bössartigen Feinde der baltischen Deutschen ihren Kampf nicht versteckt, sondern offen führen wollten.“ Von dem „versteckten“ Kampfe hat man in der Öffentlichkeit noch nichts gemerkt; er ist offenbar so „versteckt“, daß schon der geniale Spürsinn des Leitartiklers dazu gehörte, ihn zu erschnuppeln. Ich habe nur einen öffentlichen, dazu sehr gestützten Kampf bemerkt. Er wurde geführt von einer Anzahl junger Deutscher, die die Broschüre „Wir Balten!“ verfaßten, deren Inhalt durch die großgedruckten Namen der zwei Herausgeber, Egon F. Kirschstein und Valerian Tornius, gedeckt ist, und durch einige, gleichfalls gezeichnete Artikel, von denen es die Herrn Kirschsteins im „Tag“ dem Kreuzzeitungsmanne besonders angetan zu haben scheinen. Offener kann man nicht vorgehen; wohl aber enthält der — ungezeichnete! — Artikel der „Kreuzzeitung“ Insinuationen, die man mit einigem Recht als bössartig und giftig bezeichnen kann.



Die trefflichen Ritterschaften, die sich so gut auf politische Psychologie verstehen, wurden durch den Ausstand der Letten überrascht. Sie verstehen alle die lettische Sprache; haben sie nie etwas von der wahren Stimmung des Volkes bemerkt? Ich setze, als deren Ausdruck, ein lettisches Volkslied her, das bereits vor etwa zwanzig Jahren deutsch in dem Gedichtbuch Friedrich Dümperers „Joseph und Arvid“ wiedergegeben ist.

Hätt' ich jene Goldbeschäpe,
 die auf Meerestiefen ruhn,
 kauf' ich Rigas stolze Feste
 samt der Deutschen ganzen Brut;
 tanzen ließe ich den Deutschen
 auf erhitzten Ziegelsteinen,
 füg' ihm zu, was er mir tat. —
 Ihm nur wuchs mein braunes Füllen,
 ihm nur erntet' ich den Weizen,
 ihm nur spannen meine Töchter
 goldnen Flachs zu feinen Fäden. —
 Seht, ihr Herr'n, welch lust'ges Schauspiel
 auf dem Felde sich ereignet:
 Ziehn den Pflug drei magre Kafen,
 weinend treibt sie an der Deutsche,
 spannt drauf an das weiße Käpchen
 vor den Wagen, fährt zur Stadt,
 führt als Fuder fort drei Erbsen.
 — Wo ist jetzt, du Teufelskind,
 Deutscher, deine Überhebung? —



Ein Wort, um ganz präzise meinen Standpunkt zu formulieren, damit Mißdeutungen gänzlich ausgeschlossen sind.

Ich glaube fest und innig an eine verschiedene Begabung der Rassen, und vor die Wahl gestellt, Letten oder Deutschen den Vorzug zu geben, kann ich nach meinen Instinkten und meiner Kenntnis keinen Augenblick im Zweifel sein, daß die Deutschen die überlegene Rasse repräsentieren. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß jeder Deutsche über jedem Letten stehe; und daraus folgt, daß sich ein fester Strich zwischen den Völkern kaum wird ziehen lassen. Auf die Zugehörigkeit zum Deutschtum läßt sich kein Privilegium mehr begründen; deshalb wird nichts andres übrig bleiben, als die Privilegien zu beseitigen, soweit dies irgend geschehen kann. Aber weil ich an die Überlegenheit der deutschen Rasse glaube, bin ich der Überzeugung, daß sie sich an der Spitze erhalten kann, auch wenn sie nicht besonders geschätzt wird. Die konservativen Balten scheinen auf die innere Überlegenheit des Deutschtums nicht gerade felsenfest zu vertrauen; sie sind es daher, denen man Geringschätzung der deutschen Qualitäten weit eher vorwerfen kann, als

den jungen Balken, die den Sieg des Deutschtums nicht von obrigkeitlichem und polizeilichem Schutz, sondern von der Tüchtigkeit der Deutschen selbst erwarten.



Es verlautet aus sicherer Quelle, daß Freiherr Speck von Sternburg, der deutsche Botschafter in Washington, der Kaiser Wilhelm II. als einen der hervorragendsten Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik in Deutschland pries, den Staatsdienst zu verlassen gedenkt. Es wurde ihm am selben Tage von dreiundsiebzig amerikanischen Firmen das Angebot gemacht, als Reklamechef in ihren Dienst zu treten. Diese Stellungen hat Speck indes abgelehnt, da er von Ganzwindt aufgefordert worden ist, mit einer Gewinnbeteiligung von 50 Prozent an der Ausbeutung des neuesten Ganzwindtschen Flugapparats teilzunehmen.



„Nicht der entweicht die Kunst, der einen weiblichen Akt nach der Natur malt, sondern, der ihn schlecht malt, mag er ihn nach der Natur kopieren oder aus der Tiefe seines Gemüts schöpfen.“ Diese Worte Liebermanns bei der Eröffnung der Berliner Sezessionsausstellung weisen den Weg, auf dem Ethik und Ästhetik zusammentreffen. Der Stümper, der die Kunst oder die Sprache entweicht, ist von Natur ein gemeiner Charakter. Ich habe den Satz stets im Leben bestätigt gefunden.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den
Inseratenteil: R. Wief in Leipzig. Verlag der Funksen G. m. b. H. in München. Druck:
Kosberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

A. D. Weber.

In unserem Staatswesen, in welchem die Panamahüte nur mit Mühe sich neben den Vettelhanben behaupten können, Satiren schreiben, heißt die Vermessenheit schon ziemlich weit treiben. Man steht mit einem Fuße stets im Untersuchungsgefängnis. Wenigstens solange man ein echter Satiriker ist und sich nicht mit harmlosen Wipchen und Nähchen begnügt. Ein Aristophanes pflegt sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wenn er im Zuge ist, dann ist jedes Wort ein Faustschlag. Der Gebildete weiß das. Darum nimmt er die Expektorationen eines Satirikers cum grano salis. Er destilliert sich fünf Prozent Wahrheit heraus und findet gerade an der Übertreibung sein ästhetisches Vergnügen. Wir besitzen heute in Deutschland nur einen Satiriker, der berufen scheint, eine führende Stellung einzunehmen: A. D. Weber. Künstlerisch betrachtet steht er an erster Stelle. Und auch seine Popularität beginnt stark zu wachsen. Von seinen Satiren-Bänden sind bis jetzt über 60000 Exemplare verkauft worden. Es ist ja nicht einfach so, daß A. D. Weber ein beliebiger Spasmacher sei. Er ist eine Persönlichkeit, und im Handumdrehen ist er eine Macht. Weber ist der entschiedenste, schärfste und vielseitigste unter den Satirikern unserer Tage. Sein Spott zielt schlechtweg auf alles. Sein Witz ist treffend. Mitunter beißend. In dem Bedürfnis, die Freiheit der Persönlichkeit und ihrer Lebensanschauung zu verteidigen, greift dieser Satiriker alle staatlichen und gesellschaftlichen Bevormundungsversuche an, durch die er diese Freiheit eingeschränkt sieht. Die Sicherheit und Eleganz des Verbaues und die vortreffliche Sachbildung, die reich an neuen Einfällen und Wortspielen ist, gewähren unstreitig ein ästhetisches Vergnügen. Sie erscheinen uns Deutschen fast als vollendete Übersetzung aus dem Französischen. — — — Mit diesen Zeilen wollte ich nichts weiter als auf diesen neuen Satiriker hinweisen, denn es gibt sicher eine ganze Anzahl Leute, die dankbar sind für einen solchen Hinweis, die gerne einen wirklichen Humoristen neben ihren Wilhelm Busch in die Bibliothek stellen möchten und nur nicht wissen: wen? Diesen allen empfehle ich A. D. Weber aufs wärmste.

Vaul Zischorlich im „Leztziger Tageblatt“.

A. D. Weber ist ein satirisches Genie. Berlin, Die Feder, Dr. Hirschfeld.

Jedes seiner Lieder ist ein kleines Kunstwerk.

Wien, Der Floh, Dr. Wulff.

A. D. Weber ist ein vollendeter Meister im Herausholen des Typischen.

Grazer Tageblatt.

Weber ist ein genialer, rücksichtsloser Spötter.

Straßburger Bürgerzeitung.

Weber ist einer der besten und witzigsten Satiriker.

Berliner Börsen-Courier.

A. D. Weber: Eine Mischung von Heine und Busch.

Hamburger Fremdenblatt, Dr. Arthur Odt.

Man könnte Weber immerzu zitieren.

Hamburger Correspondent.

Jeder Gebildete

muß heute A. D. Weber lesen.

Von ihm sind im Verlage von Friedrich
Kothbarth, Leipzig, erschienen:



| | | |
|--------------------------|-----------------|-------|
| Ohne Maulkorb | 12.—16. Tausend | } neu |
| Mixed Pickles | 10.—14. Tausend | |
| Satyr lacht | 6.—11. Tausend | |
| Durch die Lupe | 6.—9. Tausend | |
| Frech und Froh | 1.—5. Tausend | |
| Berlin und der Berliner | 1.—7. Tausend | |

□ Jeder Band kartoniert M. 2.—, geb. M. 2.50. □

60000 Bände in zwei Jahren verkauft!!

□□□□□ Aus Ohne Maulkorb: □□□□□

Die Abstammung.

Denn erstens ist nicht jeder Knabe
der Sohn von seiner Mutter Mann,
und zweitens kann man nie beweisen
das, was man nie beweisen kann,
weshalb man nie behaupten sollte,
daß je ein Vater Vater war,
weil seine Gattin in der Ehe
ihm amtlich einen Sohn gebar.
Denn selbst die Mutter eines Kindes
kann irren im Erzeuger sich,
und diese Möglichkeit des Irrtums

spricht leider oft auch gegen dich.
Denn die Natur kennt keinen Eh'mann,
der Eh'mann selbst die Natur,
sie kennt bei jeder Befruchtung
den Vater und die Mutter nur.
So kann man wohl nach Dokumen-
ten
getrost als Sohn der Mutter walten,
doch wenn ihr Eh'mann kommt in
Frage,
muß man sich Irrtum vorbehalten.

Soeben erschien: ~~RECHT ERHEBEND~~

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunitgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zichorlich

~~RECHT ERHEBEND~~ Preis 1 Mark ~~RECHT ERHEBEND~~

Diefe ungefdminkten Äußerungen über die Musikheuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann, ist interessiert und wird Stellung nehmen müffen zu der Frage, ob er fernerhin fich an der Mozart-Heuchelei beteiligen will oder nicht. ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! ~~RECHT ERHEBEND~~ Sodaintereffant!

== Aus fremden Zungen. ==

Halbmonatsschrift für die gesamte belletristische Weltliteratur.
Herausgegeben von Richard Schott, Berlin.

Preis pro Heft 50 Pf.

○○○○○○○ Heft I ○○○○○○○○
begannt mit der Veröffentlichung des
Romans von

BERNHARD SHAW

(zum ersten Male in Deutschland)
und brachte ferner Beiträge von Heyermanns jr., Wilhelm Hegeler, Osborn, d'Annunzio usw. usw.

○○○○○○○ Heft II ○○○○○○○○
enthält den neuesten Essay
von **ELLEN KEY.**

Die folgenden Hefte enthalten Beiträge von
LEONID ANDREJEW,
ANNA WAHLENBERG

usw.

Verlag von Dr. jur. DEMCKER, Berlin W. 62.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
63. Aufl. Mit 37 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken demselben ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlagsmagazin in Leipzig, Neumarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.

Zeitungs-Nachrichten

In Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw. gratis und franko.

Garda-See

der schönste und
 größte der Italle-
 n nördlichen Seen. n

—————

Eisenbahnlinie:

Malland-Venedig

—————

Malland-Desenzano

2 Stunden

Venedig-Desenzano

3 Stunden

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant :

GASTON GALMETTE
 INFORMATIONS

LE FIGARO est chargé de assister à tous les
 ou chaque événement important, en France
 et à l'étranger l'information la plus rapide, la
 plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de
 musique inédite

Tous les Samedi.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE O'CLOCK

Prépare le samedi d'hiver, LE FIGARO donne,
 dans son Hiver, des concerts auxquels sont
 invités, à titre de réjouissance, des abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger,
 de passage à Paris, reçoivent aussi des in-
 vitations sur leur demande

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnement ANCIEN :

**Saarbach's News
 Exchange & Mainz**

Newnes Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are
 small enough for the pocket (6 1/2 in. by 4 in.,
 and 1/2 in. thick), yet large enough for the
 bookshelf. Printed in large type on a thin
 but thoroughly opaque paper, with Photo-
 gravure frontispieces and Flue-page to each
 volume printed on Japanese vellum, and in
 a dainty binding, they make reading a real
 pleasure.

Clash, 3/- net; Lines Lambkin, 2/- net, per volume.

Evelyn's Diary. Letters of Horace
 Lamb's Works. Walspole.

The Vision of Dante. The Ingoldsby Le-
 gends.

Peacock's Novels. Mrs. Browning's
 Boswell's Life of Dr. Johnson, 3 Vols. Poems, 2 Vols.

Hawthorne's New England Roman- Shakspeare.
 ces. 3 Vols.

Tennyson's Poems. Milton's Poems.
 Poems of Wordsworth. Burns' Poems.

The Shorter Works of Walter Savage Don Quixote.
 Landor. Bacon's Works.

Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Shelley's Poems.
 Cook's Voyages. Peppys' Diary.

Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets.

Autobiography of Benvenuto Cellini.

The Poems of Samuel Taylor Coleridge.

Homer's Iliads. Translated by George Chap- man.

Homer's Odyssey's and Shorter Poems Translated by George Chapman.

Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.

Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.

Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
 The Novels of Laurence Sterne.
 Plays and Poems of Christopher Marlowe.
 The Faerie Queen, by Edmund Spenser,
 2 Vols.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full
 pages in monochrome, and a frontispiece in
 photogravure. These are in many cases made
 from works which have not previously been
 reproduced. Each volume also contains a list of
 the principal works of the artist. No. 60, net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.

SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.

CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James
 D. Linton, R. I.

VELASQUEZ. By A. L. Baldry.

GOZZOLI. By Hugh Stokes.

RAPHAEL. By Edgcombe Staley.

VAN DYCK. By Hugh Stokes.

O. F. WATTS. By Dr. R. Pommit.

TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.

PAULO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.

BURNE-JONES. By Malcolm Bell.

NOVIA DE CHAVANNE. By Mrs. Alexander
 ITILAN, By Malcolm Bell.

PILIPPINO LIMPI. By F. J. Keough.

ROSCETTI. By Ernest Hallford.

VRA ANGELOICO. By Edgcombe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: Saarbach's News Exchange, Mainz

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies

Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 36 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: Saarbach's News Exchange, Mainz.

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnement und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

PHOTO-AMATEURE finden in diesem NEUHEITEN

besonders für den Photo-Sport - Winter- und Weihnachts

in dem soeben erschienenen Probekatalog

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

KATALOG. Insekten
mit über
1000 Arten a. unentbehrlich, Gegen-
ständen, hervor. Neuheiten in Glas,
Leder, Gold, Silber, Stahl, Metallwaren
etc. die wichtig und interessant für
jeden. Katalog verschickt kostenlos
ersetzt und gratis an verlangen.

Fritz Hammesfahr, Fochs 2 bei Salangen

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versand-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stoffabriken für Herren
und Damen.

Zeit- u. portofreier Versand a. ganz Sachverstand.

DIE
FUNKEN

32
10-MAI
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Klassenbewußtsein | 977 |
| Ein Parterre von Königen / von Eduard Goldbeck | 983 |
| Das Fatum / Eine Skizze von Rudolf von Delius | 990 |
| Amerikanische Nationalliteratur / von Wald Whitman | 997 |
| Redaktionsecke | 1001 |
| Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard | |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Galense, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

32. Heft.

Klassenbewußtsein.

Wenn etwas los ist, freue ich mich stets. Wenn etwas los ist: das heißt, wenn irgendwer oder irgendwas aus der Gebundenheit des Alltags heraustritt und ein paar entfesselte Inkrante auf der grünen Wiese herumtollen. Dabei bin ich ganz selbstlos; ob mir die sich Produzierenden ihrem Wesen nach sympathisch sind, gilt mir gleich; aber Bewegung, Elastizität, Rausch muß dabei sein. Es scheint indessen, als sei aller Spiritus aus der Welt verflogen. Die Jahrmärkte und Vogelschießen werden immer lederner. Die Paraden, Auffahrten, Einholungen können es einem vollends nicht antun. Und der große Weltfeiertag, der erste Mai, ist so dürftig und nüchtern anzusehen, daß einem um die Zukunft des Proletariats bange wird.

Der klassenbewußte Proletarier stellt an diesem Tage die Arbeit ein. Nun, wenn er sein Dekret durchzubiegen vermag — rein moralisch läßt sich allenfalls ebensoviel dafür, wie dagegen sagen. Feiern und nicht arbeiten ist aber doch noch zweierlei. Peter Hille (den ich nicht überschätze, der aber zwischen vielem krausen Zeug mitunter eine kristallklare

und hartkantige Erkenntnis fand) hat einmal die richtige Bemerkung gemacht, daß die an körperliche Arbeit gewöhnten Menschen an arbeitsfreien Tagen nicht die glücklichste Rolle spielen; sie möchten sich frei bewegen, aber sie sind dazu zu steif. Mit Grazie und Faulheit einen Tag zu durchschlendern, dazu haben sie nicht genug Leichtigkeit. Sie müssen immer etwas vorhaben: ein Bier trinken, einen Skat dreschen, einen Walzer tanzen oder — das ist das neueste Vergnügungsprogramm — eine Volksversammlung besuchen. Ich halte es für eine der fürchterlichsten Folgen mechanischer körperlicher Arbeit, daß sie den Sinn und die Fähigkeit, unbefangenen müßig zu sein, verdirbt. Das trifft nicht nur die Arbeiter der Industrie, sondern auch die der Landwirtschaft. Ich habe es, nicht ohne ein Gefühl physischen Unbehagens, mit angesehen, wie Hofknechte und Schweizer die Stunden am Sonntag zwischen Kirche früh und Tanzboden nachmittags an den Ställen entlang herumstehen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Hände stecken sollen, und mit Gesichtern, die von Gedankenlosigkeit glänzen wie Schwarten. Und es schüttelt mich grausam, wenn ich im Walde einen Trupp Arbeiter laut gröheln höre, weil sie einfach nicht imstande sind, ohne fühlbare Betätigung irgend eines Körperorgans ihre Existenz zu empfinden. Diese Emsigkeit um jeden Preis ist eine Qual für jeden kultivierten Menschen; nicht nur etwa deshalb, weil sie sein Ohr oder Auge beleidigt, sondern weil sie ihn in der Tat um des andern willen peinlich und schmerzlich berührt. Ich muß sagen, daß ein Knecht hinterm Pfluge oder ein Dreher hinterm Schraubstock, also der fronende Proletarier, vor der Hand noch ein erquickenderer Anblick ist, als ein feiernder. Meunier mag ähnlich empfunden haben. Er formte seine Arbeiter, wie sie vor dem glühenden Ofen schwere Werkzeuge bewegen und alle Sehnen strammen, oder auch ruhend, während der Druck der Arbeit noch auf ihnen liegt und die Anspanntheit noch in den Muskeln sichtbar ist; er formte nicht den Proletarier in der Sonntagsluft, mit Schlips, Vorstecker und Manschetten, Zigarre und Spazierstock. Der Arbeiter am Werk kann sehr wohl heroisch genommen werden, und

nicht minder der Proletarier, der an seiner geistigen Fortbildung mit Eifer und Mühe arbeitet; der müßige Arbeiter aber schleppt häufig noch etwas vom Barbaren mit sich herum, etwas, was zuweilen abstoßend, zuweilen karikaturistisch wirkt.

Wenn das Proletariat die Zahl der Feiertage um einen und zwar um einen ganz großen bereichert, so habe ich persönlich, da ich weder eine Fabrik noch sonst einen Betrieb besitze, nichts dagegen einzuwenden. Aber was mir gründlich mißfällt, ist die völlige Unfähigkeit der Führer, diesem Tage wirklich ein besonderes, ein festliches Gepräge zu geben. Hier wäre eine Möglichkeit geboten, den Arbeiter genau auf seiner kulturellen Stufe zu zeigen und diese zu heben. Aber die Führer sind der Meinung, daß die Maiseier dazu da sei, das „Klassenbewußtsein“ zu stärken. Als ob damit viel gewonnen wäre! Freilich brauchen die Arbeiter dieses Bewußtsein, wenn sie geschlossen einen Kampf führen wollen; es ist ein praktisches Bedürfnis. Mehr aber ist es ganz bestimmt nicht, und es zum Ziele der ganzen, ungeheueren Bewegung zu machen, ist ein gelinder Stumpfsinn. Auch das glänzendste Etikett, wie diesmal: Achtstundentag, Völkerfrieden und freies Wahlrecht — ändert daran nichts. Dem positiven Erfolg der sozialdemokratischen Bestrebungen nach außen hin können diese internen Parteifeiern gewiß nichts nützen; sie dienen nur dem Zweck, dem Heerbann selbst seine Wichtigkeit zu demonstrieren und ihn über die vorzügliche sittliche Qualifikation speziell des Proletariats aufzuklären. Man kann nun aber tatsächlich selbst als Minister oder Millionär ein genau so tüchtiger Mensch sein, wie der Proletarier. Die Zugehörigkeit zum Proletariat begründet nicht den geringsten, individuellen Vorzug; und der Arbeiter, dessen Klassenbewußtsein seine Seele ganz beherrscht, ist keineswegs intelligenter als der so oft belachte Leutnant, der sich für den Herrgott hält. Wenn sich also das arbeitende Volk am Festtag in seinem Klassenstolze sonnt, so ist damit nicht einmal politisch, geschweige denn kulturell etwas Besonderliches erreicht. Denn es ist evident, daß für das Proletariat genau derselbe Satz gilt, wie für jede andere Klasse und jeden andern Stand: daß der Wert seiner Mitglieder erst da

beginnt, wo das tatsächliche, individuelle Interesse für die kulturellen Güter einsetzt. Wenn man dreihundertundvierundsechzig Tage im Jahr daran arbeitet, das Klassenbewußtsein zu konsolidieren und damit die Macht des Proletariats zu erhöhen, so wird ein Tag im Jahre gewiß nicht zu viel sein, um zu demonstrieren, daß es imstande ist, die Freiheit, die es erstrebt, geschmackvoll zu genießen. Dreihundertvierundsechzig Tage Gesinnungstüchtigkeit dürften für normale Ansprüche wahrhaftig genügen. Einen Tag widme man der Freiheit, der Ungebundenheit, der Freude, man sehe von aller Aktualität ab und beweise uns ad oculos, daß die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit auch einmal über die Schranken des Standes hinaus kann.

„Unabsehbare Kolonnen festtäglich gekleideter und gestimmter Arbeiter zogen schon am frühen Vormittag zu ernster Kundgebung, und abends stauten sich die schwarzen Menschenwogen in unabsehbarer Zahl in und vor den Festlokalen — oft in drangvoll fürchterlicher Enge, aber doch in stolzgehaltener Festesfreude, ein einig Volk von Brüdern.“ Das ist das äußere Bild. „Energisches Wollen und frohes Hoffen schwellt überall die Herzen des Proletariats! Verschieden in seinen Kampfesmitteln, aber gleich in seiner Tatkraft, seinem Opfermut, seiner Kampfbegeisterung, ringt in allen Landen das Proletariat mit den Mächten der Reaktion!“ Das ist der innere Sinn. Nun, wem's imponiert.

Daß ein Festtag unter dem Zeichen der Volksversammlungen steht, spricht nicht für das Vorhandensein einer proletarischen Kultur (wie denn die Arbeiterbewegung tatsächlich nur als Beschützer, nicht als Besitzer kultureller Werte in Betracht kommt). Es spricht ebensowenig dafür, wie die schlechten Gedichte, die man in der von allen Muses verlassenen Maifeierzeitung lesen konnte, oder das Bildnis der zipfelbemühten Freiheitsgöttin, die ebenda abklischiert war. Agitationsreden, wie man sie genau so gut an jedem andern Tage hören kann; Abendfeste in überfüllten Sälen mit Tanzvergnügen und Vorträgen, wie sie zum mindesten jeder Sonntag bieten dürfte; und das Auftauchen mäßiger Kunst- und Literaturprodukte,

wie sie weder dieser noch ein anderer Tag bringen sollte — solche Festivitäten können unmöglich einen triftigen Grund geben, die Arbeit für einen Tag willkürlich zu unterbrechen. Als Besitzer eines ästhetischen Gewissens kann ich es drum nicht tadeln, wenn die Unternehmer eigenmächtig Feiernde für den Rest der Woche aussperren. Die Tatsache, daß ein Tag ein bestimmtes Datum trägt, berechtigt meiner Ansicht nach nicht zur Einstellung der Arbeit, falls dieser Tag lediglich der Trivialität gewidmet ist. Stünde eine große und ungewöhnliche Demonstration auf dem Programm, eine Demonstration, die geeignet wäre, nach außen zu wirken, so wäre wenigstens ein politischer Sinn vorhanden. Diese mäßige Art, Feste zu feiern, hat aber nur zwei recht mäßige Folgen: sie ärgert die Unternehmer ein wenig und bestärkt die Arbeiter ein wenig in ihrer Selbstgenügsamkeit. Ich glaube wahrhaftig, daß sich ein Fest des Völkerfrühlings besser arrangieren ließe, wenn denn nun einmal gefeiert werden soll.

Ein Festtag ist ein Tag, an dem sich der Mensch anders zeigt als werkeltags. Der Proletarier verbringt den besten Teil seines Tags in stickigen Fabrikräumen, und nachdem er herausgekommen ist, besucht er ein Parteilokal, wo er sein Proletarierbewußtsein nach Kräften stärkt. Sollte es da nicht das Gegebene sein, daß ein wirklicher Festtag, wie er nur einmal im Jahre stattfindet, dadurch begangen wird, daß man das Klassenbewußtsein vergißt, die bürgerliche Gesellschaft ignoriert, statt sich über sie aufzuregen, und sich so zeigt, wie man sein würde, wenn das Ziel der Arbeiterbewegung erreicht und ein Proletarierbewußtsein gar nicht mehr nötig wäre? Draußen blühen die Kirschbäume; geht hinaus ins Freie, insgesamt mit Weib und Kindern; wählt einen Platz, groß genug, euch alle zu fassen, ohne daß ihr euch auf die Zehen tretet, und doch so begrenzt, daß ihr das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht verliert. Eßt, trinkt, seid vergnügt; bewegt euch unbefangen, als wäret ihr nicht losgelassene Arbeitstiere, sondern freie, an Freiheit gewöhnte Menschen, die ihre Glieder regieren und ihre Stimmen zügeln können. Macht kein Programm, sondern versucht soviel Kultur

zu beweisen, daß es euch möglich ist, tendenz- und mühelos jede Minute zu füllen. Es braucht kein Idyll gespielt zu werden; Nebel soll keinen blumenumwundenen Stab tragen und Singer keiner Nymphe leichtfüßig folgen; ihr sollt nur einmal, ein einziges Mal im Jahre unbefangen sein. Ihr seid unter dem Frühlingshimmel; seht den an und freut euch seiner Farbe. Ihr werdet dann tatsächlich mehr vom Völkerfrühling spüren, als wenn ihn euch jemand — sei's Stümper oder Poet — an den fernen Horizont malt. Wenn ihr nach Hause kommt, mögt ihr in Gottes Namen wieder so klassenbewußt wie möglich sein. Aber wenigstens einmal im Jahre erinnert euch daran, daß nicht der Weg, sondern das Ziel der Bewegung die Hauptsache ist. Euer Weg ist der des Klassenkampfes; aber wenn ihr lediglich außs Klassenbewußtsein dressiert seid, was sollt ihr dann in aller Welt anfangen, wenn ihr einmal am Ziel anlangt? Habt ihr wirklich eine so dürftige Phantasie, daß ihr dieses Ziel niemals in Gedanken vorweg zu nehmen vermögt? Ja, wofür kämpft ihr denn eigentlich?

Die Sozialdemokratie ist, wie ich oft betonte, das einzige wuchtende Gegengewicht gegen die Reaktion. Sie hält das Rad in der Schwebe. Dadurch erwirbt sie sich ein mächtiges Verdienst um die Erhaltung der Kultur, die da besteht. Aber wenn sie, aus sich heraus, kulturell etwas Neues leisten soll, dann ist sie so steril und phantasielos, daß man Beklemmungen bekommen kann. Beim Klassenbewußtsein fängt es an und hört es auf. Na, sich bewußt zu sein, was man ist, ist verdammt wenig — namentlich, wenn man Proletarier ist. Wär's nicht gelegentlich an der Zeit, einmal zu überlegen, was man sein will?



Ein Parterre von Königen / von Eduard Goldbeck

Jeder von uns ist bekanntlich Besitzer einer politischen Souveränitätsaktie. Und in die fast ständig tagende Generalversammlung, die man Parlament nennt, entsenden wir Aktionäre unsere Vertreter. Da aber dies Bild meiner hohen Intuition zu nüchtern scheint, so halte ich mich lieber an die konstitutionelle *fable convenue* und sage: jeder Abgeordnete ist ein Vertreter des mehr oder weniger (in Deutschland: weniger) souveränen Volkes, ist ein Souverän, ein König, „jeder Zoll ein König“, und sollte, wenn es nach Recht und Billigkeit ginge, *Ev. Majestät* und nicht *Ev. Hochwohlgeboren* tituliert werden. Fast täglich versammelt sich in der politisierenden Jahreszeit im Ballot-Prunkbau eine Schar schlichter Männer und auf jedem Haupte — ob's eine kahle Platte zeige, ob „über seinem braunen Scheitelhaar die schnellen Jahre machtlos hingegangen“ — strahlt, freilich nur dem Wissenden sichtbar, eine Krone. Ein Parterre von Königen versammelt sich, zugleich Zuschauer und Darsteller eines politischen Schauspiels, von dem freilich mancher Skeptiker sagt: „Ein Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur!“ Bisweilen ist man auch geneigt, es rund heraus eine Farce zu nennen.

Diese Könige werden nämlich von einer gewissen Estrade herab hunds miserabel behandelt, und zwar vor allem deshalb, weil sie nicht, wie dies für Könige nun einmal schicklich, „saturierte Existenzen“ sind. Zwar hat es solche Existenzen wohl in der Weltgeschichte nur recht selten gegeben: die Könige erweiterten ihre „Hausmacht“, ambitionierten „gute Partien“ (*tu, felix Austria, nunc*: Frau Margarete Bornstein könnte den Vers für ihre Heiratsvermittlung-Annoncen benutzen), suchten arme Verwandte vorteilhaft zu plazieren und versetzten Kronen und Länder. Man könnte von ihnen sagen: Und überhaupt ihr ganzer Lebenswandel! Trotzdem existiert nun einmal das Bismarckwort von den „annähernd königlichen, saturierten Existenzen“, und so finden es Puritaner häßlich, daß die gekrönten Plebejer des Reichstages Diäten,

zu Deutsch: Tagelohn, fordern, statt lieber stilvoll zu verhungern. „Täglich ward er bleich und bleicher“, solch ein Parlamentarier wäre manchem Menschenfreunde am liebsten.

Wie dem auch sei, die Regierung entschloß sich endlich, Diäten zu gewähren. Man sollte meinen, die Vorarbeiten zu dem Gesetzentwurf hätten sich in einer einmaligen Besprechung erledigen lassen. Da die prinzipiellen Einwendungen ja beseitigt waren, so handelte es sich doch nur noch um die Höhe der Entschädigungssumme, die weder ruppig noch progig ausfallen durfte. So scheint es unserem beschränkten Untertanenverstand, aber in einem wohlgeordneten Staatswesen verläuft dergleichen anders. Wenn in Rußland ein Minister einen Auslandsurlaub antritt, so wird dies Ereignis den beteiligten Faktoren in siebzehntausend Aktenstücken mitgeteilt. (So berichtet ein sehr ernsthafter Autor: der zu früh gestorbene Rußlandkenner v. d. Brüggen.) Und nun wollen wir dem Grafen Posadowsky zuhören! „Ich kann Herrn Singer versichern — er ist und kann nicht so tief in die Materie eingedrungen sein, wie ich genötigt war, es zu tun —, es sind im Reichsamt des Innern sechs Entwürfe ausgearbeitet und in endlosen kommissarischen Verhandlungen beraten worden und nach all den Erwägungen war, wenn man überhaupt von einer Anwesenheitskontrolle ausgehen wollte, dieser Weg der einfachste und meines Erachtens der würdigste.“ Diese Sätze sind von einer aufklärenden Kraft, wie sie selten den Worten unserer hohen Beamten innewohnt. Oft habe ich mich in den letzten Jahren gefragt, was denn die Ursache der Sterilität unserer Politik sei. Einige Minister habe ich persönlich gesprochen (nicht interviewt) und immer den Eindruck gehabt, daß sie weder Schafsköpfe noch Schufte und obendrein Männer von starker Arbeitskraft seien. Immer fragte ich mich dann, warum wir doch eigentlich nicht von der Stelle kommen; jetzt, nach diesem Bekenntnis des Herrn Staatssekretärs, bin ich vollständig unterrichtet. Dumas hat gesagt: En France rien n'est simple. Nun, bei uns ist auch nichts einfach. Wenn für die Diätenvorlage „endlose“ Vorberatungen und sechs Entwürfe nötig waren, dann ist eben unsere Dr-

ganisation untauglich. Wir sind von der Bureaufratie entmannt, und es ist höchste Zeit, daß in dieser Sphäre einmal ein antibureaufratistischer Dauerschädel auftaucht. Früher war das nicht so, kann nicht so gewesen sein: denn wie wäre wohl die Arbeiterschutz-Gesetzgebung je zustande gekommen, wenn die Klügelei sich so in selbstgebauten Labyrinth verfangen hätte? Wir alle schätzen den Grafen Posadowsky wegen seiner Arbeitskraft, Sachkenntnis und Bildung, aber sein interessanter Kopf ist der eines Scholastikers und hier hat sich einmal seine Neigung, das Atom zu teilen, in frappanter, geradezu erschreckender Weise bekundet. Freilich ist er uns lieber als mancher hochgestellte Dilettant, aber er sollte nicht in die einfachsten Materien Probleme hineinhegen. Er wird mit dem ihm eignen Magierlächeln antworten, es gebe nichts Einfaches und, ins Philosophische gewendet, ist der Satz „Rien n'est simple“ sicher richtig und Quelle aller Errungenschaften des menschlichen Gedankens; um aber Praktisches zu erreichen, muß man die Reflexion bewußt zur Ruhe verweisen, sonst kommt man nach sechs Entwürfen zu einem siebenten, von dem der Schöpfer selbst wohl schwerlich sagen kann: er „sahe, daß es gut war“.

Ich finde den Entwurf unlogisch und kleinlich und bedaure, daß es die Volksvertretung nicht für eine undiskutierbare Anstandspflicht gehalten hat, ihn rundweg abzulehnen.

Daß der Gesetzentwurf trotz der endlosen Vorberatungen unlogisch ist, ergibt sich aus zwei Äußerungen des Grafen Posadowsky, die wörtlich seiner Begleit- und Verteidigungsrede entnommen sind. Erstens: „Zunächst ist es zweifellos ein anormaler Zustand, der leider in Deutschland seit Jahrzehnten besteht, daß die allerwichtigsten Gesetze nicht von der gesetzlich notwendigen und verfassungsmäßigen Volksvertretung, sondern unter Umständen von einer ganz verschwindenden Minderzahl beschlossen werden.“ Zweitens: „Ferner ist es als Degradation des hohen Hauses angesehen worden, daß zur Beschlussfähigkeit nicht mehr dieselbe Anzahl Abgeordnete wie jetzt verlangt wird. Welch eine minimale Beschlussfähigkeitssziffer hat aber zum Beispiel England, das älteste Parla-

ment der Welt, mit sechshundertjähriger Erfahrung?" Diese Sätze geben keinen Reim. Einen Entwurf, der die legale Beschlussfähigkeitssziffer herabsetzt, weil die tatsächliche Beschlussfähigkeitssziffer unter Umständen eine beklagenswert niedrigere ist, verstehe ich nicht. Ich danke dem Himmel, daß ich nicht im Reichsamt des Innern beschäftigt bin; logische „Feinheiten“ wie diese würden mich rasch in ein Sanatorium führen. Sagt man mir, es handle sich ja bei der Herabsetzung der Beschlussfähigkeitssziffer nur um ganz einfache Geschäftsordnungsfragen, so erwidere ich: Nichts ist einfach. Herr Singer hat ganz recht: Die „einfachen“ formalen Abstimmungen können von der größten materiellen Bedeutung sein.

Das Gesetz ist aber nicht allein unlogisch, es ist auch kleinlich. Es ist schikanös und macht den Eindruck, als hätte ein Trifolium, bestehend aus einem Schulmeister, einem Gendarm und einem Kalkulator, es in kreisenden Wehen erzeugt. Die Abgeordneten werden eingeteilt in Pauschalänner (die durch fleißiges Abstimmen die Gesamt-Pauschalsumme erreichen) und Zwanzigmarkänner (die zwanzig Mark für die einmalige Abstimmung erhalten). Ein Abgeordneter, der eine Abstimmung versäumt, wird um dreißig Mark gepönt. Ob dieser Herr inzwischen an einer Kommissionsitzung teilnimmt oder sonst dringlich verhindert ist, wird nicht beachtet. In die Präsenzliste muß sich der Abgeordnete „eigenhändig“ eintragen; augenscheinlich, damit nicht gemogelt wird. Ist er erkrankt, so bekommt er kein Geld, keine „Aufwandsentschädigung“, augenscheinlich, weil ein Kranker keinen Aufwand braucht. Die freie Fahrt durch ganz Deutschland, die sehr nützlich werden kann, wird versagt; augenscheinlich, weil einmal ein Abgeordneter auf Reichskosten zu seiner Cousine fahren könnte. Und so weiter. Ich dachte, der Reichstag würde der Regierung die Vorlage aus der Hand schlagen, aber nur die Sozialdemokratie und die freisinnige Volkspartei fanden energische Worte, um dies Polizeiprodukt zu stigmatisieren. Und wie verhielt sich im übrigen dies beleidigte Parterre von Königen?

Freiherr v. Richthofen-Damsdorf (kons.): „Es wird vor-

eine namentliche Abstimmung verpaßt (Große Heiterkeit) und dann dreißig Mark zahlen muß.“ Der Dambörfcher Wig hatte gezündet.

Abgeordneter Träger (fr. Bp.): „Er sitzt von morgens neun oder zehn Uhr vielleicht täglich in der Budget-, in der Steuerkommission und hat dann um ein Uhr das Bedürfnis, ins Freie zu gehen oder ein anderes notwendiges Geschäft abzumachen (Heiterkeit), dann wird dieser fleißige Abgeordnete, wenn er vielleicht gerade eine namentliche Abstimmung verpaßt, um 30 Mark geschädigt.“

Abgeordneter Zimmermann (wirtsch. Bg.): „Freilich wuchern hier die Dornen etwas überreichlich; hoffentlich gelingt es, sie zu beschneiden.“ (Zuruf: „Beschneiden?“ Heiterkeit.)

Diese Probbchen genügen wohl. Abgeordneter Singer hatte mit Recht gesagt, die Abgeordneten brauchten sich nicht wie Schulbuben behandeln zu lassen. Aber es ist natürlich, daß es geschieht: benehmen sie sich in ihrer albernen Kaszivität, die bei der dürftigsten Zote in Lachsälven losplagt, nicht wie Schulbuben? Angesichts dieses Betragens verstehe ich das Wort: „Den Kerls auch noch Diäten?“

Indessen vielleicht ersetzt ein ethisches Plus das ästhetische Minus? Leider ist auch dies nicht der Fall. Die Freude am Skandal, die ein Charakteristikum unserer Politik ist, greift immer weiter um sich und der Reichstag wird zu einer Kästerschule werden, wenn die Abgeordneten nicht zu der Erkenntnis gelangen, daß sie mit einer Haltung, wie sie sie in Sachen Puttkamer an den Tag legten, die Würde des Hauses schädigen und ihren Einfluß nach oben wie nach unten beeinträchtigen.

Wenn bekannt wird, daß irgend ein Beamter eine Verfehlung begangen hat, so ist der Reichstag natürlich berechtigt, strenge Untersuchung und angemessene Erledigung des Falles zu fordern, obwohl es schwerlich nötig sein wird, der Regierung in dieser Hinsicht das Gewissen zu schärfen. Auch ihr entschiedenster Gegner wird nicht im Ernst glauben, daß sie unlauntere Elemente in ihren Reihen duldet und deren Vergehen oder Verbrechen zu vertuschen sucht. Ubi commodum,

ibi auctor sagt der Jurist; welches Interesse sollte die Regierung daran haben? Es würde also genügen, wenn sie im Reichstage auf solche Fälle hingewiesen würde. Dann müßte die Angelegenheit bis zur disziplinaren oder gerichtlichen Erledigung von der Tagesordnung verschwinden. Entspräche diese Erledigung nicht dem Rechtsgefühl des Parlaments, so wäre noch immer Zeit, alle etwa unberücksichtigt gebliebenen Gesichtspunkte zur Erörterung zu bringen.

Heute verläuft, wie der Fall Puttkamer beweist, die Sache ganz anders. Während die Untersuchung noch schwebt, verdonnern bereits mehrere Abgeordnete den Angeschuldigten in langen, höhnischen Reden, die von den Blättern der entsprechenden Parteiuance mit Genugthuung reproduziert werden. Es verdonnert ihn das ganze Haus durch ungezügelte Heiterkeitsausbrüche, die mindestens beweisen, daß seine sittliche Entrüstung sich nicht bis zum Seelenschmerz gesteigert hat. Der vielköpfige Souverän greift dem gerichtlichen Urteil ungeniert vor. Wie der Spruch auch ausfallen mag, Herr v. Puttkamer ist vor der öffentlichen Meinung, vor dem ganzen Auslande ein bemakelter Mann. Traurig genug, daß im Reichstag nicht ein einziger Abgeordneter die Einsicht und den Mut hatte, dieses empörende Treiben gebührend zu kennzeichnen. Der Erbprinz zu Hohenlohe ist aus viel zu alter Familie, um raffig durchzugreifen. Und der Reichstag verstand nicht einmal, daß er die elementarste Anstandsspflicht nicht verletzen, den Untergebenen nicht preisgeben wollte, ehe in aller Form Rechtens ein Urteil erfolgt ist.

Freilich, es ist leichter und amüsanter, in pikanten Personalien zu schnüffeln, als ernste Fragen ernst zu beantworten. Und an solchen fehlt es doch wahrlich nicht! Wo nehmen nur die Abgeordneten ihren Wählern gegenüber den Mut her, Stunden um Stunden über die Privatissima des Herrn v. Puttkamer zu plaudern? Gilt für den Reichstag das Wort des Dichters, daß die Uhr keinem Glücklichen schlägt? Es wäre wirklich an der Zeit, die Herren zu einer etwas ernsteren Pflichtauffassung anzuhalten. In unserer Kolonialpolitik sind Fehler gemacht worden, die eine prinzipielle Diskussion geradezu

herausfordern; aber von einer solchen haben wir nur wenig vernommen. Gewisse Persönlichkeiten und Parteien beschränkten sich darauf, „Kolonialgreuel“ aufzudecken und einen Sündenbock abzuschlachten. Es tritt dann ein geradezu hypertrophisches Gerechtigkeitsgefühl in die Erscheinung, die Entrüsteten triefen förmlich von Ethik, und im stillen reiben sie sich die Hände, weil der Sohn eines unpopulären Ministers vielleicht unmöglich geworden ist. Wahrlich, ein hoher, durch und durch moralischer Standpunkt!

Die Rückwirkung, die solche öffentliche Ausbreitung unserer schmutzigen Wäsche im Inland, im Ausland und in den Kolonien haben muß, bedenken die Herren gar nicht. Sie geben sich ganz dem Genuß der Splitterrichterei hin. Ob die Kolonialpolitik gedeiht, ist eine Nebenfrage. *Fiat justitia, pereat Puttkamer!* heißt die Losung. Hunderte von Millionen, Ströme von Blut opfert die Nation für die Kolonien. Ihre Wohlfahrt aber ist den Volkserwählten bei weitem nicht so wichtig, wie die Befriedigung ihres Heiterkeits- und Sensationsbedürfnisses. Und die liberalen Parteien besorgen ganz naiv die Geschäfte der Sozialdemokratie, die nun wieder mit vollem Recht sagen kann: „Seht, wie verrottet der Adel, wie verseucht das Beamtentum! Die Regierung möchte ihren Schützling gern retten, seht, welche Günstlingswirtschaft! Aber die Stimme des Volkes spricht und er ist gerichtet!“ Das ist Agitationsstoff für Wochen und günstige Gelegenheit, die sittliche Superiorität des Proletariats in den Himmel zu erheben.

Im Auslande sieht man mit spöttischem Lächeln Vorgängen zu, die so deutlich zeigen, daß Deutschland noch eine lange Selbsterziehung üben muß, ehe es zu einer großzügigen Politik reif ist. Die Debatten, die wir heute hören, muten uns an, als spielten sie sich im Rathaus zu Krähwinkel ab. Unsere Konkurrenten im Völkerkampfe verfehlen natürlich nicht, unsere Kolonialpolitik überall als sittlich minderwertig zu diskreditieren und sie können sich bei diesem Bemühen auf die Debatten unseres Reichstages berufen. Auch in den Kolonien werden diese Debatten nicht ungehört verhallen, sie werden die deutsche Position schwächen und wer weiß, ob wir die

taktlose Schwaghastigkeit gewisser parlamentarischer Koryphäen nicht noch teuer bezahlen müssen.

Wenn wir auf dieser abschüssigen Bahn weiterschreiten, nach Skandalen schnüffeln, Sündenböcke opfern, die Politik zur Sensation degradieren und uns nicht entschließen können, notwendige Exekutionen im stillen abzumachen, so muß das Ansehen Deutschlands, das mit dem Ansehen unserer parlamentarischen Institutionen eng verbunden ist, immer mehr schwinden. Möchten unsere Volksvertreter sich ermannen, ehe es zu spät ist! Es handelt sich um nichts Geringeres als um das politische Ethos des Reichstags.

Indessen kann man Sittlichkeit und Politik für zwei inkomensurable Begriffe erklären: vielleicht entschädigen die Volkboten für das moralische Minus durch ein Plus an Energie. Leider ist dies nur eine rhetorische Hypothese. Diese Leute, die bei jeder Staatsüberschreitung, jeder Drückierung kühl bleiben, die einer so von allen guten Geistern verlassenem auswärtigen Politik ihr Vertrauen aussprechen, sind Mollusken, Breinaturen. Sie bekommen einen Tritt und sie schreien: Diäten! Nun sie gar Diäten bekommen sollen, werden sie ihre breiteste Angriffsfläche gutmütig allen Kotschubei-Gelüsten hinhalten, immer bereit, „Stöß“ und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank zu nehmen.“



Das Fatum / Eine Skizze von Rudolf von Delius

Hans Berndt, Doktor der Philosophie, war spätabends in Saßnitz angekommen, mit dem Schiff von Vornholm. Er hatte prächtig geschlafen in dem breiten, weichen Bett. Wirklich sehr angenehm nach den rauhen Fischermatratzen. Um 1/29 stand er auf und trank Kaffee.

„Wann geht der schnellste Zug nach Berlin?“ fragte er den Kellner.

„2 Uhr 25.“

„Mit dem werde ich fahren.“

Es hatte die ganze Nacht geregnet und noch immer war es trübe. Außerdem war all seine Wäsche schmutzig, auch hatte ihm sein Buchhändler Hegels Philosophie der Religion antiquarisch besonders billig offeriert. Er wollte sich das gleich bestellen. Überhaupt, 3 Wochen war genug gefaulenzet. Also abreisen, zurück in die Arbeit.

Es war 9 Uhr. „Ich werde noch etwas am Meere entlang bummeln, durch den Wald nach Stubbenkammer zu,“ dachte Dr. Berndt. Er nahm seinen lieben, alten Regenschirm und ging fort.

Das Meer war endlos grau, aber es blies ein lustiger Wind. Er ging mit schnellen elastischen Schritten. Bald war er unter den Bäumen.

„Gleich heut abend will ich doch noch an den Buchhändler schreiben, am besten wohl im Café. Man trifft da immer Menschen. Pilsener Bier. Eine Zigarette.“ Er piffte vor sich hin.

Hei, wie der Wind hier oben blies. Herrlich. Und das Meer. Die Wolken trieben zerfetzt. Hier und da ein Stück Himmel. Auf dem Wasser alle Farben: grauviolett, hellgrün, Silberstreifen und der Horizont ganz tief-sinister-blau. Herrlich! Und die Wipfel rauschten.

Dr. Berndt ging immer schneller und sang. Er fühlte sich wie ein Sieger. Triumphierend ging sein Bewußtsein in hohen Wellen. Und die Wellen wurden Rhythmus und er rief verlorene Verse in den Sturm. Wie glänzend funkelte sein Dasein. Alles sauber genietet, kein Riß, kein Sprung. „Oh!“ er atmete tief. „Meine Erde, meine Welt und ich ihr Zwinger. Ich schließe die Augen und Nacht bricht herein und es klingt von roten Kreisen. Ich öffne die Augen: und alle Dinge grüßen mich, neugeboren und sind dankbar und freundlich.“ — Herrlich!

Immer gings bergauf und bergab. Plötzlich durchzuckte es ihn. „Teufel.“ Er sah nach der Uhr. Schon elf. Es war Zeit umzukehren. Aber wozu? Konnte man nicht einen Tag länger bleiben. Natürlich. „Also ich fahre morgen.“ Er fühlte ein wohliges Behagen. Das weiche Bett taucht auf, in dem er so gut geschlafen. Er war ja nicht gebunden, an nichts. Gott sei Dank! Freiheit, Freiheit! jubelte es in ihm. Dann hab ich also noch einen ganzen Tag, stundenlang kann ich dann noch hier herumstreifen. Diese lieben Bäume. Er ging ganz langsam. In Stubbenkammer esse ich dann zu Mittag, Schnitzel oder so etwas. Mit Blick aufs Meer. Und abends ist Musik am Strand. Man sieht Gesichter, beobachtet, freut sich, hübsche Frauen, dann noch eine Zeitung in dem kleinen Wirtsstübchen, ein Münchner und gut rauchen. Natürlich bleib ich hier. Ach, dieser herrliche Wald. Wie Döcklin. „Eine grün-verlorene Welt,“ beklammerte er, „weiß-nachte Waldmädchen hüpfen dort und im Busche lauert der dunstige Faun.“ Die Friedrichstraße kam ihm ganz plötzlich in den Kopf. Ach ja die kleine Marie. Morgen mittag wollt er sie ja treffen. Eine heiße Welle schlug in ihm auf und beklemmte die Brust. Er seufzte tief. Diese warmfeuchten krampfigen Genüsse. Ekelhaft! Das kommt noch früh genug, im Winter. Jetzt bin ich im Wald. Und er versenkte sich wieder in die Buchen. Ein Bach strömte über den Weg und verlor sich in einem Tale. „Dem muß ich nach.“ Über Stein und Moos kletterte er. Ganz hinunter. Wie wunder-voll das war. Er stand lange still. Zärtlich guckten die Gräser hinein in das Geplätscher. Eine gestürzte Eiche streckte ihre Wurzeln in die Luft. Felsblöcke lagen stumpfsinnig und trotzig da. Wie die Buchen das Vächlein behüten! Er setzte sich. Eine gefiel ihm besonders. Der weiche glatte Stamm. Ein helles Silbergrau, streifig lieb. Und dort ein dunkles Braunviolett. Gott wie schön. Er starrte in atem-loser, wonniger Spannung. Er fühlte, wie diese Farbe ihm wohlthat, wie sie ihn koste und umschmeichelte. Er schloß die Augen halb. Wie gut und lieb. — Und nun durchführte er den ganzen Ausschnitt des Täschens. Jedes Licht und jeden

Schatten. Alles war an seinem Plage, alles war gut und unsagbar schön. Wie ein Schauer ging es ihm über die Seele. Er atmete schnell und sein Herz schlug. Er saß so lange. Selbst wie eine Pflanze, ganz gelöst in vegetatives Sein. Leise ließ er sich treiben. Doch auf einmal war es genug. Er empfand es wie eine Art Langeweile und stand auf. Aber glitschig war der Weg. Da ging es überhaupt nicht weiter. Fast wäre er gefallen. In den Lehm, pfui. Was sollte er eigentlich hier noch, er kannte den Wald jetzt. Noch einmal blickte er zurück zu seinem Fleckchen. Ganz schnell, wie zu einem alten lieben Bekannten, dem man nichts mehr zu sagen hat. Seine Augen glänzten flüchtig. „Adieu und ich danke euch. Das ist ein Besitz, den kann mir nun niemand mehr nehmen.“ Er kletterte wieder hinauf. Also dann reise ich doch noch, es ist 12, aber wenn ich mich beeile, komme ich noch hin. Also vorwärts. Und hastig ging er zurück. Wo war denn der Weg geblieben! Quer durch den Wald ist es näher. Dort. Er mühte sich auf dem glatten Boden. Nein dort. Aber es wird Zeit. Er lief beinah. „Ich glaube fast, ich schwitze,“ kam es ihm in den Sinn, als er sein Hemd am Rücken spürte. Pfui. Überhaupt . . . Er sah seine Manschetten an. Ein ganz schwacher bräunlicher Schein war innen sichtbar. Pfui Teufel. Es ist doch eine ekelhafte Schweinerei. Ich muß notwendig zurück. Da ist ja der alte Weg. Nun komme ich noch ganz gut hin, dachte Dr. Verndt.

Die Wolken waren verjagt und die Sonne warf gelbe Flecken überallhin durch den Wald. Es sah aus wie ein riesiger grüner Leopard. Wie wundervoll. Dort war eine Bank. Er setzte sich unwillkürlich. So hinzusehen durch die Stämme. Wie tat das den Augen gut. Und nun wieder zurück zur Studierlampe und den dummen Büchern. Er strich sich über die Stirn. Nein. Wozu denn. 3 Wochen ist wahrhaftig nicht viel. Und das blaugestreifte Hemd ist noch ziemlich rein. Was ist denn ein Tag. Außerdem bin ich kein Dandy. Also ich bleibe. Und er schlug ein Bein über das andere. Diese prächtige Sonne. Hegel kann auch warten,

der Affe. Also morgen abend bin ich dann zu Hause. Er saß eine Zeitlang stillvergnügt. Das beste wäre aber dann wohl, ich ginge jetzt nach Stubbenkammer. Es ist bald Zeit zum Mittagessen. Also zurück. Der Weg ist ja nicht zu verfehlen. Dr. Berndt wanderte gemächlich und schwang seinen Schirm. Was man nur mit dem langen Abend anfang. Tiroler Sänger hatte er auf einem Anschlag angezeigt gesehen. Da konnte man ja hingehen. Vielleicht ist ein niedliches Gesicht dabei. Die Badegäste sind natürlich auch alle da. Geheimräte, schwarze, dicke Mütter, und das Gänsegeschnatter der Damen. Wie die vorhin im Bade. Zu albernes Volk. Nichts so ungenießbar wie diese Weiber. Die Sonne war wieder hinter Wolken gegangen. Er kam an einen Vorsprung und blickte flüchtig aufs Meer. Das kannte er nun schon. Aber die Luft ist doch prächtig und so gesund. Er schritt rüstig aus. Er sang wieder vor sich hin. Mit einem Ruck brach er ab. Er hatte Lachen gehört. Hinter der Biegung dort Kleider. Pfui, zwei Fräuleins, Bänder, Schleifen, diese Hüte und — Parfüm. Pfui. Dieser verkommene Geschlechtsduft. Pfui. Fort. Daß sie ihm so die Natur verhunzten. Dies elende Sagnis. Halb Berlin ist da. Und dort schon wieder. Ein Börsenmann sicher und glost kuhäugig. Unverschämtheit.

Es war ganz dunkel geworden. „Teufel, ich glaube, es regnet.“ Dr. Berndt blieb stehen. Ein fatales Gefühl stieg in ihm auf. Sollte er weitergehen? Oder sollte er umkehren? Er bekam noch immer den Zug. Es war gegen eins. Lange hielt er die Uhr in der Hand. Er machte noch ein paar Schritte. Sollte er nun weitergehen oder nicht? Verdammte Unentschlossenheit. Er stand gerade vor einem Wegweiser. Zwei schmutzigweiße Hände, rechts nach Stubbenkammer, links nach Sagnis. Wohin nun? Er wollte sich die Gründe für und wider vergegenwärtigen, aber das war ede und unangenehm. Sein Geist war wie abwesend. Er hatte Hunger. Lange stierte er die Wegweiser an. Und da war es ihm auf einmal, als seien diese schmutzigweißen Hände ein groteskes Symbol seines ganzen Lebens. Wohin, wohin? Kann ich es entscheiden, kann ich überhaupt etwas entscheiden?

Und der bleigraue Himmel war ihm wie die stupide Notwendigkeit, die asphärend auf zarten Menschenseelen lastet. Diese dicke alte Spinne. Ein Gefühl unendlicher Dynamik bebte in ihm auf — er hatte gar nichts gegessen seit dem Morgen — die Tränen kamen ihm fast. Eine seltsame Sehnsucht nach Kindergebet, nach Frommsein. Ist das der Urgrund aller Religion? Aber dazu war er doch zu vernünftig. Nur konsequent. Also zurück. Er krampfte die Faust. Ich will. Er hatte ein stahlhartes Gefühl in den Muskeln und es war ihm, als hielte er einen Degen. Also zurück. Ich, Hans Berndt, Doktor der Philosophie, werde heute noch nach Berlin fahren. Und er lächelte. Diese Komödie des Lebens. Also — wieder hielt er die Uhr in der Hand — jetzt ist es $\frac{1}{2}$ 2. In 40 Minuten bin ich im Hotel, in 10 Minuten wird bezahlt, 5 Minuten hinab zur Bahn und ich sitze im Coupee. Also! Fast in Sprüngen machte er sich auf den Weg. „Der freie Wille,“ ging es ihm durch den Kopf, „und all die törichten Probleme, handeln muß der Mensch, handeln und nicht ewig denken, das ist die große Erlösung.“ Er kam schnell vorwärts, so glitschig der Boden war. Vor seinem Geiste stand nur noch sein Programm, er sah und hörte sonst nichts. Seine Glieder kamen ihm vor wie die Bestandteile einer Maschine. Er mußte hinkommen. Um 2 war er am Hafen. In Sägen ging es die Treppen hinauf. Ein Dienstmädchen pumpte auf dem Hofe Wasser, er sah ihren Nacken und ihr blondes Haar. Nur einen Moment blickte er zurück.

„Kellner, ich fahre ab, 2 Uhr 25. Was kostet das Zimmer?“

„Mit Kaffee 3 Mark 50.“

„Hier,“ er suchte, hatte aber kein kleines Geld, „10 Mark“.

Der Kellner verschwand. „Aber schnell,“ rief er ihm nach. Dr. Berndt stand im Speisesaal und sah ein Kaiserbildnis an, über das er sich schon am Morgen geärgert hatte. Über diesen erbärmlichen Bildruß. Warum noch kein Hotelwirt auf die Idee gekommen war, vernünftige Bilder aufzuhängen. Es kostete doch gar nicht mehr. Dieser großzügig unangenehme Rahmen.

„Kellner,“ rief er, „nun kommen Sie doch. Ist das Gedröck besorgt?“

„Sogleich.“ Auch so ein geschwiegelter Schurke, dachte Dr. Verndt, je besser man ihn behandelt, je frecher wird er. Die ganze soziale Frage erschien ihm jetzt in dem Lichte. Mein Buchbinder hat die Bände auch noch nicht abgeliefert, immer aufgeschoben, aber jetzt werde ich sie ja vorfinden. Er sah sein Arbeitsstübchen vor sich.

„Nun beeilen Sie sich doch, Kellner,“ brüllte er.

Dr. Verndt sauste die Treppe herunter. Ich werde mir mein Leben in Zukunft genau regeln, dachte er im Springen. Das ist das einzig Richtige. Alles wie ein gutes Uhrwerk, wie das Planetensystem, alles berechnen und dann das Ganze genießen in seiner wundervollen Harmonie.

„Wo geht's zum Bahnhof?“ rief er einen Schiffer an. Der Schiffer zeigte mit der Pfeife den Weg, den er eben gekommen.

„Dort,“ schrie er entsetzt. Er hatte die Angst eines Ertrinkenden. Als stünde seine Ehre vor einem Abgrund, als würde sein Selbstbewußtsein von unsauberen Fingern auseinandergerert. Er fühlte sich wieder ausgeliefert einer unendlich schauerlichen, unendlich widerlichen Macht.

Endlich war er am Bahnhof. Hurra, klang es in ihm wie ein Trompetenstoß. Er betrat den Perron. Ein rotmütziger Mann pfiß. Der Zug fuhr ab.

Im ersten Moment hätte Dr. Verndt gern mit einem eisernen Hammer dem Stationsvorsteher den Schädel zerschlagen. Dann sagte er sich aber: Ich bin Hans Verndt, Doktor der Philosophie, ich gehe jetzt in das feinste Restaurant und trinke schweren, goldenen Rheinwein.

Schweren, goldenen Rheinwein, sagte er — und lachte.



Amerikanische Nationalliteratur / von Walt Whitman*

. . . Die Goethesche Theorie und Lehre (wenn ich sie in Kürze so bezeichnen darf), daß künstlerische, wissenschaftliche und literarische Ausbildung für den Charakter vollständig genüge, ohne Rücksicht auf irgendwelche begründeten Ansprüche politischer Bande, die einen an Nation, Staat oder Stadt knüpfen, mag genügt haben inmitten der Konventionalität und Kleinlichkeit des damaligen Weimar oder Deutschland oder selbst Europa; für das heutige Amerika aber ist sie absolut unbrauchbar. Wir müssen nicht nur unsere eigene, über alle früheren hinausgehende Theorie geltend machen, sondern wir haben gänzlich verschiedene, tiefer wurzelnde und unendlich umfassendere Aufgaben.

So oft ich Gelegenheit gehabt habe, eine größere Anzahl von amerikanischen Knaben, reiferen Jünglingen oder erwachsenen Männern zu beobachten — aus allen Staaten, wie während meines Aufenthalts unter den Soldaten vom Westen, Osten, Norden oder Süden, zur Zeit des Bürgerkriegs; oder wenn ich mich in den Städten, besonders New-York und Washington, umhertrieb — überall habe ich drei Charakterzüge besonders hervortreten sehen, die hier der Kürze halber mit den drei Wörtern Gutherzigkeit, Anstandsgefühl, Klugheit bezeichnet werden sollen. (Ich stelle Gutherzigkeit, wie sie's verdient, voran — sie ist eine glänzende Resultante aus den übrigen, wie die Gesundheit aus gutem Wetter.) Im wesentlichen sind dies überall in den Vereinigten Staaten die vorzüglichsten der unsern jungen Leuten angeborenen, durchschnittlich hohen Charaktereigenschaften, wie jeder scharfe Beobachter selbst finden wird. Wahrlich, diese Eigenschaften bilden den Grundstock zu herrlichsten und edelsten Nationen! Möge die Vorsehung dereinst die Erfüllung bringen. Die ganze Zukunft

* Aus Whitmans Prosaschriften, die, in Auswahl von D. E. Lessing übersetzt und eingeleitet, den 7. Band der Sammlung „Die Fruchtschale“ (R. Piper & Co., München) bilden.

unseres Gemeinwesens baue ich in erster Linie auf diese drei Grundlagen. Brauche ich erst noch zu sagen, daß ich dieselben Eigenschaften von den Elementen, dem Geist und den Schöpfungen der Nationalliteratur verlange?

Eine weitere Eigenschaft, vielleicht eine von jenen ausgehende Abweichung, läßt sich ausdrücken mit den Worten „noblesse oblige“, die auch einer ganzen Nation als Regel oder Wahlspruch dienen könnten. Es ist meine Überzeugung, daß dieser Ausdruck und sein Geist das offizielle Amerika und seine Vertreter in Kongreß, Ministerien, Präsidentschaft und Einzelstaaten beeinflussen und durchbringen — eines der ersten Prinzipien sein und in die Tat umgesetzt werden sollte. Ich habe diese Idee von meiner verstorbenen lieben Freundin, der demokratischen Engländerin, Mrs. Anne Gilchrist. „Die schönen Worte noblesse oblige“, sagte sie einmal zu mir, „passen am besten nicht für einen vollendeten Gentleman oder Lord, sondern für eine reiche und vollentwickelte Nation — und besonders für Ihr Amerika.“)

Und noch ein sehr wichtiger Punkt—. . . Ich glaube fast, daß die herrschende alte (schöne und tiefe und, kann man sagen, als alte notwendige) Auffassung von der Gottheit als einem vorwiegend moralischen Wesen (Güte, Reinheit, Sündlosigkeit usw.) durch die Ideen und die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts zerstört worden ist. Was bedeutet diese ungeheuere und beinahe abnorme Entwicklung der Philantropie in der modernen Zeit? Man zweifelt, ob je die Zeit kommen werde, wo die moralischen Gesetze und Maßstäbe aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängt sein werden: im Lauf der Zeit werden sie (das ist mein Eindruck) wahrscheinlich noch mehr befestigt und noch weiter ausgedehnt sein. Der ausgedehnte, wissenschaftliche, demokratische, wahrhaft philosophische und poetische Charakter der modernen Weltanschauung fordert dann einen Begriff von Identität und Freiheit des göttlichen Wesens, der über alle Beschränkungen erhaben ist und prinzipiell auch das sogenannte Böse, Verbrechen und Verbrecher — alle Mißbildungen, Verkümmernngen und Fehlgeburten des Universums in sich schließt. — . . . Eine Auf-

gabe des amerikanischen Nationaldichters, und zwar keine leichte, ist es, die alten Überlieferungen, Sagen, Gedichte, Theologien und selbst Gebräuche mit gehöriger Achtung und Toleranz zu behandeln und zugleich unsere eigene Zeit, ihr weit hinstrahlendes Licht, ihre Freiheit und ihre Pflichten, samt allen Konsequenzen und allem, was die Verhältnisse und Entwicklungsstufen unserer Neuen Welt erfordern und angemessen erscheinen lassen, klar zu verstehen, zu bekräftigen und mit Hingebung zu fördern. Für die amerikanische Literatur brauchen wir gewaltige Schriftsteller, größere als die Carlyle und Heine, die in dem großen, abnormen Spital oder hysterischen Krankenzimmer, dem Europa trotz all seiner Herrlichkeiten in vieler Beziehung gleicht, geboren oder aufgewachsen sind und diese Atmosphäre mehr oder weniger vollständig in sich aufgenommen haben und wieder ausströmen. Der hervorragendste Zug in der zeitgenössischen Poesie (vielleicht Literatur überhaupt) ist der beinahe völlige Mangel an erstklassiger Kraft und an einfacher, natürlicher Gesundheit, deren ursprüngliche Blüten und Früchte unsere eigene Zeit darstellen würden. Der modernen Lyrik fehlt im allgemeinen das Moderne gänzlich und sie hat oft mehr von dem Geist der Vergangenheit und dem Feudalismus, wenn sie auch in das Gewand der neuesten Mode gekleidet sein mag. In Romanen und Dramen ist oft Handlung und Oberfläche modern — der Geist aber, sogar der Humor, ist krankhaft und unfruchtbar.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Alt und Neu. Die Dichtungen von Asien und Europa wurzeln in der langen Vergangenheit. Sie besingen die Menschen, ihre geistigen Interessen und Beziehungen, wie sie gewesen sind. Amerika aber muß mit ebenso hohem Schwunge alles besingen, wie es ist und sein soll. (Ich weiß natürlich, daß die Vergangenheit wahrscheinlich ein Hauptfaktor ist von dem, was wir sind, was wir wissen und was wir sein müssen.) Zurzeit gehen die Staaten auf in Geschäft, Geldmachen, Politik, Landwirtschaft, in der Entwicklung von Bergbau und Verkehrswesen und anderen materiellen Bestrebungen, die alle vorwärts drängen und in voller Blüte erscheinen, wie sie es in Harmonie

mit der modernen Kultur sein müssen und sein sollen. Aber das sind nur die notwendigen Voraussetzungen und Grundbedingungen für eine einheimische, transzendente, demokratische Literatur, die sich in höheren, heroischeren, geistigeren, gemühtieferen Persönlichkeiten und Dichtungen offenbaren soll. Eine Nationalliteratur ist natürlich in einer Hinsicht ein großer Spiegel oder Reflektor. Es muß aber etwas vorausgehen, etwas zu Reflektierendes. Jetzt, nach dem Bürgerkriege, wage ich zu behaupten, daß dieses Etwas schon heute unfraglich existiert.



Ich sage, Gestalt und Gesicht des Menschen sind groß, und niemand soll sie lächerlich machen;
Ich sage, bei Ornamenten soll kein Zuviel erlaubt sein, und alles ist am schönsten ohne Ornament,
Und Übertreibung wird sich bitter rächen an deiner eignen Physiologie und auch an der Physiologie anderer;
Und ich sage, wohlgestaltete Kinder können nur gezeugt und empfangen werden, wo natürliche Formen herrschen im Volk, und Gestalt und Gesicht des Menschen sollen nie karikiert werden;
Und ich sage, Talent braucht sich nie mehr dem Romanhaften zuzuwenden;
Gegen richtig erzählte Tatsachen, wie ärmlich erscheinen alle Romane.



Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Ein Autor eines Buchs, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.

Goethe.

Redaktionsbuche

Ich hatte bereits kürzlich darauf hingewiesen, daß von dem Ausbruch des Vesuv's, wie überhaupt von ähnlichen Katastrophen, allerhand Nutzen gezogen wird. Daß Geologen und Politiker sich auf solche Fälle stützen, ist sehr begreiflich. Aber auch die heilige Theologie läßt sie sich nicht entgehen. Herr Militäroberpfarrer R. Falke legt sich im „Tag“ die Frage vor, wie sich solche Naturkatastrophen mit der göttlichen Weltregierung vereinigen lassen. Nachdem er zwei Spalten lang sich des Näheren über die Materie verbreitet hat, bekennt er mit dem christlichen Dichter:

„Ich will mich nicht plagen mit törichten Fragen,
ich will mich nicht kränken mit Grübeln und Denken.“

Die Theologen haben es gut. Wir andern Schriftsteller müssen uns stets mit Grübeln und Denken kränken, wenn wir etwas schreiben wollen, während ein Militäroberpfarrer dazu nur des Handgelenks bedarf.



Vater Gapon ist vorläufig tot. Die Räubermären, die über ihn verbreitet werden, sind sehr geschickt redigiert; sie lassen die Möglichkeit eines späteren Austauschens durchaus offen und werden, wenn der ehrwürdige Vope es später brauchen kann, zahlreiche Möglichkeiten bieten, Reklamenotizen in die Presse zu lancieren.

Das Sterben und Auferstehen wird, wie es scheint, Mode. Senna Hoy hat vor kurzem auch damit gearbeitet; allerdings laienhaft. Er wählte den rühmsüchtigen Tod im Kampfe gegen die zarischen Schergen, da konnte die baldige Aufrichtung nicht ausbleiben. Vier namenlose Arbeiter aber waren es, die Gapon aufgehängt haben. Die soll einer erst einmal suchen.



Die Damen — die den Sitzungen des englischen Parlaments beiwohnen, müssen in einer vergitterten Loge sitzen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Gänseäugster hat. Nach ihrem Auftreten, als vom weiblichen Stimmrecht die Rede war, kann man diese Vorausicht weiser Ahnen nur loben.

Ich habe die Damen, von denen sich wohl einige schon früher einmal auf der Straße so unnützlich benahmen, daß die Constablen eingreifen mußten — in dem gelinden Verdachte, daß sie sich mit ein wenig altjüngferlicher Wollust den rauhen Männerhänden darbieten, die sie zum Tempel hinausschieben sollen. Hilde Wangel im Baumeister Solneß erklärt es ja für ein Vergnügen, von einem Korfaren geraubt zu werden. Mutatis mutandis: auch die Berührung durch einen kräftigen Schutzmännchen ist nicht ohne Reiz.



Märtyrer sind wirklich unpraktische Leute, Menschen, die sich gar nicht zu helfen wissen. Der Leutnant Tisserand, der in Paris in die Volksversammlung ging und dort öffentlich redete, bezeugte auf die Anfrage, ob er aufs Volk feuern lassen würde, das würde er nie tun. Als er aus dem Lokal heraustrat, wurde er verhaftet.

Kann man sich etwas Dümmeres vorstellen? Wenn der Mann wirklich so dachte, wie er redete, konnte er, wenn er schwieg, dem Volke von größtem Nutzen sein. Es wäre wohl denkbar gewesen, daß man ihn an einen wichtigen Posten stellte. Hätte er dann das Kommando im geeigneten Moment verweigert, so hätte er seinen inneren Anschauungen einen weit wirksameren und nützlicheren Ausdruck verliehen, als dadurch, daß er vor der Zeit sprach und damit seine Verhaftung erzwang. Er konnte doch keinen Moment darüber im Zweifel sein, daß sein speech eine Betätigung seiner Überzeugungen sofort und für immer unmöglich machen mußte.

Die Versammlung brachte dem enthusiastischen Schwärmer Ovationen; man sieht, die Schläue war beiderseitig gleich groß. Wenn Tisserand nach der Strafe, die ihm zweifelsohne blähen wird, ins bürgerliche Leben übertritt, ist er bereits warm empfohlen. Er wird sich zum Deputierten wählen lassen und zweifelsohne auf diese Art weit schneller Karriere machen als beim Militär, wo es ihm seit dem Scheiden seines Protectors André aus dem Ministeramt überhaupt nicht mehr sonderlich gefallen haben mag.



Hennig hat sich abermals mit Ruhm bedeckt. Er hat die Verhandlung, die ihn um seinen Kopf brachte, mit so sonnigem Humor gewürzt, daß das Publikum, in dem erlauchte Damen nicht fehlten, sich vor Fidesität nicht zu lassen wußte. Er ist ein vielseitiger Mensch. Erst hat er sich als Kunstschlüpe gezeigt, dann — bei seiner Flucht — als Luftgymnastiker, jetzt bei der Verhandlung endlich als Parterrekomiker. Es bleibt nun nur noch übrig, daß er bei der Hinrichtung als Ezentric-Clown auftritt.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den
Inseratenteil: H. Nief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck:
Hoffberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Barda-See

der schönste und
größte der Italle-
nischen Seen. n

Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano
2 Stunden

Venedig-Desenzano
3 Stunden

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de
musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

**Saarbaach's News
Exchange Mainz**

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.O.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (8¹/₂ in. by 4 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3 - net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

- Evelyn's Diary.
- Lamb's Works.
- The Vision of Dante.
- Peacock's Novels.
- Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols.
- Hawthorne's New England Romances.
- Tennyson's Poems.
- Poems of Wordsworth.
- The Shorter Works of Walter Savage Landor.
- Keats's Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages.
- Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets.
- Autobiography of Benvenuto Cellini.
- The Poems of Samuel Taylor Coleridge.
- Homer's Iliads. Translated by George Chapman.
- Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman.
- Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.
- Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.
- Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
- The Novels of Laurence Sterne.
- Plays and Poems of Christopher Marlowe.
- The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.
- Letters of Horace Walpole.
- The Ingoldsby Legends.
- Mrs. Browning's Poems. 2 Vols.
- Shakespeare. 3 Vols.
- Milton's Poems.
- Burns's Poems.
- Don Quixote.
- Bacon's Works.
- Shelley's Poems.
- Pepys's Diary.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

- BOTTICELLI. By Richard Davey.
- Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
- CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
- VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
- GOZZOLI. By Hugh Stokes.
- RAPHAEL. By Edgumbe Staley.
- VAN DYCK. By Hugh Stokes.
- G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtini.
- TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
- PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
- BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
- PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
- TITIAN. By Malcolm Bell.
- FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
- ROSSETTI. By Ernest Radford.
- FRA ANGELICO. By Edgumbe Staley.

Saarbaach's News Exchange, Mainz.

THE SMART SET
A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS

The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Represents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Bedeutendste Tageszeitung Oesterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

0000 Erscheint täglich zweimal 0000

Infertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter u. für Weihnachten
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

KATALOG. Illustriert mit über
5000 nützlich. u. unentbehrl. Gegen-
ständen, hervorr. Neuheiten in Stahl,
Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Keiner versäume solchen um-
sonst und franco zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden - Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zell- u. portoffreier Versandt n. ganz Deutschland.

Soeben erschienen:

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zischorlich

Preis 1 Mark

Diese ungekürzten Äußerungen über die Musikheuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann, ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei beteiligen will oder nicht.

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! Hochinteressant!

Soeben erschienen:

WIR BALTEN!

Keine unzeitgemäßen Betrachtungen über das Deutschtum in den Ostseeprovinzen

Von E. F. KIRSCHSTEIN und V. TORNIUS.

2. Auflage

Preis 1 Mark

FRIEDRICH ROTHBARTH

VERLAGSBUCHHANDLUNG · LEIPZIG

Aktuell!

Hochinteressant!

Wegen Zurückziehung der 1. Auflage aus dem Handel wurde mit dem „Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands“ verhandelt. Näheres hierüber besagt die der Broschüre beiliegende Erklärung!

Aus fremden Zungen

oooooooo Halbmonatschrift oooooooooo
für die gesamte belletristische Weltliteratur.

Herausgegeben von Richard Schott, Berlin. — Preis pro Heft 50 Pf.

Heft 7 enthält: —————

Bernhard Shaw: Ein seltsamer Beruf, Roman. 6. Forts.
Sibirische Charaktere. Von einem politischen Verbannten. 4. Der Betbruder.

Domenico Ciampoli: Der Plattermann. Eine Geschichte aus den Abruzzen.

Maximilian Bern: Fremdländische Sinnsprüche.

Léon Frapié: Die Strafe, Novelle.

Ellen Key: Ewigkeit und Unsterblichkeit, Essay.

Anatole France: Wissenschaft und Mystik, Osterbetrachtung.

Portugiesische Lyrik, deutsch von Louise Ey.

Literarische Rundschau.

In Vorbereitung befindet sich:

Arthur Köppler

Vom Dichter der toten Stadt
und andere Essays oooooo

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandl., Leipzig

Empfehlenswerte Bücher aus dem Verlage von Friedrich
Kochbarth, Leipzig.

W. Schulte vom Brühl

gehört zu den besten unserr heutigen Dichter. Sein humoristischer Roman

Die Revoluzer

ist einen Sturm der Vergrößerung hervor, nicht nur von Seiten seiner großen
Remetide, sondern auch seitens der Kritik. Schulte gibt uns ein festes Bild der
1848er Kämpfe im bergischen Lande. Frischer Humor mischt
sich mit tiefem Ernst, und warmes Herabblut pulstert in diesem echten Volkroman.

Preis M. 3.—, gebunden M. 6.—. (Sachs-Zeitung.)

Der Prinz von Pergola

führt uns mitten in die Romantik italienischer Renaissance. Er ist ein Werk
voll Kraft und Schönheit.

(Stettiner Zeitung.)

Preis M. 4.20, gebunden M. 5.50.

Die Sünderin

Eine Verznovelle (kart. M. 1.80).

Der Dichter behandelt den ungemein heiklen Stoff, der in Hamburg in
einem Hause des Lasters beginnt, trotz aller Realistik so dezent, daß wahrer Sit-
lichkeit keinen Anstoß nehmen kann.

(Hamburgzer Nachrichten.)

Hans von Kahlenberg

Die starke Frau von Vernheim. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Sicherlich nicht das Buch, das erst der Sensation seines rasch berühmten
Vorgängers „Ritzler“ bedurfte, um zu Rang und Ehren zu kommen.

(Deutschland, Weimar.)

Carry Brachvogel

Der Nachfolger. Ein Roman aus Poyang. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Die Verfasserin, die zu den geistvollsten Frauen von München zählt, ent-
wirft mit glühender Phantasie lebensfrohe Bilder aus Poyang, die sich um
ein tragisches Schicksal von ganz modernem Charakter räumen. (Kluge'sche, Berlin.)

Otto Erich Kiesel

Ebbe und Flut. Hamburgzer Geschichten. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Kiesel war ein Schneider, ehe er sein Erzählertalent entdeckte. Gleich
die erste Erzählung „Das Fräulein von Präden“ zeigt mit einer Kraft des Aus-
drucks, einer Weisheit des Empfindens ein, wie es nur unsern besten Dichtern
eigen ist.

(Berliner Lokal-Anzeiger.)



OSCAR WILDE

DIE FUNKEN

**33
17. MAI
ZOPF**

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Antipolitik | 1009 |
| Russisches Konsularswesen / von Kardak . . | 1013 |
| Die Kundgebung der Intellektuellen / von Lucien Drenfuß | 1021 |
| Hauskonzert in Kyoto / von Friedrich Perzynski | 1025 |
| Der Genie-Automat / Ein philosophisches In- termezzo von Dr. Max Zerbst | 1029 |
| Redaktionsecke | 1034 |
| Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard | |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungsbändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin: Halensee, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

33. Heft.

Antipolitik

Daß dem Arbeiter Viewald die Hand abgehauen wurde, ist eine empörende Noheit. Aber was soll ich dazu sagen, daß sie mir nun täglich zum Frühstück aufgebaut wird? Bin ich ein Kannibale? Selbst die verschiedensten Anrichtungen reizen mich nicht mehr, wenn unter der Sauce stets derselbe Happen liegt. Was fange ich an mit den abgeleckten Silbertellern und den ausgeleerten Kammertöpfen, die sich die Fürstin Wrede zusammengeklaubt hat? Selbst wenn man sie mir schenkte, würde ich mich dafür bedanken, nachdem ich erfahren habe, daß sie zumeist nur aus Alpakasilber und Alfenide bestehen. Daß dem „Kolaud von Berlin“ kürzlich ein feindselig gesinnter Annoncenakquisiteur die Jacke ausklopfte, ist eine Tatsache, mit der ich mich auch bereits abgefunden habe; sollte er den geschätzten Dr. Leipziger ein Automobil überfahren, wäre selbst das kein Grund für mich, die Automobilsteuer zum Objekt meines brennenden Interesses zu machen. Der Reichstag kriegt seine Diäten; die Arbeiterinnen der Zigarettenindustrie werden der Prostitution in die Arme getrieben; die köpfige Familie, die in Königsberg wohnt und die Ferien

in Berlin zubringen wollte, wird infolge der Fahrkartenvertheuerung nur bis Landsberg an der Warthe kommen; die Duma — ach, du lieber Himmel!

In einem Gebüsch vor meinem Hause singt ein Tier, das ich für eine Nachtigall halten muß, da meines Wissens alle anderen Vögel zur Nachtzeit schlafen. Der Körper des kleinen Tieres, das in der Finsternis meinen Augen verborgen ist, muß — das kann ich aus der Stärke des Schalles schließen — vibrieren wie in einem Krampfe. Der Gesang dieses Vogels klingt mir überzeugt, als drücke er ein gewaltiges Bedürfnis aus; er scheint mir zweckvoll, denn ich zweifle nicht, daß er das Weibchen heranzulocken wird; und diese Isolirtheit einer starken und sinnreichen Lebensstimme mitten in der Nacht fügt meiner Seele einen Eindruck ein, der mich gleichzeitig erhöht und rabiät macht — erhöht, weil es mir zum Bewußtsein kommt, daß auch der Mensch einer Ergriffenheit der Seele fähig ist, die ihn von allen anderen Wesen trennt und ihn den Rausch der Einsamkeit genießen läßt; rabiät macht, weil ich mich tausend öder Stunden erinnere, in denen ich dem Gebammel der Politiker und Zeitungsschreiber lauschte.

Diese tausend politischen und halbpolitischen Interessen, in die wir uns tagtäglich stürzen; dieses Frage- und Antwortspiel, in dem wir mehr oder weniger laut mittun; diese Millionen Erregungen, in die wir uns im Laufe des Lebens durch ungezählte Morgen- und Abendblätter versetzen lassen: sind sie unsere Interessen, unsere Fragen, unsere Erregungen? Nicht du sollst mir antworten, der du jetzt in voller Gemütsruhe diese Zeilen liest; frage einen Nachbar, dessen Frau in Kindesnöthen liegt; einen Bekannten, den sein Hühnerauge schmerzt; einen Passanten, dem der Wind den Hut vom Kopfe bläst.

Es ist eine Nothwendigkeit vorhanden, die uns zu politischer Betätigung zwingt: die Nothwendigkeit, uns in dem Getriebe, in das wir nun einmal hineingesetzt sind, zu halten oder — um ganz bescheiden zu reden — zu orientieren. Aber manchmal scheint es mir, als bildeten wir alle uns ein, wir müßten dabei mehr tun und womöglich ins Weite wirken. Dazu,

fürchte ich, sind wir durchgängig doch weder fähig, noch innerlich beteiligt genug.

Ich glaube, daß es im Leben nicht aller, aber doch mancher Menschen eine durchgehende Leidenschaft gibt; eine Leidenschaft, die mit dem Sein des ganzen Menschen eins ist. Es ist möglich, daß die Politik das Substrat solcher Leidenschaft ist. Wehe denen, die das trifft! Ich kann mir nichts denken, was den Menschen zuletzt so niederdrückt. Beznügt er sich mit Reden und Schreiben, so gehört ein gut Teil Blindheit und Schamlosigkeit dazu, sich mit stolzer Miene fortwährend von den Tatsachen desavouieren zu lassen. Handelt er aber, aus innerster Leidenschaft heraus, Politik, so blühen ihm zwei Möglichkeiten: entweder verzehrt er sich in dem Schmerze, niemals auch das geringste Bleibende zu schaffen, oder ihn trifft, nach mächtigen Erfolgen, der unausbleibliche, unvorhergesehene Umschlag vernichtend. Von der politischen Leidenschaft kann man niemanden heilen, ebensowenig wie von einer anderen; aber wir, die wir nicht von ihr besessen sind, sollen Politik freiwillig überhaupt nicht anders treiben denn als Amateure, so nebenbei, aus dem Handgelenk, oder als Interessenten, unseres geliebten persönlichen Vorteils wegen. Jenes belustigt und dieses nützt, und so hat man wenigstens seine Zeit nicht verloren, wenn auch für den inneren Menschen nicht viel herauskommt.



Was ich mir da eben vom Herzen wälzte, soll beileibe keine Ermahnung zu völligem politischen Desinteressement sein. Wir wollen uns nur einmal bei Gelegenheit dagegen wehren, so völlig in bedrucktes Zeitungspapier eingewickelt zu werden, daß uns die Luft ausgeht. Das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten und insbesondere an der Politik ist ein notwendiges Übel. Lassen wir es dafür gelten, aber nicht für mehr.

Der Mensch hat vielerlei für das Wohlbefinden seines Körpers durchaus notwendige Bedürfnisse. Er verrichtet sie

und schweigt. Käme einer daher und wollte ihm beweisen, daß etwa der geregelte Stuhlgang der Endzweck seines Daseins sei, so dürfte ihm diese These trotz der krampfhaftesten Versicherungungen kaum einleuchten. Wir haben alle ein Interesse daran, unsern Körper gesund zu erhalten; aber wir haben dieses Interesse nur darum, weil uns ohne die Gesundheit viele Genüsse entgehen, viele Freuden entweichen, viele Entzückungen verpuffen würden. Würden uns alle derartigen Perspektiven kurzerhand abgeschnitten, so wäre wohl denkbar, daß wir auf die Existenz des Körpers selbst überhaupt kein Gewicht mehr legten. Wie es — um mich einer groben, aber deutlichen Terminologie zu bedienen — nur seelische Werte sind, die die Existenz des Körpers rechtfertigen, so sind es nur die kulturellen Werte, die uns Interesse an der Existenz des Staates und der Staatssysteme einflößen.

Es gibt nun in der Tat sehr genußreiche und lohnende Debauchen, die dem Körper durchaus unzutraglich sind. Ob wir ihnen trotz der drohenden offensichtlichen Schädigungen unseres Organismus frönen, hängt von unserem Geschmack, unseren Neigungen, unserer Leidenschaft ab. Höchstens ein Kranker wird soweit gehen, die Funktionen seines Körpers absichtlich zu stören; aber sie gelegentlich zu ignorieren, das bringt wohl jeder einmal in seinem Leben fertig, möge er sonst auch das treuherzigste Stumpfhuhn und der biederste *Mens sana in corpore sano*-Feg sein.

Genau daselbe ist es mit der Kultur im Staat. Ich wies bereits früher einmal nach, daß eine sehr hohe Kultur stets zu wirtschaftlichem und politischem Niederbruch der Staaten führt. Das ist klar. Man kann die Kultur ansehen als eine Debauche, die sich ein nüchterner, auf seine bloße Fortexistenz gerichteter Staat gar nicht leisten darf. So spräche die Politik.

Aber man kann andererseits auch die Meinung vertreten, daß die bloße Existenz eines Staates kein lohnendes Ziel für einen ungeheueren Kraftaufwand ganzer Generationen sein kann; daß der Staat, der durch Unterdrückung kultureller Werte die Dekomposition zu hindern sucht, sich mumifiziert;

daß das ewige politische Quacksalber der Entfaltung künstlerischer und wissenschaftlicher Leistungen hinderlich ist; daß zwar den Staat zerstören, die Kultur mitzerstören heißt, daß aber der natürliche Verbrauch einer Staatsform unter der Herrschaft der Kultur weder unnatürlicher, noch widriger ist, als der Verbrauch eines menschlichen Körpers in Schaffen und Genießen neuer Werte.

Und unter dem Einflusse dieser Meinung wird man es uns nicht verdenken, wenn wir uns ab und zu einmal vom Dlen des weltgeschichtlichen Käberwerkes drücken und uns anderweit ergözen. Ach, nach dem höllischen Geschwafel der Herren Politici sehnt man sich manchmal nach der — Antipolitik.



Russisches Konsulatswesen / von Nardaf

Die russischen Konsulate in Europa werden von den meisten Russen gemieden. (Ich spreche immer von der Vergangenheit, wenn ich auch das Tempus der Gegenwart gebrauche; jetzt ist es gewiß ganz anders.) Der russische Konsul unterscheidet zwei Hauptkategorien russischer Leute: Menschen, die einen ordnungsgemäß ausgestellten russischen Auslandspaß haben, und Menschen, die keinen solchen Paß haben. Menschen, die keinen Paß haben und zum Konsul kommen, werden von ihm mit Fug und Recht hinausgeschmissen; denn: sind es überhaupt Menschen? Wodurch wollen sie es beweisen? Sie können ja nicht einmal urkundlich nachweisen, ob sie männlich oder weiblich sind. — Menschen, die einen Paß haben, zerfallen wiederum in zwei Unterabteilungen: In Beamte, Vornehme und Reiche, diese werden freundlich empfangen; die andern Paßinhaber werden jedoch den Paßlosen gleich geachtet

und ebenfalls hinausgeschmissen, zum mindesten hinausgewiesen. Wenn sie was haben wollen, hätten sie zu Hause bleiben sollen.

Über die Schutzlosigkeit der Russen im Auslande führte Klage die St. Petersburger Monatschrift „Vestnik Evropy“ (1897, Februarheft, S. 843 ff.). Der russische „Europäische Vöte“ stellt fürs Jahr 1897 fest, daß das Ansehen der russischen Diplomatie in Europa sehr hoch bewertet werde, was der russischen Eigenliebe wohl höchlich schmeichle, drum hätten sich auch die russischen Pressorgane daran gewöhnt, verschiedenen Nationen gegenüber einen besondern Ton anzuschlagen, den Ton des Beschützers gegenüber den Franzosen, herbe verweisend gegen die Engländer, zugeknöpft und kalt gegen die Deutschen, hochfahrend gegen Österreicher und Italiener. Empfindet aber wohl ein Russe irgendwie in der Fremde, daß er unter dem mächtigen Schutze eines großen Reiches steht, wie etwa der Engländer: *Noli me tangere!* Ja, dem Engländer, wer er auch sei, gehört die Welt, denn Großbritannien steht mit ihm, wo er auch sei, und er bewegt die Welt. — Aber wehe! kein Russe wird je in der Fremde stolz verkünden: *civis Romanus sum!* Im Gegenteil, der Russe fühlt sich in der Fremde rechtlos, ausgestoßen und schwach, elend, — wann träte wohl für ihn die russische Diplomatie ein? Einen Fußtritt versetzt sie dem Russen, der ihre Hilfe gegen eine fremde Vergewaltigung anspricht: Und wie sollte es auch in der Fremde anders sein, wie zu Hause? Ist denn die Unverletzlichkeit der Person durch die Regierung in Rußland gesichert? — Sibirien! — Wohl dürfen wir annehmen, daß die Konsuln selber wie auch ihre Untergebenen in der Regel keine Spionen- und Schergendienste gegen ihre eigenen Landesleute leisten, dafür werden im Auslande eigene Dunkelmänner vom Polizeidepartement des Ministeriums des Innern unterhalten; aber wirkliche Beschützer sind sie ebensowenig, es sei denn, daß der Konsul als Person für sich wahrer Menschenfreund und wahrer Patriot ist, was ja in zwei Worten das eine darstellt.

Wir will es scheinen, daß die russische Diplomatie im Orient sich anders zu den Reisenden stellt. Wir passierte es

auf dem Schwarzen Meere, daß mein Reisepaß in Datum durch ein Versehen des Beamten zurückbehalten worden war. Man bedenke: Aus Rußland kommend und ohne Paß in fremden, türkischen Gewässern! Odysseus, aller Gefährten beraubt, nackt ans Ufer der Phäaken geworfen, konnte sich nicht elender fühlen, als ich ohne Paß. Ja, ich möchte sogar glauben, daß die Feigenblätter, mit denen sich unsere hochwürdigen, aber doch recht leichtfertigen Ureltern Adam und Eva nach ihrem Falle die paradiesische Blöße deckten, so etwas wie gesetzliche Reisepässe waren. Früh um fünf ankerte unser Schiff vor Trapezunt. Ein türkischer Fährmann brachte mich für drei Silberrubel ans Land, und eine Hotelrechnung aus Datum sowie einige russische Klüche überzeugten den türkischen Beamten, daß dies ein Paß sei. Der Kawasß des russischen Konsuls, ein Kurde, bewaffnet mit drei Säbeln, fünf Dolchen und zehn Pistolen und einem Knüttel als Spazierstock, geleitete mich durch die steilen engen Straßen bergauf und bergab ins Konsulat. Ein herrlicher Spaziergang in der Morgenfrühe, — wenn ich nur meinen Paß wieder gehabt hätte! Ein Haus, an dem wir vorbeigingen, war in der Helvetia in Sankt Gallen vor Feuergefährer versichert. Der Konsul wurde aus seinem Schlummer geweckt, kleidete sich an und empfing mich liebenswürdig auf seiner Veranda, mit wundervollem Fernblick aufs Schwarze Meer, über die schöne armenische Kirche hinweg, von der das Morgengeläute herüberschallte. Der Konsul telegraphierte nach Datum, daß man mir meinen Paß mit der nächsten Post nach Konstantinopel schicke, und die russische Botschaft in Konstantinopel ersuchte er telegraphisch, daß ein Kawasß mich dort vom Schiffe hole. — In der Morgendämmerung fuhren wir in den Bosporus ein. Mein Gefährte, ein deutscher Geschäftsreisender, der die Türkei kannte, beförderte mich ohne Paß, gegen einen Watschisch an die Türken, in die Stadt, und im betäubenden Gewoge an der Galatabrücke sprach mich der russische Kawasß an, der mich suchte; unser Schiff, ein Franzose, war früher eingetroffen als erwartet, — der Kawasß hatte mich an meiner Uniformsmüge erkannt.

Noch mehr allerdings, als sich die russische Diplomatie im Orient um russische Menschen bemüht, sorgt sie in Europa für Pferde und Kühe, sofern sie dem Zaren untertan sind. So berichtete im Jahre 1899 die konservative „Deutsche Warte“, daß bei der Reise des russischen Kaiserpaars durch Deutschland im Hofzuge zwei Kühe für die drei kleinen Prinzessinnen mitgeführt würden. Ein Wagen war als sehr eleganter Kuhstall eingerichtet, Fußboden und Wände waren mit weißblauen Mettlacher Fliesen belegt. Die zuständigen Generalkonsuln sorgten aufs beste für frisches Futter, das sie telegraphisch bei den einzelnen Stationen im voraus bestellten, so daß es den Kühen an nichts fehlte. Nun glauben aber doch viele Menschen (z. B. auch der Philosoph Schopenhauer) an die Metempsychose, an die Seelenwanderung. Wer sagt also, daß nicht in diesen privilegierten Kühen die Seelen ehemaliger Russen oder Russinnen belohnt werden sollten. Denn daran zweifelt gewißlich keiner, daß es unter den Russen, die sich derartig wohl fühlen, unzählige Dachsen gibt. Doch wenn die Pferde — von Eseln, die ausschlagen und gar einen Portier treten, sehen wir ab — behaupten wollten, sie würden von den Konsuln nicht genügend berücksichtigt, so wäre das von den „klugen Hansen“ eine dreiste Entstellung der Thaten.

Im Herbst 1893 hatte der Prinz von Wales seiner Schwägerin, der Kaiserin von Rußland, ein Pferd geschenkt, und Mister Joszelyne brachte es in einem Eilzuge durch Mitteleuropa nach Gatschina. Der russische Generalkonsul von damals in einer mitteleuropäischen Weltstadt war sehr knauserig im Geldebauzahlen, im Genießen war er eher verschwenderisch, er war so sparsam im Geldhergeben, daß alle seine Lieferanten, seine Ärzte und Rechtsanwälte, ihn erst verklagen und pfänden mußten, ehe er zahlte, und der Gerichtsvollzieher war ein ständiger Gast in der Wohnung des Generalkonsuls. Aber für das Wohlergehen und für die Beförderung dieses Pferdes sparte er kein Geld. Der Generalkonsul war sehr bequem, sein einsames Kabinett, in dem er rauchte, verließ er während der Dienststunden auf längere Zeit nur um zu frühstücken,

aber für dieses schnelle englische Pferd, das erst vor kurzem russischer Untertan geworden war, riß er sich noch schneller die Veine aus. Er telegraphierte in der Sache nach allen Richtungen, von London bis nach Satschina, er kaufte Heu und Hafer nur suderweise, ja er hätte am liebsten ein russisches Gouvernement für dieses Pferd hingegeben.

Wehe dem russischen Untertan, der arm war und in sozial-politischer Beziehung sonst nichts als arm war, und der dennoch vor den Generalkonsul zu treten wagte! Wenn der Arme aber sonst ein Baron aus bekannter Familie war, dann erging es ihm nicht übel. So erschien bei ihm eines Tages Anno 1893 ein junger Couleurstudent Baron von Ungern-Sternberg, — so ein ganz junger Fuchs oder Dachs war er zwar nicht mehr. Der Baron hatte sein Geld verspielt, in letzter Nacht, und der Generalkonsul empfing ihn mit offenen Armen; sie waren wie zwei Brüder, die sich wiederfanden. Der Baron kannte auch persönlich die russischen Konsuln in Nizza und Marseille. Der Generalkonsul gab dem Baron soviel Geld, wie er nur aus der Konsulatskasse geben konnte und geleitete ihn selbst auf den Bahnhof, von wo der Baron in einem Wagen erster Klasse in der Richtung nach Osten bis zum nächsten Bahnhof abreiste. Bald darauf las man in den Zeitungen, daß auf die Verhaftung des anarchistischen Barons von Ungern-Sternberg 10000 Franks Belohnung ausgesetzt seien. Er wurde wegen Diebstahls verfolgt, wegen eines Sprengattentats und wegen versuchten dreifachen Mordes in Lüttich. Die Mittel zum Leben hatte er von den russischen Konsuln in Nizza, in Marseille und anderswo bezogen. Übrigens war er gar nicht der Baron von Ungern-Sternberg, er hatte nur den Paß dem Baron gestohlen, doch der Paß macht ja erst den Menschen zum Sohne eines Vaters; er hieß eigentlich Cyprian Jagolkowsky und stammte aus Woronesch, doch hatte er keinen Paß, um solches nachzuweisen.

Wie die Konsulate über ihre Begünstigung des Anarchisten berichteten, ist im russischen Regierungs-Anzeiger nicht veröffentlicht worden. Aber alle offiziellen russischen Berichte und Protokolle sind meisterhaft auf das eine zugestuzt, jede

Sache in die offiziell gefällige Form zu bringen — „ofornitj“ heißt es im Russischen — und die Wahrheit nur „glucho“ anzudeuten. So war die offizielle russische Übersetzung beim Königsberger Geheimbundprozeß nur in die gefällige Form gebracht: Pfu! wer wollte da von einer Fälschung sprechen. Es wird mir zu schwer, für diesen Fall das russische „glucho“ ins Deutsche zu übersetzen; und jeder mag sich nach Belieben eins der Worte wählen, die ich dafür im Lexikon angeführt finde: taub, gehörlos, dumpf, hohl, dunkel, zweifelhaft, blind, öde, verwachsen.

Seit 1898 erscheint in Hefen vom Ministerium des Auswärtigen in St. Petersburg herausgegeben eine „Sammlung von Konsulatsberichten“ (Sbornik konsulskich donesenij). Die Hefte enthalten manche tüchtige Abhandlung, z. B.: Über die Arbeiter-Versicherung in Deutschland, über die Lynchjustiz in Nordamerika, über den Petroleumhandel in Indien. Doch fürchte ich, daß auch in diesen Berichten vieles zu sehr in die gefällige Form gebracht ist und wesentliches nur „glucho“ ausgedrückt wird.

Denn in jener asiatischen Kunst der Diplomatie, oder in der Kunst asiatischer Diplomatie ringen die Russen mit Türken und Chinesen um die Wette. Im Jahre 1893 wurde zwischen Deutschland und Rußland ein Handelsvertrag abgeschlossen, durch den gegenseitig die Rechte der meistbegünstigten Nationen zugesichert wurden. Deutschland erfüllte loyal und streng rechtlich seine Vertragspflichten. Rußland auch? — Kurz vor Abschluß des Vertrages hatte Rußland die Gebühren für die Paßvisa um's Dreifache erhöht und dementsprechend alle andern Konsulatsgebühren. Gemäß dem Vertrage durfte nun Deutschland von einem nach Deutschland reisenden Russen überhaupt keine Visierung des Passes verlangen, geschweige denn Gebühren erheben. Rußland aber forderte von jedem nach Rußland reisenden Deutschen aufs strengste, daß er vorher seinen Paß von einem russischen Konsul visieren lasse und dafür nun den dreifachen Preis zahle, 4 M. 95 Pf., statt wie früher 1 M. 65 Pf. Mit der Erteilung der Visa hat es aber noch eine besondere Bewandnis. Rußland läßt nicht schlechtweg

jeden deutschen Staatsangehörigen ins Land, er weise denn vorher nach, daß er kein Jude ist. Die Antisemiten sind damit zufrieden. Gut! Aber auch der blondeste Urgermane wird vom russischen Konsul nicht als Nichtjude anerkannt, es sei denn auf Grund urkundlichen Nachweises. Auch das geht nicht durch, und es genügt nicht die Ausführung des Vorschlages eines biedern deutschen Handwerksgeßellen, der den russischen Konsulatsbeamten ersuchte, mit ihm ins Nebenzimmer zu treten, dort wolle er ihm dann ad oculos demonstrieren, daß er kein Jude sei. Dummen Wißen ist der Ernst des zarischen Konsuls unzugänglich. Wer also keinen Tauffchein oder kein gleichwertiges Dokument bei sich hat, dem wird vom russischen Konsulat der Paß nicht visiert; zum mindesten hängt es vom Ermessen des Konsuls ab.

In das russische Generalkonsulat in einer mitteleuropäischen Weltstadt kam ein deutsch-polnischer Baron, auf dessen Paß vermerkt war, daß er präsumtiver Fideikommißerbe eines händversehen Grafen aus berühmter deutscher Familie sei; er führte keinen Tauffchein mit sich. Der Generalkonsul schöpfte Verdacht, der Baron sei Jude, ließ die Strenge des Gesetzes walten, und der Baron mußte drei Tage in der Weltstadt liegen bleiben, wiewohl er Eile hatte, bis er sich den Tauffchein verschafft hatte. — Donnerstag vor dem russischen Ostern erschien in demselben Konsulat eine deutsch-polnische Dame, ebenfalls aus Hannover, die mit ihren vier kleinen Kindern nach Warschau reisen wollte; sie hatte keinen Tauffchein bei sich, weder den eigenen, noch die ihrer Kinder. Das Konsulat wurde der russischen Ostern wegen von Freitag bis Dienstag, für fünf Tage, geschlossen, und die nicht wohlhabende Dame mußte für diese Zeit mit ihren kleinen Kindern ein Hotel in der Weltstadt beziehen, bis sie sich die fünf Tauffcheine verschafft und nun nach Ostern zum Feste weiterreisen durfte. — Ein Freiherr aus uralter deutscher Familie, Johanniterkomtur und kgl. preußischer Leutnant — es war auf seinem Passe vermerkt, — kam persönlich ins Konsulat, doch konnte er keinen Tauffchein vorweisen, so mochte er wohl ein Jude sein, das Visum wurde ihm verweigert; es dauerte zwei

Tage, bis er den Schein bekommen hatte. — Der russische Konsul besteht eben auf seinem Schein; doch manchmal erhält er dann den Schein, wo er ihn wirklich nicht verlangt hätte. So lag dem Passe eines Prinzen von Sachsen-Altenburg, Generalmajors in russischen Diensten, der nach Rußland zurückreiste, die amtliche deutsche Bescheinigung bei, daß er Christ und kein Jude sei.

Wir schweigen von der misera plebs der Christen. Und wie ergehts nun den Juden im russischen Konsulat, die das ganze Unheil auch diesmal wieder über die Christen bringen? Die russischen Juden fliehen die russischen Konsulate, nur die ärgste Not zwingt die allerärmsten zum Betreten dieser exterritorialen Stätten. Und auch der wütendste Antisemit, sofern ihm etwas menschliches Gefühl innewohnt und er nicht ganz Bestie ist, müßte im russischen Konsulatsdienst zum Philosemiten werden. Dem russischen Gesetze nach wird einem Juden schlechtweg, welchem Staate er auch angehöre, der Paß nicht visiert, ihm ist der Eintritt in Rußland versagt. Nur Juden, die in Handelsgeschäften als Firmeninhaber oder als notariell beglaubigte Vertreter im Handelsregister eingetragener Firmen nach Rußland reisen wollen, kann dieses auf eine möglichst kurz bemessene Frist bewilligt werden. — Ein alter würdiger Jude kommt ins Konsulat, seine Tochter ist an einen russischen Juden in Warschau verheiratet, er als deutscher Staatsangehöriger darf nicht hin, um sein Kind vor dem Tode noch einmal wiederzusehen. — Ein anderer Greis ist in Russisch-Polen geboren, dort liegen seine Eltern und Kinder begraben, er selber ist deutscher Staatsangehöriger, er möchte hin, um am Grabe seiner lieben Dahingeschiedenen zu beten, — als Jude darf er nicht über die russische Grenze. — Ja, die Juden dürfen nur in Handelsgeschäften nach Rußland reisen: Und da wird denn für einen berühmten Chirurgen und Universitätsprofessor der Paß visiert und erhält den Vermerk: Dem Hebräer Soundso ist es gestattet, auf 14 Tage nach Rußland zu reisen als Vertreter der Eiergroßhandlung Meyer & Sohn am Alexanderplatz. Und es ist höchst merkwürdig, welche Hebräer und Hebräerinnen als

Geschäftsreisende Verwendung finden: Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler, Schauspieler, elegante junge Mädchen und Frauen, ja Kinder.

Einmal an einem Nachmittage kam in ein russisches Konsulat eine junge Dame, die zu ihrem Manne, der Christ war und eine dauernde Anstellung in Rußland gefunden hatte, reisen wollte. Sie selber war Jüdin. „Wie soll ich es anfangen,“ rief die Ärmste weinend, „daß ich meinen Paß visiert erhalte und zu meinem Manne gelange?“ — „Werden Sie Christin!“ riet ihr der menschenfreundliche Konsulatsbeamte, „Pastor M. tauft sie.“ — „Ja, aber ich wollte heute reisen, und bis ich mich taufen lasse, wird das Konsulat geschlossen.“ — „Na, dann reisen Sie morgen; die eine Nacht können Sie doch ohne Ihren Mann auch noch überleben.“ — Am andern Morgen, kaum war das Konsulat geöffnet, erschien die junge Dame, nun nicht mehr Jüdin, von gestern datierte ihr Taufschein; sie hatte in der heiligen Taufe den Namen Ruth erhalten, so gewaltig war ihre Treue. Sie bekam ihren Paß visiert, reiste nach Rußland, und Mann und Frau einten sich christlich, und ihr Vergnügen war groß.

In Rußland hat sich seitdem vieles geändert. Der Krieg mit Japan brachte den Russen Schmach, die Revolution setzte ein, und die Russen befanden sich in der Wiebergeburt.

Ober ist das nur ein frommer Wahn der Europäer?



Die Kundgebung der Intellektuellen / von Lucien Dreyfuß

Hat die unsinnige Reaktion, die in den letzten Jahren über Deutschland herrschte, ihren allerseits ersehnten Höhepunkt erreicht? Eilt die Periode rückständigster Regierungsweise, die dem preußischen Deutschland den Stempel aufdrückte, ihrem

Ende entgegen? Ist berechnete Hoffnung vorhanden, daß ein Hauch freien Geistes durch die deutschen Lande wehe, nach dieser langen Winternacht kulturellen Mißvergnügens; ein warmer Frühlingshauch, der endlich das schwarzkonservative Regime hinwegschmilzt? War es der liebliche Maiengruß einer kommenden liberalen Ära?

Der Bewohner des neudeutschen Reiches hat Grund, sehr pessimistisch zu sein in seinen politischen Glaubensmeinungen. Ein nun bald dreißig Jahre lang schwer lastendes Joch reaktionärer Wirtschaft hat allenthalben die melancholische Stimmung der Höllenschrift erzeugt: *lasciate ogni speranza*. Aber mit einem Optimismus, den Schopenhauer ruchlos nennen würde, pflegen wir Menschen aus jedem neuen Anlaß immer wieder den willkommenen Umschwung herauszudeuten, wenn stürmische Herzenswünsche die Überwindung eines scheinbar unhaltbaren Zustandes heischen. Indessen ist es nicht ein bloßer Anlaß zu froher Erwartung, es scheint ein deutliches Symptom neuerwachter, freiheitlicher Gesinnung innerhalb des deutschen Volkes zu sein, was uns alle freudig überraschte: die imposante Kundgebung des intellektuellen Deutschland gegen ein reaktionäres Volksschulgesetz. Etwa tausend der besten Namen von Universitätsprofessoren, die naturgemäß das stärkste Kontingent stellen, von Dichtern, Künstlern und Literaten prangen als Unterschriften des Protestes, den die Frankfurter Zeitung, das süddeutsche Demokratenblatt, gegen die preußische Schulvorlage veröffentlichte.

Namentlich darin liegt die hohe prinzipielle Bedeutung des Protestes, daß er sich nicht partikularistisch bloß gegen das preußische Volksschulgesetz wendet, sondern hier haben die Intellektuellen der deutschen Nation das Wort des Volkes ergriffen, um dem gesamten herrschenden System ein tausendstimmiges, entschiedenes Halt entgegenzurufen. Es wäre den verwegnen Künsten der Reaktion nicht möglich, eine ebenso stattliche Anzahl ebenso stolzer Namen aus Deutschlands Gauen für ihre Zwecke zusammenzubringen. Fast kann man sagen, es fehlen nur wenige Namen von Klang auf der Liste der Siebenundzwanzig. Was will es heißen, wenn von

interessierter Seite der metaphysische Kantbuchschreiber Paulsen als Kronzeuge gegen ein siebenundzwanziggliedriges Kollegium herangeschleppt wird, von dem jeder für sich in seinem Fache mit einem halben Duzend ostelbischer Philosophieprofessoren es aufnehmen dürfte.

Man verzeihe den etwas unehrerbietigen Vergleich. Ich bin zwar noch niemals in Pommern droben gewesen. Aber jedesmal, wenn ich auf der Universität zu Berlin den guten Professor Paulsen in seinen Quadratlatschen das Katheder hinaufstampfen sah, hatte ich den vagen, aber unwiderleglichen Eindruck: so müsse ein Landpastor aus Hinterpommern aussehen, bis ein Kenner die Richtigkeit meiner bangen Ahnung bestätigte. Daß auch Hans Delbrück in der Gesellschaft sich befindet, das tut mir lang schon weh. Ob ihn die Stellungnahme seiner sonst nicht sehr geliebten Kollegen nicht stußig machen wird?

Es bedarf eben solcher Ausnahmen, um die Regel zu bekräftigen: die deutschen Intellektuellen sind freiheitlich gesinnt. Sie haben sich für die Sache des Volkes erklärt. Sie haben tausendfältigen Widerspruch gegen die bestehende Reaktion erhoben. Vor einem Vierteljahre hat Paul Matorp die Wanen Gneißt und Wommsens heraufbeschworen, um den trägen Urstoff des deutschen Professorentums aufzurühren und zur Ausübung seiner politischen Pflicht anzufeuern. Es ist der tapfere Geist der Gneißt und Wommsen, der in der Kundgebung gegen die preussische Rückwärtserei zum längst erwarteten Ausdruck gelangt. Im Anschluß an Herrn Matorps leidenschaftlichen Protest wurde in diesen Blättern auf die analogen Zustände in Frankreich während der Dreysusaffäre hingewiesen, aus der heraus die französischen Intellektuellen den schwingvollen Anstoß zu einem ungeahnten kulturellen Fortschritt gaben. Mögen ihre deutschen Kollegen dieselbe hohe Energie entfalten und ebenso stolze Erfolge davontragen im Kampfe gegen eine verkümmerte, innerlich morsche Reaktionsherrschaft!

Aus dem befreienden Geiste, den das Manifest atmet, schöpfen wir die frohe Hoffnung auf baldige Gesundung der politischen Verhältnisse. Wie erbittert die Stimmung der

Gebildeten ist, das wird hiermit auch dem blödesten Auge sichtbar. Wie angenehm einen Europäer, der für harmonische Einheit und charakteristisches Zusammentreffen von einander entsprechenden historischen Begebenheiten tiefere Empfindung besitzt, es immerhin einst berühren mag, daß unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. das ultramontane Zentrum am Ruder war, daß bei der Einführung des agrarierfreundlichen Zolltarifs die Aspirationen zur Knebelung der Kunst ihre Blütezeit feierten, so wird sein ästhetischer Genuß doch stark durch die Erwägung getrübt werden müssen, daß die Masse des Volkes und die Gebildeten damals abseits standen und murrten. Wie unheimlich treffend auch der Geist des Herrn Studt (sein französischer Kollege heißt Aristide Briand) die konzentrierte Säure des jetzigen preußischen Geistes darstellt, so wird seine Schulvorlage doch wenig Beifall finden vor der Geschichte.

Wir wollen eben keine erzbraven Leute, deren Treiben die Erinnerung an die Zeiten des gottseligen Wöllner weckt, zu preußischen Kultusministern. Wir verschmähen die persönlich hochzuschätzenden, noch so begabten Reichskanzler, die aus angeblichem Pflichtgeföhle die schöne Tugend der Treue ihrem Herrn gegenüber manchmal in etwas anderes verzerren. Wir wollen nicht jene liberale Spielart von Beamten, die kantisch lispeln, wenn sie das impulsiv gewünschte Dreiklassenwahlrecht verteidigen. Wir wollen eine von wahrhaft freieitlichem Geiste durchdrungene Regierung, die einer Kulturnation würdig ist. Die Zeiten sollen nicht wiederkehren, wo der König mit dem Priester geht. Wir wollen deutschen Liberalismus. Das ist der Sinn des Manifests der deutschen Intellektuellen.



Der Zweck des Lebens ist Selbstentwicklung. Die eigene Natur vollkommen zur Geltung zu bringen, das ist die Aufgabe, die unser harret.

Oscar Wilde.

Hauskonzert in Kyoto / von Friedrich Perzýnski

I s Haus, der Douglas Ysg und mich heute nachmittag um drei zu einem japanischen Konzert geladen hat, steht unterhalb des Kodaijitempels, an Aileen jahrhundertesalter Kiefern, die die ganze Nachbarschaft mit ihrem kräftigen Nadelduft erfüllen.

Vor dem Haus, das ein ziegelgedeckter Zaun umgibt, liegt ein Garten mit einem Teepavillon, mit Kieswegen und Steinriesen von berebten Umrissen. Dieser Garten hat die Funktion, zerstreute Blicke der Gäste aufzufangen und die Pausen der Unterhaltung auszufüllen.

Wir sitzen auf Kissen mit übereinandergeschlagenen Beinen, rauchen, essen Zuckerwerk und sehen nach der Uhr. Zuweilen irrt unser Blick auf die Drachenornamente der Porzellane, auf die gestickten Blumen der seidenen Vorhänge, auf ein Stück rosaroten Nephrit, das auf einem kunstvoll geschnitzten Tablettchen steht. Alles stammt aus China, ist alt und mit den Augen eines wahren Kunstfreundes ausgesucht; und alles ist — verkäuflich. Eine schreckliche Besitzgier erfaßt uns Gäste, schrecklich, weil wir zu rechnen haben und morgen zur Strafe vielleicht hungern müßten, wenn wir etwa heute jene pflaumenblaue Blumenvase aus der Zeit des Kaisers Kang He kaufen würden.

Das Terzett läßt uns lange warten. Zwar sind wir Kyoto-Residenten an japanische Lässigkeit gewöhnt. Doch nun zeigt die Uhr schon vier, und in den Gesichtern unserer Wirte zuckt von Nervosität. Endlich hören wir das erste helle „Gomen kudasai“ (Verzeihung!). Die Anstaudedame und Geschäftsführerin, eine Frau von Fünfunddreißig in einfachem Kimono, trippelt mit der Kotospielerin herein. Beide hocken nieder und bringen die Stirn dem Fußboden nahe. Wir begnügen uns, den japanischen Gruß zu markieren — Rücken und Nacken sind uns im Laufe der Jahrhunderte allzu steif geworden.

Die Kotospielerin trägt ebenfalls dunkle Farben, aber einen schönen breiten Gürtel aus Brokat. Ihr Haar ist sehr kunstvoll aufgesteckt (man wird versucht, zu sagen aufgeklebt), ihr Gesicht gepudert, die Unterlippe mit beni beschmiert, so daß man glauben könnte, sie blutet. Zuweilen hilft D Kame San (Fräulein Schildkröte) den vergänglichen Farben nach; ihr Schminkzeug führt eine Geisha immer bei sich. Sie versteht Gott sei Dank nicht, daß ihr dickes Gesicht mit den Ventel- augen uns allen mißfällt und stellt unermüdblich lächelnd eine Menge nichtiger Fragen.

Pünktlich wie ein japanischer Geschäftsmann stellt sich bald darauf, 1 $\frac{1}{4}$ Stunde später wie verabredet, die Kokyu-Virtuosin ein. Auch sie hat den ersten Frühling hinter sich; ihre Zähne sind spitz, wie die eines Raubtieres, aber ihr Gesicht zieht an durch einen Ausdruck von Taft und Intelligenz. Sie heißt D Yaso San (Demoiselle Achtzig).

Fräulein Ewigkeit (D Hisa San) erscheint zuletzt als Lehn für geduldiges Warten. Wir haben die Empfindung, daß diese Steigerung beabsichtigt ist, und ich antworte auf meines Wirtes Frage, ob ich noch einen Hibachi, ein Kohlenbecken, zum Erwärmen der Hände wünsche: Mein Hibachi ist soeben gekommen.

Glücklicherweise versteht D Hisa San diese unpoetische Bemerkung nicht. Wie reizend sie ist! Ihr blaßes Gesichtchen wird durch das Vira des Kimono noch fahler und durchsichtiger. Sie hat Geschmack genug besessen, mit dem beni sparsam umzugehen, und hat sich dafür Schatten um den Mund geschminkt mit einer Kunst, die ich aufrichtig bewundere. Dieser Mund und diese Schatten erzählen wollüstige Dinge mit der Unschuld eines Kindes.

Mit Fräulein Ewigkeit wurde das Terzett vollständig. Man beginnt, die Instrumente auszupacken, die in allerliebsten weißen Holzkästchen stecken. Zuerst das Koto, eine lange 13saitige Zither aus schön gemasertem Holze. Die Shamisen sieht aus wie ein elegantes dickbauchiges Kästchen, über das drei Saiten gespannt sind. Ein seidener Stoffbezug mit Mustern im Genrokustil (natürlich sind auch die Haarkämme,

die Tabakstaschen und die Gürtel latest fashion, d. h. à la Genroku) erhöht das Appetitliche des Anblicks. Von ähnlicher Form, ebenfalls dreisaitig, nur etwas kleiner ist das Kokyu, die chinesische Violine, die mit einem Bogen gestrichen wird, während Shamisen und Koto mit einem Plektron angeschlagen werden. Je eins trägt die Kotospielerin an dem obersten Glied der ersten drei Finger; die Shamisenpielerin benützt nur ein großes haarkammähnliches Plektron.

Man kündigt uns nach einer kurzen Konferenz an, das zunächst das Stück „Schnee“ vorgetragen werden soll. Wir sind sehr erfreut und finden diese Piece einigermaßen aktuell, denn gestern fiel er 24 Stunden lang in dichten weißen Brocken, obwohl es schon März ist und die wilden Pflaumenblüten längst überallhin ihren zarten Duft versenden.

Das Terzett gruppiert sich im Nebenzimmer, links die Shamisenpielerin, rechts die Violinistin, in der Mitte das violette Fräulein Ewigkeit mit den mysteriösen Tupsen in der Lippenosphäre.

Sie öffnet den Mund und beginnt. Es ist ein melancholisches Rezitativ, sehr getragen, mit überraschenden Tonfolgen. Die Shamisen gibt den Takt an, die Koto begleitet, die Kokyu singt, etwas wirr für unseren Geschmack, aber doch so, daß eine wirkliche Melodie das niedrige Zimmer erfüllt. Ja, sie singt, die chinesische Violine, und der Bogen, der über diese drei mageren Saiten gleitet, bewegt unser musikentwöhntes Herz.

Wir liegen auf den Matten und Kissen und schauen, hören und träumen. Japan, wie es Lafcadio Hearn noch in sich aufzusaugen wußte, das alte Japan, das unwiederbringlich versunken ist, gleite in zitternden Bildern vor unseren Augen vorbei. Könnten wir sie halten wie die Empfindungen, die diese vag umrissene Musik in uns erweckt, könnten wir einen Tag mit Lafcadio Hearn in die Seele dieser merkwürdig graziösen und hinterhältigen Menschen tauchen, uns vor ihr kindlich-schwärmerisch in den Staub werfen wie jener melancholische und halbblinde Enthusiast! Wir können uns ihm nur nähern, und die klagenden Töne der chinesischen Violine,

die umflorten Augen der Shamisenzupferin, die süßen und weichen Linien der Nacken und der gleichsam die Saiten liebkosenden Finger, endlich der matte Glanz des Goldstaubes von dem Wandschirm hinter dem Terzett, ein Wandschirm Kano Yeitokus — dies bildet die Brücke zu der Trunkenheit Hearn's und aller jener, die Japan nur als Träumer oder nur aus Träumen kennen.

Das zweite Lied heißt „Mume“; der Epilog „Wasserfall“. Auch in der Musik kehrt wieder, was die Japaner bis zur Monotonie preisen; nicht die große Gefühle erregende Komposition, sondern das malerisch reizvolle Detail. Darum schlägt schon das Herz des Kindes höher, wenn es nur das Wort Wasserfall, Kirschblüte, Mume vernimmt; die Silben, die diese Worte bilden, das geschriebene Zeichen sind schlechthin Poesie.

Für uns ist das einzelne Wort nur Schall und Gestammel. Allzu gefräßig sind wir, wir hören tausend Dinge aus dem Wasserfall, die Japaner hören und sehen nur das Ding selbst. Kein Volk nimmt es daher mit ihrem unerhört feinen Sinn für die Wahrheit eines Details auf. Brauchen wir den Wasserfall überhaupt, die Vorstellung eines Bildes? Verleiht uns der Klang eines Hofbrunnens in Genua oder Rom nicht hundert Schwingen, höhere, stärkere Schwingen als der Anblick des Norofalles in Japan, den wir im nächsten Augenblick als Sehenswürdigkeit etikettiert zu den verstaubenden Erinnerungen tun? Hast Du, wenn Du einmal in Deinem Leben ein Poet warst, aber je den kleinen wasserspeienden Greif vergessen, der irgendwo in einer italienischen Frühlingnacht mit seinem spröden Klange vom Hofe zu Deinem Zimmer drang, wo Du schlaflos sagst, weil Du die Schönheit der Welt wie einen Schauer der Wollust empfandest?

Shamisen, Koto und Kofyu, auch ihr entführt uns Europäer nicht zu dem kleinen Bilde, das ihr zu malen trachtet, sondern zu den großen Empfindungen, die schwer und voll sind wie eine Regenwolke nach drei sommerheißen Märztagen.

Und nur Musik, wirkliche Musik vermag das. Deine mit beni beschmierten Lippen, O Kame San, deine heisere und alte Stimme und deine, O Hisa San, die noch die weiche

Frische der Jugend hat und unsere Ohren liebte, sie verblaffen und erlöschen, wenn der Bogen die tiefe Saite der Koryu berührt und ein Schluchzen durch den Raum geht, das von der Schönheit der Welt erzählt, von den geheimsten Träumen und von den süßen Nebelbildern der Erinnerung, die allein den Inhalt der Musik ausmachen.



Der Genie-Automat / Ein philosophisches Intermezzo von Dr. Max Zerbst

Der Schauspieler hatte eben Bergelands erschütterndes Weihnachtsgedicht vorgetragen. Die Gesellschaft stand noch ganz unter dem Banne des eben Gehörten. „Herrlich, mein Lieber, herrlich!“ rief der Pastor und ergriff die Hand des Schauspielers. „Sehen Sie, Hochverehrtester,“ wandte er sich hierauf zu dem Grafen, „vor einer solchen Dichtung wird Ihre Weisheit zuschanden! — aus einem solchen Meisterwerke weht der Hauch des Göttlichen. Das ist wieder ein Fall, wo Ihre mechanisch-materialistische Weltanschauung auch in jedem Punkte versagt. Sie müssen mir das ohne weiteres zugeben!“

„Keineswegs!“ erwiderte der Graf lächelnd, indem er sich eine frische Zigarette anzündete.

„Sie können sich aber doch eine solch' unvergleichliche Dichtung unmöglich auf rein mechanischem Wege entstanden denken?“

„Auf rein mechanischem Wege, natürlich!“ —

„Ohne Tätigkeit einer schöpferischen Kraft, ohne Wirken einer geistigen Macht?“ —

„Ohne jeden geistig-schöpferischen Faktor!“ fuhr der Graf hartnäckig fort, „ja, ich will Ihnen sogar beweisen, Herr

Pastor, daß selbst das bewunderungswürdigste Geisteswerk prinzipiell mit der Maschine hergestellt werden kann!" —

„Da bin ich aber doch wirklich neugierig!“ — Der Pastor wurde immer erregter.

Der Graf blickte eine Weile schweigend vor sich hin und blies blaue Ringel in die Luft. Plötzlich wandte er sich an den Pastor mit der Frage: „Sie kennen doch die Geschichte von der Odyssee und den 24 Buchstaben des Alphabets?“

„Ja, wenn Sie die bekannte scherzhafte Feststellung meinen, daß die ganze Odyssee im Grunde nur aus den 24 Buchstaben zusammengesetzt ist?“ sagte der Pastor lachend.

„Gewiß, das mein' ich!“ bestätigte der Graf, „die Sache ist übrigens durchaus nicht scherzhaft, sondern birgt einen tiefen und ernsten Wahrheitskern.“

„Aber, Verehrtester, Sie wollen doch nicht etwa — —“

„Hören Sie mich, bitte, ruhig an! — Die ganze Odyssee wie jede andere Dichtung, wie überhaupt jedes literarische Werk besteht also im Grunde — das haben Sie schon zugegeben — nur aus einer Zusammenstellung oder, besser gesagt, aus Zusammenstellungen der Buchstaben des Alphabets. Jede Zusammenstellung von Buchstaben aber, von welchen Kombinationsformen und Differenzierungen, von welchem Umfange und welcher Komplikationsgröße sie auch sei, ist doch zunächst etwas rein Mechanisches, etwas, das auf rein mechanischem Wege geschehen oder wenigstens als so geschehen gedacht werden kann?“

„Das gebe ich alles gerne zu!“ rief der Pastor triumphierend, „damit können Sie ja aber nicht das Geringste für unsern Fall beweisen! Hier handelt es sich um die Frage: wie kommt gerade diese wunderbare, sinnvolle Zusammenstellung von Buchstaben zustande und keine andere, wie erklärt sich die Entstehung gerade dieser seelentiefen unvergleichlichen Dichtung von Bergeland, wie kommt es — —“

„Bitte, Herr Pastor, hören Sie mich erst zu Ende!“ unterbrach ihn der Graf höflich, lehnte sich behaglich in den weinroten Lederfessel zurück und fuhr dann wie im Selbst-

gespräche fort: „Die ganze Sache läßt sich als eine mathematische Aufgabe betrachten, die selbstverständlich prinzipiell lösbar ist. Es läuft hier alles schließlich hinaus auf ein ungeheures Variationsbeispiel von 24 — resp. 25 oder mehr — Elementen mit Wiederholungen, wobei sich ganz gut eine gewisse Maximalgrenze feststellen läßt, innerhalb welcher der Inhalt unserer Bewußtseinswelt erschöpft werden kann. Ich meine damit, daß sich für die Anzahl der Wiederholungen jedes einzelnen Buchstaben eine gewisse Maximalziffer bestimmen läßt. Im vollständigen Verlaufe dieses mechanischen, allerdings fabelhaft großen, aber doch — und hierauf kommt es für die prinzipielle Beantwortung der Frage allein an — immerhin endlichen Zusammenstellungsprozesses müßten alle überhaupt möglichen Buchstaben-, Wort- und Satzbildungen und Gruppierungen, alle sinnlosen sowohl, als auch alle sinnvollen, mit zwingender Notwendigkeit ausnahmslos zum Vorschein kommen, — vom unsinnigsten Buchstabengemisch bis zu Goethes Faust, bis zur Bibel und zum Zarathustra. Denken Sie sich nun einen riesenhaften, mit raffiniertester und kompliziertester Technik konstruierten Separatapparat, der in ununterbrochenem Betriebe diese immense Arbeit aller möglichen Buchstaben- und Wörterzusammenstellungen leistete, so müßte nicht nur alle bis jetzt vorhandene Literatur auf diesem rein mechanischen Wege noch einmal entstehen, sondern es müßten auch alle zukünftigen, noch nicht geborenen Dramen, Epen, Gedichte, Romane, philosophischen und wissenschaftlichen Werke, alle Zeitschriften, Zeitungen usw. zustande kommen, ohne die schöpferische Tätigkeit auch nur eines einzigen menschlichen Gehirns.“

„In einigen Billionen von Jahren!“ warf der Pastor spöttisch ein.

„Weinetwegen in Billionen von Jahrtausenden!“ entgegnete der Graf. „Das berührt die prinzipielle Bedeutung der Frage nicht. Wenn die Sache aus rein praktischen Gründen nicht ausführbar ist, so ändert dieser Umstand doch nichts an der logischen Richtigkeit und Beweisraft der ganzen Idee?“

— Der Gedanke läßt sich auch noch weiter ausspinnen. Man vergegenwärtige sich, daß diese ungeheure Maschine, dieser gigantische Universal-Apparat, dieser — sagen wir einmal — Genieautomat — außerdem noch alle möglichen Zusammenstellungen der mathematischen Zeichen und Zahlen, ferner alle nur denkbaren Aufeinanderfolgen der Noten und musikalischen Zeichen besorgte, dann müßten auf diesem rein mechanischen Wege auch die Formeln aller noch unentdeckten Naturgesetze herauskommen, dann müßten alle bisher komponierten und alle zukünftigen Meisterwerke der Musik, alle Opern, Symphonien, Lieder usw. restlos automatisch entstehen ohne die Inspiration eines einzigen musikalischen Genies! — Das ist doch sonnenklar, nicht wahr, Herr Pastor?“

Der Pastor, der bei den letzten Ausführungen des Grafen plötzlich sehr nachdenklich geworden war, gab zögernd zur Antwort: „Die Sache hat allerdings auf den ersten Blick etwas Verblüffendes und Bestechendes, — das ist nicht zu leugnen, — aber, — aber, es ist ein großer Haken dabei, — ein großer Haken, den ich schon herausfinden werde, — das fühle ich, das weiß ich!“ — —

„Im Geiste sehe ich ihn schon,“ nahm der Graf seinen Gedankensfaden wieder auf, „diesen mächtigen Genieautomaten. Er steht auf einem ausgedehnten Hochplateau und hat die Form eines ungeheueren Pagoden, der meilenweit sichtbar ist. Während er äußerlich das imposante Bild eherner Ruhe darstellt, herrscht in seinem Innern millionenfaches Getriebe. Da sieht man ein sinnenverwirrendes Durcheinander aller nur erdenklichen Bewegungsformen. Da hört man ein ohrenbetäubendes Brausen und Säusen, Surren und Klappern, Schwirren und Schleifen, als ob alle Maschinen der Erde in einem einzigen Raume gleichzeitig arbeiteten. Da sind Tausende von Apparaten in ununterbrochener Tätigkeit, die das große Buchstaben-Zusammensetzwerk vollbringen. Und während der eiserne Koloss, mit dem immer gleichen blödsinnigen Rächeln auf dem starren Kiesenantlitz, in die Lande hinausstiert, erzeugt er in seinem Innern die höchsten Geistes-

werke der Menschheit. Hunderttausende von geschäftigen Händen haben zu tun, um die entstandenen Buchstabenprodukte zu ordnen, um alle sinnvollen Erzeugnisse auszuscheiden und für den allgemeinen Gebrauch fertig zu stellen. Mächtige Gebäudekomplexe umgeben den Pagoden mit stundenlangen Arkadenfronten. Das ist die Bibliothek, in der die Werke des Genieautomaten planmäßig aufgestellt werden. Die ungeheueren sonnenhellen Säle füllen sich allmählich mit einer Weltliteratur im wahren Sinne des Wortes, gegen die alles, was bisher von Menschengehirnen geschaffen wurde, ein winziges Kinderspiel ist.“

„Und die Dichter und Schriftsteller, die Philosophen und Gelehrten?“ fragte der Schauspieler.

„Die“, sagte der Graf, „brauchen sich nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen, die brauchen keine Säze mehr zu bauen und keine Verse zu schmieden, die können die Feder getrost hinlegen — und das lernen, was sie bisher noch nie gekonnt haben, — zu leben!“ —

Der Graf schwieg. Es entstand eine Pause im Gespräch. Der Pastor brach zuerst wieder das Schweigen. „Wie gesagt, Herr Graf, die Sache hat einen großen Haken! — ich kann Ihnen im Augenblick freilich noch nicht Rede und Antwort stehen, ich kann Sie momentan nicht ad absurdum führen, aber ich werde die Geschichte nach allen Richtungen hin durchdenken, mir alles in Ruhe gründlich überlegen — und morgen schon, hoffe ich, Ihr glänzendes Truggebäude zerstören zu können!“ — Der Graf nickte zustimmend und winkte dem Diener, die Gläser wieder zu füllen. Er erhob dann sein volles Glas und rief: „Prosit, Herr Pastor, es lebe der Haken!“ —



Redaktionsbörcke

Freiherr von Rheinbaben zeigte sich bei Beantwortung der Interpellation über die Staatsüberschreitungen, die der Umbau des Schauspielhauses mit sich brachte, nicht gerade auf der Höhe dialektischer Kunst. Was in aller Welt bezweckte er damit, daß er die Angriffe Rosenows sozusagen als unedel, weil gegen Nichtanwesende und Wehrlose gerichtet, bezeichnete?

Die Vorwürfe gegen Herrn Benzmer (dessen Glück im Erwischen rentabler Aufträge seine Fachgenossen bewundern) werden in der Presse, das heißt in voller Öffentlichkeit und nicht unter dem Schutze der Immunität, erhoben. War Herr Benzmer dagegen etwa wehrlos? Hätte er sich nicht bereits in der Zeit, die von der ersten Veröffentlichung bis zur Interpellation verstrich, energisch zur Wehr setzen können? Kein Blatt hätte ihm seine Spalten versagt, kein Gerichtshof eine Klage gegen die Verbreiter falscher Beschuldigungen zurückgewiesen. Konnte man ihm ferner nicht, als Vertreter der Bauleitung, wenigstens Gelegenheit geben, bei der Verhandlung des Abgeordnetenhauses anwesend zu sein, um nötigenfalls selbst das Wort zu ergreifen?

Ich fürchte nur, er wäre auch dann „wehrlos“ gewesen. Denn in dieser üblen Lage befindet sich jeder, der durch die Tatsachen überführt ist. Einen Überführten aber zu schonen, das wäre eine Neuerung, die Herr von Rheinbaben staatlichen Behörden ganz gewiß niemals empfehlen wird. Schonem doch Gerichte und Polizeibehörden selbst die keineswegs, die einer Verfehlung nicht überführt sind.



Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte eine Zuschrift, in der ein Studierender darüber Klage führt, daß die Cecil-Rhodes-Stipendien nicht auf Bewerbung hin verliehen werden. Von offizieller Seite wird darauf erwidert, daß die Verleihung dieser Stipendien nicht dem Ministerium, sondern dem Kaiser zustehe und deshalb nicht an Bewerber erfolge.

Die Kausalverbindung der beiden Sätze ist bemerkenswert. Wenn das Kultusministerium, in dem immerhin eine Reihe Fachmänner sitzen, die betreffenden, sehr stattlichen Summen zu vergeben hätte, so wäre es nicht imstande, ohne weiteres die in Betracht kommenden Aspiranten unter der großen Anzahl Studierender herauszufinden, sondern müßte eine Bewerbung ausschreiben, weil es eben eine geeignetere Methode, zu sortieren, nicht gibt. Der Kaiser aber, der zwar auch auf diesem Gebiete der erste Fachmann sein mag, aber doch schwerlich die Zeit haben kann, sich in die Personalfragen einzuarbeiten, ist imstande, mit sicherer Hand die allein richtigen Stipendiaten herauszugreifen.

Da dem so ist, wäre es ein recht verdienstliches Werk, einmal die Namen aller bisher Auserwählten zusammenzustellen und zu veröffentlichen. Deutschland hat ein Interesse daran, zu wissen, welche jungen Leute ihre Alters- und Studiengenossen so beträchtlich überragen, daß ihre Häupter von der Vogelperspektive des Thrones herab sofort sichtbar sind.



Es ist nie meine Meinung gewesen, daß eine Unterstützung immer gerade den Bedürftigsten zuteil werden müsse. Ich halte vielmehr davon, wenn ein hochbegabter Mensch, der es nicht nötig hat, eine Förderung obendrein erfährt, als wenn ein minderbegabter Mittelloser zum Schaden für die Allgemeinheit emporgezüchtet wird. Deswegen würde ich es nie auch nur im geringsten tadeln, wenn Söhne begüterter Beamten und Höflinge die Rhodes-Stipendien davontragen, vorausgesetzt, daß sie tatsächlich die besten vorhandenen Kräfte darstellen.

Andererseits aber kann ich mich der Erwägung nicht verschließen, daß ein Stipendium von einer außerordentlichen Höhe unter Umständen recht gut angewendet wäre, wenn es einem gleich begabten Unbemittelten zufließe. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, daß eine in völliger *Vaubreté* zugebrachte Studienzeit eine besonders hohe sittliche Qualifikation für Beamtenstellen erzeuge. Durch Übermittlung einer Unterstützung, die ein tatsächlich sorgenfreies Leben ermöglicht, würde manche Person in ihren sozialen Tugenden mehr gefestigt, als durch Bewilligung irgend eines Hungerstipendiums oder Freitisches.



Die Rede des Freiherrn von Cramer-Klett, der für die christlichen Tugenden des Klosterlebens eine Lanze brach — worin er sich übrigens mit namhaften protestantischen Gelehrten, z. B. Professor Gelzer, einem der besten Kenner der Übergangszeit vom Heiden- zum Christentum, in Übereinstimmung befindet —, hat in der protestantischen Presse großen Lärm erregt. Selbstverständlich: denn der Protestantismus hat in der Verleugung der (dem Christentum wesentlichen) asketischen Ideale seine größte Schwäche. Nun äußert sich die „Fränkische Morgenzeitung“ besonders geschmackvoll in folgender Weise:

„Die Klosterrede wird in protestantischen Kreisen wie ein Affront empfunden. Des Freiherrn Großvater, der alte Maschinenbauer Klett in

Nürnberg, würde sich im Grabe umbrehen, wüßte er, wie sein Enkel die Testamentsklausel hält, die bestimmte, daß seine Töchteröhne (Examer) und Nachfolger im Vermögen den Namen Klett mitführen und protestantisch bleiben müssen. Diese Testamentsklausel ist der so oft vergeblich gesuchte Grund, weshalb der junge Freiherr formell noch nicht den Glauben wechselte. Man kann sie hiernach nur bedauern!“

Diese Beurteilung der Überzeugungen eines Laien macht sich besonders gut in dem Munde solcher Organe, die sich für jeden Geistlichen einsetzen, der an Sold, Brot und Stellung klebt, obwohl seine Ansichten eingeständnermaßen mit denen seiner kirchlichen Obern nicht übereinstimmen.



Gorempkin, der zum Nachfolger Wittes ernannt worden ist, bekleidete bereits einmal das Amt eines Ministers des Inneren, zur gleichen Zeit, als Bogolepow, Professor des Rechts an der Universität Moskau, infolge der Verwendung hochgestellter Damen zum Minister für Volksaufklärung ernannt worden war. Die beiden Minister erfreuten sich des schlechtesten Rufs bei den freiheitsliebenden Studierenden. In Petersburg erzählte man sich, sie lebten so brüderlich miteinander, daß sie sogar ihre Namen halbpakt getauscht hätten, so daß sich der eine Bogomplin (= Gottespeiniger), der andre Gorelepowa (= Kummerkleisterer) nenne.

Bogolepow fiel bald, 1901, der Kugel eines Erregten zum Opfer. Gorempkin, dessen Name auch ohne Vertauschung ominös genug wirkt (etwa = Kummerpeiniger), scheint, nach der Wahl seiner Ministerkollegen, die alte Tradition fortführen zu wollen.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den
Inseratenteil: H. Kief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck:
Kopberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies

Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**

besonders für den Photo-Sport im Winter u. für Weihnachten

in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich u. unentbehrlich. Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc. — wichtig und interessant für Jeden. Keiner veräume solchen umsonst und franco zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Söllingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-Loden - Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zell- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

A. D. Weber.

In unserem Staatswesen, in welchem die Panamahüte nur mit Mühe sich neben den Vichelhäuben behaupten können, Satiren schreiben, heißt die Vermessenheit schon ziemlich weit treiben. Man steht mit einem Fusse stets im Untersuchungsgesängnis. Wenigstens solange man ein echter Satiriker ist und sich nicht mit harmlosen Wipchen und Wäpchen begnügt. Ein Aristophanes pflegt sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wenn er im Zuge ist, dann ist jedes Wort ein Faustschlag. Der Gebildete weiß das. Darum nimmt er die Expektorationen eines Satirikers cum grano salis. Er destilliert sich fünf Prozent Wahrheit heraus und findet gerade an der Übertreibung sein ästhetisches Vergnügen. Wir besitzen heute in Deutschland nur einen Satiriker, der berufen scheint, eine führende Stellung einzunehmen: A. D. Weber. Künstlerisch betrachtet steht er an erster Stelle. Und auch seine Popularität beginnt stark zu wachsen. Von seinen Satiren-Bänden sind bis jetzt über 60000 Exemplare verkauft worden. Es ist ja nicht einfach so, daß A. D. Weber ein beliebiger Spasmacher sei. Er ist eine Persönlichkeit, und im Handumdrehen ist er eine Macht. Weber ist der entschiedenste, schärfste und vielseitigste unter den Satirikern unserer Tage. Sein Spott zielt schlechtweg auf alles. Sein Witz ist treffend. Mitunter beißend. In dem Bedürfnis, die Freiheit der Persönlichkeit und ihrer Lebensanschauung zu verteidigen, greift dieser Satiriker alle staatlichen und gesellschaftlichen Bevormundungsversuche an, durch die er diese Freiheit eingeschränkt sieht. Die Sicherheit und Eleganz des Verbaues und die vortreffliche Sappbildung, die reich an neuen Einfällen und Wortspielen ist, gewähren unstreitig ein ästhetisches Vergnügen. Sie erscheinen uns Deutschen fast als vollendete Übersetzung aus dem Französischen. — — — Mit diesen Zeilen wollte ich nichts weiter als auf diesen neuen Satiriker hinweisen, denn es gibt sicher eine ganze Anzahl Leute, die dankbar sind für einen solchen Hinweis, die gerne einen wirklichen Humoristen neben ihren Wilhelm Busch in die Bibliothek stellen möchten und nur nicht wissen: wen? Diesen allen empfehle ich A. D. Weber auch wärmste.

Paul Bichorlich im „Leipziger Tageblatt“.

A. D. Weber ist ein satirisches Genie. Berlin, Die Feder, Dr. Hirschfeld.
Jedes seiner Lieder ist ein kleines Kunstwerk.

Wien, Der Glob, Dr. Wulff.

A. D. Weber ist ein vollendeter Meister im Herausholen des Typischen.

Grazer Tageblatt.

Weber ist ein genialer, rücksichtsloser Spötter.

Straßburger Bürgerzeitung.

Weber ist einer der besten und witzigsten Satiriker.

Berliner Börsen-Courier.

A. D. Weber: Eine Mischung von Heine und Busch.

Hamburger Fremdenblatt, Dr. Arthur Obst.

Man könnte Weber immerzu zitieren.

Hamburger Correspondent.

Jeder Gebildete

muß heute N. O. Weber lesen.

Von ihm sind im Verlage von Friedrich
Kothbarth, Leipzig, erschienen:



| | | |
|---------------------------|-----------------|-------|
| Ohne Maulkorb | 12.—16. Tausend | } neu |
| Mixed Pickles : | 10.—14. Tausend | |
| Satyr lacht | 6.—11. Tausend | |
| Durch die Lupe | 6.—9. Tausend | |
| Frech und Froh | 1.—5. Tausend | |
| Berlin und der Berliner | 1.—7. Tausend | |

□ Jeder Band kartoniert M. 2.—, geb. M. 2.50. □

60000 Bände in zwei Jahren verkauft!!

□ □ □ □ □ □ Aus Ohne Maulkorb: □ □ □ □ □ □

Die Abstammung.

Denn erstens ist nicht jeder Knabe
der Sohn von seiner Mutter Mann,
und zweitens kann man nie beweisen
das, was man nie beweisen kann,
weshalb man nie behaupten sollte,
daß je ein Vater Vater war,
weil seine Gattin in der Ehe
ihm amtlich einen Sohn gebar.
Denn selbst die Mutter eines Kindes
kann ihren im Erzeuger sich,
und diese Möglichkeit des Irrtums

spricht leider oft auch gegen dich.
Denn die Natur kennt keinen Eh'mann,
der Eh'mann selten die Natur,
sie kennt bei jeder Wesenszeugung
den Vater und die Mutter nur.
So kann man wohl nach Doku-
menten
getrost als Sohn der Mutter waltten,
doch wenn ihr Eh'mann kommt in
Frage,
muß man sich Irrtum vorbehalten.

Garda-See

der schönste und
größte der italie-
nischen Seen. n

Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano
2 Stunden

Venedig-Desenzano
3 Stunden

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE
INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

**Une page de
musique inédite**

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

**Saarbach's News
Exchange & Mainz**

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 1/4 in. by 4 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambskin, 3/6 net, per volume.

| | |
|--|--|
| <p>Evelyn's Diary. Lamb's Works. The Vision of Dante. Peacock's Novels. Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. Hawthorne's New England Romances. Tennyson's Poems. Poems of Wordsworth. The Shorter Works of Walter Savage Landor. Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets. Autobiography of Benvenuto Cellini. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Homer's Illiads. Translated by George Chapman. Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poema. Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. The Novels of Laurence Sterne. Plays and Poems of Christopher Marlowe. The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.</p> | <p>Letters of Horace Walpole. The Ingoldby Legends. Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. Shakespeare. 3 Vols. Milton's Poems. Burns' Poems. Don Quixote. Bacon's Works. Shelley's Poems. Pepys' Diary.</p> |
|--|--|

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtini.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Mrs. Alexander.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELO. By Edgumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

THE SMART SET
A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS

The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Bedeutendste Tageszeitung Oesterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt

Saarbach's News Exchange - Mainz

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**

besonders für den Photo-Sport im Winter- u. Weihnachten

in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Lepzig

der Zentrale und selbst in Mainz und Neustadt

KATALOG, illustriert mit über 2000 nützlich u. unentbehrlich Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner veräume solchen Umsatz und franks zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Focho 2 bei Bettingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-

Loden-Stofffabrikate für Herren

und Damen

Zell- u. perletrierter Versandt a. ganz Deutschland.

Das größte Aufsehen

erregt die soeben in unserem Verlage erscheinende
Broschüre.

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck.

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

Die erste Auflage war schon vor der Ausgabe
vollständig vergriffen, die zweite erschien soeben,
die dritte und vierte befindet sich in Vorbereitung.

Der Verfasser, ein intimer Kenner unserer Politik und ihrer Personen, weist in durchaus überzeugender Weise nach, daß nach Algeciras die Kriegsgefahr nicht etwa verschwunden ist, daß sie nicht nur nach wie vor besteht, sondern daß sie noch viel näher gerückt wurde, als das deutsche Volk ahnt. Es ist im Interesse unserer Wehrfähigkeit Pflicht desjenigen, der Kundenschaft von dieser Gefahr erhielt, rechtzeitig Alarm zu schlagen, um die Nation vorzubereiten, daß das *Toujours en vedette* heute mehr denn je Geltung hat, daß es alle Kräfte anzuspannen gilt, um dem zu erwartenden Ansturm zu begegnen. Goldbecks Ausführungen werden sicherlich viel Widerspruch, zumal aus den offiziosen Kreisen, die nach wie vor jede Kriegsgefahr leugnen, erfahren, nichtsdeshalber wird seine Schrift ein Verdienst um das Vaterland bilden, da sich aus der zu erwartenden öffentlichen Erörterung die Anschauungen klären werden.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

DIE

FUNKEN

35
31. MAI
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Der Zweck der Presse | 1073 |
| Fiskus als Wohltäter / von Eduard Goldbeck | 1079 |
| Die Begegnung / von Camille Lemonnier / deutsch von Wilhelm Thal | 1085 |
| Theater und Künste / von Dr. Ludwig Bauer | 1092 |
| Redaktionsecke | 1099 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Betrieb für das Ausland und alleinige Inseratenaufnahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Bornstedterstr. 10.



Der Zweck der Presse

Wenn ein Trikotagenhändler, ein Gewürzkrämer oder ein Metzger einen Laden aufmacht, so tut er das in der unverhohlenen brutalen Hoffnung auf Profit. Da ihm aber niemand etwas ablaufen würde, wenn er zerfaserte Socken, multriges Salz oder verfaulte Hammelrippen feilböte: so entschließt er sich dazu, unverdorben und möglichst gute Ware zu liefern. Eine gewisse Anständigkeit ist unerlässlich, da sie allein das Bestehen eines Geschäfts garantiert. Es bleibt der breiten Öffentlichkeit unbenommen, den Zweck der Existenz der verschiedenen Arten von Verschleißern in der Versorgung mit nützlichen Produkten zu sehen: der Krämer selbst sieht ihn in dem Verdienst, der ihm seine leibliche Existenz ohne jede Nebenabsicht garantiert. Fleisch ist (nach der heute jedenfalls herrschenden Meinung) durchaus notwendig zur Erhaltung der körperlichen Kräfte; aber ist darum der Fleischer ein Wohltäter der Menschheit? Er kriegt ja seine zweckvolle Tätigkeit bezahlt! Und abermals, wenden wir den Armel um: ist die persönliche Gesinnung des Metzgers gegenüber dem Publikum, in dem er nur seine Tributäre sieht, etwa tadelnswert? Doch

nicht im geringsten — denn er gibt ja für die Zahlung einen effektiven Gegenwert. So lange er das tut, kann es dem Publikum höchst gleichgültig sein, ob er zu einem Handel aus eigennützigen Motiven getrieben war oder nicht. Es weist sich also aus, daß ein jedes Geschäft je nach dem Standpunkt des Beurtheilers zwei verschiedene Zwecke hat, die sich ganz gut miteinander vertragen können, obwohl ein spitzfindiger Moralist an ihrer Zusammensperrung leicht einigen Anstoß nehmen möchte.

Auch der Betrieb der Presse ist ein Geschäft; natürlich! Kein Mensch gründet eine Zeitung, ohne etwas zu wollen, sei es Geld oder ein Äquivalent dafür wie Einfluß, Macht, Renommee, Titel; ob ein einzelner Unternehmer, ein Konsortium, eine Interessentengruppe oder eine Partei am Melkkübel sitzt, macht da keinen wesentlichen Unterschied. Wo der einzelne Verleger die Zige findet, an der er seine Nahrung sucht, das hängt von seiner Einsicht und allenfalls auch seiner Gesinnung ab. Das ist doch ganz in der Ordnung! Entspricht sein Auftreten einem Bedürfnis, so wird er florieren, sei es, daß er das Publikum überzeugt und somit die Abonnentenzahl steigert, sei es, daß er Hintermänner findet, die ihm die Zuschüsse leisten, um auch ohne Abonnenten stolz der Pleite zu trotzen. Man rede nur nicht soviel von Korruption! Macht es denn wirklich einen so großen Unterschied, ob die Haltung einer Zeitung auf die Gesinnung einiger tausend Leute, die jeder ihren bescheidenen Obolus beitragen, eingestellt wird, oder auf die eines einzelnen Menschen oder einer Institution, die das Kassieren im einzelnen durch eine einmalige dicke Summe überflüssig macht? Wenn sich seinerzeit Blätter fanden, die den Fall Israels ihren Lesern verschwiegen, weil die Firma ihnen ein ganzseitiges Inserat zu fünfzig- oder hundertmaligem Abdruck gab: sind sie vielleicht korrumpierter, als die anderen, die nur ihrer zehn- bis fünfzigtausend skandalisüchtigen Abonnenten willen einen derartigen, für die Öffentlichkeit höchst gleichgültigen Fall breittraten? Ein Blatt stellt seinen Kritiker für eine Weile kalt, weil er die Leser durch eine höchst respektlose Behandlung ehrwürdiger Autori-

täten verschnüpft hat; ist das eine — moralisch bewertet — andere Handlungsweise, als wenn der Lokalanzeiger den tüchtigen Holzbock, auf den wohl jeder Publizist schon einmal eingehackt und über den jeder Zeitungsläser sich schon einmal mokiert hat, deswegen krampfhaft hochhält, weil Ihre Majestät die Kaiserin seine Artikel so überaus interessant findet? Rücksichten hier, Rücksichten da; welche die ausschlaggebenden sind, berechnet der Mann, der über dem Hauptbuche sitzt. Darüber schreit man nicht Räuber und Mörder.

Wäre hiermit vom Standpunkt der Unternehmer aus die Perspektive auf den Zweck der Presse reichlich entwickelt, so fragt es sich nun: welches ist der Zweck der Presse für die Allgemeinheit, das Volk, den Staat? Es gibt ernsthafte und gelehrte Leute, die taxieren den Wert der papiernen Meinung sehr hoch und sehen in jeder Preßäußerung einen bestimmten Einfluß auf den tatsächlichen Gang der Dinge. Im Reichstag hat der Abgeordnete von Gerlach (der für den Witz der Tatsachen vielen Sinn hat, weshalb er auch als Debattieur den etwas schwerfälligen Gegnern zur Rechten höchst unbequem ist) einige hübsche Illustrationen dazu gegeben: „Die Ablehnung der Zigarettensteuer hat gerade die Presse der Mehrheitsparteien als „nationale Pflicht des Reichstages“ bezeichnet, so vor allem die „Post“ und die „Schlesische Zeitung“. Gegen die Fahrkartensteuer hat die ganze nationalliberale Presse mobil gemacht von den „Münchener Neuesten Nachrichten“ bis zum „Hannoverschen Kurier“ und der „Kölnischen Zeitung“. Und mit ihrer alten nationalliberalen Konkurrentin hat sich die „Kölnische Volkszeitung“ in dem Urteil zusammengefunden, daß die Fahrkartensteuer antisozial sei und im Volke sich ein Sturm der Entrüstung erheben würde, wenn es die Art dieser Besteuerung genauer kenne.“ Dürfte sich wohl die Fraktionspresse mit den Fraktionen also in Gegensatz stellen, wenn man sie wichtig nähme? Aber wenn man ihr schon auf ihrem ursprünglichen Wirkungsgebiet so geringen Einfluß zutraut: glaubt man denn im Ernst, daß sie bei der Erledigung wichtigster Fragen von maßgebendem Gewicht sein kann? Ich glaube nicht, daß die Presse es ist, die die Meinungen macht: viel-

mehr neige ich zu der Ansicht, daß es die Meinungen sind, die die Presse machen. Die Presse schöpft ab, was auf der Oberfläche der Zeitströmungen schwimmt; unten fließt es ruhig weiter fort. Die Menge der Zeitungsläser ist allmählich dahintergekommen, daß der effektive Einfluß der Presse gleich Null ist; sie begnügt sich damit, ihre eignen Meinungen im Leibblatte wiederzufinden, ohne daß sie den Anspruch erhebt, daß der Zeitungsartikel ein positiver Faktor zum politischen Fortschritt ist.

Nur aus dieser Tatsache heraus erklärt es sich, daß die meisten Zeitungspolitiker in einer erträumten Welt leben und leben dürfen: es ist ihnen gestattet, weil sie weder Schaden anzurichten noch Nutzen zu stiften vermögen; sie sind Produkte, nicht Produzierende. Da sie das aber immer wieder vergessen, geraten sie häufig genug in die Sphäre des Komischen. Die Bismarckfronde schuf Hardens Bedeutung als Politiker: solange diese Bewegung mächtig war, mußte Wilhelm II. aufs peinlichste kontrolliert und nötigenfalls aufs schärfste persönlich angegriffen werden. Ein solcher Kampf konnte positive Resultate zeitigen; wurde Bismarcks Bedeutung restituiert, so kam Harden ins Ministerium. Aber jetzt, wo nicht die geringste Möglichkeit vorhanden ist, einen inspirierten politischen Genius an die Spitze der Geschäfte zu bringen: was soll da der Kampf auf dieser persönlichen Grundlage? Die Antithese Wilhelm II. — Bismarck ist durch die Antithese Wilhelm II. — Harden ersetzt: das ist allenfalls noch amüsant, kaum noch interessant, ganz gewiß aber nur ein artistisches Spiel, keine Politik. Ich ließe es sofort gelten, wenn es Harden damit nicht so grausam ernst meinte; ich bin ein Bewunderer aller schillernder Humore; aber ich belächle einen politischen Propheten mit einer Leichenbittermiene, hinter dem keine Macht steht als die seiner höchst privaten Überzeugung. Schlägt man jemanden mit Überzeugungen? Und wenn's so wäre, was hätte es für einen Sinn, eine Überzeugung durchzusetzen und nicht gleichzeitig ein Interesse? Es wäre aber sehr gegen Hardens Interesse, wenn Wilhelm II. seine Ansichten adoptierte: dann wäre Herr Harden — überflüssig.

Jeder macht sich ein Lager zurecht, wie es ihm bequem ist. Der eine opponiert, der andere bejaht: jeder von ihnen spricht einer Anzahl freundlich gesinnter Mitbürger so recht aus dem Herzen. Damit ist die politische Bedeutung der Presse erschöpft. Die Agrarier, die Finanzbarone, die Proletarier halten ihre Zeitungen aus; aber die gesinnungstüchtigsten Artikel hallen nur im Herzen derer wider, die auch ohnedem schon derselben Meinung waren; jeder Draußenstehende mißtraut ihnen gründlich. Untereinander stehen sie in einem nahrhaften Austauschverhältnis; sie plündern sich unter dem Vorwande, gegeneinander zu polemisieren. Was wäre der „Vorwärts“ ohne die „Post“ und die „Kreuzzeitung“, die „Deutsche Tageszeitung“ ohne das „Berliner Tageblatt“, die „Germania“ ohne die „Tägliche Rundschau“, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ohne den „Vorwärts“? Es geht, im muntern Kreisel, immer rundum; und eine weise Zeitung legt besondere Rubriken an, in denen sie die Tatsachen zur Erbauung ihrer Leser von den verschiedensten Organen der öffentlichen Meinung beleuchten läßt, gleichsam um zu demonstrieren: so reden sie alle um denselben Gegenstand herum, ohne daß er sich von der Stelle bewegt!

Nachdem wir so den tatsächlichen Machtbestand der Presse fest beschaut und in Grund und Boden kritisiert haben, drängt sich uns die Frage auf: muß das so sein? In anderen Ländern ist die Presse eine Macht, in Frankreich, in England, in Amerika! Warum bei uns nicht? Sollte es tatsächlich der Fall sein, daß nur Deutschlands entscheidende Staatsmänner ihre volle Unabhängigkeit der Presse gegenüber zu wahren wagen, während die anderer großer Reiche sich ihr beugen? Es hat tatsächlich nicht an Stimmen gefehlt, die diesen Vorwurf erhoben; indes, ich glaube, die Schuld daran liegt nicht allein an den Staatsmännern, sondern auch an der Presse.

Unsere Presse bildet sich mächtig viel darauf ein, daß sie unabhängig ist. Auch ich bin ein unbedingter Anhänger der Freiheit: aber ich wäre sofort anderer Ansicht, wenn ich im Sinne hätte, in öffentlicher — und nicht in meiner Meinung

zu machen. Eine Beeinflussung großer Massen, eine Beeinflussung vollends des Auslandes ist gar nicht zu erreichen ohne die Mitwirkung der Instanz, die tatsächlich das Heft in Händen hat: nämlich der Regierung. Mit einiger Autorität zu sprechen vermag nur ein Blatt, dem man maßgebende Verbindungen zutraut. Aber wir haben ja solche Blätter! wird man rufen; wir haben ja die „Süddeutsche Reichskorrespondenz“ und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die beide — die erste etwas geschickter, die zweite meist ein wenig tolpatschig — wiedergeben, was Bülow's Herz bewegt! Ach, wenn man diesen Blättern nur nicht so deutlich ansähe, daß sie nur diesem einzigen Zwecke dienen! Ich denke mir ein Weltblatt mit einem allervortrefflichsten Nachrichtendienste (man könnte ja die Telegramme und Notizen, die man sonst Scherl gibt, besser hier verwerten); mit einem Feuilleton, in dem ein paar unkastrierte Publizisten sich austoben können, damit die Sache auch weiteren Kreisen interessant wird; mit einem dicken Inseratenteil, der nun einmal notwendig ist, um von der Auflage eines Blattes vorteilhafte Vorstellungen zu erwecken; und allem amerikanischen Klimbim, der heut den Effekt eines gelesenen Blattes ausmacht. Und, als Segen von oben, keine steifen und langweiligen, von einem bockbeinigen Geheimrat redigierten Dementis und Aufklärungen, sondern Notizen, Rohmaterial, Détails, die man ohne kleinliche Besdenken einem geschickten Stilisten anvertraut, selbst wenn dieser einmal etwas eigenmächtig damit umgeht. Im übrigen: Geld, Geld, einen mächtigen Reptilienfonds. Dann wäre es zu machen.

Das Ansehen der Presse würde sich mächtig heben: denn wir hätten dann ein Weltblatt, das politisch ernst zu nehmen ist.

Und der Regierung würde gedient sein: sie hätte ein Organ, das ihr völlig dienstbar ist, ohne mit ihr direkt identifiziert zu werden. Das ist die einzige Möglichkeit, um namentlich gegenüber dem Ausland etwas zu riskieren. Überall, wo englischer Einfluß mächtig ist, schweben zeitweise ballons d'essai empor, zeitweise auch fette Enten, die zu absichtlicher Irreführung losgelassen sind. Nur, wo fester Rückhalt ist, hat man den Mut zum Lügen; wenn es eine unserer heutigen

Zeitungen versuchte, ihre politische Phantasie zu betätigen, sie brächte sich um allen Kredit, weil man nicht glauben würde, sie wolle lügen, sondern, sie sei belogen. Warum nimmt man das von den vielen Falschmeldungen englischer Blätter niemals an? Weil hinter ihnen Reuters Bureau steht, das von obenher inspiriert ist; englische Irrtümer nähme man leicht, aber von Irrtümern redet man nicht, sondern von „Treibereien“. Nun: die Einrichtung eines ähnlichen offiziellen Nachrichtensbureaus empfiehlt sich für deutsche Verhältnisse nicht; aber eine Zeitung, wie ich sie oben skizzierte, würde es tun. Es wäre für Publikum und Regierung gleich lohnend, schnelligst an die Gründung zu gehen. Die Regierung könnte dabei zeigen, daß sie gesunden Instinkt hat; und das Publikum in Deutschland könnte bei der Gelegenheit erfahren, wie Politik wirklich aussieht.



Fiskus als Wohltäter / von Eduard Goldbeck

In den letzten Wochen sahen wir ein sonderbares Schauspiel: eine parlamentarische Kommission schanzte und schustete vom Morgen bis zum Abend, um der Regierung neue Steuerquellen zu erschließen. Eine wahre Spür- und Schnüffelwut hatte sie ergriffen, manadisch durchraste sie alle Gebiete der nationalen Wirtschaft und rupfte einen Kranz zusammen, das gedankenschwere Haupt des Freiherrn v. Stengel zu krönen. An solch einen löblichen Eifer sind wir nicht gewöhnt; früher ging es, wenn neue Steuern aufgelegt werden sollten, zwischen dem Landesherrn und den Ständen um Kopf und Kragen. Da mußte dieser Sitten Freundlichkeit etwas befremden. Auf so viel esprit public, so prompte Opferfähigkeit hatten wir

nicht gerechnet. Ja, wenn die Projekte, die da auftauchten, so ungemein sympathisch gewesen wären! Aber das läßt sich schwer behaupten und noch schwerer beweisen. Sie waren zum großen Teil kulturfeindlich, buntscheckig und nicht einmal leistungsfähig. Sie vermochten von ihrer inneren Logik, von ihrer sachlichen Notwendigkeit wohl niemanden zu überzeugen. Sie hätten so und auch ganz anders sein können. Und dennoch wurden sie „im Handumdrehen“, wie Herr v. Bethmann sagt, angenommen. Dieser Minister will nach fünfzig Jahren, in denen das Dreiklassenwahlrecht seine verderbliche Wirkung geübt hat, von einer Reform nichts wissen. Die Reichsfinanzreform, nach Ansicht des stets etwas superlativischen Abg. Büsing die größte Aufgabe seit der Begründung des Reiches und jedenfalls keine Kleinigkeit, wird im Töfftöfft-Tempo erledigt.

Meine Erklärung für diesen Vorgang wird manchem etwas timonisch-menschenfeindlich klingen; ich halte diese Gefügigkeit für ein Produkt der Angst. Der Angst der besitzenden Klassen, die für ihren Beutel fürchten. Die Reform, wie sie heute ist, stellt an die „besseren“ Stände keine höheren Anforderungen, sie belastet die stärkeren Schultern nicht. Und angesichts der anschwellenden demokratischen Flut gilt sie gewiß vielen Ängstlichen als das kleinere Übel gegenüber einer Reichseinkommensteuer oder einer wirklich durchgreifenden Erbschaftssteuer. Läßt man diese allerdings nicht gerade idealistische Hypothese gelten, so erklärt sich die Haltung der Kommission („Suche treu, so findest du!“) und die Schmiegsamkeit des Plenums ganz von selbst. Jedem ist eine Bonbonniere lieber als eine neue Steuer, aber solche Steuer gewinnt an Reiz, wenn wir sie nicht selbst zu bezahlen brauchen, sondern die Möglichkeit vor uns sehen, sie auf einen Zweig der Industrie oder auf die breiten Massen abzuwälzen.

So mußte es kommen. Diese Entwicklung ist die natürliche, sobald die Regierung sich auf den Abweg der Begünstigungspolitik begibt, den sie bei uns der Landwirtschaft gegenüber eingeschlagen hat. Die Steuer verfolgt nicht mehr lediglich einen Finanzzweck, sie verfolgt noch einen Nebenzweck.

Fiskus erscheint besetzt, in Haß und Liebe. Entweder soll irgend eine wirtschaftliche Erscheinung durch die Steuer bekämpft werden, z. B. die Börsenspekulation oder der Großbetrieb im Detailhandel, oder es soll irgend ein nothleidender Zweig des Wirtschaftslebens unterstützt werden. Erdrosselungs- politik oder Begünstigungspolitik wird getrieben und keine von beiden führt zum Ziel.

Die Politik des Hasses schlägt nämlich bisweilen in ihr Gegenteil um. Wenn die durch die Steuer bekämpften Erscheinungen sich zählebig erweisen, wenn sie runde Summen einbringen, so gewinnt der Fiskus Interesse an ihrem Fortbestehen: der Finanzzweck siegt über den Kampfzweck. Wenn die Warenhäuser, indem sie die Lasten auf die Fabrikanten abwälzen, die erheblichen Steuern aufbringen können, so wünscht der Fiskus innigst, daß diese von ihm bekämpften Phänomene nicht etwa in dem Kampfe vernichtet werden möchten. Wenn der russische Staat den Alkohol besteuert, um die Trunksucht des Muthik zu mindern, so liegt ihm am Herzen, daß dieses Laster doch weiter gedeihen möge, weil sonst auch die Staatsfinanzen nicht gedeihen können. Der finanzielle Zweck hat über den Kampfzweck gesiegt.

Die Politik der Liebe hat schlimmere Folgen. Die nothleidenden Betriebe werden auf Kosten der Gesamtheit hingefristet, aber die staatliche Unterstützung demoralisirt ihre Inhaber. Sie züchtet eine völlig ungerechtfertigte Selbstüberschätzung und mehr und mehr betrachten sich die Almosenempfänger als die wichtigsten Stützen des Staates. Will ihnen der Staat die einmal gewährte Begünstigung entziehen, so stimmen sie jenes wilde Geheul an, das barbarische Völker erheben, um den Feind einzuschüchtern. Sie verfahren nach dem probaten Grundsatz: „Wenn man dir gibt, nimm; wenn man dir nimmt, schrei!“ Nur eine außerordentlich starke Regierung vermag von diesem Abweg wieder auf die gerade, im hellen Sonnenlicht liegende, jedem zugängliche Heerstraße einer gerechten Steuerpolitik zurückzuführen.

Von Parlamenten Steuern zu erhalten, war früher schwer, ist es aber nicht mehr, seitdem wir im Zeichen der Begünsti-

gungspolitik stehen. Der Fiskus wird zum Erzieher, weil er lohnt und straft, Vorteile gewährt, Nachteile zufügt. Die Parteien sind auf die Regierung angewiesen, die Regierung kann die Parteien nicht entbehren und so entsteht jenes weit verzweigte *do ut des*, das wir Parlamentarismus nennen. Bei diesem Konzessionsaustausch gibt es einen leidenden Dritten, die Masse des Volkes. Da diese noch keinen ihrer Zahl und ihrer Leistung entsprechenden Einfluß ausübt, da sie noch nicht viel zu gewähren vermag, empfängt sie dementsprechend wenig. Die politisch maßgebenden Schichten aber sind ungemein bewilligungsfreundlich, immer unter der Voraussetzung freilich, daß sie die Steuer gar nicht oder doch wenigstens nur zum kleinsten Teile zu tragen brauchen. Es bildet sich dann ein harmonisches Verhältnis zwischen Regierung und Parlament heraus, das harmlose Gemüter entzückt, das aber in Wirklichkeit auf ein volksfeindliches Ausbeutungssystem hinausläuft.

In einer ausgezeichneten, durchaus objektiven, nur von feiner Ironie durchleuchteten Broschüre* lese ich die folgende Charakteristik einer derartigen Lage:

„Hat man mit der Begünstigungspolitik einmal angefangen, so pflegt sich die Gewohnheit einzubürgern, daß die Parlamente die Zölle, welche die Regierung als die höchst möglichen erklärt hat, noch von sich aus erhöhen und neue Zölle und Steuern erfinden. Fängt man aber erst an, Mittelstandspolitik zum Nebenzweck der Besteuerung zu proklamieren, so werden Steuern, die die Regierung nie verlangt hat, ihr oktroyiert — bald um die Auswüchse des Börsenwesens zu bekämpfen, bald um die Konsumvereine unschädlich zu machen.

Legt die Regierung den Entwurf einer veranlagten Steuer vor, so werden die Progressionen höher geschraubt, als es selbst solchen Finanzministern lieb ist, die sorgflichst das fiskalische Interesse wahrnehmen.

Wenn die Regierung Steuerprojekte vorlegt, die nicht Weisfall finden, wird es dann als Aufgabe des Parlamentes an-

* Fiskus als Wohltäter. Von Prof. Dr. Walther Loh. Berlin. Verlag von Leonhard Simion Nachf. 1906.

gesehen, auf die Steuersuche zu gehen und neue Steuern zu erfinden.“

Diese Situation ist für die Regierung höchst bequem, sie erspart ihr alle inneren Krisen, indessen vom nationalen, nicht vom bürokratischen Standpunkt betrachtet, erweckt sie ernste Bedenken.

Das Ansehen und die Macht des Parlaments wird durch diese Schachermachei geschwächt. Über kurz oder lang durchschaut das Publikum die Motive, die Mittel, die Zwecke und erkennt im Parlament die vom Klasseneigennutz bestimmte Interessenvertretung. Die hohe Körperschaft verliert ihren Nimbus, verliert mit diesem Nimbus den nationalen Rückhalt und die Widerstandsfähigkeit gegenüber einer von absolutistischen Gedanken geleiteten Regierung.

Andererseits liegt die Gefahr nahe, daß sich die Regierung ganz in ihr eigenes Netz verstrickt und sich aus der Begünstigungspolitik nicht mehr zu befreien vermag. Dann wird sie allmählich jeden Kredit bei den breiten Schichten einbüßen und eines Tages vom Unwillen der Massen hinweggefegt werden.

Was die Parteien betrifft, so werden sie, um nur weiter die Früchte der Begünstigungspolitik einzuheimen, vor allem darauf bedacht sein, daß ihre parlamentarische Stellung nicht gefährdet werde. Deshalb suchen sie jede Reform des Wahlrechts zu verhindern, um sich wenigstens den ertragreichen status quo zu erhalten. So wird das politische Leben zu einem Sumpf, dem scheußliche Miasmen der Korruption entströmen. Während das wirtschaftliche Leben sich unausgesetzt umbildet, stagniert die politische Entwicklung, bis endlich auch hier die adäquate Neugestaltung mit Gewalt erzwungen wird.

Sachliche Entscheidungen sind nicht mehr möglich. Das Parlamentsgebäude wird zum clearing-house, in dem die gegenseitigen Konti verrechnet werden. Die Nation, die doch hier vertreten sein soll, ist in Gruppen und Grüppchen aufgelöst. Das Wort „Opferwilligkeit“ ist eine hohle Phrase. Der Staatswagen rollt in den alten Gleisen weiter, bis einmal eine große Stunde alle Kräfte der Nation fordert. Dann zeigt es

sich, daß nicht nur das finanzielle, sondern auch das ethische Vermögen der Nation vergeudet ist, daß nicht allein die Finanzen, sondern auch die Ideale des Volkes erschöpft sind. Und das hat der Fiskus mit seiner Wohltätigkeit getan, die einst so hoch gepriesen wurde.

Der einzige gesunde Grundsatz der Steuerpolitik ist der, daß Steuern ohne alle Neben Zwecke nur der Allgemeinheit zugute kommen sollen. Es gibt natürlich historische Entwicklungsstufen, auf denen Erziehungszölle berechtigt sind, aber diese Periode liegt hinter uns. Das Ideal ist dies, daß heimische Produzenten weder begünstigt noch beeinträchtigt werden; es läßt sich aber nur unter einem konsequent durchgeführten Freihändlerischen Regime verwirklichen. Im übrigen sollen Steuern lediglich nach dem Grundsatz der Leistungsfähigkeit ausgeschrieben werden. Hierin erblicken wir ein sicheres Mittel, der bestehenden Staatsordnung Anhänger zu erhalten und zu gewinnen. Regierung und Reichstag aber haben sich in ihrer Reform nur bemüht, Geld herbeizuschaffen. Die dringend notwendige Neuordnung des Verhältnisses zwischen Reich und Einzelstaaten haben beide Faktoren ignoriert. Sie haben ein paar Steuern ausgeknobelt — der Ausdruck sei mir gestattet, um die hasabierende Willkür des Verfahrens zu kennzeichnen — sie sind der Regierung entgegengekommen, weil sie ein gleiches von der Regierung gewärtigen, sie haben die Projekte, die die besitzenden Klassen schwerer getroffen hätten, abgelehnt und, wie immer, Stück- und Flickwerk geschaffen. Angesichts solcher noch dazu mit nationalen Phrasen verbrämter egoistischer und heuchlerischer Handelsgeschäfte sehnt man sich nach einem „Alten-Frisen-Verstand“ und einer Aktion des aufgeklärten Despotismus. Indessen, diese Zeiten sind vorüber, und wir müssen uns des Parlamentarismus, trotz aller Entartungssymptome, freuen. Er hat wenigstens den einen, nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß man seinen Vertretern sagen darf, was man von ihnen hält, ohne in Spandau über die Folgen dieses schönen Freimuts nachdenken zu müssen. Daß aber die Reichsfinanzreform den Charakter annahm, den wir gekennzeichnet haben, ist eine Folge davon, daß der Fiskus in Deutsch-

land zum Wohltäter wurde. Auf diese Wohltätigkeit sind die Parteien angewiesen, durch den Ausblick auf sie sind sie gefügig geworden; sie betrachten sich mehr und mehr als Interessenvertretungen und suchen zu ernten, indes sie das Säen, Düngen, Pflügen anderen überlassen, die ihnen zur Arbeit ebenso bestimmt scheinen wie die höheren Stände zur Lebensführung der Lillie auf dem Felde. Das ist die prästabilierte Harmonie, wie sie sich in Bourgeoisbüchsen malt.



Die Begegnung / von Camille Lemonnier / deutsch von Wilhelm Thal

In dem großen, lärmenden Hafen, in welchem der gute Matrose Pier Gouda nach schwerer Überfahrt gelandet, fiel ihm unter den vielen Gesichtern, die sich um ihn drängten, namentlich eins auf.

Aus mehreren Gründen fiel es ihm auf. Erstens erschien dieses Gesicht zuerst auf der Schiffbrücke, als das Schiff in den Hafen einlief. Es war ein alter Gentleman, mit goldener Brille und ungewöhnlich dichtem roten Backenbart, der sein Taschentuch schwenkte und ihn dabei mit eigentümlichem Wohlwollen ansah. Es war eins jener Gesichter, wie man sie in den Häfen sieht, gebräunt wie ein Büffelleber, von den Meereselementen gepeitscht, mit Haaren in den Ohren, mit dem etwas galgenvogelartigen Aussehen eines alten Seemannes, der durch ungeseglichen Handel oder durch den Schacher mit schwarzem Menschenfleisch reich geworden ist.

Pier Gouda sah ihn dann unter den Männern wieder, die die Ladung des Schiffes löschten, gerade in dem Augenblick, wo er einen vom Haken schlecht erfassten Baumwollballen beinahe auf den Kopf bekam. Kurz darauf zerschmetterte

ihm fast ein mächtiger Nußbaumholzbloß die Brust, und wieder stand die räthelhafte Persönlichkeit da und sah ihn mit gleichzeitig sympathischer und rüchischer Miene an. Doch Pier Gouda war vielen andern Gefahren entronnen; er sagte gewöhnlich: „Die Kugel, mit der man ihn ins Meer hinablassen würde, wäre noch nicht gegossen.“ Es war wirklich ein unerschrockenes Matrosenherz, dieser Pier Gouda.

Als er ruhig umherschweifte und den aus dem Schuppen dringenden Duft einsog, stieß er gegen einen Balken und fiel auf die Knie. Als er sich erhob, bemerkte er von neuem den Gentleman mit dem roten Backenbart. Ihre Blicke kreuzten sich, und Pier Gouda stieg diesmal der unklare Gedanke auf, er müsse ihm zu einer anderen Zeit seines Lebens begegnet sein . . . Es war weiter nichts, als eine Vermutung, das Erwachen eines unklaren Bildes in ferner, ferner Vergangenheit.

Auf einer Werft bozten sich ein Neger und ein englischer Matrose und zankten sich um den Besitz einer Kreolin mit der faltigen, traurigen Frage einer kleinen, kranken Meerkatze. Er ging zu dicht an ihnen vorüber und bekam den Faustschlag, den der Insulaner dem Brustkasten des Äthiopiens zugedacht hatte, auf den Kiefer. Hinter ihm lachte jemand höhnlisch: er drehte sich um, um auf den Spötter zuzuspringen, und sah den alten Gentleman mit ernsthaftem Gesicht, wie er ihm diesmal mit der Hand freundschaftlich zuwinkte. Ein Zug trauriger Auswanderer, die den Eindruck einer menschlichen Herde machten, trennte sie noch. Der Fremde sah ihn aus der Ferne noch immer mit vorwurfsvoller Miene an.

Jetzt war er überzeugt, eine gewisse Zuneigung hätte sie früher einmal miteinander verbunden. Doch ein kleiner Schatten trat dazwischen, er verlor das Gedächtnis gerade in dem Augenblick, als er sich an das Datum und den Ort erinnern wollte. O, es war lange her, und es mußte irgendwo weit drüben in der Gegend der Pole gewesen sein. Zweifellos war es ein sehr alter Bekannter.

Nun ertönte eine Glocke, langsam, ununterbrochen, düster und verschleiert wie ein Totenglöckchen. Er sah sich unter den traurigen Auswanderern. Im Begriff, in die Flanken

des ungeheuern, transatlantischen Dampfers unterzutauchen, stöhnten Weiber und Greise und konnten sich nicht entschließen, den heimatlichen Boden zu verlassen, wo sie doch so viel gelitten hatten. Doch war das nicht derselbe alte Herr mit dem fuchsroten Backenbart und der goldenen Brille, der auf der Schiffsbrücke einen jener armen Teufel bei den Schultern packte und ihm eine berauschende Hoffnung ins Ohr zu flüstern schien? O, wie der Mann sich zuerst wehrte, um nicht auf ihn zu hören! Wie er dann gerührt den feuchten Boden küßte, und wie er sich plötzlich getröstet und verklärt aufrichtete. Doch die Deichsel eines Gepäckwagens stieß Pier Gouda unversehens, und während er zur Seite sprang, um nicht unter die Räder zu kommen, sah er sich plötzlich wieder dem seltsamen Manne gegenüber. Dieser wandte den Kopf ab und schien ihn nicht zu erkennen.

„Ich habe ihn sicherlich verlegt,“ dachte der biedere Matrose.

Von sinnlichem Prickeln gekitzelt, begab er sich in eine Kantine. Eine häßliche Gitana mit gelben Bändern fragte dort auf der Guitarre und erschien ihm recht reizlos. Der Speisenduft, der den Fenstern einer Taverne entströmte, lud ihn zu materielleren Genüssen ein. Er hoffte, sich hier für den Schiffszwieback schadlos halten zu können, den er während der Überfahrt im Übermaße hineingeschlungen und wollte sich einen Teil von dem kräftigen, appetitlichen Roastbeef auftragen lassen, das noch blutig im Schaufenster lag. Auf hoher See hatte er sich bei seinem unersättlichen Appetit und den schlechten Mahlzeiten, zu denen er widerwärtige, heiße Getränke hinuntergoß, dieses Mahl als einen wahrhaft königlichen Genuß vorgestellt.

Mit den Schultern wackelnd und auf seinen breiten Sohlen wie ein Polarbär wippend und wiegend, betrat er das nach Ale und Braten duftende Lokal. In der Nähe des glitzernden Schánktisches, auf dem, von den Spiegeln zurückgeworfen, rote Schinken und reife Käse glänzten, war ein Tisch unbesezt. Er nahm Platz daran, als sich am Nebentische die große Zeitung, hinter der sich ein Gast versteckt hielt, herabsenkte und der unvermeidliche alte Herr mit dem roten Backenbart

zum Vorschein kam. Er öffnete sofort den dünnen, blassen Spalt, der seinen Mund sparbüchsenartig durchschnitt, begann ein sanftes, geräuschloses Lachen auszustößen und reichte ihm eine Hand, die mit einer trockenen Stockfischhaut bespannt schien. Hoch erfreut, in dieser Kantine, in der allerhand unbekannte Gesichter jede Sympathie ausschlossen, einen so alten Bekannten wiederzufinden, zerbrach ihm Pier Gouda zwischen seinen breiten Fäusten fast die Finger. Während er den unstillen, blinzelnden Blick hinter der goldenen Brille festzuhalten suchte, trat die Ähnlichkeit scharfer hervor, und es war ihm, als müsse er sich endlich erinnern, in welcher Periode seiner Seereisen dieses Gesicht vor ihn getreten war.

„Dho, Master Gouda,“ sagte der alte Herr mit gräßlicher Grimasse, „ich glaube, Ihr habt mich seit neulich ein bißchen vergessen.“

Dann nannte er seinen Namen.

„Dr. Goldman,“ erklärte er mit kräftigem, bestätigendem Shakehand.

Sie hatte der Matrose von einem Doktor dieses Namens gehört, und doch mußten sie früher — aber wo? unter welchen Breitengraden? — gute Freunde gewesen sein, Freunde, die auf kurzen Begegnungen herzliche Händedrücke tauschen, und die das Meer dann wieder voneinander trennt. Hinsichtlich dieses Punktes hegte Gouda nicht den geringsten Zweifel. Er fürchtete, den lebenswürdigen Partner zu verlegen, wenn er ihn auf die Lücken seines Gedächtnisses aufmerksam machte und rief in fröhlichem Tone:

„Goldman, hehe.“

„Ja, Goldman . . . der alte Goldman, haha.“

Beide hatten große Pinten mit frischem Ale bestellt, freuten sich über die Begegnung und stießen ihre mit Schaum bedeckten Becher aneinander.

„Da drüben, Dr. Goldman, he, da drüben?“ fragte Pier Gouda, indem er sich den Kopf zerbrach und sich bemühte, die dünne Scheidewand niederzulegen, hinter die sich das Gedächtnis an eine Zeit, an die er sich mehr als je zu erinnern glaubte, noch zurückgezogen hatte.

Der alte Herr versetzte ihm jetzt, vertraulich und gutmütig, leichte Klapsse auf den Magen und berief sich jedenfalls auf sein Alter (er schien auch einmal jung gewesen zu sein), um sich solche kleinen, väterlichen Späße zu erlauben.

„Ja, ja, da drüben, wie Ihr sagt, Master Pier. Haha, es war ein Wetter, daß man manchmal nicht einen Hund hätte hinausjagen mögen.“

„Das glaube ich,“ versetzte etwas unklar der Matrose und fragte sich, auf welche Umstände diese zurückhaltende und etwas gewundene Sprechweise abzielte.

„Seitdem, Master Pier, sind wir oft zusammengekommen. Haha, ja, ja, bei meiner Ehre. . . . Aber Ihr scheint mich nicht immer zu erkennen, ich glaube sogar, Ihr schmollet ein bißchen mit mir, der Teufel mag wissen, warum.“

Pier Gouda protestierte energisch. Nein, er gehörte nicht zu denen, die von Freunden nichts wissen wollen. Aber das Gedächtnis ließ ihn manchmal im Stich. Und während er sich entschuldigte, hörte er nicht auf, aufmerksam sein Gegenüber etwa mit denselben Blicken zu betrachten, mit dem er auf offener See nach einem am Horizont auftauchenden Segel gestarrt hätte. Die goldene Brille sprühte jetzt kleine Feuer aus, hinter denen die Pupillen noch tiefer einzusinken schienen. Pier Gouda fand den alten Herrn mit seiner Manie, ihn in die Seiten zu puffen, seinen Grimassen eines alten Affen, der einen Schluck zu viel getrunken, und namentlich mit dem Glucksen seines seltsamen Lachens, etwas erzentratisch.

Schließlich stießen sie miteinander an, leerten ihre Schoppen, und die Kellnerin brachte ihnen neue. Pier Gouda bemerkte, daß das Bier in die Kehle dieses alten Trunkenboldes wie ein kleiner Niagara fiel. Übrigens bestellte Goldman fortwährend stark gewürzte Speisen; er hatte eine Schwäche für die mit Curry und Safran bereiteten Gerichte, rieb sich bei jeder Platte die Hände und rief in heiterem Tone:

„Ihr seid mein Gast . . . und diesmal lasse ich Euch nicht los. Ihr werdet mir Revanche geben.“

„Aber wo habe ich ihn nur schon gesehen?“ fragte sich der Shipman eifrig, stets auf der Fährte eines Zeichens, ohne doch seinem schláfrigen Gedáchnis gebieten zu können.

Je länger sie zechten, desto heiterer wurde der alte Goldman, während Pier Gouda seinerseits alte Kindergeschichten berichtete. O, er hatte stets Glück gehabt. Seine Mutter war Gott sei Dank in ihrem Bett gestorben; es war ihr beschieden gewesen, noch seine Rückkehr abwarten zu dürfen, und er hatte ihr die Augen schließen können. Er selbst war dem Tode wohl hundertmal entronnen.

„Hehe, in der Tat ein Teufelsglück, bei meiner Ehre,“ lachte Goldman, „hehe, ja, wie da drüben, als wir uns begueten und um große Einsätze spielten.“

Pier Gouda appellierte aufs neue energisch an sein Gedáchnis. Doch ein milder Rausch verscheuchte ihm seine Erinnerung, und ein feiner Nebel legte sich, wie an einem Sommermorgen auf das Wasser, auf sein Gehirn. Er erinnerte sich nicht, jemals mit irgend wem um großen Einsatz gespielt zu haben. Übrigens konnte er den Backenbart des alten Herrn nicht mehr deutlich unterscheiden.

„Ja,“ sagte er trotzdem lachend, „wie da drüben.“

„Nun,“ rief Goldman, während ihn ein leichter Lachanfall schüttelte, „wir wollen sehen, ob Ihr dieses Glück noch immer habt. Heda, Wádel, die Würfel. Ich spiele zehn Guineen gegen eine.“

Er schüttelte den Becher.

„Paar,“ sagte der Matrose und gewann die zehn Guineen.

„Spielen wir noch einmal,“ versetzte der andere. „Ich spiele um meine Uhr und die Verloques gegen zwei von Euren Zähnen.“

„Paar!“

Auch diesmal wieder war Pier Gouda der Glücklichere. Goldman verlor nicht den Mut und schien sich über sein Pech sehr zu amüsieren; die Würfel rollten und stets gewann der Matrose.

„Spielen wir weiter,“ sagte Goldman, jedesmal mit gräßlichen Grimassen. Er spielte seine goldene Brille gegen einen Finger des Matrosen und verlor von neuem.

„Dho,“ dachte Pier Gouda, „jetzt, wo er seine Brille nicht mehr hat, werde ich ihn gleich erkennen. Ja, ja, das ist der Kopf eines Menschen, der mich mehr als einmal mit diesen pupillenlosen, diesen gräßlichen Augen angesehen hat, die keine Blicke besaßen.“

„Spielen wir weiter . . . meinen Backenbart gegen das Eurer beiden Ohren, das Ihr nicht da drüben gelassen habt, mein guter Pier Gouda.“

„Paar!“ rief der ehrliche Vursche.

Goldman fluchte gräßlich, dann riß er seinen fuchsröten Backenbart ab und warf ihn auf den Tisch. Pier Gouda erhob die Augen und blieb starr.

„D,“ sagte er, „jetzt wird es klar in mir! Mit diesem Backenbart habt Ihr Euch nur verkleidet . . . Nun erkenne ich Euch . . . Euch habe ich stets in meiner Nähe gefühlt, stets habt Ihr mich umkreist, Ihr seid mein eigener Tod, Master Goldman.“

Damit machte er das Zeichen des Kreuzes.

Der alte Herr zahlte die Zechen und sagte dann zu ihm in sanftem Tone:

„Wenn es Euch recht ist, spielen wir ein anderes Mal weiter, Pier Gouda . . . auf Revanche. Vielleicht habt Ihr dann weniger Glück.“

Er grüßte den glücklichen Spieler, indem er leicht den Hut lüftete, ging schnell auf die Tür zu und verschwand wie ein Schatten hinter dem leichten Nebel der Gardinen, in dem bunten Treiben des großen, geschäftigen Hafens.



Theater und Künste / von Dr. Ludwig Bauer

Man hat das Theater so oft totgeschlagen, und doch geschieh es üppig in seiner Sünden Maienblüte. Die Totgesagten, die Totgeschriebenen leben bekanntlich am längsten. Während die Vielzuwenigen sich empörten, klimperte das Geld der Vielzuvielen lustig in der Kassa. Literaten=Revolten pflegen in Tinte zu ersaufen. Die führenden Geister — das sind jene, die uns in das Land ihrer Sehnsucht führen wollen — haben mit Hohn und Verachtung den alten Thespiskarren zudecken wollen. Aber die Thespiskärner fahren lustig weiter.

Allmählich fühlt man, daß doch kein Anlaß ist, sich aufzuregen. Die Entrüstungen werden abgestanden. Nämlich: die Sache ist nicht so beträchtlich. Es ist wahr, es leben nicht nur vom, sondern auch fürs Theater eine Menge Leute. Aber wofür hätten nicht schon Menschen gelebt? In den Theatercafés gibt es ja allerdings Ereignisse an jeglichem Tage, den ein verschwenderischer Gott schenkt. Um jede Melange zittern Schauer der Ewigkeit. Wird Teweel abschließen? . . . Und das neue Stück von Buchbinder? . . . Die letzte Ohrfeige der Dirkens? Das Verhältnis der — —? Die Verhältnisse der — —? Kein Provinzsubrettlein, kein Mitglied der Librettistengenossenschaft, das sich nicht der Nabel der Welt dünkte. Ihren Aventiuren leiht ein Schnüffler die Wichtigkeit der Druckerschwärze, und sie prangen in der armen Unsterblichkeit eines Zeitungsblattes. Was bedeuten zehn Jahre hartnäckiger Arbeit in einem chemischen Laboratorium gegen den Vortrag eines mißlungenen Couplets! Daß es noch — allerdings immer weniger — Leute gibt, die sich nicht zum Theater drängen, begreife ich kaum. Da ist der Glanz, der Reichtum, der Ruhm — oder doch wenigstens Dinge, die danach aussehen. Und wir leben in der Zeit der Surrogate.

Und das Theater ist das wichtigste Surrogat für Kunst. Dies ist seine Formel, die allein seine Beliebttheit erklärt. Es wird geliebt, wie man eben nur seine schlechten Eigenschaften liebt. Nichts Besseres hätte sich erfinden lassen, um

tausend Menschen über die Leere eines Abends zu täuschen. Man beunruhigt sie mit fernen Schicksalen. Denn vollständige Ruhe ist unbehaglich, könnte zur Einsicht ins eigene Selbst, und also zu unangenehmen Ahnungen führen. Aber die Beunruhigung muß eine geringfügige sein, ein Spiel, dem immer anzumerken ist, daß es ein Spiel ist. Deshalb sollen die Theatermenschen uns nie vergessen lassen, daß sie nur scheinen, nicht sind. Wer diesen Grenzstein zwischen den Ländern des Scheins und Seins beseitigt, der ist ein Dichter. Und ein solcher hat, wie alle Theaterdirektoren ahnen, auf dem Theater nichts zu suchen. Er ist ein Spielverderber.

Das klingt wie eine Übertreibung, sollte also wohl bewiesen werden. Natürlich kann man alle großen Dramatiker als Gegenbeweis anführen. Scheinbar nur. Denn ich möchte das Paradoxon wagen, daß die paar Dichter der Bühne ihre gelegentlichen Erfolge ungeachtet — manchmal sogar trotz ihres Genies errungen haben. Überhaupt ist dies ein merkwürdig unerhelltes Kapitel, weshalb man Erfolg, Ruhm, sogar eine dauerhafte Unsterblichkeit erntet. Das Schicksal, dessen Pointen immer ein wenig spät begriffen werden, fügt es so, daß das Uedle das Edle erhält. Vielleicht lebt der weise Nathan nur durch seine Tendenz, das Liebesgedicht von Romeo und Julie durch seine Süßlichkeit, Othello durch die derbe Einfachheit seiner Vorgänge. Das Ewige in ihnen geht eben mit. Ihr glaubt es nicht? Aber ist nicht auch der vieleble Hüttenbesitzer, nicht des Müllers hustendes Kind unsterblich? Die Gerechtigkeit der Nachwelt, diese abgegriffene Münze auf dem Ideenmarke, ist doch nur eine rosenrote Lüge. Auch die Nachwelt ist nur eine Menge zahlungsfähiger Banausen und meinungsunfähiger Kleinköpfe. Und die Mitwelt! . . . !

Dies ist es, was die feineren Intellekte nun endlich erfaßt haben: das Theater als Kunst schmählicher Regierungen, dessen vornehmeres Gold erst durch gemeine Stoffe gehärtet werden muß. Es kann kein Ausdrucksmittel ihrer glühendsten Ahnungen sein. Deshalb beschimpfen sie es, rebellieren gegen seine Macht. Je mehr sich die Masse in die Amüsierbuden drängt, desto ergrimmdender suchen die Führenden eine neue künstlerische Hoff-

nung. Denn für die echten Genießer schaffen unsere Schaffenden nur selten. Die Dichter (*façon de parler*) stehen tief unten, in der Mitte ihres wimmelnden Publikums. Ihre Entrüstungen sind uns kaum noch eines Lächelns wert, ihre Gedanken drängen sich auf allen Gemeinplätzen, ihre Menschen sind uns zu primitiv, als daß ihre Schicksale uns bewegen könnten. Meist scheidet sie schon dies von uns, daß sie noch moralisch werten, wo wir längst nur mehr ästhetisch betrachten können. Was ihnen funkelnagelneue Hoffnung ist, haben wir längst in die Garderobe unserer abgetragenen Ideale gehängt, die wir an Minderbemittelte verschenken. . . . O meine Brüder von St. Dhorn, was sind uns die Klostermauern, gegen die ihr begeistert stürmt? Kaum noch mehr als Ruinen, vom Dufte alter Erinnerungen durchweht. Ach, es ist uns nicht beträchtlich, ob ein schmucker Leutnant nach dem Zapfenstreich dem Unteroffizierstöchterchen den Gürtel löst. Was soll uns Sudermanns Fürsorge für Sträflinge und Tantiemen, wo wir innerlich bereits mit dem ganzen Aberglauben unserer Justiz fertig geworden sind? Was die Frage, ob in Blumenthals Farbendruckbild sein Held, den er mit segnenden Schmockhänden zum Künstler weihte, dem Weibchen den Schwur der Treue leistet oder hält? Wir wissen, daß dies komplizierten Menschen zum Schicksale werden kann, doch nicht Reimautomaten.

Übel, übel, übel! Der Schrei des Massenempfindens, den die Arrivierten auszustoßen wissen, findet in der Seele der Kultivierten kein Echo. Lassen diese sich gelegentlich in die Niederungen unserer Theater locken, so sehen sie mit Erschrecken, wie die Massenpsyche sich der ihrigen bemächtigt, sie suggestiv aufsaugt. Atavistische Begeisterungen und Empörungen wachen in ihnen auf. Immer wieder hört man dann den Ruf nach dem künstlerischen Theater. Ehrlicher gesprochen: dem Theater, das nicht mehr Theater ist. Das die Menschen sieht, wie wir sie sehen, sie in Geschieße verknüpft, die wir empfinden können, unsere Hoffnungen deutet, unsere Ängste uns ahnen läßt. Wir selbst gehören auf die Bühne, nicht die Puppen mit ihrer Makatpsychologie und ihrer Lesebuch-

primitivität. Und in den Saal statt der vielen Leute ein paar Hundert Menschen. Die wissen dann einen Dichter zu behorchen, sehen die feinen, aus Seele gesponnenen Fäden. Heute indes ist das Theater nur ein gesellschaftliches Ereignis mit allen Schrecken eines solchen. Eine Gelegenheit, Soiree-toiletten und Smoking anzuziehen, Klatsch zu erledigen und die wehrlose Zeit dramatisch totzuschlagen. Aus ihm heraus, über es hinaus streben die höher Gesinnten. Erhoffen immer wieder die Rettung von irgend einer neuen Weise oder einem neuen Manne. Aber es stellt sich heraus, daß ein neues Theater immer wieder nur das alte Theater ist, ein Spießbürgertheater von provinzialer Heiterkeit und kleinwüchsigen Leidenschaften. Oder sie glauben an literarische Abende. Und ist doch immer nur halbe Tat und ganzes Leitomischl . . . Sind sie ja sogar den Dilettantenübungen unseres nie genug „Intimen Theaters“ gefolgt, als käme von dort das Heil und hielte Ansprachen an das Publikum. So schafft der Wille zu glauben sich den Glauben.

Am stürmischsten äußerte sich der Aufstand gegen das Theater im Überbrettl. Einen Augenblick sah es so aus, als ob die Rebellion siegreich sein würde. Schließlich scheiterte sie daran, daß das Überbrettl statt ein Theater der Feinen zu bleiben, das Theater der Banalen nachahmte. Das war eine arge Enttäuschung; denn vielleicht wären aus jener zugleich einfachen und verfeinerten Form neue dramatische Möglichkeiten entstanden. Statt ungewürzter theatralischer Wassersuppen Dramen-Extrakte, Verhängnisse, die in einer Viertelstunde explodieren, ein Witz von telegraphischer Knappheit an Stelle des Schneckentempos exponierender Akte, Minuten-Tragik, komprimierte Komik. Es hat nicht sollen sein . . . Nach wie vor sind wir ottoernsthafte Wiederkeit, sudermännlicher Tapferkeit, Blumenthals streng rituellem Witz ausgeliefert. Und so war alles vergebens, scheint es. Scheint aber nur. In jenen Tagen der niedergeschlagenen Revolte gegen das Theater entstand eine Beziehung, die sich dauerhaft erwies: zwischen dem Empfinden der Kultivierten und dem Brettl. Die mißglückten Versuche, Variété und Theater zu kreuzen, er-

gaben keinen lebensfähigen Bastard. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte die Literatur das Variété. Eine sonderbare Entdeckung. Das Reich der absoluten Unkunst; schreiend, grell, die Augen aufreißend, in die Ohren hämmern — dies ist das Variété. Die Gefühle, an die es sich wendet, sind die niedrigsten: die Sinnlichkeit und die Neugierde. Aber es hat doch etwas vor dem Theater voraus: die Ehrlichkeit. Es lügt nicht. Es täuscht keine Menschen vor mit geschminkten Leidenschaften und gepuzten Charakteren. Es will kein Abbild des gewöhnlichen, sondern des ungewöhnlichen Lebens sein. Es täuscht nicht mit großer Kunst, sondern wirkt mit kleinen Künsten. Dafür muß man ihm danken; denn es bringt Farbe und Buntheit in unser graues und nüchternes Leben. Wie erquickend ist seine Seelenlosigkeit, verglichen mit der papierenen Seelen-Imitation unseres Theaters, die stetig reduzierter wird. O Thespis Tait! . . .

Ich weiß wirklich nicht, warum wir noch keine ernsthafte Variété-Kritik haben. Peter Altenberg, der nimmermüde Prodomos, P. A., Perlenketten und Literatur, versucht es bereits. P. A. hat die Bitterung der Zukunft. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum man über Herrn Lothar schreiben kann und über den Clown Gobert Velling nicht. Weiß Velling Einfälle hat und behenden Wis? Er macht im Apollo-Theater eine Zirkus-Parodie, über die man nicht nur lachen muß — was schließlich wenig bedeutet; das erzielen Dilettanten in ihrem Intimen Theater auch —, sondern auch lachen darf. Er produziert Tiere, die wahre Wunder der Undressur sind. Die hat ein Esel weniger singen wollen oder können als seiner. Die hat ein Pferd energischer ausgeschlagen. Dieser Trick der mühevollen Ungeschicklichkeit hat einen ähnlichen Überraschungszug wie wenn unsere Lustspieldichter die Ehemänner sich wie Liebhaber und die Liebhaber wie Ehemänner benehmen lassen. Nur ist er geistreicher . . . Graciella läßt Rakabus durch brennende Reifen hüpfen. Man frage nicht nach dem Zweck; es ist eine Kunst, und seit wann hätte Kunst Zwecke? Es ist eine schöne, bunte Vision, diese schillernden, schreienden Tropenvögel bald in grotesker Unbeweglich-

keit, bald kreischend und flatternd auf ihren Stäben zu sehen. Man denkt sich für einen Augenblick in die tödliche Pracht der Urwälder oder in den zauberhaften Harem einer Märchensultanie. Ein charmanter Moment . . . Was will man noch mehr?

Auch sonst noch mancherlei des Erstaunlichen. Zwei Akrobaten, die alle körperlichen Hindernisse zu überwinden haben scheinen, und schließlich tanzt der eine, auf dem Kopfe stehend, einen Walzer. Man kann dies anerkennen, da kaum die Gefahr besteht, daß solche Übung in unseren Tanzsälen modern wird. Dann zeigt der Vorleser, Herr Marcell Salzer, seine Geküufigkeit. Er macht seine Sache virtuos, zu virtuos, glaube ich. Aber dies ist ja gerade das, was unser Variété will: das Äußerste, Letzte, Verblüffendste, Überraschendste. Mit einem Worte: die Sensation.

Und siehe da — begegnen sich hier Theater und Künste nicht? Ist dies nicht der Traum aller Direktoren? Das ist das Tragikomische dieser Leute, daß sie, die nur das immer Dagewesene begreifen, von dem noch nie Dagewesenen träumen. Nur daß auch hier das Variété echter ist, indem es allen seelischen Ballast fortgeworfen hat und sich nur an die Sinne wendet. Während die Theatergewerbetreibenden immer noch sich hinter die Kunst verstecken, hat das Variété seine fröhliche Unbekümmertheit sich gewahrt. So ist es gestiegen, während das Theater unaufhaltsam sinkt. Da begreift man die Angst der Direktoren vor der Konkurrenz. Einmal sind sie sogar zum Statthalter gelaufen, die Wiener berufsmäßigen Reiner der Leidenschaften, und haben seine Furcht und Mitleid für ihre immerzu moralischen Anstalten angerufen. Die Angst vor dem Variété steckt den konzessionierten Geschmacksverderbern, die selbst zu viele Konzessionen ihrem Publikum gemacht haben, in allen Gliedern. Und in Wahrheit: die Gefahr für sie ist groß. Die Variétés verlangen noch weniger Arbeit vom Publikum, bieten seinen Sinnen noch mehr. Schließlich bringen Biophoton und Kinematograph bereits kleine dramatische Handlungen, die soviel Spannung und so wenig Innerlichkeit enthalten, daß kein Sudermann mit ihnen kon-

kurrieren kann. Die kleine Chronik als Bühnenvorgang, mit Sentimentalität melodramatisch oder mit Witze satirisch aufgeführt, ist ja immer das Ideal der Direktoren. Hier findet man sie in wirbelnden Bildern greifbar, den Schein der Natur vortäuschend. Die Elektrizität arbeitet ungleich zuverlässiger als ein Dichterhirn . . . Woraus hervorgeht, daß die Direktoren, da sie die Präzision der maschinenmäßig betriebenen Natur ja nie erreichen können, es doch lieber mit der Kunst versuchen sollten.

Damit hat es einstweilen noch seine guten Wege. Übrigens brauchten auch dann die sehr freien Künste nicht zu zittern. Das Variété wäre noch immer dem Theater überlegen. Man kann dort rauchen, gaffen, essen und trinken, wird durch Trikot's angeregt und halbnaakte Frauen, die zur Hälfte recht haben, schmetterten Zötlein.

Also, meine Herren Direktoren, wie wäre es mit dem künstlerischen Theater?



Magst du einmal mich hintergehen,
merk' ich's, so laß ich's wohl geschehen.
Gestehst du mir's aber ins Gesicht,
in meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
daß Gott erbarm'!

Goethe.

Redaktionszettel

Mit der Bewilligung der Reichstagsdiäten hat man den Erwählten des Volks eine neue Arbeit — freilich eine private — aufgebürdet: nämlich auszurechnen, wie sie es mit dem unumgänglichen Schwänzen am besten einrichten können, ohne allzuviel an Bargeld einzubüßen. Der Abgeordnete Wetterlé konstruiert sich im „Journal de Colmar“ zu seiner Ergötzung einen Fall, in dem der ständig schwänzende Reichsbote doch noch mit einem Gewinn von 1560 Mark abschöpfe. Das heißt die Frage von der richtigen Seite angreifen, wie es der gegenseitigen Schacherei würdig ist! Hoffentlich findet der ingenieure Abbé Nachfolger, damit die Angelegenheit erschöpfend behandelt wird, besonders unter Berücksichtigung der Doppelmandate. Man könnte die Resultate dann zu einem Büchlein verarbeiten, das allen Reichsboten auf gemeine Unkosten zugestellt wird und den Titel trägt: „Wie schwänze ich mit Vorteil?“



Eine Frau Lippman in New York starb im Theater, während der großen Cordelia-Szene in „König Lear“. Dieses Stück wurde in jiddischer Version gegeben, die sich nach dem „Jüdischen Volksblatt“ „ganz enge an das Shakespearesche Drama anschließt, nur sind die Charaktere Juden und der Schauplatz der Handlung Witna. Der König Lear wird in dem Stücke zum „David Moscheles“.

Kreuzzeitung: „Hiernach darf man wohl annehmen, daß auch Goethes und Schillers Dramen bald in ähnlicher Weise verjüdet werden. Wallenstein ließe sich ja leicht als ‚Friedländer‘ zurechtfrisieren, und die Jungfrau von Orléan als ‚Rebeka von Kischinew‘ würde sich auch nicht schlecht machen.“

Karl Lamprecht in den „Americana“ über das jüdische Theater in New York (der „Schaubühne“ entnommen): „Hier ist Schauspiel noch Gottesdienst! In diesem nur wenig ammutenden Raume, in einer Luft, die besser sein könnte, unter Leuten, für deren Mission im europäischen Osten als deutsche Kulturträger ich erst bei dieser Gelegenheit Respekt gewann, ist mir klar geworden, was auch hellenisches Schauspiel einst gewesen sein muß, so lange es Gottesdienst war: und dieser Eindruck steht mir in mehr als einer Hinsicht ebenbürtig neben so außerordentlichen religiösen Eindrücken wie dem des Kölner Domes oder dem der erhabenen Ruinen Pästums.“

Zwei Fragen.

Erstens: Ist Karl Lamprecht ein verkappter Hebräer?

Zweitens: Vergaß die „Kreuzzeitung“, die doch sonst die Kunst nicht gerade an der ästhetischen Elle mißt, in der Eile der Glossierung, daß die Bühne unter anderem auch eine soziale Einrichtung ist?



Gegen den Flottenverein hätte ich (wenn es nicht unter seinen Mitgliedern welche gäbe, die entsetzlich dichten!) nichts Wesentliches einzuwenden. Solche Vereinigungen können — das zeigt die Geschichte Englands — sehr wohl positiv etwas erreichen. Nur sollte man alles, was nur rein dekorativ gerecht ist, vermeiden. Wir hatten schon früher Gelegenheit, den Prinzen Heinrich als überaus mäßigen Redner kennen zu lernen. Diesmal fragen wir uns wieder: Musste es sein? Er hat die Herren, Fraktionen persönlicher und korporativer Natur, das Wörtchen „Ich“ obendrein auszusprechen. Im übrigen betonte er fortwährend, daß er als Offizier nichts weiter sagen dürfe. Seine Funktion war es also offenbar nur, durch seinen Einblick suggestiv zu wirken. Solange er schwieg, dürfte ihm das gelungen sein.



Der Deutsche Holzarbeiterverband hat eine Aufbesserung der Gehälter der Verbandsbeamten abgelehnt, obwohl deren Bezüge verglichen mit denen der Berliner Holzarbeiter ungünstig zu nennen sind. Es bezogen vorigen Herbst 53,2 Prozent der Arbeiter einen Wochenlohn von 31 Mark und darüber, die Verbandshilfearbeiter auf dem Zahlstellenbureau nur 30 Mark; 27,7 Prozent der Arbeiter 35 Mark und darüber, die Verbandsbeamten meist nur 34 Mark 60 Pfennig; 7,8 Prozent der Arbeiter 40 Mark und darüber, die ältesten Verbandsbeamten, die fast zehn Jahre in der Organisation tätig sind, 38 Mark 58 Pfennig pro Woche.

Das Organ des Verbandes tadelt dieses. Warum? Eine Bewegung zugunsten der arbeitenden Schichten hat naturgemäß nur deren Interesse im Auge; der Proletarier, der bei seiner Hantierung bleibt, soll von ihr materiell gefördert werden. Von denen aber, die unmittelbar nur der Organisation dienen, wird „Idealismus“ verlangt; sie sind kaum eigentliche Proletarier mehr, sondern beinahe Bourgeois, und sobald davon einer aus der Partei etwas herauschlagen will, ist er ein höchst gemeiner Egoist.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: R. Wief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Wegberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände verkauft werden, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachtaste literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt keck und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Weber's: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Kothbarth, Leipzig. Preis nur je 2 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und wichtigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
LONDON *le* *le* **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE
 Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes

——— Un numéro tous les Samedis. ———

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Represents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns
Neue Freie Presse Wien
 □□□□ Erscheint täglich zweimal □□□□
 Insertionsorgan ersten Ranges
 Abonnements und Anzeigen vermittelt
Saarbach's News Exchange - Mainz

Zeitungs-Nachrichten
 in Original-Ausschnitten
 über Politik, Handel, Industrie,
 Kunst und Wissenschaft, sowie
 über alle sonstigen Thematata
 liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
 BERLIN O. 27.

*Illust. Broschüre, Referenzen usw.
 gratis und franko.*

Ein wahrer Schatz
 für alle durch jugendliche Ver-
 irrungen Erkrankte ist das be-
 rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
 83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
 Preis 8 Mark. Lese es Jeder, der
 an den Folgen solcher Laster
 leidet. Tausende verdanken dem-
 selben ihre Wiederherstellung. Zu
 beziehen durch das Verlags-
Magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
 Buchhandlung.

Garda-See

der schönste und
größte der Italle-
nischen Seen. n

Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano
2 Stunden

Venedig-Desenzano
3 Stunden

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

**Une page de
musique inédite**

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

**Saarbach's News
Exchange Mainz**

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 3/4 in. by 4 in., and 7/16 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambskin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|--|--------------------------------|
| Evelyn's Diary. | Letters of Horace Walpole. |
| Lamb's Works. | The Ingoldsby Legends. |
| The Vision of Dante. | Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. |
| Peacock's Novels. | Shakespeare. 3 Vols. |
| Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. | Milton's Poems. |
| Hawthorne's New England Romances. | Burns' Poems. |
| Tennyson's Poems. | Don Quixote. |
| Poems of Wordsworth. | Bacon's Works. |
| The Shorter Works of Walter Savage Landor. | Shelley's Poems. |
| Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. | Pepys' Diary. |
| Marco Polo's Travels. — Rosetti's Early Italian Poets. | |
| Autobiography of Benvenuto Cellini. | |
| The Poems of Samuel Taylor Coleridge. | |
| Homer's Illias. Translated by George Chapman. | |
| Homer's Odyssey and Shorter Poems. Translated by George Chapman. | |
| Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. | |
| Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. | |
| Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. | |
| The Novels of Laurence Sterne. | |
| Plays and Poems of Christopher Marlowe. | |
| The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols. | |

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtini.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELICO. By Edgcumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.



Soeben erschienen: 

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zichorlich

 Preis 1 Mark 

 Diese ungeschminkten Äußerungen über die Musikheuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann, ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei beteiligen will oder nicht. 

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell!  Hochinteressant!

In Vorbereitung befindet sich:

Arthur Kößler

Vom Dichter der toten Stadt und andere Essays

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandl., Leipzig

PHOTO-AMATEURE Finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter u. für Weihnachten
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfeht seine echten Schafwoll-
Loden - Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zell- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. illustriert
mit über
5000 nützlich. u. unentbehrl. Gegen-
ständen, hervort. Neuheiten in Stahl,
Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Keiner versäume solchen um-
sonst und franco zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Seltingen.

Empfehlenswerte Bücher aus dem Verlage von Friedrich
Kothbarth, Leipzig.

W. Schulte vom Brühl

gehört zu den besten unserer heutigen Dichter. Sein humoristischer Roman

Die Revoluzzer

rief einen Sturm der Begeisterung hervor, nicht nur von Seiten seiner großen
Gemeinde, sondern auch seitens der Kritik. Schulte gibt uns ein fesselndes ge-
heimes Bild der 1848er Kämpfe im bergischen Lande. Frischer Humor mischt
sich mit tiefem Ernst, und warmes Herzblut pulsiert in diesem echten Volkseroman.

Preis M. 5.—, gebunden M. 6.—. (Saale-Zeitung.)

Der Prinz von Pergola

führt uns mitten in die Romantik italienischer Renaissance. Er ist ein Werk
voll Kraft und Schönheit. (Stettiner Zeitung.)

Preis M. 4.20, gebunden M. 5.50.

Die Sünderin

Eine Vertovelle (Art. M. 1.80).

Der Dichter behandelt den ungemein heißen Stoff, der in Hamburg in
einem Hause des Lasters beginnt, trotz aller Realistik so dezent, daß wahre Sitt-
lichkeit keinen Anstoß nehmen kann. (Hamburger Nachrichten.)

Hans von Kahlenberg

Die starke Frau von Gernheim. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Sicherlich nicht das Buch, das erst der Senfation seines rasch berühmten
Vorgängers „Nizchen“ bedurfte, um zu Rang und Ehren zu kommen.

(Deutschland. Weimar.)

Carry Brachvogel

Der Nachfolger. Ein Roman aus Bayern. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Die Verfasserin, die zu den geistvollsten Frauen von München zählt, ent-
wirft mit glühender Phantasie lebensfrohe Bilder aus Bayern, die sich um
ein tragisches Schicksal von ganz modernem Charakter rahmen. (High Life, Berlin.)

Otto Erich Kiesel

Ebbe und Flut. Hamburger Geschichten. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Kiesel war ein Schneider, ehe er sein Erzählertalent entdeckte. Gleich
die erste Erzählung „Das Fräulein von Bräben“ zeigt mit einer Kraft des Aus-
drucks, einer Weisheit des Empfindens ein, wie sie nur unseren besten Dichtern
eigen ist. (Berliner Volksausleger.)

Soeben erschienen: **PRACHTKATALOG DER**

Mozart - Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zichorlich

PREIS 1 MARK

Diese ungeschminkten Äußerungen über die Musik-
heuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen
erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann,
ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der
Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei
beteiligen will oder nicht. **XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX**

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! **XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX** Hochinteressant!

In Vorbereitung befindet sich:

Arthur Kößler

Vom Dichter der toten Stadt und andere Essays **XXXXXX**

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandl., Leipzig

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**,
besonders für den Photo-Sport im Winter- u. für Weihnachten
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zell- u. portefoler Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. illustriert
mit über
5000 nützlich. u. unentb. Gegen-
ständen, hervorr. Neuheiten in Stahl,
Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Keiner versäume solchen um-
sonst und franco zu Verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.

Empfehlenswerte Bücher aus dem Verlage von Friedrich
Kothbarth, Leipzig.

W. Schulte vom Brühl

gehört zu den besten unserer heutigen Dichter. Sein humoristischer Roman

Die Revoluzzer

rief einen Sturm der Begeisterung hervor, nicht nur von Seiten seiner großen
Gemeinde, sondern auch seitens der Kritik. Schulte gibt uns ein fesselndes ge-
trunnes Bild der 1848er Kämpfe im bergischen Lande. Frischer Humor mischt
sich mit tiefem Ernst, und warmes Herzblut pulsiert in diesem echten Volkseroman.

Preis M. 3.—, gebunden M. 5.—. (Saale-Zeitung.)

Der Prinz von Pergola

führt uns mitten in die Romantik italienischer Renaissance. Er ist ein Werk
voll Kraft und Schönheit. (Stettiner Zeitung.)

Preis M. 4.20, gebunden M. 5.50.

Die Sünderin

Eine Versnovelle (kart. M. 1.50).

Der Dichter behandelt den ungemein heißen Stoff, der in Hamburg in
einem Hause des Lasters beginnt, trotz aller Realistik so bezeugt, daß wahre Sitt-
lichkeit keinen Anstoß nehmen kann. (Hamburger Nachrichten.)

Hans von Kahlenberg

Die starke Frau von Vernheim. M. 2.—, gebunden M. 4.—.

Sicherlich nicht das Buch, das erst per Sensation seines rasch berühmten
Vorgängers „Nigchen“ bedurfte, um zu Rang und Ehren zu kommen.

(Deutschland, Brimar.)

Carry Brachvogel

Der Nachfolger. Ein Roman aus Syon. M. 2.—, gebunden M. 4.—.

Die Verfasserin, die zu den geistvollsten Frauen von München zählt, ent-
wickelt mit glühender Phantasie lebensstrebende Bilder aus Syon, die sich um
ein tragisches Schicksal von ganz modernem Charakter röhren. (High Life, Berlin.)

Otto Erich Kiesel

Ebbe und Flut. Hamburgs Geschichte. M. 2.—, gebunden M. 3.—

Kiesel war ein Schneider, ehe er sein Erzählertalent entdeckte. Gleich
die erste Erzählung „Das Fräulein von drüben“ zeigt mit einer Kraft des Aus-
drucks, einer Weise des Empfindens ein, wie sie nur unsern besten Dichtern
eigen ist. (Berliner Lokalanzeiger.)

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

|| Vier Auflagen waren innerhalb 8 Tagen vergriffen, ||
|| die 5. und 6. befinden sich in der Maschine. ||

Der Verfasser, ein intimer Kenner unserer Politik und ihrer Personen, weist in durchaus überzeugender Weise nach, daß nach Algeciras die Kriegsgefahr nicht etwa verschwunden ist, daß sie nicht nur nach wie vor besteht, sondern daß sie noch viel näher gerückt wurde, als das deutsche Volk ahnt. Es ist im Interesse unserer Wehrfähigkeit Pflicht desjenigen, der Kunde der von dieser Gefahr erhielt, rechtzeitig Alarm zu schlagen, um die Nation vorzubereiten, daß das *Toujours en vedette* heute mehr denn je Geltung hat, daß es alle Kräfte anzuspannen gilt, um dem zu erwartenden Ansturm zu begegnen. Goldbecks Ausführungen werden sicherlich viel Widerspruch, zumal aus den offiziellen Kreisen, die nach wie vor jede Kriegsgefahr leugnen, erfahren, nichtsdestotrotz wird seine Schrift ein Verdienst um das Vaterland bilden, da sich aus der zu erwartenden öffentlichen Erörterung die Anschauungen klären werden.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

**DIE
FUNKEN**

**36
7. JUNI
20PF**

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Die amerikanische Gefahr | 1105 |
| Was erfährt der Kaiser? / von Eduard Goldbeck | 1111 |
| Faschingskränzchen im Athletenklub „Milo von Kroton“ / von Karl Hans Strobl | 1116 |
| Mozart-Heuchelei / von Ernst Ludwig Schellenberg | 1123 |
| Ein Zwiesgespräch über Th. Th. Heine / von Arthur Köhler | 1126 |
| Redaktionsseite | 1131 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Vornstedterstr. 10.



Die amerikanische Gefahr

Im allgemeinen sieht man Nationalcharaktere so, wie man sie sehen will. Gibt es nicht immer noch Köpfe, in denen sich „der Deutsche“ malt als ein sinnig-inniges, im Privatverkehr minniges, überdies biederes, braves, treues, standhaftes und gerades Geschöpf? Dann gibt's aber wieder andere, die sehen in ihm den Grübler, den Hamlet, den philosophischen, tiefen Geist, der aus sich heraus einsame Höhenflüge tut. Den einen ist er der Schöpfer unendlicher Kulturwerte; den andern ein Nachbeter fremder Moden; den einen ein herrischer, partikularistischer, stolzer Rassenmensch; den andern ein Tier mit Herdeninstinkten, dem man jede beliebige Last auf den breiten und geduldigen Buckel packen darf. Es ist uns gestattet, unter jede Heroenbüste und unter jede Karikatur die Inschrift: der Deutsche zu setzen — immer werden sich zahlreiche Kronzeugen finden, die die Richtigkeit der Auffassung beschwören. In jedem europäischen Kulturvolke erscheinen so konträre Charakterzüge, daß der einigermaßen besonnene Betrachter vor dem Wagnisse zurückschrecken wird, eine bündige nationale Charakterologie festzustellen. Aber was für Europa

gilt, ist nicht übertragbar auf Amerika. Den Vereinigten Staaten gegenüber scheinen alle Beurteiler der einen Meinung zu sein, daß man von einem durchgehenden nationalen Charakter reden darf. Ein so vorsichtiger, die Tatsachen so genau wägender Forscher wie Sombart konstatiert (im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“): „Gewiß ist alles, was Landeseigenart betrifft, außerordentlich mannigfaltig in den Vereinigten Staaten. Dafür ist aber alles Institutionelle, ist vor allem auch der Charakter des Volkes von einer geradezu verblüffenden Uniformität. So haben wirkliche Kenner, wie Bryce und andere, oft genug festgestellt, und das muß jedem, der mit amerikanischem Leben in Verührung kommt, sofern er nur etwas unter die Oberfläche zu schauen vermag, sich als besondres Kennzeichen dieses Staates aufdrängen.“ Das Bewußtsein von der Richtigkeit dieser Erfahrung ist in die weitesten Volksschichten gedrungen, und es gibt zurzeit keinen Volkstyp, der prägnanter aufgefaßt würde, als der Typ des Yankee: des smarten, d. h. gerissenen Money-makers. Dieser Typ ist kein politischer, wie der John Bull, die Marianne oder der Michel, sondern ein kultureller. Um so seltsamer ist es, daß seine Bedeutung für Europa trotz der vielen politischen und wirtschaftlichen Amerikaliteratur bisher nicht hinreichend gewürdigt war. Dieses zum ersten Male getan zu haben, ist das Verdienst einer Broschüre: „Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige“,*) deren Verfasser sich Germanus nennt: ein Pseudonym, das geeignet wäre, üble Assoziationen zu erwecken, wenn nicht die Lektüre der Schrift sofort darüber aufklärte, daß wir es mit einem guten Europäer zu tun haben.

„Gebildet sein heißt: Kulturwerte überhaupt kennen, sie als das Wichtigste im Leben ansehen, und endlich: in ihnen seine edelste, seine unentbehrliche, vielleicht seine einzige Befriedigung suchen und finden.“ Nur in dieser Art „Gebildete“ sind Träger der Kultur; nur in einem Lande, wo sie zu finden sind, noch mehr: wo sie auf den allgemeinen Anschauungs-

*) Altenburg, Stefan Geibel.

bestand einen Einfluß ausüben, ist Kultur vorhanden. Da diese Voraussetzungen für die Union nicht zutreffen, ist sie kulturlos. Diesen Tatbestand haben selbst glühende Amerikaneuthusiasten zugegeben. Whitman z. B. sieht die autochthone amerikanische Kultur als etwas, das noch kommen soll, das dann freilich auch alles bisher Dagewesene überragen wird: aber wir haben seitdem reichlich lange gewartet, und gekommen ist nichts. Ist Emerson vielleicht ein Amerikaner, er, der als Ausbeuter aufgesammelter Kulturschätze mit Carlyle, Pater, Ruskin auf einer Linie steht? Nein, er ist es nicht: aber ein Amerikaner ist — Mark Twain. Der ist ganz echt.

Amerika ist ein zivilisiertes, ein sehr zivilisiertes Land. Aber ein zivilisiertes Land kann durchaus leben ohne Kultur. Es fällt mir eine Schnurre von Paul Scheerbart ein, eine Zirkuszene, in der dem Clown Kapitalski von seinem Gegner der Kopf abgedreht wird: aber Kapitalski kann leben ohne Kopf. Hinter dieser skurrilen Szene steckt eine Weisheit. Kapitalski bedarf der Kultur nicht, denn er hat die Zivilisation. Wir möchten auf sie samt ihren Segnungen — als da sind Regenschirme, Streichhölzer, Lokomotiven, Telegraph, Telephon und Röntgenstrahlen — keineswegs verzichten; sie dienen dazu, unser äußeres Leben bequemer und komfortabler zu gestalten. Aber sie können niemals der Zweck unserer Existenz sein. Wir benützen sie, hüten uns aber wohl davor, uns von ihnen besitzen zu lassen. Wir wissen, daß jede Erleichterung des Daseins, jede Zeitersparnis, jede Gelegenheit zu gesteigertem Erwerb nur den einen Zweck hat, uns dem Besitz und Genuß kultureller Güter um so ungestörter zu ergeben. Wenn wir dieser Meinung sind, dann werden wir unserem Germanus recht darin geben müssen, daß sich das Kulturniveau seit den Tagen Athens keineswegs gehoben hat, sondern sogar gesunken ist. Der gebildete Grieche arbeitete nicht des Erwerbs halber; das besorgten die Sklaven. Der kluge Xenophon schlug sogar allen Ernstes vor, durch einen rationellen Abbau der Silberminen aus jedem freien Bürger einen Rentier von Staats wegen zu machen. Die Tendenz eines solchen Vorschlages geht darauf hinaus, jedem Bildungsfähigen ein mög-

licht vollkommenes Dtinum zu schaffen: dahinter steht das Vertrauen, daß jeder, auch ohne den Sporn der materiellen Not zu fühlen, imstande sein würde, sich zu beschäftigen. Wenn er dazu imstande sein sollte, mit der Produktion seiner Werte; andernfalls aber mit ihrem Genuß. Aus diesem reinlichen Beispiel ist zu ersehen, daß Kultur immer ein Endpunkt, ein Selbstzweck ist; darüber hinaus gibt es nichts, worin sie steht und wirkt, ist angelangt. Die Zivilisation hat kein Ende; sie schreitet, seit es Menschen gibt, fortwährend weiter; und eben, weil sie sozusagen endlos ist, braucht sie die Menschen auf. Germanus macht darauf aufmerksam, daß der amerikanische Geschäftsmann in der Regel im Geschäftsleben bleibt bis zu seinem Tode; zöge er sich zurück, so wüßte er einfach nicht, was er mit sich anfangen sollte; er würde sich langweilen. Ich habe es oft als einen Vorteil amerikanischer Erziehung rühmend hören, daß der junge Mensch selbstständig und umsichtig genug ist, sich durchzusetzen und aus eignen Kräften zu erhalten. Aber ich bin der Meinung, daß ein solches Verdienst sehr gering ist, so lange der Gegenstand, der erhalten wird, nicht einen selbständigen und nicht abzu-disputierenden Wert hat. Oft neige ich sogar zu der Ansicht, daß manches besser zugrunde ginge, als seiner Wichtigkeit die materielle Fortdauer zu sichern.



Wo es Kultur gibt, sind Menschen und Dinge inkommensurabel. Phidias und ein Knoblauch fressender Schuster aus der Vorstadt, Alcibiades und ein großmäuliger Gerber, Sophokles und ein miserabler Sykophant sind ebensowenig vergleichbar, als ein figurenreicher Fries aus Künstlerhand mit einer Knochendecke oder ein Drama mit einer Schuhsohle. Die Zivilisation aber schafft, wo sie herrscht, für alle Dinge einen gemeinen Wertmesser. Die Dinge müssen meß- und wägbare sein: man mißt und wägt sie am Gelde.

Die Amerikaner sind eingenommen für alles, was kostbar ist. Sombart erzählt: „Läßt sich die Kostbarkeit nicht sichtbar machen, so setzt man ohne viel Umschweife den Geldwert einer Ziffer vor den ‚geschätzten‘ Gegenstand: ‚Haben Sie den 50000 Dollar-Rembrandt im Hause des Mr. X. schon gesehen?‘ — die oft gehörte Frage. ‚Heute früh ist die 500000 Dollar-Yacht Carnegies im Hafen von so und so eingelaufen‘ (Zeitungsnotiz).“ Setzen wir die beiden Bemerkungen in Beziehung zueinander, so haben wir die reinliche Gleichung: eine Yacht Carnegies hat den — absoluten! — zehnfachen Wert eines Gemäldes von Rembrandt. Germanus wertet den Gegenstand ins Persönliche. „Wenn Sie,“ sagt er einem Amerikaner, „einem Maler wie Leibl ein Bild ablaufen, dann glauben Sie mehr zu sein als Leibl, denn Sie haben den Mann bezahlt.“

Diese Art zu werten, die hierin ausgedrückt ist, ist nicht neu. Sie findet sich überall, wo das Geld die erste Rolle spielt, und zuweilen auch da, wo man sie nicht vermuten sollte. Wir haben in der letzten Zeit oft gehört, daß unser Kaiser der erste Mann in Kunst und Wissenschaft ist. In der Kunst ist er es, weil er große Aufträge zu vergeben hat; in der Wissenschaft, weil die staatlichen Zuwendungen an wissenschaftliche Institute in Preußen seiner Genehmigung unterliegen. Diese Art zu werten ist amerikanisch; und darum ist es kein Wunder, daß gerade unser Gesandter in Amerika und ein amerikanischer Professor sie sich zu eigen gemacht haben. Obwohl der deutsche Philister (wie der jeder anderen Nation) schon von jeher dazu geneigt war, den Auftraggeber und Zahler dem Produzenten, vor allem aber dem Produzenten kultureller Güter überzuordnen, ist die Vertretung dieses Prinzips durch ein großes und mächtiges Volk etwas Neues und dazu etwas Gefährliches.

Denn noch ist bei uns eine Kultur zu gefährden. Zwar bin ich nicht, wie Germanus, der Meinung, daß für sie jene „satten Existenzen“, Leute, die nie gearbeitet haben und nie arbeiten werden, wesentlich sind. Diese satten Existenzen arbeiten nämlich auch geistig nicht; sie sind von dem Verständnis verfeinerter Lebensgenüsse wie Kunst und Literatur (das an den Griechen

so schätzenswert war) durchaus separiert. Ein adliger Leutnant mit geringer Grütze ist in meinem Sinne weder ein „Luxusmensch“, noch ein durch Mißwirtschaft verschuldeter und hilfloser Agrarier eine „Art Kunstwerk“; und gerade ihnen würde es keineswegs schaden, wenn sie einmal feste arbeiten müßten, um für ihr Dasein ein Äquivalent zu geben. Aber das fürchte ich freilich, daß durch das Eindringen des Amerikanismus die geistige Produktion gehemmt, die Nachfrage völlig aufgehoben würde.

Ich bin der festen Überzeugung, daß Kunst und Kultur bei uns nur infolge einer frommen Lüge noch am Leben sind. Unsere Bürger und Freunde denken längst in der Mehrzahl amerikanisch; und die Beamten, die zu einer pflichtgemäßen Entsaugung gegenüber dem freien Erwerb verdammt sind, lassen mehr und mehr ihre Söhne einträglichere Verufe wählen. „Bildung“ suchen die Leute lange nicht mehr darum, weil sie sie als die Hauptsache, den Endzweck des Daseins, den höchsten Genuß ansehen, sondern weil es infolge der Tradition zum guten Ton gehört, mit einigem Respekt von geistigen Dingen zu reden. Mit dem vollkommenen Siege des Amerikanismus würde dieser Respekt sofort davonfliegen; man dürfte seinem Gelüste nachgeben und auf die sogenannte Bildung pfeifen. Das wäre aber schade, denn Kunst, Literatur, Wissenschaft bedürfen zu ihrer Erhaltung des Interesses; sei es des lebendigen oder des vorgespiegelten. Der Amerikanismus würde das, was in Deutschland von Kultur ist, nicht unmittelbar töten; aber er würde der Kulturheuchelei ein Ende machen, ohne die materielle Basis, auf der auch die Kultur stehen muß, nicht existieren kann.

Die Leute sehen sich Kadelburgs „Familienstag“ wirklich viel lieber an, als etwa Hauptmanns „Pippa“. Aber sie machen der Kunst ihre Reverenz und geben, sobald sie sprechen, Hauptmann den Vorzug vor Kadelburg. Der Amerikaner würde das nicht so machen; er würde Kadelburg unbedingt höher stellen, es sei denn, daß das Eintrittsgeld für „Pippa“ bedeutend höher wäre: denn dann würde er davon überzeugt sein, daß dem teureren Stück auch das höhere Maß beizumessen ist.

Also: erhalten wir die Legende, daß wir ein Kulturvolk seien; bekämpfen wir den Amerikanismus in seinen Äußerungen, damit der Respekt vor der Kultur wenigstens erhalten bleibe; und freuen wir uns im stillen und Lauten darüber, daß an Stelle der unbequemen amerikanischen Geldsackbrutalität der bequeme europäische Geistesnobbismus herrscht. Er ist, wenn auch scheußlich, doch wenigstens nicht tödlich.



Was erfährt der Kaiser? / von Eduard Goldbeck

Fürsten haben immer wahre Freunde. Diese wahren Freunde sagen den Fürsten die Wahrheit. Aber was ist Wahrheit? Das, was der Fürst für wahr hält oder das, was die Freunde für wahr halten? Niemand weiß es, auch die Freunde nicht. Folglich sagen sie, nur um sicher zu gehen, dem Fürsten immer die Wahrheit, die dieser für wahr hält. Auf dieser Grundlage gestalten sich die gegenseitigen Beziehungen so harmonisch, wie dies zwischen gleichgestellten Freunden niemals der Fall ist. Denn zwischen diesen ist Disharmonie die Regel.

Der Fürst gibt das Thema an. Der Freund, wenn er dumm ist, variiert es, wenn er klug ist, repetiert es. Er repetiert es mit allerhand Fehlern, die deutlich dartun, daß er nicht imstande ist, das Thema zu erfassen. Seine Existenz ist dem Beweis gewidmet, daß er nicht als Persönlichkeit, sondern nur als Freund des Fürsten Existenzberechtigung besitzt. Ziel seines Lebens ist, Reflex zu werden. Auf dieser Grundlage gestalten sich die gegenseitigen Beziehungen so harmonisch, wie dies zwischen gleichgestellten Freunden niemals der Fall ist. Denn hier will immer jeder der Klügere sein.

Dieses schöne Verhältnis hat nur einen Nachteil: der Fürst erfährt über sich selbst, über Menschen und Dinge nichts Neues. (Ich habe nicht gesagt, „über andere Menschen“, zu einem solchen lapsus bin ich zu sehr Hofmann.) Neues erfährt er nur von Originalen, wie etwa Steinmeß es war. Der „Kronprinz“ hatte sich einmal zur Besichtigung des V. Armeekorps angefangt, versäumte aber die angelegte Stunde, weil er unterwegs — es war im Jahr 1866 — anderen Truppen begegnete, die er noch nicht gesehen hatte und an denen er nicht ohne eine Begrüßung vorüberreiten wollte. Als er nun beim V. Korps ankam und den General von Steinmeß mit einem Wort der Entschuldigung über die Verspätung begrüßen wollte, „ich habe mich verspätet . . .“ setzte dieser mit scharfer Betonung hinzu: „Zawohl, Keenigliche Hoheit, 'ne ganze Stunde, Zeit genug, 'ne Schlacht zu verlieren.“ Solche Originale sind jetzt nicht mehr möglich, weder am Hofe, noch in der Armee, noch in der Verwaltung. Wie es Feinschmecker gibt, die Schwarzbrot lieben, so wissen manche Fürsten die Delikatesse der Grobheit zu goutieren. Wilhelm der Zweite gehört, glaube ich, nicht zu ihnen. Er läßt sich, wie Bismarck von ihm sagte, nicht imponieren, sondern imponiert lieber den anderen. Und das gründlich. Seine Umgebung ist sein Echo geworden und so habe ich mich schon oft gefragt: Was erfährt der Kaiser?

Vor einiger Zeit kam im Reichstage die Frage zur Sprache, ob und in welcher Hinsicht unser Richterstand verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig sei. Der sozialdemokratische Abgeordnete Heine hielt eine glänzende Anklagerede, Herr Nieberding antwortete dürftig. Bald darauf wurde dem Professor Gierke der Auftrag, gelegentlich eines Diners beim Justizminister in Gegenwart des Kaisers über das Thema „Die Stellung und die Aufgaben der Rechtsprechung im Leben der Gegenwart“ einen Vortrag zu halten. Er erledigte die Anklage, bei uns werde allzu häufig Klassenjustiz geübt, mit dem Satz: „Der ganze Vorwurf ist nichts als ein hegerischer Versuch, an einer besonders bedrohlichen Stelle unseren Staatsbau zu unterhöhlen.“ Franz v. Liszt aber schreibt in seiner

Broschüre „Die Reform des Strafverfahrens“ (Berlin, 3. Guttentag) folgendes:

„Diese Aufgabe (der Kommission für die Reform des Strafprozesses) ging dahin, die Gründe klarzulegen, aus welchen, wie die Motive zu der Regierungsvorlage von 1895 zugeben, das Vertrauen des Volkes in unsere Strafrechtspflege erschüttert ist, und damit die Richtung zu bestimmen, in der sich die Reformvorschläge zu bewegen haben. Zu einer solchen Prüfung hätte schon die unbestreitbare und wohl auch allgemein bekannte und anerkannte Tatsache Anlaß geben sollen, daß diese Ersütterung des Vertrauens nicht allen Gerichtskörpern gegenüber und nicht in allen Teilen des Deutschen Reiches in gleicher Stärke vorhanden ist. Der tiefste Grund für die Entfremdung, die zwischen dem Rechtsbewußtsein des Volkes und unserer Strafrechtspflege zweifellos besteht, liegt zum kleineren Teil im Gesetz, zum größeren Teil in der Persönlichkeit unserer beamteten Strafrichter. Das darf nicht vertuscht, das muß vielmehr mit möglichster Offenheit ausgesprochen werden.“

Diese Sätze beweisen wohl, daß Prof. Gierke im Unrecht war, als er die Sozialdemokratie und ihre trefflichen Minierer als die einzigen Mörder im besetzten Deutschland darzustellen suchte. Was erfuhr der Monarch durch den beredten Mund dieser juristischen Leuchte? Nichts. Nichts als etwa die folgende Pomposität: „Unserer Zuversicht, daß die deutsche Rechtsprechung auch in Zukunft alle Schwierigkeiten, die ihr die wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen eines gährungreichen Zeitalters bereiten, siegreich überwinden werde, gibt nichts anderes einen so festen Halt als der hohe und starke Schirm und Schutz unseres Kaisers und Königs.“

Doch genug von dem alliterierenden Kallen dieses ekstatischen Wahrheitbekenners. Ein anderes Bild, der Guckkasten ist noch ganz voll. Anläßlich der Finanzreform hat der Kaiser dem Fürsten Bülow mit einer Wärme für seine Mühewaltung gedankt, die geradezu unerklärlich war. Fast klang es, als sehe der Kaiser in der Auschnüffelung einiger kulturfeindlichen und leistungsunfähigen Steuern eine rettende Tat.

Erstens ist, wie ich mir an dieser Stelle schon darzulegen erlaubte, die Reform dieses hochtönenden Namens nicht wert, weil sie keine grundsätzliche Änderung bringt. Das Reich hat zunächst etwas höhere Einnahmen; in spätestens zehn Jahren ist die Finanzmisere genau dieselbe. Das Ziel der Reform hat der verstorbene badische Finanzminister Dr. Buchenberger in folgenden Worten ausgesprochen: „Das Bedürfnis einer Reform im Sinne einer schieblichen und friedlichen Trennung zwischen Reichs- und Landesfinanz ist nach wie vor gegeben und kann erst dann als befriedigt angesehen werden, wenn die Matrikularbeiträge in ein festes Verhältnis zu den Überweisungen getreten oder doch gesetzliche Sicherheiten gegen allzugroßes Schwanken der Matrikularbeiträge gegeben sind.“ Dieses Ziel ist nicht erreicht worden, die Mitarbeit des Fürsten Bülow ist eine minimale gewesen, gegen die Fahrkartensteuer und die Erhöhung des Ortsportos protestiert die — freilich in ihrer Existenz noch nicht amtlich beglaubigte — öffentliche Meinung mit Einmütigkeit. Und angesichts dieser Tatsachen fragt man sich wieder: Was erfährt der Kaiser?

So langweilig die Parlamentöverhandlungen bisweilen sind, der Kaiser sollte sie doch lesen. Lesen. Im Stenogramm. Nicht nur in ad usum delphini auf den Glanz hergerichteten Referaten. Dann würde er ersehen haben, daß Herr Genzmer hunderttausend Mark vergeudet hat und daß gesetzliche Vorschriften verletzt worden sind, nur um ihm ein Haus als „fertig“ zu präsentieren, das in Wirklichkeit nicht fertig war. Er würde ersehen haben, daß die hohe königliche Staatsregierung in der Denkschrift, in der sie die Etatsüberschreitungen zu rechtfertigen versuchte, diese skandalöse Tatsache mit keinem Worte erwähnte; wie es scheint, weil Herr Genzmer es vorzog, sie in des Busens tiefstem Schrein zu bergen. Er würde ersehen haben, daß Herr v. Rheinbaben kein Wort der Entschuldigung nötig fand, sondern in hohem Ton die Presse absanzelte, die Gott sei Dank diese netten Leistungen ans Licht gezogen hatte. Das alles würde er ersehen haben und könnte dann ein für allemal zeigen, daß ein Hohenzoller für Potemkinaden nicht empfänglich ist. Aber: was erfährt der Kaiser?

Über Algeciras ist genug gesprochen worden. Aber ich will doch noch erwähnen, daß selbst ausländische Blätter erstaunt die Frage aufwarfen, warum wir die Verufung einer Konferenz erzwangen, auf der wir der Lage der Dinge nach nur Nackenschläge erhalten konnten. Die „Contemporary Review“ sagt in ihrem Maiheft: „Es scheint indessen eine Tatsache zu sein, daß die Botschafter an den verschiedenen Höfen Europas in Anbetracht des Autors den genialen Plan unentwegt priesen und das vollste Vertrauen auf sein Gelingen bekundeten. Nicht einer von ihnen — so versichern Berliner Berichte — hatte den Mut, nach Hause zu schreiben: ‚Der Schlachtplan ist allerdings des kaiserlichen Genius würdig, aber nichtsdestoweniger wird die plebejische Volksmeinung unerschütterlich widerstehen. Deshalb bin ich außerstande, von diesem Lande irgendwelche Unterstützung auf der Konferenz zu erhoffen.‘ Nicht ein Geschäftsträger schrieb so, obwohl nur wenige anders gedacht haben können.“ Richtig. Und warum schrieben diese Herren anders als sie dachten? Cruelle énigme. Sicher nur aus Mißtrauen gegen sich selbst und im Vertrauen auf die höhere Einsicht. Aber ist denn der kostspielige Apparat der Diplomatie nötig, wenn der Kaiser nicht wußte, daß Goluchowski auf dem Aussterbeetat stand, nicht wußte, wie seine Depesche in Oesterreich, wie sie in Ungarn wirken würde? Und jetzt: Ist Franz Josef krank geworden, um den Besuch absagen zu können oder war ihm der Besuch so unbequem, daß er krank wurde? Wir werden's wohl nicht erfahren, aber erfährt es wenigstens der Kaiser?

Es wäre ziemlich gleichgültig, ob der Kaiser besser oder schlechter informiert ist, ob er Ohnet für einen Shakespeare, Vegas für einen Michelangelo, Werner für einen Votticelli hält, wenn er nicht auf allen Gebieten eingriffe und einwirkte, immer voll guten Willens, immer von der Überlegenheit seiner Einsicht überzeugt und durchaus nicht immer hinreichend informiert. Das Ergebnis ist eine Minderung der monarchischen Autorität. Dieses Ergebnis wäre nicht beklagenswert, wenn ihm eine Minderung der monarchischen Machtfülle entspräche. Da diese Machtfülle aber in den letzten Jahren eher gewachsen

ist, entsteht eine Inkongruenz, die auf viele Deutsche sehr peinlich wirkt. Gute Monarchisten haben daran gedacht, zu Informationszwecken die österreichische Einrichtung eines Ministers a latere bei uns einzuführen. Ein Minister a latere ist ein Minister, den der Monarch beiseite liegen lassen kann. Es muß anerkannt werden, daß uns solch ein Minister recht fehlt. Aber ich fürchte, auch er würde nicht das Ohr des Monarchen haben. Wilhelm der Zweite will keinen Mentor; er sucht, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, gehorsame Minister. Typen wie Steinmeß sind weder bei Hofe, noch in der Armee, noch in der Verwaltung mehr möglich. Dafür haben wir jetzt die rollenden Rhythmen des Herrn v. Bethmann und Pod sagt übellaunisch: „Die Neien sind mir zu jeistreich, da komm' ich nich mit!“



Faschingskränzchen im Athletenklub „Milo von Kroton“ / Bericht im „Fachblatt des allgem. internationalen Athletenklubs“ / von Karl Hans Strobl

Am 23. Jänner war vom Vorstand des Athletenklubs „Milo von Kroton“ beschlossen worden, ein Faschingskränzchen zu veranstalten. Man gab sich der Hoffnung hin, daß dieses Fest einen würdigen Verlauf nehmen werde und nahm sich vor, nichts zu versäumen, um es möglichst glanzvoll zu gestalten.

Als die ersten Festgäste die glänzend erleuchteten Räume des Hotels „Harmonie“ betraten, wurden sie schon auf der Treppe von dem Empfangsausschuß des Vereins begrüßt. Zur Feier des Tages hatten alle Vereinsmitglieder höchste Gala angelegt, frischgewaschene Trikots und schmale, goldgestickte Samthosen, dazu den tadellosen Frack des Salons

löwen. Jeder trug eine schwere Keule in der weißbehandschuhten Rechten, die er mit einem ermunternden Ruf in die Luft warf, um sie in der Linken wieder aufzufangen, wenn er einer Dame mit galanter Verbeugung den Arm reichte. Jeder der Herren erhielt eine Eisenkugel von zehn Kilogramm Gewicht, in deren Innerem sich die Tanzordnung medaillonartig eingeschlossen befand. Schwächeren Gästen wurde auf Wunsch eine höchst aparte Eisenkette beige stellt, um die Kugel auch um den Hals hängen zu können. Unter einer Ehrenpforte von Knochen wurden die Gäste in den Saal geleitet. Neugierigen gaben die Herren vom Ausschuß in sehr bereitwilliger Weise Auskunft, daß diese Knochen dem Gerippe eines Senegallöwen entstammten, den der Vorstand des Klubs, Herr Selchermeister Hubert, genannt der „starke Gottlieb“ und Besitzer der Weltmeisterschaft von 1902, einst bei einem Ringkampf in der Arena des Zirkus Busch durch etwas unbedachte Kraftanwendung erdrückt hatte. Mit Stolz zeigten die Mitglieder die Bruchstellen der Rippen, die man durch einen geschickten Präparator wieder zur ursprünglichen Form zurückgebracht hatte.

Einen eigenartigen und sehr sinnvollen Schmuck erblickte man im Tanzsaal selbst. Leuchtende Festons zogen sich rings um die Galeriebrüstungen des ungeheuren Raumes. Sie bestanden aus den im Faustkampf ausgeschlagenen Backenzähnen fremder Kämpfer, die sich mit den Mitgliedern des Klubs zu messen gewagt hatten. Man hatte die Zähne ausgehöhlt und winzige Glühlampen darin befestigt. Dadurch war eine überraschende Wirkung erzielt worden und die glückliche Erfindung des Plasterermeisters Altrichter, genannt „König August der Starke“, fand allgemein bewundernde Anerkennung. Von der Decke des Saales hing aus einer Stuckrossette an einer dicken Kette ein riesiger Braubottich herab, ein Geschenk des Bierbrauers Santalides. Boden und Wände des Bottichs waren durchbrochen und mit Vogenlampen besetzt, deren Schein durch verschiedenfarbiges Glas drang. Auf einer Tribüne in gleicher Höhe mit dem Bottich saß der Spender dieses bemerkenswerten Stückes und hielt den Bottich durch die Kraft seines

Atems in unaufhörlicher, drehender Bewegung. Ein höchst anheimelndes Farbenspiel war dadurch erreicht worden, ein Huschen von blauen und roten und grünen Lichtern, das viel zur Erhöhung der Feststimmung beitrug.

Nun aber begann das Vereinsorchester auf der Galerie den „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ zu spielen. Man hatte leider bei der Aufstellung des Programmes die ungeheure Lungenkraft der Mitglieder des Klubs nicht bedacht. Zu so freundlichen Erfolgen Herr Santalides beitrug, so überraschend war die durch die großen Blechinstrumente gesteigerte Wirkung des Orchesters. Nach dem dreizehnten Takte bröckelte bereits der Bewurf an der Decke des Saales los und nach dem achtzehnten Takt fiel ein großes Stuckornament herab, drei Damen und zwei Herren unter seiner Wucht zersquetschend. Weit ausgiebiger aber war die Splitterwirkung, die dadurch entstand, daß ein Teil des Ornamentes auf den Schädel des Herrn Hubert fiel, wo er zersprang. Die Splitter streuten über die Hälfte des Saales hin und hatten zahlreiche Verwundungen zur Folge. Es verlautet, daß eine der verletzten Damen Herrn Hubert gerichtlich auf Entschädigung belangen will; ein Vorhaben, das selbstverständlich nicht gebilligt werden kann. Der kleine Zwischenfall verursachte keine weitere Störung, da die Toten und Verwundeten sogleich zu der in einem Nebenzimmer eingerichteten Sanitätsabteilung geschafft und wo die Verwundeten von drei Chirurgen in Behandlung genommen wurden. Inzwischen war das Orchester bis zum sechzigsten Takt gelangt. Man hätte keinesfalls gewagt, das sehr angeregte Fest zu stören, wenn nicht gemeldet worden wäre, daß sich auch außen in den Mauern des Hotels bereits Spalten zeigten und daß sich das ganze Gebäude nach Westen zu neigen beginne. Daraufhin wurde von der Polizeiinspektion die Verfügung getroffen, daß das Orchester seine Produktionen einzustellen habe. Der Kränzenauschuß war nun in einiger Verlegenheit. Zum Glück erinnerte sich Herr Altrichter daran, daß in den Räumen einer nahegelegenen Restauration zu gleicher Zeit ein Militärkonzert stattfindet. Unter Vorantritt des Vorstandes begaben sich hierauf vier

Mitglieder des Klubs in die Restauration, nahmen das Podium samt der darauf konzertierenden Militärkapelle auf und trugen es sogleich in den Festsaal. Der Transport geschah ohne weiteren Unfall, nur die Vorderwand der Restauration wurde eingerissen und auch das Treppenhaus des Hotels „Harmonie“ etwas beschädigt. Ein Musikfeldweibel, der den ungeschickten Gedanken hatte, aufstehen zu wollen, zerstiess sich den Kopf an der Ehrenpforte.

Unter dem jubelnden Beifall aller Anwesenden begann die Militärkapelle einen flotten Walzer zu spielen, der sofort alle Geister des Tanzvergnügens entfesselte. Man kann mit Recht sagen, daß die Mitglieder des Klubs sich auch in dieser Beziehung auszeichneten. Um den Stil des Festes zu wahren, sahen die Herren des Ausschusses darauf, daß keiner der Tänzer seine Tanzordnung ablegte. Einige Widerspenstige, die ihre Kugeln in irgend einem Winkel weggeben wollten, wurden mit sanfter Gewalt zu ihnen zurückgezwungen. Diese Maßregel war von bestem Erfolg begleitet. Nur einige sehr schwache und offenbar fränkliche Individuen bekamen durch das Umhängen der Tanzordnungen Bluthusten, insofgedessen zwei von ihnen in der Sanitätsabteilung verschieden.

So ging das Fest in fröhlichster Stimmung seinem Höhepunkt entgegen. Gegen Mitternacht wurde eine Erscheinung bemerkt, die das lebhafteste Interesse aller anwesenden medizinischen Autoritäten erregte. Die anwesenden Damen, die das Glück hatten, Mitglieder des Klubs zu Tänzern zu haben, waren nämlich alle um ein Stück kürzer geworden. Je nach dem Dichtigkeitsgrad und der Konsistenz ihrer Körper um ein größeres oder ein kleineres Stück. Die wackeren Tänzer des „Milo von Kroton“ hatten sie nämlich abgetanzt. Eine sehr schlanke, aber überaus zarte Dame behielt von ihrer ursprünglichen Länge von einem Meter fünfundsiebzig Zentimeter bloß fünfundsiebzig Zentimeter. Ihr Tänzer, Herr Altrichter, wurde zu diesem Resultat von allen Seiten wärmstens beglückwünscht. Für das Finale der letzten Quadrille vor der Ruhe hatte der rührige Ausschuss eine ganz besonders hübsche Überraschung ausgedacht. Als sich die Tänzer nach einigen

reizvollen Verschlingungen zu einem großen Kreis anordneten, erschienen mitten in diesem Kreise zwei der besten Mitglieder des Klubs, die einen Bären vor sich her trieben. Nachdem das Publikum seinen anfänglichen Irrtum, es handle sich um eine Masquerade, berichtigt und erkannt hatte, daß es einen wirklichen, lebendigen Bären vor sich habe, wuchs die Spannung. In freudiger Erregung sah man dem Verlauf des schönen Spieles zu. Zuerst trieben die beiden Kämpfer den Bären vor sich her, bis diesem die Geduld riß und er begann, an dem Gerüst der Ehrentribüne in die Höhe zu klettern. Einige Damen aus dem Publikum, die es vorgezogen hatten, dem Kampfspiel von hier oben zuzusehen, gerieten in nervöse Bewegung. Aber Herr Brauermeister Santalides beruhigte sie durch einen Wink der Hand und versicherte sie seines Schutzes. Hierauf trat er an den Rand der Tribüne vor und blies den Bären, der schon ziemlich weit an dem Gerüst hinaufgeklettert war, mit einem Stoß seines kräftigen Atems hinab. Leider geriet die Ehrentribüne durch diese Erschütterung ins Wanken und fiel samt den daraufbefindlichen Damen in den Saal. Während man die Verletzten unter den Trümmern hervorjagte, versuchte der Bär die kleine Störung zu benutzen, um zu entkommen. Aber an der Saaltür, unter der Ehrenpforte aus Löwenknochen, fing man ihn wieder ein und nötigte ihn, in den Saal zurückzukommen, wo sich bereits ein großer Kreis von Zuschauern gebildet hatte. Einige saßen oben auf den vergoldeten Rahmen der Spiegel, andere hatten die in den Brüstungen der Galerien angebrachten Gasarme erklettert und saßen nun in den Ranken, aus denen die matten Tulpen des Lichtes hervorbrachen, etwas unbequem zwar, aber mit der Gewähr der allerbesten Aussicht. Unbegreiflicherweise rief jemand aus irgend einer hinteren Saalecke unaufhörlich nach „Wasser“, worauf Herr Vierbrauer Santalides sich in höchster und, man muß gestehen, gerechtfertigter Entrüstung zu dem Ruhestörer begab; seiner lebenswürdigen, doch nachdrücklichen Art gelang es, den Schreier ehestens zur Ruhe zu bringen.

Inzwischen hatte das Kampfspiel in der Mitte des Saales seinen Anfang genommen. Mit geradezu bewunderungswür-

diger Gewandtheit gelang es den beiden Herren Strohbach und Biedermann, den Vären nach einigen Minuten in die Enge zu treiben. Strohbach nahm den Vären mit einem meisterhaften Untergriff auf und warf sich ihn über die Schulter. Darauf hob er ihn hoch und schleuderte ihn wie einen Ball Biedermann zu, der ihn auffing und wieder zurückwarf. Sobald dies Spiel einmal im Gange war, wurde es mit unwandelbarer Regelmäßigkeit fortgesetzt. Der Vär flog hoch in die Luft von Biedermann zu Strohbach und von Strohbach zu Biedermann und zwar mit solcher Regelmäßigkeit, daß es unmöglich war, die einzelnen Phasen des Fluges wahrzunehmen, und daß der Vär als brauner Vogen zwischen Strohbach und Biedermann stand, während die ganze, unter Herrn Altrichters Leitung wieder aufgenommene Quadrille als Finaletour unter diesem Vogen durchmarschierte. Nachdem Herr Altrichter einige geistvolle Verschlingungen und Figuren ausgeführt hatte, schloß er die Quadrille mit einem flotten Galopp und ließ hierauf die große Pause eintreten. Die Dame, deren Gatte vorhin das Fest durch das Geschrei nach Wasser zu stören gewagt hatte, war inzwischen verschieden und auch bei einem älteren Herrn, der ganz hoch oben auf dem reich geschnittenen Rahmen des größten Spiegels saß, fand sich, als man ihm nun herunterhelfen wollte, daß er indessen einem Herzschlag erlegen war. Unter den Klängen des Nibelungenmarsches begaben sich alle Festgäste zum Souper, bei dem sehr bald zum Zeichen der fröhlichsten Laune die Sektpfropfen zu knallen begannen.

Leider wurde das Fest hier durch einen Zwischenfall gestört, der durch keine Voraussicht verhütet werden konnte. Doch muß sogleich erwähnt werden, daß dieser Zwischenfall keineswegs jene Bedeutung hat, die ihm eine übertreibende und unserem edlen Sport feindlich gesinnte Presse gern beilegen möchte. Der Vär, den man nach eingehender Untersuchung für tot hielt und deshalb in der Garderobe aufbewahrt hatte, war bloß betäubt gewesen und kam jetzt während der Pause wieder zu sich. Nachdem er mit stillem Behagen eine größere Anzahl von Damenmänteln, Pelzfragen,

Schals, Muffs und Gummischuhen aufgefressen hatte, machte er sich an die Garderoberein, um sie zu zerreißen. Hierauf nahm er den Mann an der Kasse vor, riß ihm den Kopf vom Rumpf und schlugte ihm den Bauch auf. Den Wachmann, der ihm in verzweifeltstem Heroismus mit seinem Säbel zu Leibe ging, behandelte er nicht besser. Ein im Vorsaal postierter Feuerwehrmann ergriff hierauf die Flucht. Als sich die Nachricht von dem veränderten Benehmen des Vären im Speisesaal verbreitete, entstand eine kleine Aufregung, keineswegs eine Panik, wie feindliche Blätter berichteten. Der Vär war allerdings, durch die vorhergegangene Behandlung und seine blutigen Erfolge in der Garderobe und im Vorsaal gereizt, etwas ungemüthlicher geworden, als vorhin, aber das war noch immer kein Grund zur Besorgnis. Sofort begaben sich sämtliche Mitglieder in den Saal herab, um den Vären neuerdings zu bändigen, nachdem vorher alle Ausgänge versperrt worden waren, um den Gästen keine Gelegenheit zur Flucht zu geben. Eine Maßregel, die ganz geeignet ist, jede Panik zu verhindern.

Es gelang den wackeren Mitgliedern nach kurzer Zeit, den Vären zu überwältigen und, um vor neuerlichen Überraschungen sicher zu sein, drückte ihm Herr Selchermeister Hubert die Rippen ein, so, wie er es seinerzeit mit dem Senegallöwen getan hatte. Als aber die Mitglieder nach getaner Arbeit wieder den Speisesaal betraten, fanden sie alles leer. Die offenstehenden Fenster zeigten den Weg an, den die Gäste genommen hatten. Sie hatten es vorgezogen, in das Sprungtuch der inzwischen herbeigeeilten Feuerwehr zu springen.

So nahm das Fest zwar ein vorzeitiges, aber keineswegs unrühmliches Ende. Nur böswillige Verleumdung und eine erklärte Feindseligkeit kann es wagen, das Faschingskränzchen des „Wilo von Kroton“ anders als in jeder Beziehung gelungen zu bezeichnen. Dieser wahrheitsgetreue Bericht wird den Unparteiischen von dem glänzenden Verlauf dieses schönen Festes überzeugen.



Mozart-Heuchelei / von Ernst Ludwig Schellenberg

Soeben ist im Verlag von Friedrich Rothbarth in Leipzig eine mehr wie aktuelle Broschüre erschienen, die von dem Leipziger Kritiker Paul Zschorlich verfaßt ist und den Titel „Mozartheuchelei“ führt. Dieses offene Wort war ein Bedürfnis unserer Zeit, — Zschorlich hat es eingelöst. Das Büchlein ist so ehrlich, treffend, klar, daß jeder Hellschauende dem Verfasser freudig die Hand drücken muß. Ohne des Meisters Verdienste anzutasten, beweist er deutlich und schlagend, daß Mozart unserer Zeit als veraltet gilt, gelten muß. Es ist hier nicht der Platz, den Inhalt der geistvollen Schrift wiederzukaufen, man muß sie selbst lesen, unmittelbar ihre Tragweite spüren. Nur einige Anmerkungen seien mir gestattet, die gewissermaßen den Kommentar der Broschüre abgeben sollen. —

Ein geistreicher Kunstenthusiast sagte einst zu mir: „Beethoven macht Musik und Mozart schöne Musik.“ In diesem Ausspruch liegt viel mehr, als es auf den ersten Augenblick den Anschein hat. Was verlangen wir denn heutzutage von der Musik? Nun, ich denke doch: Tiefe, Gedanken! Es ist ewig wahr, daß die Tonkunst nur Gefühle ausdrücken könne, aber Gefühle wandeln sich im Laufe der Zeiten, werden tiefer, gedankenreicher. Gerade so, wie es töricht ist, jemanden dadurch in die deutsche Literatur einweihen zu wollen, daß man ihm Klopstock, Haller, Uz in die Hand gibt, so töricht ist es, bei veralteten Musikern zu beginnen, — ihren relativen Wert in Ehren! Und Mozart ist veraltet, steht uns „Modernen“ fern. Man gebe den Literaturfreunden Goethe, Schiller, Hebbel, Storm, Keller in die Hand, — mit anderen Worten: diejenigen, die uns zeitlich, also auch im Empfinden näher liegen! Und wozu haben wir denn Schubert, Schumann, Chopin?

Also gedankentiefer ist unsere Zeit. Wir wollen nicht lustig drauf los musizieren, wir wollen Gehalt! Papa Haydn ist fast so vergessen, wie Gleim, Hagedorn und Klopstock.

Nur mit Mozart treibt man noch Kultus, und er ist allerdings ungleich bedeutender als Haydn. Aber Mozart hat die größte Sünde begangen, die ein Künstler begehen kann, die Sünde wider den heiligen Geist —: wider seinen eigenen Geist! Wo hat es je so ein musikalisches Talent gegeben? Jawohl: Talent, nicht Genie.

Denn stimmen wir nur Fontane bei:

Gaben, wer hätte sie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder,
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie.

Wird heute ein Komponist beim Billard oder auf der Kegelbahn ernst zu nehmende Musik produzieren? Das ist das Tiefstmerzliche bei Mozarts Begabung: er war sorglos, wahllos. Er hat eine erschreckende Menge in seinem kurzen Leben hervorgebracht. Der dritte Teil und sorglicher gearbeitet, und wir hätten mehr in unsere Zeit gerettet. Kunst ist Arbeit! Das wußte der musikalbegnadete Mozart nicht, er notierte jeden Einfall, komponierte frisch drauf los. Und nun sehe man des unsterblichen Beethoven zahlreiche Skizzenbücher an! Wie er arbeitete!

Was hätte Mozart auf solchem Wege leisten können! Trägt man auch den Zeitumständen gebührend Rechnung, — trotzdem ist Mozarts „Naivität“, wie seine Enthusiasten sagen, verhängnisvoll geworden. Und wenn seine Anhänger beweisen wollen, daß Mozart auch ernst habe schreiben können, dann verweisen sie stolz auf sein „Ave verum corpus“, auf „D Isis und Osiris“. Nun, es ist doch klar, daß für diese Texte selbst Mozart keine Koloraturen schreiben konnte! — Aber das steht schon in Zschorlichs Buch zu lesen!

Da heißt es auch von den aufrichtigen Mozartschwärmern: Es sind die rückwärtsgekehrten Propheten, die immer nur bremsen und warnen. Das ist gewiß wahr. Aber es gibt noch andere Gründe, sich dem Fortschritt zu verschließen. Da sind alle die, welche sich Scheuleber vor das geistige Auge binden, die störrisch auf ihren Standpunkt schwören. Man hat es solche zu allen Zeiten gegeben, und die Geschichte ist unbarmherzig über sie hingegangen. Eine andere Klasse besteht aus denen, deren Horizont zu beschränkt ist, die nicht

mitkönnen und dann, wie der Fuchs in der bekannten Fabel, die Trauben sauer finden, die sie nicht erreichen können. Und die schimpfen dann am weidlichsten drauf los! Sie fordern, daß man die schöne Musik auf den ersten Eindruck gleich erkennen müsse. Das heißt also: Arbeit kennen sie nicht. Von solchen wurde Beethoven seinerzeit abgelehnt, wurde Wagner verhöhnt. Ihnen gelte das Wort: Gold liegt tief im Berge! Was ist schöner: tiefgründige, intime Schönheit oder solche, die man gleichsam auf der flachen Hand genießt, wie Fschorlich sagt? Wer es nicht versteht, Schönheiten zu suchen, der ist ein Kunstdilettant, der stellt sich auf den Standpunkt des großen Publikums, das nur beklatscht, was gleich in ihre Alltagsöhren fällt. Und man frage solche Leute doch einmal aufs Gewissen, ob sie wohl Beethovens letzte Sonaten und Quartette verstanden haben, — nicht nur theoretisch, sondern besonders auch gedanklich!

Wer die überragenden Persönlichkeiten Reger's und Strauß' nicht anerkennt, der kann nie fortschrittlich gesinnt sein. Ich gebe zu, daß man nicht blindlings, fanatisch folgen soll. Ich räume ein, daß mir Strauß in der Sinfonia domestica abgeirrt zu sein scheint, wenn er die Tonkunst dazu degradiert, Kindergeschrei zu imitieren, daß Reger im jugendlichen Feuer mir zu rasch zu produzieren scheint, — aber was sie uns geben, ist so überaus befruchtend, so reichlich, daß nur ein Blinder sich ihrer Bedeutung verschließen kann. Und schließlich wirken sie auch auf die Mörgler, die sich doch gern von ihnen „befruchten lassen“. — Freilich alles mit Maß und Verständnis! Bedenken wir, daß das Volk langsam begreift. Wagner war unter allen Musikern bereits anerkannt, als das große Publikum ihn erst zu begreifen anfang. Also soll man nicht sagen: Das Volk gebe den Ausschlag! Der Künstler baut für seine Gemeinde! Das Publikum ist für Mozart erkaltet, es begeistert sich schon an Wagner, — ist das kein Fortschritt? Darum soll man die diktatorischen Schreiereien lassen: „Ihr sollt das annehmen!“ Die Geschichte beweist, daß das Volk nachfolgt. So wenig, wie die Mozartvereine uns Mozarts Musik nahebringen können oder Sängervereine das

Volkslied künstlich zu beleben vermögen, so wenig können sofort die musikalischen Neuerscheinungen in breite Schichten eindringen. Aber daß sie es doch vermögen, das eben beweist die Geschichte vollauf. — Wagner rief: „Kinder, schafft Neues, Neues und nochmals Neues!“ Und er selbst tat es in vorbildlicher Weise. Nicht jeder ist ein Wagner — gottlob! —, aber jeder kann den Fortschritt begünstigen, kann weiterbauen helfen, auch im kleinen!

Zschorlich's Schrift ist solch ein Baustein, — nein, ein Eckstein! Man muß sich entschieden zu ihr stellen; hier gilt nur Ja oder Nein! Schmähungen wird sie genug erdulden — das beste Zeichen für ihre Ehrlichkeit und Bedeutung —, die besser Gesinnten aber werden sie freudig anerkennen. Alles, was gesagt werden konnte, bringt der Verfasser in geistvoller Weise vor; nicht als nörgelnder Kunstprofessor, sondern als ein Kämpfer voll Idealen und Feuer. Solch wackern, ehrlichen Streitern gehört die Zukunft! Hinausblicken, nicht zurück, — nur so können wir uns entwickeln, kommen wir vorwärts.



Ein Zwiegespräch über Th. Th. Heine / von Arthur Köppler

Personen: Ein Kritiker und ein Kunstfreund.

Schauplatz: Der Ausstellungsaal der Galerie Miethke in
Wien, in dem die Kollektion Th. Th. Heines exponiert ist.

Zeit: Der Eröffnungstag.

„— — — —“

„Im Gegenteil! Seien Sie dessen sicher, daß Sie nicht recht haben, was immer Sie über Th. Th. Heine, sein Wesen und seine bald aufreizende, peitschende, bald kosend moll-

stimmige Kunst auch sagen mögen. Wenn Sie seine Kunst als kühl zerlegende, ägend objektive Arbeit bezeichnen, haben Sie nicht recht, und Sie haben nicht recht, wenn Sie sagen, daß sie bloß subjektiv ist."

"Wer hat dann recht? Ypsilon oder Zet . . ?"

"Keiner von beiden. Der eine hält ihn für einen verkräuselnden Linienspieler, einen linienspielenden Verkräusler — und hat nicht recht; der andere hält ihn für einen „jüdisch“ schamlosen Frechling, für einen frech jüdischen Schamlosen, und hat auch nicht recht; wieder welche sind, die meinen, er sei ein im künstlerischen Sinne bloß dekorativ bedeutsames, schaffendes Zeichnertalent — aber auch diese haben nicht recht. Es haben jene nicht recht, die es bedauern, daß er nicht pleinairistischer Maler blieb; und diese, die es ärgert, daß er auch malt, anstatt nur zu zeichnen, haben nicht recht. War nicht recht haben alle, welche Vergleiche anstellen zwischen ihm und anderen, ebenso wie die nicht recht haben, die meinen, er habe keine künstlerischen Einflüsse auf seine Entwicklung gestattet."

"—?"

"Sie meinen nun, daß ich es vielleicht unternehmen werde, für Sie Heine und sein Wesen, Heine und seine Kunst zu „charakterisieren“. Da will ich gleich gestehen, daß ich mich davor sorgsam hüten werde, denn sicherlich hätte auch ich nicht recht. Einmal, vor vielen Jahren, schrieb ich über ihn — ich war damals unbefangener — recht und schlecht, aber wie ich gerne zugebe, eher schlecht denn recht — was er mir übrigens auch verübelte — und nannte ihn bei der Gelegenheit einen Journalisten, einen gewandten Journalisten des Stiftes, mehr als einen gewandten, einen geistreichen, einen genialen Journalisten des Stiftes. Diese Benennung kann man sich, dem werden Sie nicht widersprechen, gefallen lassen, wenn man dabei an Männer wie Heinrich Heine, Maximilian Harden, Richard Muther und so manchen anderen noch denkt, wenn man darunter den feinen künstlerischen Kritiker versteht. Und doch hatte ich nicht recht, denn ich traf damit nur eine Seite des vielfach facettierten Heine."

„Was kann man also, und eigentlich, dann von Heine sagen?“

„Von Heine kann man sagen, daß er mehr Kritiker als Künstler ist, denn er wiederholt nicht sich in langweiliger Unermüdblichkeit, bleibt sich nicht treu, wie der ziemlich stupide Ausdruck lautet, sondern ist in interessanter Weise inkonsequent. Er zeigt uns auf diese Art immer wieder, daß er nicht an die subjektive Form des Ausdruckes gebunden ist, vielmehr von Fall zu Fall unbekannt gewesene latente Fähigkeiten in sich wachruft und in berückender Form manifestiert. Vielleicht kann man auch sagen, daß seine Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der ihm zugänglichen Betätigungsmöglichkeiten ritterliche Proteste gegen die Vergewöhnlichung des Lebens sind. Er hat Anspruch auf den Ruhm, bisher unermattbar gegen die Korruption des gesamten Menschenseins aufs schärfste und geistreichste künstlerisch gekämpft zu haben. Es kann sein, daß er mit Novalis der Meinung ist, daß der natürlichste Zustand des Menschen jener der Genialität ist; nur zeigt er, wie weit die heutigen Menschen von diesem natürlichsten Zustand entfernt sind. Mit der einen Annahme kann man wohl recht haben, und zwar mit der, daß ihm die verdampfte moralische Atmosphäre unserer bürgerlichen Gesellschaft unerträglich ist, die, durchdrungen vom stickigen, giftigen Dunst der Habgierigen und Ehrgeizigen, der Grausamen und Kranken, der Lügner und Betrüger, der Feigen und Beruchten und Dummen, mit ihrem üblen Schwalm die Schönheit verscheucht. Es mutet einen zuweilen an, als sehnte er sich — ja gewiß ist er ein Sehnsüchtiger, ein nach reiner Atmosphäre Verlangender. Viele werden allerdings finden, daß er nicht natürlich empfinde. Nun, der Künstler empfindet nicht natürlich, er empfindet das Natürliche künstlerisch. Natürlich empfindet der Landmann die Natur. — — —“

„Dem kann man beistimmen oder auch nicht.“

„Man braucht weder das eine noch das andere. Es ist nur so hingefagt, ohne lehrhafte Absicht und ohne Rücksichtnahme auf die Wirkung. Man gewöhnt sich nämlich beides ab, wenn man beobachtete, wie völlig abgeneigt die Leute

dem Denken sind. Schon die Übertragung von Gemütsbewegungen ist ein wunderbares Ding, ein wieviel erstaunlicheres Ding ist aber die Übertragung von etwas Intellektuellem. Sie kommt nur selten vor.“

„— — — — —“

„Sie merken dies jetzt wohl an sich selbst? So überrascht wie Sie es augenblicklich sind, sind es die Leute beim Anblick der Gemälde Heines. Sie sind heftig davon überrascht, in ihnen so gar nichts von dem dargestellt zu finden, was sonst in seinen Zeichnungen enthalten ist. Wenn die guten Leute sehen, daß in den Bildern ein Geschehnis dargestellt ist, welches nie oder nimmer geschehen kann, und wenn sie darob zweifelnd und beunruhigend die Köpfe schütteln, muß man ihnen sagen, daß man es hier eben mit Kunst zu tun habe. Sie werden das nicht ganz verstehen, aber sie empfinden doch so viel Respekt vor dem Worte Kunst, daß es uns wenigstens erspart bleibt, für unseren Geschmack unangenehm Lächerliches vernehmen zu müssen. Doch ich befürchte, Sie zu langweilen, und dann könnten Sie schließlich gar zu der Annahme gelangen, daß ich recht behalten will. Nein, nein, ich weiß schon, daß immer die anderen recht haben und nicht ich, und da es Sie sicherlich mehr interessieren wird, etwas über Th. Th. Heines äußeren Lebenslauf zu erfahren anstatt meine unmaßgeblichen Meinungen, beeile ich mich, Ihnen zu berichten, daß Th. Th. Heine ein geborener Leipziger ist, der als Siebzehnjähriger bei dem Historienmaler Jansen in Düsseldorf in die Mystereien der Hohen Kunst einzudringen trachtete. Er versuchte es nach der altbewährten Methode des nach dem Gipsmodellzeichnens ein halbes Jahr lang, wurde darauf ungeduldig, weil ihm nur Karikaturen gelangen, und riß nach München aus. Hier fand er die Situation noch unerträglicher, denn es stand die akademische Dunkelmalerei noch im Flor, und darum kehrte er, wenn auch nicht reuig, so doch gedehnt, nach Düsseldorf zu den Gipsmodellen zurück und blieb bei ihnen sechs Jahre. Dann wollte er Maler werden, und er wurde tatsächlich ein Maler, der die Natur so frisch und frei sah und wiedergab wie nur irgend einer.

Als er 1889 wieder nach München kam, war für Deutschland eben der Pleinairismus entdeckt worden, in den Heine mit ganzer Figur hineinsprang. Daß er nicht drin blieb, soll, wie man uns sagt, dadurch verursacht worden sein, daß ihm eines Tages sein Vater den Wechsel sperrte, um Heines praktische Entwicklung zu fördern. Heine sah sich genötigt zu verdienen, und so begann er denn zu illustrieren. Zuerst in den „Fliegenden Blättern“, dann im „Simplizissimus“, dessen Stärke er von der Gründung an bildete. Was er all die Jahre her für den „Simpel“ zeichnete, kennt alle Welt. Ich brauche Sie daher nicht an einzelne Blätter zu erinnern. Was er malte, ist nicht so durchaus bekannt. Einigen wird Ergötzen bereitet haben, was er für den „Pan“ und die „Insel“ und in letzter Zeit für Bleis „Amethyst“ zeichnete und die kleinen Wändchen, die Langen herausgibt. Er holt seine Anregungen daher, von wo sie niemand erwartet. Ein Erlebnis wie seine Gefängnisstrafe im sächsischen Vaterland, ein Erlebnis, von dem ein anderer sein Leben lang als von etwas Außerordentlichem eifersüchtig und sparsam zehren würde, ist ihm nur ein ridiküles und erbärmliches Abenteuer im „dunfelsigen Deutschland“. Es entlockt ihm heute noch ein süßsantes Lächeln, wenn er sich an diesen „Zähmungsversuch“, der durch ihn in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Gesellschaft, erinnert. Daß er nicht zahm geworden ist, dürften Sie wohl wissen. — Es bliebe also nur noch zu sagen, daß er von Beardsley nicht beeinflusst ist, wie gerne behauptet wird, denn dieser Engländer, der alle hysterischen und neurasthenischen Weiblein und Männlein in pathologische Extase versetzt, war erst 18 Jahre alt und noch nicht entdeckt, als Heine schon sein Bild „Vor Sonnenaufgang“ gemalt und seine eminentesten Blätter gezeichnet hatte. Sonst kann ich noch sagen, daß Heine in München in einem mit Empiremöbeln eingerichteten, traulich anmutenden Atelier haust, Dulldoggen und lange, blonde Holländer-Zigarren sehr liebt. — Aber ich seh' es Ihnen an, daß Ihre Zeit kostbar ist, und da wir annehmen wollen, daß es meine nicht weniger ist, will ich Sie nicht länger aufhalten.“

„Ach nein! wirklich nicht, jetzt wird es ja erst interessant.“

„Zu schmeichelhaft, ich meine nicht für mich, sondern für Heine. Nur glaube ich, daß Ihre Stunde des Korfobummels über die Kärntnerstraße schon gekommen ist, und darum — —“

„Ja, das schon — —“

„Also!“



Redaktionsecke

Der „Standard“ bringt eine Pariser Meldung, nach der die deutsche Regierung einen vorherrschenden Einfluß in Persien anstrebe; sie soll dem Schah das Anerbieten gemacht haben, ihm (genau) 25000000 Mark zu leihen gegen Abtretung eines Hafens am persischen Golf. Ferner wolle Deutschland eine Eisenbahn zur Verbindung der Bagdadbahn mit Kermanshar zu bauen vorhaben. Ist das nicht glänzend gemacht? Diese eine Meldung genügt, um eine Interessengemeinschaft zwischen England und Rußland herzustellen; ein theoretischer Artikel ohne tatsächliche Grundlage vermöchte das nie. Also konstruiert der „Standard“ die Grundlage und knüpft daran einen Leitartikel, der deutliche Drohungen gegen Deutschland enthält.

So macht man Meinung in England: denn da der „Standard“ gute Beziehungen zur Regierung hat, denkt der englische Leser, es muß etwas an den Tatsachen sein.

So macht man Meinung in Deutschland: denn da man die Beziehungen des „Standard“ zur Regierung kennt, nimmt man von der Treiberei, die auf den Zusammenschluß Englands mit Rußland zielt, sehr ernsthaft Notiz.

Ich freue mich dieser trefflichen Illustration zu meinem letzten Artikel, in dem ich auseinandersetzte, wie man in Deutschland wenigstens ein politisch bedeutungsvolles Blatt schaffen könnte. Es war mir ein artistischer Genuß, mich in die Mache der „Standard“-Kundgebungen zu vertiefen. Wollte Gott, wir hätten in Deutschland gleich Tüchtiges.



Es hilft nichts: die Zentrumspartei ist immer noch die einzige, die sich auf Politik versteht. Bei der zweiten Beratung des Kolonialrats lehnte sie die Forderung eines Unterstaatssekretariats ab, wurde aber überstimmt und

der Titel mithin bewilligt. Sie gab sich mit der besten Miene ins Unvermeidliche, vermied alles Hehen und Agitieren, ja, sie mußte kaum.

Die Parteien, die in der zweiten Lesung gesiegt hatten, waren sehr erfreut. Sie hatten, was sie wollten: nun konnten sie triumphieren. Infolgedessen fanden sie sich zur dritten, entscheidenden Lesung nur spärlich ein: der Titel wurde gestrichen. Die Zentrumspresse hat ganz recht, wenn sie die Schuld an diesem ihrem Triumphe den politischen Gegnern zumißt; diese hätten zweifelsohne gesiegt, wenn sie nur dagewesen wären: „Das Zentrum kann doch schließlich nichts dafür, wenn bei der dritten Beratung durch den Absentismus anderer Parteien das Reichskolonialamt gefallen ist!“ Hätte es geahnt, daß der ganze Antrag scheitern würde, so hätte es Abänderungsvorschläge gemacht und ein Kompromiß geschaffen. Es ahnte schlauerweise nichts: denn hätte es sich auf lange Diskussionen in der Zwischenzeit eingelassen, dann wären die Gegner aufmerksam geworden, hätten sich zur Sitzung gedrängt und hätten den Antrag der Regierung durchgebracht.



Eine Szene vom Buffet der Duma: Zwei Bauerndeputierte treten an einen Tisch, an dem Journalisten Tee trinken, und fragen: „Was kostet eine Tasse Tee?“

„Zehn Kopeken.“

„Teuer“ — sagt der eine — „kann man nicht ein Weißbrot dazu bekommen, ich bin wirklich hungrig geworden.“

„Nein, mit einem Brot kostet es fünfzehn Kopeken.“ Die Deputierten beschließen, ohne Tee auszukommen.

„Aber“ — mischt sich einer der Journalisten ins Gespräch — „ihr bekommt ja zehn Rubel den Tag. Da könnt ihr es euch doch erlauben. . . .“

„Ja wohl, was man uns auszahlt, sind zehn Rubel, aber mit uns war abgemacht worden, daß wir neun Rubel ins Dorf schicken. Und ein Rubel der geht leicht auf. . . .“

Die Anekdote ist nicht schlecht. Die Dörfler, die ihre Deputierten ins Parlament schicken, wollen dadurch verhindern, daß diese zu Herren werden und aus der Kaste, deren Interessen sie wahren sollen, heraustreten. Das ist kein schlechter Instinkt, zumal die Folgen der Abmachung obendrein der Gemeindefasse zugute kommen. Sollte nicht anzunehmen sein, daß die Arbeiterpartei in Deutschland ihre Vertreter ebenso rationell behandelt? Vielleicht tut sie's; es wäre sehr amüsant.



Herr Dietrich von Erpen schüttet in der „Konservativen Monatschrift“ sein Herz aus und beklagt die vielen Schlechtigkeiten, die ein Reichstags-

kandidat der Ordnungsparteien zur Zeit der Wahlen auszukosten hat. „Unständige Leute mögen ja überhaupt nicht mehr kandidieren; denn kandidieren ist gleichbedeutend mit der Pflicht, sich wochenlang mit Kot bewerben zu lassen.“

Diesen kräftigen Vorwurf gegen seine Gesinnungsgenossen, die im Reichstag sitzen, konnte Herr von Orsen aber doch nicht in seiner ganzen Schenkslichkeit auf ihren Tränken sitzen lassen. Er fährt also fort: „Wenn gute Patrioten es dennoch tun, bringen sie ein Opfer.“

Ein Opfer? Worin besteht das nach den vorhergehenden Worten? Doch wohl darin, daß sie auf den Unstand verzichteten und, wenigstens für einige Zeit, unanständig sind. Eine Milderung ist das ja; aber keine große.



Dr. Anton Lohr gibt bei J. P. Bachem in Köln eine Auswahl der Dichtungen Heinrich Heines heraus, die auch der Frau, dem reiferen Sohne, der erwachsenen Tochter in die Hand gegeben werden kann, damit auch das katholische Volk Heine lieben lerne. Ganz besonders schwarze Mitbrüder sind darüber in großer Aufregung. Sie planen, wie sie in einem gedruckten Zirkular mitteilen, „als Gegengift eine Ausgabe derjenigen Schöpfungen Heinrich Heines zu veranstalten, die in sorgfältiger Auswahl alle von diesem verworfenen Publizisten produzierten Unzüchtigkeiten und Schweinereien enthält“. Dadurch hoffen sie, in sehr weiten Kreisen Abscheu und Ekel vor Heine zu erwecken und damit viele getreue Seelen vor der verderblichen Einwirkung des Dichters zu retten.



Ibsen ist gestorben.

Ich werde weder um diese Notiz einen Trauerrand setzen lassen, noch mich zu einem Nekrologe zwingen. Ibsens Tod hat in mir kaum widergehalten, und hätte ich nicht in allen Blättern und immer wieder die längst bereitgehaltenen Nachrufe und Erinnerungen gelesen: ich glaube, ich hätte die Tatsache kaum länger als vierundzwanzig Stunden mit mir herumgetragen. Dieser Mann hatte sich ausgegeben und wußte es: was liegt daran, daß er gerade jetzt starb! Was wir an ihm wert halten, das lebt: und wir werden noch oft an unserm Herzschlag merken, wie intensiv er lebt.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: H. Kief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Wegberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.



Soeben erschienen: 

Mozart = Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zichorlich

 Preis 1 Mark 

 Diese ungeschminkten Äußerungen über die Musikheuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann, ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei beteiligen will oder nicht. 

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell!  Hochinteressant!

In Vorbereitung befindet sich:

Arthur Kößler

Vom Dichter der toten Stadt und andere Essays

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandl., Leipzig

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**

besonders für den Photo-Sport im Winter für Weihnachten

in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfeilt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zoll- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. illustriert
mit über
5000 nützlich. u. unentbehrl. Gegen-
ständen, hervorr. Neuheiten in Stahl,
Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Keiner versäume solchen um-
sonst und franco zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Sellingen.

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strsrd, London, W.C.

Garda-See

der schönste und
größte der italie-
nischen Seen.

Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig

Mailand - Desenzano
2 Stunden

Venedig - Desenzano
3 Stunden

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

**Une page de
musique inédite**

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

**Saarbach's News
Exchange Mainz**

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6³/₄ in. by 4 in., and ¹/₄ in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambskin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|---|-------------------|
| Evelyn's Diary. | Letters of Horace |
| Lamb's Works. | Walpote. |
| The Vision of Dante. | The Ingoldsby Le- |
| Peacock's Novels. | gends. |
| Boswell's Life of Dr. | Mrs. Browning's |
| Johnson. 2 Vols. | Poems. 2 Vols. |
| Hawthorne's New | Shakespeare. |
| England Roman- | 3 Vols. |
| ces. | Milton's Poems. |
| Tennyson's Poems. | Burns' Poems. |
| Poems of Words- | Don Quixote. |
| worth. | Bacon's Works. |
| The Shorter Works | Shelley's Poems. |
| of Walter Savage | Pepys' Diary. |
| Landor. | |
| Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain | |
| Cook's Voyages. | |
| Marco Polo's Travels. — Rosetti's Early | |
| Italian Poets. | |
| Autobiography of Benvenuto Cellini. | |
| The Poems of Samuel Taylor Coleridge. | |
| Homer's Illiads. Translated by George Chap- | |
| man. | |
| Homer's Odyssey's and Shorter Poems. | |
| Translated by George Chapman. | |
| Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's | |
| Plays and Poems. | |
| Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. | |
| Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. | |
| The Novels of Laurence Sterne. | |
| Plays and Poems of Christopher Marlowe. | |
| The Fairie Queen, by Edmund Spenser. | |
| 2 Vols. | |

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

- BOTTICELLI.** By Richard Davey.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtln.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELICO. By Edgumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
LONDON *leaves* **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE
 Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes

==== Un numéro tous les Samedis. ====

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Represents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

□□□□ Erscheint täglich zweimal □□□□
 Insertionsorgan ersten Ranges
 Abonnements und Anzeigen vermittelt

Saarbach's News Exchange - Mainz

**Zeitungs-
Nachrichten**

In Original-Ausschnitten
 über Politik, Handel, Industrie,
 Kunst und Wissenschaft, sowie
 über alle sonstigen Themata
 liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
 BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw.
 gratis und franko.

Ein wahrer Schatz
 für alle durch jugendliche Ver-
 irrungen Erkrankte ist das be-
 rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung

82. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
 Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
 an den Folgen solcher Laster
 leidet. Tausende verdanken dem-
 selben ihre Wiederherstellung. Zu
 beziehen durch das Verlags-
Magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
 Buchhandlung.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände verkauft werden, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es nie Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt leck und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Weber's: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig. Preis nur je 2 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und wichtigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

Sechs Auflagen waren innerhalb 14 Tagen vergriffen,
die 7. Auflage befindet sich in der Maschine.

Der Verfasser, ein intimer Kenner unserer Politik und ihrer Personen, weist in durchaus überzeugender Weise nach, daß nach Algeciras die Kriegsgefahr nicht etwa verschwunden ist, daß sie nicht nur noch wie vor besteht, sondern daß sie noch viel näher gerückt wurde, als das deutsche Volk ahnt. Es ist im Interesse unserer Wehrfähigkeit Pflicht desjenigen, der Kundtschaft von dieser Gefahr erhielt, rechtzeitig Alarm zu schlagen, um die Nation vorzubereiten, daß das *Toujours en vedette* heute mehr denn je Geltung hat, daß es alle Kräfte anzuspannen gilt, um dem zu erwartenden Ansturm zu begegnen. Goldbeck's Ausführungen werden sicherlich viel Widerspruch, zumal aus den offiziellen Kreisen, die nach wie vor jede Kriegsgefahr leugnen, erfahren, nichtsdestotrotz wird seine Schrift ein Verdienst um das Vaterland bilden, da sich an der zu erwartenden öffentlichen Erörterung die Anschauungen klären werden.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

DIE

FUNKEN

37
14-JUNI
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Bombenschmeißer | 1137 |
| Die Reform des Strafprozesses / von Syndikus Richard Beinert | 1144 |
| Die hundert und erste Geschichte des Boccaccio/ von J. S. Machar | 1149 |
| Brief eines Patrioten / von Erich Mühsam | 1155 |
| Frauenduft / von Theodor Poppe | 1158 |
| Redaktionsetze | 1163 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratennahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

37. Heft.

Bombenschmeißer

Es surrt unheimlich durch die Luft. Eine Bombe ist eine infame Mordwaffe; sie streut so weit umher, daß ihr fast immer zahlreichere Opfer fallen, als der gemütsathletische Schleuderer umzubringen beabsichtigte. Sie schafft Schrecken, weit mehr als Waffen, die nur Mann gegen Mann brauchbar sind; darum hat sie schon Most in seiner „Revolutionären Kriegswissenschaft“ — dem seltenen und ungeheuer schwer zu erlangenden praktischen Katechismus über die von Netchajew zuerst energisch vertretene Propaganda der Tat — besonders warm empfohlen. Der Schrecken, der von Bombenattentaten ausgeht, erregt eine ungeheure Nervosität und macht es wahrscheinlich, daß das lange herbeigewünschte Ausnahmengesetz gegen den Anarchismus doch noch einmal geschaffen werden wird.

Das Plagen der Bombe, die vom Balkon zu Madrid geschleudert wurde, hat die Erinnerung an die lange Reihe der anarchistischen Attentate geweckt: die Verschwörung Reinsdorfs 1883, die Ermordung des Polizeirats Kumpf 1885, die Bombenattentate Baillants und Henrys 1893 und 1894; die Er-

mordung Carnots 1894, Canovas' de Castillo 1897, der Kaiserin Elisabeth 1898, des Königs Humbert 1900, Mac Kinleys 1901. Die Mörder der Kaiserin und des amerikanischen Präsidenten freilich will der Anarchismus nicht als Vertreter seiner Anschauungen gelten lassen; Luccheni gilt auch ihm als blöde Bestie, Golgosz als ein herostratischer Schwachkopf. Aber die andern Verbrechen abzuschütteln, war er weder fähig, noch gewillt. Fürst Bismarck redete seinerzeit einer schonungslosen Ausrottung der Anarchisten — die er mit den mörderischen Thugs Indiens verglich — das Wort. Indessen es fragt sich doch, ob diese Methode (die anzuwenden immer mißlich ist) als notwendig und zweckmäßig angesehen werden kann.

Ermordung von Fürsten, Staatshauptern und politischen Gegnern ist ein Verbrechen, das keineswegs erst mit dem Anarchismus in die Welt gekommen ist. Harmodios und Aristogeiton machten den Hipparch nieder, ohne von Bakunin im geringsten beeinflußt zu sein. Element und Ravallac zückten die Mordwaffen gegen französische Könige, ohne sich je dem Studium Netschajews und Mosts gewidmet zu haben. Otto von Wittelsbach und Johann Parricida bedurften keiner Anleitung, wie man sich unbequemer Gegner entledigt. Vom sagenhaften Tell bis zum verschrobenen Sand wußte sich der einzelne, der morden wollte, stets zu helfen. Das neunzehnte Jahrhundert ist reich an Attentaten, die bestimmt dem Anarchismus nicht zugeschrieben werden können. Auf Louis Philipp wurden sechs verübt, auf Napoleon III. ebenso viele; die Königin Viktoria wurde viermal bedroht; Friedrich Wilhelm IV. zweimal (1844 und 1850); Wilhelm I. lange vor Hödel 1861 durch Oskar Becker; Bismarck zweimal. Lange vor Mac Kinley endeten zwei amerikanische Präsidenten durch Mörderhände: Lincoln und Garfield. Fällt es nicht auf, daß nun auf einmal alle Attentate von Anarchisten oder solchen, die es sein wollen, verübt werden? Ich glaube, diesen Fall muß man sich doch einmal näher ansehen.

Wir haben zunächst zu fragen, wie sich der offizielle Anarchismus zu der Propaganda der Tat stellt. Als es in Chicago

aus Anlaß der Agitation für den Achtstundentag zu blutigen Krawallen kam, machten die Behörden der Union den Anarchismus verantwortlich; sie packten acht Genossen am Kragen und knüpften vier von ihnen am 11. November 1897 auf. Im Anschluß daran führte Most in der Internationalen Bibliothek* folgendes aus: „Vier unsrer besten Genossen wurden am Galgen erwürgt. Einer wurde zur Selbstentleibung getrieben und drei hat man im Zuchthaus lebendig begraben. Keiner von ihnen hat irgend eine strafbare Handlung begangen. Alle haben lediglich durch Wort und Schrift revolutionäre Ideen verfochten und für die Sache der Zukunft gewirkt. Daß sie deshalb vernichtet wurden — das läßt die an ihnen verübte Untat als das größte Verbrechen der Neuzeit erscheinen. Wir haben wenig dagegen zu erinnern, wenn diese oder jene von unsern Kameraden, welche im offenen Kampfe mit dem Feind sich befinden, den Tod erleiden; denn das sind eben die Konsequenzen des Krieges. Begeht ein Anarchist eine Einzelntat, ergreift man ihn und hängt ihn, so werden wir zwar unsern Genossen tief beklagen, aber wir werden den Gegenschlag keinen Justizmord nennen können.“ Man sieht, daß der gute Most (ich kann mir nicht helfen, aber seine Physiognomie war die eines grimmigen — Pinschers) hier die Rollen zwischen Gesellschaft und Anarchisten nicht allzu gerecht verteilt; er gesteht zwar der Gesellschaft das Recht zu, den erwischten Attentäter zu hängen, verleiht das Recht der Offensive aber nur den Genossen. Wir haben also zu erforschen, wann nach Mosts Ansicht die Offensive der Anarchisten geboten ist. Er verrät uns darüber folgendes: „Wenn wir die Überzeugung haben, daß durch die revolutionäre Tat mitunter mehr Propaganda gemacht werden kann, wie durch Hunderte von Agitationsreden und Tausende von Broschüren oder Zeitungen, so sind wir noch lange nicht der Meinung, daß jede beliebige Gewalttat, verübt an irgend einem Repräsentanten oder Beschützer der herrschenden Klasse, eine

* Da die einschlägige Literatur sehr schwer zugänglich ist, zitiere ich wörtlich und ausführlich.

solche Wirkung haben werde. Wir werden vielmehr nie müde, zu erklären, daß nur die richtige Tat am rechten Orte und zu passender Zeit einen solchen Effekt haben könne; und es fällt uns gar nicht ein, den nächsten besten dummen Streichen, wenn sie auch in guter Absicht von revolutionär gesinnten Leuten ausgeführt wurden, unbesehen Beifall zu zollen. Wir raten in dieser Beziehung zu reiflicher Erwägung, zu Vorsicht und Umsicht.“

Genau hier liegt der Kernpunkt der Frage. Der politische Mord ist nicht schlechthin Prinzip des Anarchismus, sondern eine Sache der Opportunität. Wer propagieren will, braucht Resonanz. Mithin wird der anarchistische Mord nur dort stattfinden, wo eine solche Resonanz zu erwarten ist. Damit ist die Legende von der internationalen Gefährlichkeit des Anarchismus abgetan. Denn da jedes Land seine eigne, nur ihm eigentümliche Struktur hat, kann der Mord eines Gesellschaftsvertreters auch nur auf die Volksgenossen im vollen Umfange wirken.

In Spanien ist diese Resonanz da. Von dem wirtschaftlichen Verfall, den der Ausgang des 17. Jahrhunderts dem Lande brachte, hat es sich bis heute noch nicht erholt. Von dem bebauungsfähigen Boden ist kaum mehr als die Hälfte bestellt; die ehemals blühende spanische Schafzucht kann nicht annähernd den Bedarf an Wolle für die Textilindustrie des Landes decken; der Bergbau wird, meist von ausländischen Unternehmern, kümmerlich fortgeführt. Industrie und Handel sind in wenigen Distrikten lokalisiert. Starke Gärungen machten sich besonders in Andalusien und Katalonien geltend. Andalusien treibt Landwirtschaft. Die unerschwinglichen Steuern, die durch die üppige Ausgestaltung des Verwaltungsapparates, die Parteiwirtschaft und den Klerikalismus erfordert werden, haben den Grundbesitz überschuldet; so überschuldet, daß vor etwa 25 Jahren 175 000 Grundstücke vom Fiskus beschlagnahmt waren, weil die Steuern nicht eintreibbar waren. Katalonien ist die industrielle Eliteprovinz; da sie die einträglichste, weil wohlhabendste ist, lastet der Steuerdruck auf ihr ganz besonders. In beiden Provinzen sind sozialistische und anarchistische Um-

triebe von jeher an der Tagesordnung. Seit den Tagen von Barcelona ist Katalonien vollends in den Vordergrund getreten. Es gilt als sicher, daß man festgenommene Anarchisten ganz nach mittelalterlicher Art der Tortur unterworfen hat. Obwohl Alfons XIII. damals noch ein Kind war, heftet sich die Rache an seine Person; denn er vertritt das alte System.

Die Anarchisten würden mit ihrer Bombenpropaganda kein Glück haben, wenn sie die einzigen wären, die von heftiger Mißstimmung ergriffen sind. Aber die Sozialdemokratie in Spanien steht ihnen — nicht in der Methode, aber in der Gesinnung — nahe. Die Madrider Sozialdemokraten erklärten offiziell, daß sie sich an der Freude über die Errettung des Königspaares nicht beteiligen könnten. Das will der „Vorwärts“ so ausdeuten, als lehnten sie nur die Teilnahme am byzantinischen Freudengeheul ab. Wer einigermaßen Bescheid weiß, denkt darüber anders; er kann in der Kundgebung nur eine stumme Ablehnung jegliches Interesses an der Gesellschaft gegenüber der Anarchie sehen.

Wie aber stand's mit den andern großen Attentaten?

Die französischen um 1893 und 1894 folgten den stürmisch bewegten 80er Jahren. 1882 fanden die großen Streiks in Südfrankreich und Lyon statt; 1883 der große Prozeß, in dem 63 von 66 Angeklagten (darunter Kropotkin) zu sehr hohen Strafen verurteilt wurden. Dann kam eine Epoche, in der man die Anarchie auf administrativem Wege zu unterdrücken suchte. Sie wurde eine wichtige Sache im Staat. Der Effekt zeigte sich in den Attentaten.

Die Verschwörung Reinsdorfs stand unter dem Druck des Sozialistengesetzes; die Ermordung Humberts unter dem Eindruck des Hungerstreiks in Oberitalien. Immer war Zündstoff in Menge vorhanden. Die Gelegenheiten schienen den leitenden Anarchisten opportun.

Seitdem haben sich in Frankreich und Deutschland die Verhältnisse geändert. Der französische Anarchismus hat in Südfrankreich friedliche Triumphe gefeiert; ihm verdanken es die Arbeiter Marseilles, daß es dort erfolgreiche Streiks

gibt. Neben dem Generalstreik ist das Kampswort der Antimilitarismus. Unzweifelhaft schließt dieses friedliche, aber radikale Vorgehen große Gefahren für den Bestand der Gesellschaft in sich: aber ihm zu Leibe gehn kann man mit gesetzlichen Mitteln niemals. Und schon mehren sich die Zeichen, daß auch in Deutschland eine gleiche Bewegung im Wachsen ist.

Bei uns ist Bombenschmeißen gewiß nicht opportun. Wir haben eine leidlich gesättigte, mächtige Arbeiterpartei: die Sozialdemokratie. Man sollte sie mehr hätscheln, damit sie nicht durch die Unmenge ihrer praktischen Fehlschläge den Kredit verlore. Es wäre den deutschen Unternehmern z. B. in allem Ernste zu raten, die sozialdemokratisch organisierten Arbeiter einmal einen Streik gewinnen zu lassen. Wenn die Mißerfolge der Sozialdemokratie so weiter gehn, wie bisher, werden viele Anhänger von ihr abfallen; leider aber nicht nach rechts, sondern nach links. Die Sozialdemokratie ist lange nicht so schlimm, wie sie aussieht; man gönne ihr die wilde Gebärde! Da sie eine parlamentarische Partei ist, läßt sie mit sich reden. Wenn sie einigermaßen — nicht nur im Wagen, sondern auch im Ehrgeiz — gesättigt ist, ist sie ein starkes Bollwerk gegen den Anarchismus, der ein weit gefährlicherer Gegner ist, weil er nicht diskutiert und unterhandelt, sondern handelt. Handeln aber ist immer böse, selbst wenn Gewalttaten vermieden werden.

In Deutschland ist es vor der Hand zu anarchistischen Greueln noch nicht gekommen. Die Resonanz würde fehlen. Es wäre nicht geschickt, sie durch gewaltsame Unterdrückung einer politischen Richtung, die abzugrenzen unendlich schwer ist und ohne vielfache Mißgriffe gewiß nicht gelingen würde, künstlich zu schaffen. Zu einer Partei, die vor den Augen der Masse ein Martyrium trägt, pflegen sich alle unklaren, fanatischen, bestialischen Gesellen zu schlagen, die der Hoffnung leben, in ihr einen billigen — d. h. ohne Aufwand geistiger Kraft errungenen — Ruhm zu ernten. Verfrachte Existenzen, die den freien Selbstmord scheuen, nehmen den politischen Mord als Umweg zum eignen Tode. Auch Mateo Morales

scheint hierher zu gehören. Er ist nach den Zeitungsmeldungen ein verkommener, roher, dazu syphilitisch infizierter Gefelle, dem durch den Ausschluß aus seiner begüterten Familie die Mittel zum bequemen Leben genommen wurden. Er erschoss sich selbst: aber er bedurfte den Umweg über den Mord, der ihm den Tod so wie so eintragen mußte und ihm einen immerhin ungewöhnlichen Nimbus sicherte. Gegen solche Bestien kann sich niemand schützen; sie wird's immer geben. Aber man soll ihnen nicht Gelegenheit geben, sich als Retter eines unterdrückten Volks aufzuspielen.

Durch die Teilnahme an einer internationalen Gesetzgebung zur Unterdrückung des Anarchismus würden wir diesen erst wahrhaft international machen. Behalten wir lieber unsre heimischen Genossen von der striktesten Observanz so, wie sie sind, und machen wir sie nicht zu Bombenschmeißern, indem wir sie mit ihren blutrünstigen Namensvettern in Spanien und Italien offiziell auf eine Stufe setzen.

Der gute Most hat sich schon über die weitverbreitete Ansicht lustig gemacht, daß jeder Anarchist notwendigerweise in der einen Hand einen Dolch, in der andern eine Bombe tragen müsse. Ein großes Berliner Blatt ließ sich neuerdings einen detaillierten Bericht andrehen, in dem eine Sitzung eines Londoner Anarchistenklubs geschildert wurde, ähnlich der heiligen Feme: da versammelten sich die düstern Gestalten um einen Tisch, auf dem eine Jakobinermütze lag, und heulten ihr: Wehe, Wehe, Wehe! über den zum Tode verurteilten Alfons. Und dabei haben wir in Deutschland Vertreter des Anarchismus, die so harmlos sind, daß ihnen allenfalls auch ein Geheimrat mit sanfter Hand über die Tolle streicheln könnte. Machen wir sie nicht wild!



Die Reform des Strafprozesses / von Syndikus Richard Beinert

Die Reform des Strafprozesses hat sich als ein zwingendes, unabweisbares Bedürfnis herausgestellt.

Die hauptsächlichsten und zugleich unheilvollsten Mängel der geltenden Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich sind folgende:

1. Der ganz allgemein die Rechtspflege beherrschende Formalismus und Schematismus;
2. die Schriftlichkeit und Heimlichkeit des Vorverfahrens;
3. die ungleiche Verteilung der Rechte zwischen der dominierenden Anklagebehörde einerseits und dem Angeklagten, bzw. dem Verteidiger andererseits;
4. die Unzulänglichkeit der Rechtsmittel, und endlich
5. die Art und Weise der Strafvollstreckung.

Der Formalismus hat eine geradezu erschreckende Wirkung. Wenn derselbe beseitigt wird, was unbedingt bei einer Reform des Strafprozesses als erste Anforderung festgehalten werden muß, dann wird es unmöglich sein, daß z. B. ein Angeklagter, welcher zur Hauptverhandlung unter der Verwarnung, daß bei seinem Ausbleiben seine Verhaftung angeordnet werden werde, auf der Stelle verhaftet und mehrere Tage in Untersuchungshaft behalten wird, wenn er zwar zur Terminsstunde im Gerichtsgebäude anwesend war, aber beim sehr verspätet erfolgten Aufruf seiner Sache sich gerade für einige Minuten vom Eingang zum Terminzimmer entfernt hatte und den Aufruf nicht hören konnte. Was nützt es dem armen Angeklagten, wenn er einige Tage später, nach erfolgter Feststellung dieses Sachverhaltes, auf Grund einer Beschwerde seines Verteidigers, aus der Haft entlassen worden ist?

Fast noch schlimmer gestalten sich die Folgen des ähnlich liegenden Falles, wenn der Angeklagte, welcher in erster Instanz vom Schöffengericht zu einer erheblichen Strafe verurteilt worden ist, in zweiter Instanz zum Hauptverhandlungstermine unter der Verwarnung vorgeladen ist, daß bei seinem Nichterscheinen seine Verurteilung für zurückgenommen erachtet

werden würde und er aus gleicher Veranlassung, wie im vorerwähnten Falle, bei dem sehr verspätet erfolgten Aufrufe seiner Sache zufällig gerade nicht im Sitzungssaale anwesend ist. Seine Berufung wird verworfen. Eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gibt es dann regelmäßig nicht, und doch hatte der Angeklagte die bestimmte Aussicht gehabt, in zweiter Instanz durch ein neu beigebrachtes Beweismaterial seine Freisprechung zu erzielen. Seine Verurteilung bleibt aber zu Recht bestehen. Vernunft wird Unsinn!

Ein weiteres recht charakteristisches Beispiel ist folgendes: Über Anzeigen strafbarer Handlungen und Anträge auf Strafverfolgung entscheidet in erster Instanz die Staatsanwaltschaft. Gegen den abweisenden Bescheid der Staatsanwaltschaft steht dem Antragsteller, wenn er zugleich der Verletzte ist, das Recht der Beschwerde an den vorgesetzten Beamten der Staatsanwaltschaft und gegen dessen ablehnenden Bescheid binnen einem Monat nach der Bekanntmachung der Antrag auf gerichtliche Entscheidung zu. Dieser Antrag muß nach der Bestimmung der Strafprozeßordnung die Tatsachen, welche die Erhebung der öffentlichen Klage begründen sollen, und die Beweismittel angeben, auch von einem Rechtsanwalt unterzeichnet sein.

Wenn nun die erste Strafanzeige mit genauer Darstellung des Sachverhaltes und unter Angabe der Beweismittel erstattet war, wenn demnächst die Beschwerdeschrift gleichfalls formell und materiell allen gesetzlichen Anforderungen entsprach, so wird jedermann es für ausreichend erachten, wenn das Gesuch um gerichtliche Entscheidung so abgefaßt wird, daß der formelle Antrag gestellt und behufs Begründung desselben auf die Strafanzeige und die Beschwerde, welche in Abschrift beigelegt worden, Bezug genommen wird.

Trotzdem gibt es zahlreiche Gerichte, welche ohne materielle Prüfung einen solchen Antrag deshalb zurückweisen, weil der Inhalt der dem Antrage beiliegenden Abschriften nicht in die Antragschrift hineingeschrieben ist. Der Buchstabe tötet!

Die Schriftlichkeit und Heimlichkeit des Vorverfahrens macht den Staatsbürger, welcher von dritter Seite angegriffen wird, fast rechtlos. Der alte Polizeifehler, daß, wenn jemand

eine Denunziation erhebt, zunächst der Beschuldigte bereits als überführter Verbrecher angesehen wird, gibt dem ganzen Verfahren seine charakteristische Gestaltung.

Der Angeschuldigte muß meist zunächst seine Unschuld dargetun, wenn er ernste Unannehmlichkeiten vermeiden will, obwohl doch das Umgekehrte richtig ist, daß ihm nämlich sein Verschulden bewiesen werden muß.

Dieser Fehler zeigt sich auch vielfach im Hauptverfahren vor den erkennenden Gerichten, gibt nicht endenden Anlaß zu Beschwerden und verschuldet unsagbares Elend und Jammer.

Infolge der Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Vorverfahrens ist der Angeschuldigte gar nicht in der Lage, die gegen ihn gerichteten Vorwürfe und die dafür angebotenen oder erhobenen Beweise zu prüfen und sich dagegen zu schützen. Erst nach Abschluß des Ermittlungsverfahrens ist es dem Angeschuldigten gestattet, nicht etwa persönlich, sondern nur durch seinen Verteidiger die Strafakten einsehen zu lassen. Bis dahin muß er in Angst und Sorge um sein Schicksal bleiben. Hierzu tritt noch die ungeheure Härte, daß der Angeschuldigte meist davon keine Nachricht erhält, daß ein Verfahren, welches gegen ihn eröffnet war, als unbegründet eingestellt worden ist, obwohl ihm von der Einleitung des Verfahrens durch seine verantwortliche Vernehmung vor der Polizeibehörde Kenntnis gegeben worden war. Denn die Strafprozeßordnung gibt nur dem Angeschuldigten, welcher im Vorverfahren von einem Richter vernommen worden ist, den Anspruch auf amtliche Benachrichtigung von Einstellung des Verfahrens.

Für den Angeschuldigten ist es aber an sich gleichgültig, ob er von dem Richter oder von dem Polizeibeamten vernommen wird. Er weiß durch seine Vernehmung, daß gegen ihn ein Verfahren schwebt, und wird, wenn er noch so unschuldig ist, von banger Sorge über sein Schicksal erfüllt sein, und dieser Zustand kann jahrelang dauern!

Die Rechte im gesamten Strafverfahren sind ungleich zwischen der Staatsanwaltschaft und dem Angeklagten bzw. seinem Verteidiger verteilt.

Der Staatsanwalt hat das Recht, jederzeit die Untersuchungsakten einzusehen und zur Untersuchung seiner Anklage jederzeit Zeugen vernehmen zu lassen. Selbst dann, wenn das Gericht diese Vernehmung nicht vornehmen will, steht es ihm frei, durch die Polizeibehörden, welche ihm untergeordnete Hilfsorgane sind, jeden Zeugen nach seiner Bestimmung vernehmen zu lassen. Wenn dann eine solche Vernehmung vor dem Staatsanwalt vorgelegt wird, wird sie ihren Eindruck auf das Gericht in der Regel nicht verfehlen. Dem Angeklagten aber stehen derartige Befugnisse nicht zu. Er muß sich sogar hüten, diejenigen Personen, auf deren Zeugnis er glaubt sich stützen zu können, über ihre Ansicht befragen zu lassen oder selbst zu befragen, weil ihm alsdann voraussichtlich der Vorwurf versuchter Beeinflussung der Zeugen gemacht werden wird.

Ein weiteres Beispiel für die ungleiche Verteilung von Licht und Schatten ist, daß in den wichtigsten Strafprozessen, welche vor den Strafkammern verhandelt werden, die Zustellung der Urteile durch die Staatsanwaltschaft bewirkt wird. Wenn nun in einem solchen Falle ein freisprechendes Urteil ergeht, gegen welches die Staatsanwaltschaft die Revision einlegen will, so ist sie in der Lage, die für Begründung der Revision ungemein kurz bemessene gesetzliche Frist von einer Woche vom Tage der Zustellung des Urteils ab tatsächlich für sich erheblich zu verlängern; denn sie kann das Urteil, dessen Wortlaut zum Zwecke der Zustellung sich in ihren Händen befinden muß, zunächst, solange es ihr beliebt, auf die darin etwa enthaltenen Mängel prüfen und ihre Revisionsbegründung bereits vorbereiten oder anfertigen, bevor die Zustellung tatsächlich erfolgt ist. Dies ist bei Urteilen von großem Umfange sehr bedeutungsvoll. — Dagegen ist die Rechtslage der Angeklagten eine äußerst ungünstige. Denn der Angeklagte oder sein Verteidiger erhält das Urteil nicht vor der Zustellung zur Einsicht; er ist also für Begründung seiner Revision auf den überaus kurzen Zeitraum von einer Woche vom Tage der Zustellung und Kenntnisaufnahme des Urteils ab angewiesen.

Wie unzulänglich die Rechtsmittel im gegenwärtig geltenden Prozeßverfahren sind, ist eine allgemeine Klage. Die hier in Frage kommenden Rechtsmittel sind die Berufung und Revision. Die Bedeutung der Berufung besteht darin, daß der Angeklagte durch Benützung dieses Rechtsmittels die nochmalige vollständige tatsächliche Erörterung des Rechtsfalles veranlassen und in unbeschränkter Weise neue Tatsachen und Beweismittel zu seiner Verteidigung vorbringen kann. Dasselbe gilt vom entgegengesetzten Standpunkt aus für die Staatsanwaltschaft. Die Berufung ist aber nur gegen diejenigen Urteile zulässig, welche vor dem Schöffengerichte, also in den unbedeutenderen Strafprozessen erlassen werden.

Die Revision ist das einzige Rechtsmittel gegen die Urteile der Strafkammern und der Schwurgerichte. Sie bewirkt jedoch nicht in der höheren Instanz eine nochmalige erschöpfende Wiederholung der Hauptverhandlung mit der Möglichkeit, neue Tatsachen und Beweismittel vorzubringen, sondern sie kann nur die Prüfung der beiden Rechtsfragen bewirken, ob die getroffene Entscheidung dem von der Vorinstanz festgestellten Sachverhalte gemäß eine Gesetzesverletzung enthält, oder ob das Gericht erster Instanz zu einer tatsächlichen Feststellung auf Grund von prozessualischen Verstößen gelangt ist. Wird eine dieser beiden Fragen vom Revisionsgericht bejaht, so erfolgt Aufhebung des angegriffenen Urteils, sonst Verwerfung des Rechtsmittels.

Es ist klar, daß mit der Revision nur dann ein Erfolg zu erzielen ist, wenn sich der erste Richter grobe Fehler hat zuschulden kommen lassen. Es ist überdies wohl auch bekannt, daß die Urteile erster Instanz, welche am oberflächlichsten angefertigt sind, am seltensten der Aufhebung unterliegen. Denn es kommt nur darauf an, daß unter Berücksichtigung des rein äußeren Formalismus und Schematismus die zur Verurteilung notwendige tatsächliche Feststellung getroffen ist, um dem Revisionsgericht die Möglichkeit einer tatsächlichen Nachprüfung zu entziehen.

Die Strafvollstreckung selbst wird in den einzelnen Bundesstaaten nach Landesrecht vorgenommen. Daher kommt es,

daß die verschiedenen Strafarten in den einzelnen Bundesstaaten tatsächlich die größte Verschiedenheit aufweisen. Die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, bedarf keines weiteren Nachweises. Auch die Art und Weise, wie insbesondere die Freiheitsstrafen vollstreckt werden, spricht der Humanität in vielen Fällen Hohn.

Für die Beleuchtung dieser Rückstände steht mir heute kein Raum zur Verfügung. In einigen späteren Artikeln will ich auf Ersuchen des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift zu den Vorarbeiten für Revision der Strafprozeßordnung Stellung nehmen.



Die hundert und erste Geschichte des Boccaccio / von J. S. Machar

Wir gingen von Gaaden nach Heiligenkreuz. Mein Freund, der Archivar des Fürsten K., und ich. Der breite schöne Weg führt durch den Wald, und der kühle Schatten erfrischte offenbar wieder meinen durch die Hitze niedergeschlagenen Freund. Er begann wieder um sich zu blicken, drehte seinen Spazierstock, ahmte das Pfeifen der Drossel und die Stimme des Kuckucks nach, — aber plötzlich blieb er stehn und sagte mit einem nur Facheuten eigenen Feuer:

„Donnerwetter, habe ich dir noch nichts über meinen Fund gesagt?“

„Deinen Fund?“

„Ist es kein Fund, wenn man eine Handschrift des Dekameron entdeckt?“

„Ich bitte dich!“

„Du brauchst nicht so skeptisch zu lachen,“ unterbrach er mich. „Ein Boccaccio, ein wirklicher Boccaccio! Das Pergament, die Schrift, übrigens wirst du zugeben, daß ich mich

in meinem Fach einigermaßen auskenne . . . Ich habe das Manuskript mit der Florentiner Ausgabe aus dem Jahre 1527 verglichen, die mein Fürst auch besitzt, und ich sage dir, daß die Handschrift nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Rätselhaft ist mir nur eines: sie umfaßt hundert und eine Novelle . . .“

Ich lachte laut auf: „Also ohne Zweifel eine Abschrift, und der eifrige Kopist hat nach der Vorlage ein Stück hinzugeichtet.“

„Kaum, kaum,“ entgegnete ernst mein Freund. „Ich habe gerade diese letzte Novelle besonders aufmerksam gelesen und habe nicht den geringsten Unterschied in Sprache und Stil gefunden. Auch inhaltlich würde sie sich von den hundert vorhergehenden Geschichten nicht sehr unterscheiden, nur ein Umstand machte mich stutzig: eine Tiefe, wie sie Boccaccio sonst nirgends besitzt. Er schildert nämlich den tragischen Tod des jungen einzigen Sohnes eines Herzogs und erinnert daran, wie sich die Familie des Herzogs gegen ihr Volk vergangen hat, zitiert die Bibelworte von der Rache des Herrn, die erst im dritten und vierten Geschlecht straft, und erwähnt, daß eine ähnliche Anschauung schon bei den antiken Völkern bestanden habe, die diese Rache heilig und die ewig lebende Nemesis hießen.“

„Wöchtest du mir den Inhalt nicht kurz erzählen?“

„Kürzer als Boccaccio erzählt, läßt er sich nicht wiedergeben. Seine primitive Art ist von einer ungewöhnlichen Knappheit. Für uns moderne Menschen ist sie unerreichbar. Der Inhalt ist etwa dieser: Der Herzog Giuseppe hat einen einzigen Sohn, namens Julius. Sein Geschlecht ist das älteste und geachtetste unter allen Herrschergeschlechtern Italiens. Ehemals waren sie arme Adelige, aber ihr Vorfahr Rodolfo nützte eine günstige Gelegenheit und legte den Grund zum Reichtum und Ruhm seines Hauses. Die uneinigen Fürsten gönnten nämlich keinem unter sich selbst eine hervorragende Stellung und wählten den bettelarmen Rodolfo zum Haupt ihrer Liga; sie hofften, daß sie im Schatten seiner Macht ihrem eigenen Willen werden die Zügel schießen lassen können. Aber Rodolfo enttäuschte sie. Er wollte nicht bloß

den Schatten der Macht besitzen, sondern die Macht selber. Und er besaß sie. Er richtete sein Augenmerk auf den mächtigsten der Fürsten, den Herzog Odoaker, der um seiner Macht und seines Reichthums willen der ‚eiserne‘ oder der ‚goldene Herzog‘ genannt wurde. Ihn unterwarf sich Rodolfo, nahm ihm die Städte und erklärte sie für Eigenthum seines Hauses, und als der unterjochte Odoaker durch ihn nicht nur als Herzog, sondern auch als Mensch gereizt wurde und sich gegen ihn empörte, schlug ihn Rodolfo in einer Schlacht, in der der Herzog sein Leben verlor. Der Ruhm und die Macht Rodolfos wuchsen dadurch so sehr, daß er keinen Rivalen mehr hatte. Als guter Familienvater sorgte er für seine Kinder. Er verheiratete sie vorteilhaft, und sein praktischer Geist lebte in seinen Nachfahren fort. Theils durch Verträge, theils durch das Schwert brachten sie es so weit, daß ihr Geschlecht das erste unter den Herrschern Italiens wurde. Aus allen Schicksalsschlägen gingen sie glücklich hervor, ihre Macht vermehrte sich fortwährend, wuchs fortwährend, und dabei waren sie die Geißel und das Unglück nicht bloß ihrem Volke, sondern auch ganz Italien. Die küstern, fanatischen, selbstbewußten Herrscher hielten sich für Gottes Vertreter auf Erden und glaubten, was immer sie taten, als Eingebung Gottes und zu Gottes größerem Lob und Ruhm zu tun.

Giuseppes Sohn Julius schien in seiner Jugend das Beste zu versprechen. Man erzählte sich rührende Histörchen von seinem guten Herzen und offenen Geist. Giuseppe selbst war ein böser Herrscher, aber unbeständig, wetterwendisch, ein schwankendes Rohr im Winde. Darum verlegte das Volk seine Hoffnungen auf die kommenden Zeiten und auf seinen Nachfolger. Als Julius herangewachsen war, vermählte er sich. Man fand für ihn eine Prinzessin aus altem Geschlecht, die Hochzeit ward prächtig gefeiert, alle Städte brachten dem jungen Ehepaar Geschenke dar, und die ergebene Menge jubelte, wie es schon bei solchen Gelegenheiten ihre Gewohnheit ist.

Einige Jahre später erblickte Julius im Kreise der Hofdamen eine jugendliche Schönheit mit bläulich schwarzem

Haar und azurenen Augen. Sie war nicht mehr als siebzehn Jahre. Er erblickte sie, und der Friede seines Herzens und sein häusliches Glück waren dahin. In demselben Maße, als er für die junge Schöne entbrannte, begann er seine Frau zu hassen, und je mehr Beweise er empfing, daß seine Liebe der Schönen nicht gleichgültig sei, desto schwerer trug er die Fesseln des Ehestandes. Ein Zwist folgte dem andern, Streit auf Streit, und es blieb nicht mehr nur bei Worten, wie die Diener, die Zeugen solcher Auftritte, in der Stadt herum erzählten.

Die Schöne war das einzige Kind einer sehr vornehmen und gebildeten Adelligen, ihr Bruder fiel einige Jahre vorher als Offizier in der Armee Giuseppes auf dem Schlachtfelde. Julius' Liebe verwandelte sich in glühende Leidenschaft und sein Familienleben in eine wahre Hölle. Er sah keine andere Rettung, als an den Papst ein Schreiben zu richten, in dem er ihn bat, das unselige Ehebündnis zu lösen. Aber der Papst schickte das Schreiben seinem Vater Giuseppe. Es kam zwischen Vater und Sohn zu einem Austritt hinter verschlossenen Türen, und die Folge war nur die, daß Julius von nun an seinem Vater ebenso aus dem Wege ging wie seiner Frau. In den Stunden, die ihm die Liebe nicht ausfüllte, ergab er sich der Jagd und dem Trunke. Die junge Adelige hatte sich ihm inzwischen mit Seele und Leib geschenkt. Dann vereinigte er alle drei Triebkräfte seines Lebens in eine: er fuhr mit Kameraden auf die Jagd, nach der Jagd trank er mit ihnen und nach dem Gelage zog er sich in das Gemach zurück, wo ihn die Liebste, die ein verlässlicher Diener indessen hergebracht hatte, erwartete. Er wählte dazu immer einsame kleine Schlösser im Schoße der Berge und Wälder.

In einer Winternacht dehnte sich ein solches Gelage in die Länge, Julius wußte, daß die Geliebte seiner ungeduldig harrte, aber selbst dieser Liebe Bande begannen sich schon zu lockern, und seine einzige Geliebte ward der Pokal. Es war im Gebirge, wo Schnee lag. Angenehme Wärme verbreitete in einem Saale des einsamen Jagdschlusses der Kamin, und der Wein machte die Seele erglücken. Die Gesellschaft

war nicht groß, vier ihm ergebene Adelige saßen mit Julius. Sie tranken, und der Wein übte seine Wirkung; ihre Augen verschleierten sich, als würden sie schwer. Aus irgend einem Grunde brach ein Streit aus. Julius, der auch in diesem Zustande sich seiner Erhabenheit bewußt war, warf seinem Gegner ein unartiges Wort hin. Und dieser, statt eine Antwort zu geben, sprang auf, packte eine Flasche beim Halse, drehte sie herum und schleuderte sie dem Prinzen an den Kopf. Er traf ihn sicher, Julius stürzte mit zerschmettertem Schädel nieder. Die Zecher waren mit einem Schläge nüchtern und ergriffen die Flucht. Der Bediente trat ein, legte seinen Herrn auf das Sofa, dann ging er und klopfte an die Thür des Schlafzimmers . . . Die junge Adelige antwortete ihm von innen. Der Bediente sagte ihr, was geschehen war. Das Mädchen stürzte hinaus, erblickte den zerschlagenen Schädel seines Geliebten und, scheinbar ruhig, kehrte es in das Schlafzimmer zurück. Als der Bediente eine Weile später wieder anklopfte, um der Schönen zur schleunigen Abfahrt zu raten, erhielt er keine Antwort. Das Mädchen hatte ihrem freudelosen Leben mit eigener Hand ein Ende bereitet . . .

Am andern Tage, zeitlich früh, meldete sich einer der Kameraden des Prinzen beim alten Giuseppe an und teilte ihm das Geschehene mit. Dann machte er sich auf, um den Mörder zu verfolgen, erreichte ihn irgendwo am Ufer des Meeres und schoß ihn nach kurzem Kampfe nieder.

Das ist also der Inhalt der hundert und ersten Novelle unserer Handschrift. Am Ende stehen, wie ich schon erwähnt habe, einige starke und überzeugungsvolle Sätze über die Nemesis, ein bei dem galanten und lasziven Autor wahrhaft merkwürdiger Umstand . . .“

Mein Freund, der Archivar, schwieg.

Wir kamen in Heiligenkreuz an. Es ist ein liebes, sauberes Dorf, rings umgeben von den waldigen Bergen, mit der alten Zisterzienser Abtei, einer beachtenswerten Klosterkirche aus dem zwölften Jahrhundert, die schöne, be-

malte Fenster besigt und in deren Krypta dreizehn Wabenberger liegen. Als wir von der Höhe hinabschritten, sahen wir einige Touristen mit dem Waedeker, die durch die sandbestreute Allee zum Friedhof emporstiegen. Ein Einheimischer führte sie, und wir hörten, wie er stolz erklärte, daß sogar schon Chinesen und mehrere Japaner den Friedhof besucht hätten. Wir schlossen uns an.

Der Führer geleitete uns zu einem Grabe, das mit einem großen, dunklen Marmorstein bedeckt war; ein zweiter Stein erhob sich zu Häupten, und darauf stand die Inschrift: „Mary Baronesse Becsera. Geb. 1871, gest. 29. Januar 1889.“ Und darunter ein Vers aus dem Buche Hiob:

„Der Mensch geht wie eine Blume auf und verwelkt.“

Die Damen der Touristen rissen Efeublätter vom Grabe ab, die Herren vertieften sich in ein Gespräch, wir gingen auf einen Wink des Totengräbers zur Friedhofskapelle.

Die Kapelle hatte die alte Baronin Becsera zum Andenken an ihre beiden Kinder errichtet. Ihr Sohn fiel als Offizier im zweiten bosnischen Aufstande im Jahre 1882, das zweite Kind dieser Niobe war Mary, an deren Grabe wir eben geweilt hatten. Ein wunderbares Bild erschien uns im Fenster der Kapelle. Die Sonnenstrahlen fielen gerade auf das gemalte Glas und belebten seine Farben. In der Mitte des Bildes sitzt Madonna, zu ihren beiden Seiten knien zwei, „die Engel sind, aber in diesem Leben einst Menschen waren.“ Der eine von ihnen, der an der linken Seite, blickt mit ergebungsvollem Ausdruck zur Madonna auf, er ist mit seinem Loos zufrieden, das ihm auf Erden zuteil ward, denn er starb als „Soldat und brav“.

Der andere Engel erhebt seine gefalteten Hände zur Madonna. Er hat schwarzes Haar mit bläulichem Glanze und azurene Augen, die von Sehnsucht und Schmerz erfüllt sind. Mit Sehnsucht nach allem, was das Leben ihm versagt, mit Schmerz darüber, was das Leben ihm gegeben . . .

Und das Antlig der Madonna ist streng, fast drohend ernst, und ihre Hand ist anklagend erhoben gegen die Tür der Kapelle hin, über den Friedhof, über das Thal, in dem

das Dörfchen liegt, über den bewaldeten Berg, auf dessen jenseitigem Abhang das Jagdschloß aufragt . . .

Wir verließen den Friedhof. Der weiße Weg hinter dem Dorfe steigt über den Berg und führt nach Meyerling.

Diesen Weg nahmen wir nicht. Wir waren müde und hungrig. Wir setzten uns im Lindenschatten des Klostergasthauses nieder, und der Freund begann mir einige interessante stilistische Wendungen aus der hundert und ersten Novelle des Boccaccio zu erklären.



Brief eines Patrioten

Lieber Doktor Fischer,

waren Sie schon mal im Ausland? Sind Sie schon mal heimwehgebeugt durch die Straßen der Metropole einer befreundeten Macht geschlichen? Und haben Sie mal das stolze Hochgefühl in Ihrer Brust gespürt, das jeden Deutschen packen muß, wenn er in ferner Fremde plötzlich das heimatische Wappentier an einer Hausfront kleben sieht? Dann werden Sie sich die Empfindungen ausmalen können, die bei folgender Begebenheit meinen Busen durchtobten:

Ich durchwandelte betrübten Schrittes Wien. In meiner Tasche trug ich die schmerzliche Mitteilung, daß das Berliner Landgericht mich in drei Tagen zu sprechen wünschte, weil ich in einem Flugblatte „zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufgefordert“ und „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Bevölkerungsklassen zu Gewalttätigkeiten gegeneinander aufgereizt“ haben sollte. Ich brannte natürlich darauf, der Einladung des Herrn Staatsanwaltes zu folgen. Leider hat mich aber die gütige Vorsehung nicht mit dem genügenden Reisegeld in die Welt geschickt, als daß ich jedem Wink der Obrigkeit stets gleich beschwingten Fußes folgen

könnte. Und wer hätte mir in der Fremde helfen sollen, dem Rufe des Vaterlandes zu gehorchen? So kreuzten also arge Bedrängnisse mein Gemüt, als ich Wiens Straßen einherzog.

Aber siehe: Am Graben Nr. 12 erhob sich vor meinem entzückten Blick ein Gebäude, von dem ich lautpochenden Herzens den deutschen Reichsadler mit gesträubtem Gefieder auf mich niederzwinfern sah. „Kaiserlich deutsches Generalkonsulat“ stand darunter. Nicht etwa Bizekonsulat — nicht bloß Konsulat — nein, ein richtiggehendes Generalkonsulat war es, das den bedrängten Landsmann dort hilfreich zur Einkehr lud.

Vater Staat verlangt nach mir, so überlegte ich, da wird sein Sachwalter im Ausland nicht zögern, dem Heimverlangenden über die Schwelle des Vaterlandes zu helfen. Ich trat also in das Haus ein und klopfte, froh, auf heimatischem Boden zu stehen, an die Tür des Konsulates an. Ein junger Mann, in dem ich niemals den Pflegevater Staat vermutet hätte, hieß mich eintreten, und ich trug ihm mein Begehren vor. „Mein Name ist Mühsam,“ versicherte ich ihm, „ich bin Angeklagter, soll mich in drei Tagen in Berlin vor dem Landgericht I wegen eines Preßvergehens verantworten und hab' kein Geld. Bitte bezahlen Sie mir die Reise.“ — Aber da kam ich schön an. „Ja,“ sagte der junge Mann (und ich freute mich schon). Aber er fuhr fort: „Ja — aber, was geht das uns an?“ (Er sagte immer „Wir“, wenn er seine Meinung kundtat.) „Dazu haben wir keinen Fonds.“ — „Ja,“ sagte ich jetzt, „ob Sie das Geld aus einem Fonds nehmen oder woher sonst, das soll mir sehr egal sein. Die Hauptsache ist, der Staat wünscht mich zu sprechen, und Sie sind hier der Stellvertreter des Staates“ (hier machte ich natürlich einen Diener), „und wenn Sie nicht die Reise bezahlen, kann ich überhaupt nicht reisen, und dann erläßt der Staat einen Steckbrief und einen Haftbefehl hinter mir.“ Der junge Mann sagte darauf wiederum: „Ja“ — aber diesmal sehr gedehnt, und meinte dazu: „Dann müssen Sie sich schon an den deutschen Hilfsverein wenden. Wir haben dazu keinen Fonds, und uns geht die ganze Geschichte nichts an.“

So ging das Gespräch noch eine lange Zeit hin und her. Ich war sehr entrüstet, weil mich der Staat, der doch selbst nach mir verlangte, hierzu an die private Wohltätigkeit verwies, aber meine Entrüstung half mir auch nichts, und ich mußte mit ebenso leichtem Portemonnaie und noch schwererem Herzen, als wie ich sie aufs Generalkonsulat mitgebracht hatte, wieder von dannen ziehen.

Unterwegs kamen mir allerhand Erwägungen in den Sinn. Wenn man der Vertretung des Staates im Ausland seine Bereitwilligkeit kund gibt, einer Einladung eben dieses Staates Folge zu leisten, dann kriegt man zur Antwort: das geht uns gar nichts an. Wenn Sie Geld haben, reisen Sie mit Gott usw., haben Sie keins, dann werden Sie steckbrieflich verfolgt. — Aber, überlegte ich weiter, wenn ich nun steckbrieflich verfolgt werde, dann nützt es ja noch immer nichts, weil man ja wegen eines Preßvergehens nicht ausgeliefert wird. Erst wenn ich nach Jahren mal zufällig über die deutsche Grenze käme, würde man mich sofort einlocken und unschädlich machen. — Daher geriet ich denn in einen Zustand ratloser Verzweiflung darüber, daß ich nicht Raubmörder, sondern nur politischer Verbrecher war. Hätte ich jemand umgebracht, hätte ich geraubt, geplündert, brandgestiftet oder genozüchtigt — oh, wieviel wäre ich besser dran gewesen. Dann hätte ich mich gar nicht wegen meines Dalles zu ängstigen brauchen, hätte die Unterstützung der deutschen Konsulate gar nicht nötig gehabt, sondern wäre einfach zu den Wiener Behörden gegangen, die mich kostenlos und sicher in Berlin abgeliefert hätten. Nie in meinem Leben habe ich so bedauert, kein Raubmörder zu sein.

Zum Glück regte mich meine verzweifelte Stimmung über diesen Charaktermangel zu einem schwermütigen Gedicht an, das dann einen mir wohlgesinnten Redakteur zu einem erheblichen Vorschuß begeisterte. Auf diese Weise konnte ich also die Reise nach Berlin doch noch antreten, und das Schwert der Justiz konnte mit der Wucht des Staatsinteresses rechtzeitig auf mein schuldiges Haupt herniedersaufen.

Womit Sie bestens grüßt Ihr

Erich Mühsam.

Frauenduft / von Theodor Poppe

Als ich dem eingefleischten, alten Junggesellen erzählte, daß ich in den heiligen Ehestand zu treten gedenke, zog er die Augenbrauen hoch, spitzte den Mund, ließ einen leisen Pfiff herausschnellen und meinte: „Heiliger Ehestand — sancta simplicitas!“ Ich wollte antworten, aber er legte begütigend seine Hand auf meinen Arm und fügte hinzu: „Still, — ich kaufe Sie natürlich nicht für so — nichtsahnend. Aber so oft ich bei höheren Gehirnmenschen von Heiratsplänen, Verlobungen und ähnlichem Unsinn höre, kribbelt's mich, als müßte ich ein drohendes Unglück verhüten.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich ein höherer Gehirnmensch bin?“

„Na, dann lassen wir die Höhe dahingestellt sein. Jedenfalls solchen Menschen passiert mit Geschlechtswesen immer ein Unglück — sei es ante rem oder post rem. Ich weiß noch nicht einmal, was schlimmer ist.“ Er machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Sie blasser Theoretiker!“ warf ich in seine Nachdenklichkeit. Er lächelte überlegen.

„Der Gehirnmenschenorganismus läßt seiner nicht ungestraft spotten. Die Unsicherheit oder eine Verführung der Instinktatavismen des Menschentiers — das rächt sich immer. Daher spiele ich gern gelegentlich den freundschaftlichen Warner. Sie werden fragen, mit welchem Recht? auf Grund welcher Tatsachen? Also hören Sie:

Ich werde Ihnen die Geschichte meines Freundes und Studiengenossen — der Name tut nichts zur Sache — erzählen, der an seinem Hochzeitstag zwischen Kirchengang und Festmahl verschwand und seiner Jungfer Frau die Trauer um seinen Leichnam hinterließ.

Dieser Paul war als Student ein sehr appetitlicher Bursche, blond, schlank, feinnervig, eine durchaus spiritualistische Natur, die alles Weibliche rein als Erscheinung betrachtete, wenn er es überhaupt ins Auge faßte. Denn seine geistigen, wissenschaftlichen Interessen erfüllten ihn ziemlich ausschließlich. Seine geistige Energie und Regsamkeit war etwas wie Enthuz

fiasmus, eine Art Gotttrunkenheit, die bei alten Kerlen, wenn sie das Leben nicht rechtzeitig verwässert, gewöhnlich zu irgend einer fixen Idee wird.

Eines Abends im Frühling, wenn ich mich recht erinnere, also zu einer Zeit, wo nach Giordano Bruno Petrarca in seine Laura sich verliebte und auch die Esel ihre Schwänze hoben, kamen wir beide aus einer angeregten, weinseligen Gesellschaft, in der geistreiches Gedankenspiel, wie üblich, am Ende zu breiter Satyr-laune geworden war. Wir gingen noch ein Stück zusammen, bis mich ein raschelnder, seidener Jupon über elegant chauffierten Füßen allzusehr reizte. Ich überließ ihn seinem Schicksal.

Das war nun wirklich mehr als eine Phrase. Die Einsicht kam mir freilich erst am Ende seines Lebens. Als ich ihn damals tags drauf an unserem Mittagstammtisch nicht traf, suchte ich ihn in seiner Wohnung heim. Anfangs wurde nicht geöffnet. Ich vermutete ihn in Katerbedrängnissen. Endlich bequemte er sich doch dazu, mich einzulassen. Ungeheuer erstaunt war ich über den Anspug, in dem er mir entgegentrat: völlig nackt, nur von einem Wadetuch oder Bettlaken gespenstisch umhüllt. In seinen Zimmern war es stichdunkel, die Fenster so dicht wie möglich verhüllt. Ich wollte lachend den Grund dieser seltsamen Zurichtungen erfragen. Er presste heftig meine Hand, an der er mich durch die Dunkelheit zu einer Sitzgelegenheit leitete und rief mir mit unterdrückter, heiserer Stimme zu: „Lach nicht!“ Als ich mich dann etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah ich in der Mitte des Zimmers seine Gummibadewanne stehen. Der Boden ringsum war naßgespritzt. Geduldig wartete ich auf eine Erklärung. Es stellte sich folgendes heraus:

Als wir uns am Abend zuvor getrennt hatten, war es einem Frauenzimmer gelungen, meinen keuschen Joseph zu Fall zu bringen. Unter heftigen Erschütterungen des Efels erzählte er den Vorgang.

„— und der Geruch ihres Haares, dieser süßlich fade Duft — wie werd ich ihn los! Er sitzt mir in allen Poren. Sag mir um Himmelswillen, wie ich ihn los werde. Ich

wasche und reibe — nichts hilft, der ekelhafte Weibegeruch sitzt mir in der Nase, würgt mich in der Kehle. Ich komme mir so schmutzig vor — so elend schmutzig, — pfui Teufel — pfui Teufel!“ Er war wie von Sinnen. Ich beschwichtigte ihn mit großer Mühe.

Das Erlebnis mußte sich ihm unheimlich tief eingebrannt haben. Zuerst dauerte es tagelang, bis sich seine empfindlichen Sinne beruhigt hatten. Die Geruchshalluzinationen und damit die Erinnerung an den Vorgang, der ihm von phantastischer Widrigkeit schien, wurden nur allmählich schwächer und undeutlicher. Paul wurde für seine Freunde erst wieder genießbar, als sie sich ganz verloren hatten. Inzwischen hatte er sich mit Fanatismus in seine wissenschaftlichen Arbeiten gestürzt, um auch dadurch den fatalen Eindruck in sich zu verwischen.

Ein paar Semester später machte er ein glänzendes Examen, und man prophezeite ihm — Prophezeiungen sind bekanntlich noch billiger wie Gründe — eine bedeutende wissenschaftliche Zukunft. Der interessante junge Gelehrte entfesselte bei intelligenteren Frauenpersonen ungemeine Sympathien. Ich weiß zwar nicht, wie sich das mit einer Beobachtung Balzacs zusammenreimt, der irgendwo behauptet, die Frauen sähen bei einem Mann von Talent nur seine Mängel, bei einem Dummkopf nur seine guten Eigenschaften und hätten gerade für diese besondere Sympathien — endlich, meinem Paul lächelte Eva'sgunst in mancherlei ehrenwerter Föderung. Daß er bei aller Liebenswürdigkeit innerlich kühl und unberührt blieb, erhöhte nur die weibliche Neugier und Theilnahme.

Sein Leben schien außß beste eingefädelt. Er habilitierte sich nach gebührender Zeit als Privatdozent und wirkte bald sehr erfolgreich. Nach wenigen Jahren unternahm er dann auch das, was Privatdozenten immer nützlich zu sein pflegt: er verlobte sich mit der Tochter eines überaus wohlhabenden, sagen wir reichen Professors, mit einer Jungfrau, die außer ihren materiellen auch sehr respectable ideelle Eigenschaften besaß. Ich habe selbst das Vergnügen gehabt, sie kennen zu

lernen. Wirklich ein ungemischtes Vergnügen. Denn sie hatte Herz und Vernunft und bot alle Gewähr auch zu einer tieferen geistigen Gemeinschaft mit meinem Freund. Er schwebte, als er sie gefunden hatte, in dem bekannten siebenten Himmel, und alle Götter schienen dem strahlenden Paar hold und günstig.

Er liebte sie und sie liebte ihn. Das war mir deutlich. Ob sich diese Liebe als Leidenschaft qualifizierte, wage ich als bescheidener Beobachter nicht zu beurteilen. Leidenschaft — übrigens ein schauerhaftes Wort! Die Angelegenheit spann sich nun folgendermaßen zu Ende:

Die Hochzeit war schon ziemlich nahe herangerückt. Die Einladungen waren ergangen. Der Schwiegervater schien sich die Geschichte etwas kosten lassen zu wollen. Die Univerſitätswelt fing an, in Aufregung zu geraten.

Während sie das tat, trat das Ereignis ein, das meinen Freund mit unheimlicher Vehemenz aus dem vorhin genannten Himmel stürzte. Und ich muß gestehen, auch ich fiel wenigstens aus den Wolken, als er eines frühen Morgens — ich lag noch zu Bett — bei mir erschien mit allen Anzeichen wirrster Verſtörung, übernächtlich, mit fahlem Gesicht und brennenden Augen. Bald stoßend, bald sich überstürzend, erzählte er mir mit taumelnden Worten, daß er am Abend zuvor mit seiner Braut im Theater gewesen sei. Da habe unmittelbar vor ihm eine Dame geseſſen. Wie er sich nun einmal vorgebeugt habe, um an der Dame vorbei nach der Bühne zu sehen, da habe ihn aus ihren Haaren plötzlich jener entſetzliche süßlich-fade Geruch, ähnlich dem schwülen Aroma von in Sonnenhize welkenden Rosen, angeweht — derselbe Weibduft, der damals als Student ihn mit Schauer und Ekel und Scham durchrüttelt hatte. Mir verging das Lachen, als ich ihn das mit einem nahezu wahnwitzigen Ausdruck in Miene und Ton berichten hörte. Es habe ihn ein Schwindel gepackt, so daß seine Braut aufmerksam geworden sei. Mit Anspannung aller Energie habe er das Übelkeitsgefühl und die Ohnmachtsanwandlung unterdrückt und sich mit Überarbeitung und Nervosität entschuldigt. Sie habe dann darauf be-

standen, das Theater zu verlassen. In der Droschke sei es ihm gewesen, als ob auch sie in leichten Wellen jenen Duft ausströme, den er bisher noch nie an ihr wahrgenommen hätte, und seine Kehle sei wie zugeschnürt gewesen. Er habe sie dann nach Hause gebracht, sei selber noch ein Stück weitergefahren, dann aber ausgestiegen und in seiner Verwirrung die ganze Nacht über planlos herumgeirrt. Endlich sei er zu einem Entschluß gekommen: die Verlobung müsse aufgehoben werden, die Hochzeit könne nicht stattfinden. Um sie beide zu retten, gab es nichts anderes. Ich solle ihm um Gottes willen helfen und der Professorsfamilie seinen Rücktritt plausibel machen.

Ich Schafskopf nahm die Sache nicht so schlimm, spielte vor allem wieder den Beschwichtigungsrat und nötigte ihn dann, auf meinem Divan sich ein paar Stunden auszuruhen, damit er mir wieder zu Kräften und zur Besinnung käme. Als er aus seinem bleiernem Schlaf erwacht war, redete ich ihm noch einmal ins Gewissen und stellte ihm die Unmöglichkeit für einen Ehrenmann, in diesem Stadium des Verhältnisses die Beziehungen abzubrechen, mit wuchtigstem Nachdruck vor. Nichts Dümmeres, als wenn man jemand zum Ehrenmann nötigen zu müssen glaubt! Das Gewicht meiner Gründe schien ihn umgestimmt zu haben. Er ging beruhigter fort.

Der Hochzeitstag kam heran. Mit Pomp und Würde ließ man den Festapparat spielen. Mir selbst war das Los eines Brautführers zugefallen. Wollte ich meine Geschichte empfindsamen Frauenherzen zu Gemüt führen, so würde ich nicht unterlassen, das interessante Aussehen und den hochzeitlichen Schmuck der Braut zu schildern. Der Bräutigam ist ja dabei zumeist nur die komische Nebenfigur. Glockengeläute — Kirchenrummel — das staatsbehaltende Professorentum gehört in die Kirche — das alles ging glatt von statten.

Hierauf in langer Auffahrt ins Hotel, wo das Festmahl stattfinden sollte. Die Kellnerschar stand schon der Winke gewärtig — da wurde der Bräutigam vermißt. Es war ihm gelungen, sich aus dem Gästegewirr für einen Augenblick zu entfernen. Man suchte und suchte. Eine peinliche Er-

regung entwickelte sich. Schließlich fand man ihn auch — erschossen in einem Hotelzimmer.“

Der Erzähler drückte mir die Hand und sagte zum Abschied:

„Na, leben Sie wohl. Lassen Sie sich's gut gehen! Viel Glück!“



Redaktionsbecke

Damals, als Frank Wedekind den sozialen Wert des Mädchenhändlers pries und sein Haupt mit der Gloriole des wahrhaften Menschenfreundes unnoob, da geschah noch Schlimmeres, als daß man ihn schalt: man glaubte ihm nicht. Man suchte seinen künstlerischen Ruf zu ruinieren, indem man die Grundlagen seines „Totentanzes“ unmöglich, aus bloßer Lust am Paradoxen konstruiert nannte. Denn man brachte es nicht fertig, im Mädchenhändler etwas anderes als ein Raubtier, in seinem Objekt eine keusche weiße Taube zu sehen, die unter allen Umständen gerettet werden müsse.

So dachte auch ein Herr, der auf einem Dampfer gen Afrika fuhr. Er baldowerte aus, daß ein vorgebliches Ehepaar kein Ehepaar, sondern ein Mädchenhändler und ein Mädchen sei, und meldete den Tatbestand dem deutschen Konsul in Lissabon, der die arme Fanny nach ihrer Heimat zurückschickte. Sie machte gute Miene zum bösen Spiel, nahm mit den Berliner Nachtcafés notgedrungen vorlieb und klaubte, da die Gelegenheit günstig war, einem Herrn ein Portemonnaie. Hätte man sie ihrem Beschützer überlassen, so wäre sie nicht so tief, bis zur Diebin, gesunken. Denn in Afrika ist weißes Fleisch geschätzt, und statt in Chambre garnie zu kauen, hätte sie einem Gouverneur den stattlichen Haushalt geführt.



In der Depesche an den Großherzog von Weimar hat sich der deutsche Künstlerbund des Wortes „untertänigst“ bedient. Das W. Z. findet, daß „dieses Wort, sinnlos geworden in unsern Verfassungsstaaten, für den Mann von freiem Bürgerbewußtsein etwas Aufreizendes hat.“ Mein Bewußtsein hat es nie aufgereizt, wenn man sich der üblichen Kurialien bedient; ich empfinde sie nicht als nötig, aber auch nicht als störend. Die Gelegenheiten, Freiheits Sinn zu betätigen, sind heutzutage reichlich vorhanden; man braucht nicht danach zu fischen.

Wie nennt man doch Leute, die sich in Kleinigkeiten wild gebärden, aber vor großen und prinzipiellen Fragen beide Augen feste zudrücken? Ich schlage vor: freisinnig.



Wenn man einen Streit führt, kann man das tun, um recht zu haben oder um recht zu behalten. Im allgemeinen darf man annehmen, daß den meisten mehr an der Scheinbarmachung als an dem Besitze des Rechts liegt; denn das schönste Recht ist unbrauchbar, wenn sich niemand dazu bequemt, es anzuerkennen. Das ist eine Weisheit, die allen Europäern geläufig ist, aber in der Hitze des Kampfes so manchem abhanden kommt.

Der Polizeikommissar Schöne überreicht einem russisch-jüdischen Kaufmann einen gefälschten Paß, damit dieser ungestört Spiondienste leisten kann. Das wäre wahrlich kein Grund, sich zu entrüsten. Alle Länder unterhalten ein Spionagesystem; und man kann doch Leute, die derartige Dienste leisten, nicht frisch und froh ins Zeug schicken und ihnen womöglich noch ein sichtbares Schild auf den Pödex kleben mit der Inschrift: „Achtung! Spion!“ Kurzum: Spionage ist stets Betrug, aber er ist durch Gründe der Staatsräson geboten. Im Fall Schöne tritt aber ein Moment hinzu, das mit der Paßfälschung nichts zu tun hat: Der Kaufmann sollte durch Androhung eines Übels, also durch Zwang, durch Erpressung, zur Übernehmung der Spionrolle gezwungen werden. Hier liegt der Angelpunkt der Sache. Nicht die Paßfälschung, sondern die perfide Ausnützung der Notlage sind für Herrn Schöne und seinen Gehilfen gravierend. Man konnte aus dem Fall wirklich einen anständigen Artikel machen, indem man aussprechen konnte: „Die Duldung innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle ist also durch eine Gemeinheit käuflich“ — und: „Die politische Polizei bedient sich der insamen Mittel der Chantage.“

Der „Vorwärts“ behandelte die Angelegenheit reportermäßig. Er stellte das Aktensstück in den Vordergrund und bildete es auf der ersten Seite nach allen Richtungen hin ab. Das ist daselbe Verfahren, als wenn man bei der Darstellung eines Mordprozesses die Abbildung des Schlächtermessers oder des Mordgewehrs für die Hauptsache hielte. Hier genügt die Konstatierung. Aus der Polizeihauptaktion wurde eine Paßaffäre.

War es da ungeschickt von der „Post“, daß sie darauf hinwies, daß Röschen Luxemburg und ihr Beschützer sich gleichfalls falscher Pässe bedient haben? Ich glaube: nein. Auf den Vorwurf der Paßfälschung mit dem gleichen Vorwurf zu dienen ist logisch. Statt nun die Ungeschicklichkeit seines Leitreporters einzusehn und die Diskussion auf die einzig berechnete Grundlage zu stellen, fällt der „Vorwärts“ wütend über die „Post“ her. Er beweist das Blaue vom Himmel herunter, daß Rosas falscher Paß eine ganz andere Berechtigung habe als der von Herrn Schöne überreichte; sintemal Rosa gegen die Schergen einer in Deutschland verpönten Tyrannei kämpfen

wolle, während das potizeiliche Pasmanöver dazu dienen sollte, Verrat an einer dem Reiche befreundeten Macht zu üben. Das ist Wind! Die Anklage wird, wie ein Ball, von der einen zur andern Seite getrieben, und das Spiel droht fortzudauern bis ans Ende der Tage, so eifrig sind die Parteien dabei. Gewonnen hat der „Vorwärts“ nun jedenfalls nichts. Das ist die Strafe der Ungeschicklichkeit.



Die Studenten um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert waren eine seltsame Sekte: halb petit-maitre, halb Kothling. Der „Verliebte Student“, von dem Celandier erzählt, neigt mehr zum Stutzer als zum Dramarbas. Er besitzt die Herrin zugleich und die Magd; die erste entlohnt ihn für seine Liebkosungen, der andern zahlt er seinen Obolus. Der dritten aber, der schönen Bellandra, weicht er die hitzigen und schwülstigen Ergüsse seiner Seele, während sein Leib sich gebulden muß, bis die Treffliche nach kurzer Ehe mit einem andern die Seine in Ehrbarkeit werden kann.

Man reiste; man bankettierte; man jante; man erzählte sich Erlebnisse, dichtete Arien und trug sie zur Laute nach selbstgesepter Melodie vor; man liebte. Das sehr heftig und in einer den Worten nach zwar stark verblühten, dem Wesen nach aber sehr direkten Manier. Das ist das Milieu, in dem ein Günther sein Leben ruinierte; mit ihm wohl Tausende, an denen nicht soviel zu verlieren war. Eine verflucht derbe Sinnlichkeit, ein quellendes animalisches Leben. Die Zeit, aus der sich später die Grazie des Rokoko herauskristallisierte, aber fürs erste noch umhüllt von barocken Schlacken.

Wir reden heute in vielen Zungen; aber das deutsche Barock ist für viele noch ein unentdecktes Land. Wir werden uns unsere Lebensworte nicht daher holen; aber die Kenntnis lohnt. Dr. Alfred Semerau hat ein äußerst instruktives Werk dieser Zeit herausgegeben: „Der verliebte Student, In einigen ahnehmlchen und wahrhaftigen Liebes-Geschichten, welche sich in einigen Jahren in Teutschland zugetragen. Der galanten Welt zu vergönter Gemüths-Ergezung vorgestellet von Celandier.“ Die Auflage ist eine einmalige und handschriftlich nummerierte von 550 Exemplaren. Eine Vergiftung des deutschen Volks ist also nicht zu befürchten. Verlegt ist das Buch bei Julius Reittler in Leipzig.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den
Inseratenteil: W. Meiß in Leipzig. Verlag der Finken G. m. b. H. in München. Druck:
Kobberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände verkauft werden, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt keck und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Weber's: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Froh und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Kothbarth, Leipzig. Preis nur je 2 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und wichtigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reckheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

A. D. Weber's Satiren sind in allen Buchhandlungen käuflich. oooooooooo

Gute Bücher als Reiselektüre

Paul Brulat, Ein Paria. Roman, mit Titelzeichnung von W. Weingärtner. M. 2.60.

Etwas Außergewöhnliches, Nervenanregendes. Die Geschichte eines durch Unglücksfall entsetzten, von der Gesellschaft seiner Häßlichkeit wegen ausgeschlossenen jungen Menschen. Ein Buch von erschütternder Tragik, aber durch seinen harmonischen Ausklang doch von höchster Anziehung, das dem Leser zu denken gibt und in seiner Seele nachklingt.

Paul Brulat, Eldorado. Roman, mit Titelzeichnung von W. Weingärtner. M. 2.60.

Auch hier ein durchaus originelles außergewöhnliches Thema. Das Entstehen gesellschaftlicher Anarchie unter den durch Schiffbruch an weltentlegene Gestade verschlagenen Passagieren eines Ozeandampfers.

Otto Erich Kiesel, Ebbe und Flut. Hamburger Geschichten. Mit Titelbild von W. Weingärtner. M. 2.—.

Mit feinstener Beobachtungsgabe und großer realistischer Kraft geschrieben. Die Hamburger Nachrichten nennen Otto Erich Kiesel Hamburgs Roiegger.

Otto M. Möller, Von Liebes Gnaden. Mit Titelzeichnung und Buchschmuck von W. Weingärtner. M. 1.40.

Eine von seltenem Schwung der Sprache und Gefühle getragene Hymne auf die heilige Größe des Weibes und die Schönheit der reinen Leidenschaft.

H. Rosenbaum, Allesamt Sünder. Novellen, mit Buchschmuck von Henschel vom Hain. In vornehmem Umschlag M. 2.—.

In schwungvoller Sprache geschriebene und zu einem harmonischen Ganzen veretnigte Dichtungen. Wanderungen durch des Lebens Täler und Höhen.

Josef Stibitz, Reigen. Heimatskizzen aus deutsch-böhmischen Geländen. 8°. Vornehm geheftet M. 1.50.

Stibitz erzählt hier vom Salauer Land und schlichten Bauernkindern, aber mit schöpferischer Kraft und ganz eigenartiger und doch natürlicher Zeichnung und Entwicklung der feinsten Persönlichkeiten.

Verlag von Friedrich Rothbarth, G. m. b. H., Leipzig

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**,
besonders für den Photo-Sport im Winter **und für Weihnachten**
in dem soeben erschienenen **Prachtkatalog der**
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt **franco und kostenlos!**

Zeitungs- Nachrichten

In Original-Ausschnitten

über *Politik, Handel, Industrie,
Kunst und Wissenschaft, sowie
über alle sonstigen Themata*
liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

illust. Broschüre, Referenzen usw.
gratis und franko.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Leses es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken dem-
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21. sowie durch jede
Buchhandlung.

THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**
 General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE
 Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes
 ———— **Un numéro tous les Samedis.** ————
 Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.
 Represents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck
Loden-Versandt-Haus
 empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden - Stofffabrikate für Herren
 und Damen.
 Zeit- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert mit über
 5000 nützlich. u. unentbehrl. Gegen-
 ständen, hervorr. Neuheiten in Stahl,
 Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren
 etc. etc., wichtig und interessant für
 Jeden. Keiner veräume solchen um-
 sonst und franke zu verlangen.
Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solling.

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns
Neue Freie Presse Wien
 □□□□ Erscheint täglich zweimal □□□□
 Insertionsorgan ersten Ranges
 Abonnements und Anzeigen vermittelt:
Saarbach's News Exchange - Mainz

GEORGE NEWNES, Ltd.,
 3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6/6 in. by 4 in., and 1/2 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 2/- net; Limp Lambdith, 3/- 6 net, per volume.

| | |
|--|--------------------------------|
| Evelyn's Diary. | Letters of Horace Waipole. |
| Lamb's Works. | The Ingoldsby Legends. |
| The Vision of Dante. | Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. |
| Peacock's Novels. | Shakespeare. 3 Vols. |
| Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. | Milton's Poems. |
| Hawthorne's New England Romances. | Burns' Poems. |
| Tennyson's Poems. | Don Quixote. |
| Poems of Wordsworth. | Bacon's Works. |
| The Shorter Works of Walter Savage Landor. | Shelley's Poems. |
| Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. | Pepys' Diary. |
| Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets. | |
| Autobiography of Benvenuto Cellini. | |
| The Poems of Samuel Taylor Coleridge. | |
| Homer's Iliad. Translated by George Chapman. | |
| Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. | |
| Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. | |
| Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. | |
| Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. | |
| The Novels of Laurence Sterne. | |
| Plays and Poems of Christopher Marlowe. | |
| The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols. | |

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 2s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgecumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WAITS. By Dr. R. Pottall.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Mrs. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELO. By Edgecumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant :

GASTON CALMETTE

INFORMATIONS :

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

Abonnements durch :

Saarbach's News Exchange & Mainz

Garda-See
 der schönste und größte der Italic-nischen Seen.

Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano
 2 Stunden
 Venedig-Desenzano
 3 Stunden

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

== 7. Auflage ==

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

Der Verfasser gibt der Meinung Ausdruck, daß durch die Beendigung der Algierakonferenz die Kriegsgefahr keineswegs für Deutschland ausgeschlossen ist. Er wirft scharfe Streiflichter auf die Leiter der deutschen Politik. Vor allem sieht er die Gefahr eines künftigen Krieges in der bestehenden Isolierung Deutschlands und in der impulsiven plötzlichen Handlungsweise des Kaisers. Die Schrift ist mit einem Freimuth geschrieben, der in Deutschland selten zu finden ist.

Östler Zeitung.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

DIE

FUNKEN

38
21. JUNI
ZOPF

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Mit Gott für Kaiser und Vaterland! . . . | 1169 |
| Vor der Ebbe / von Eduard Goldbeck . . . | 1174 |
| Donnerstag / von Johannes W. Jensen. . . | 1178 |
| „Phantasius“ von Arno Holz | 1187 |
| Die Treue der Kosaken / von Nardak . . . | 1188 |
| Redaktionsseite | 1192 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungsbändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenaufnahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

38. Heft.

Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Es kostet mich nicht die geringste Überwindung, meinen Filius durch die heilige Taufe der Herde der Schäflein Christi einverleiben zu lassen; im Gegenteil, ich würde gröblich gegen meine Vaterpflichten zu sündigen glauben, wenn ich, um selbst gesinnungstüchtig zu erscheinen, meinen Sohn als Heiden herumlaufen ließe. Wäre es nicht möglich, daß er sich zu einer Staatstütze auswächst und seinen Ehrgeiz darein setzt, preussischer Offizier oder Richter zu werden? Wenn er alsdann keinen Tauffchein beizubringen vermöchte, geriete er unter Umständen in Verdacht, er sei eigentlich ein Jude. Ich aber habe kein Interesse daran, ihm seine Karriere zu verderben.

Vollends aber erscheint es mir bedenklich, ihm die Möglichkeit der theologischen Laufbahn von vornherein zu verschließen; denn diese Laufbahn ist die lohnendste, die es heutzutage gibt. Wenn man in Greifswald studiert, hat man die besten Aussichten, Professor zu werden; wenn man sich aufs innere Missionieren legt, winkt in erreichbarer Entfernung die Würde des Generalsuperintendenten oder Oberhofpredigers; wirft man sich auf die Bekämpfung der Unsittlichkeit, so kann

das Amt eines gut dotierten Sekretärs oder Propagandachefs nicht ausbleiben. Immerhin ist zur Erreichung dieser herrlichen Ziele wenn nicht Geist, so doch Eifer und Sizfleisch vonnöten. Aber auch das kann entbehrt werden, wenn der tüchtige Theologe nur ein wenig findig ist.

Die Zeiten allerdings, wo man sich nur den Schnurrbart stehen zu lassen brauchte, um zu einer europäischen Verühmtheit zu werden, sind vorüber. Es ist dem Pastor erlaubt, sich in der äußeren Erscheinung ganz wie ein gewöhnlicher Mitteleuropäer zu geben; selbst wenn er sich der deutschen Barttracht bediente, so würde schwerlich daraus ein Konflikt mit der vorgesetzten geistlichen Behörde erwachsen. Um ernste Differenzen wegen des äußeren Gehabens zu schaffen, müßte er schon extravagant werden: etwa in einem grünen Frack die Kanzel erklimmen, sich die eine Hälfte des Schädels rasieren lassen oder mit Holzspantinen angetan vor dem Altare ministrieren. Dazu aber wird sich ein gesitteter Diener am Wort nur schwer entschließen, weil die Wirkung solcher Gebarung doch nicht ganz sicher ist. Denn der Konflikt allein tut's nicht; es muß ein Konflikt sein, der dem Publikum gefällt: also ein Konflikt, der sich auf dem Niveau des Gewöhnlichen, Allergewöhnlichsten hält.

Der aber ist leicht zu haben. Es ist nur nötig, nachdem man die Anstellungsfähigkeit erlangt hat, einige der herkömmlichen Heilswahrheiten zu leugnen. Man vergleicht etwa Christus mit Herkules, oder man tritt an die Spitze eines monistischen Vereins. Nichts ist leichter als das! Dazu wird man, je nach dem bereits erreichten Rang, durch Nichtbestätigung, Rüge oder Absetzung gemäßregelt, kommt in alle Zeitungen, beschäftigt die gesamte öffentliche Meinung und fliegt aus der Obskurität eines kleinen Pastorentums auf den Gipfel einer lohnenden Popularität. Dies ist nämlich der eminente Vorzug der theologischen Laufbahn, daß man nicht der Leistung bedarf, um aufzufallen, sondern nur der Negation. Alle Eltern, denen das Wohl ihrer Söhne am Herzen liegt, sollten das bedenken.

Unsre Zeit ist, wie wir heut immer wieder lesen können, durchweht vom Geiste der Religiosität. Darauf läßt sich schon

etwas gründen: sei es nun eine Zeitung, ein Buchverlag oder ein Verein. Der Geist des Guten, Wahren und Schönen geht herum und sucht, wen er verschlinge. Er dringt ein ins Gebiet der Kunstbetrachtung: siehe Henry Thode; ins Gebiet der Wissenschaft: siehe Häckel; ins Gebiet der Literatur: siehe Frenssen. Der Pastor mit oder ohne Bäffchen zieht seine Schleimspur durchs geistige Leben unsrer Nation. Es ist eine herrliche Zeit hereingebrochen für alle, deren Können genau da aufhört, wo ihre Gesinnungstüchtigkeit beginnt.

Die Ideale geben wieder Milch. Man melke sie!
Mit Gott!



Eine Zeitlang war es Pflicht des anständigen Menschen — es ist ja lange her, man darf es aussprechen — auf Seine Majestät den Kaiser privatim oder öffentlich loszuhacken. Der reaktionärste Agrarier und der revolutionärste Sozialist waren nicht in den Einzelheiten, aber in dem Gesamtergebnis darüber einig: was er anfaßt, macht er falsch. Anderer Meinung war wohl nur der Verfasser des Geschichtsbüchleins, das vor einer Reihe von Jahren für die Schüler der unteren Gymnasialklassen eingeführt wurde; denn er begann, aus pädagogischen Erwägungen heraus, den Geschichtskursus mit Wilhelm II. Er konnte das tun, weil ein Schulbuch durch obrigkeitliche Verfügung einfach oktroyiert werden kann. Wer aber die öffentliche Meinung beeinflussen und aus ihr Nutzen ziehen wollte, der war verpflichtet, zu schimpfen. Die Herren Publizisten ließen sich das gesagt sein. Selbst die Harmlosesten — wie der gute, alte Trojan — verfielen dem Schicksal, mit dem Majestätsbeleidigungsparagraphen zu kollidieren.

Ich wage, zu behaupten, daß diese einmütige Kampagne den Kaiser populär gemacht, ja daß sie seine Machtstellung erheblich gestärkt hat. Womit man sich alltäglich beschäftigt, das wächst zu ungeheurer Bedeutung empor. Noch haben viele nicht den Mut, ihre Überzeugung herauszusagen; das alte Vorurteil schließt ihnen den Mund. Aber es gehört nicht

viel Scharfsinn dazu, einen baldigen, entschiedenen Umschwung der monarchisch-geschäftlichen Konjunktur vorauszusagen.

Der Anfang dazu ist gemacht mit Limans, trotz aller billigen Freimütigkeit von Respekt durchtränktem Kaiserbuche; ihm folgte die Karikaturensammlung Grand-Carterets mit ihrem überaus höflichen ersten, ihrem nahezu dithyrambischen zweiten Vorworte (sollte drin am Ende Ironie stecken, so ist sie doch nicht zu merken).

Die Kaisertreue wird wieder modern. Ein Buch, das auf dem Titel den Namen Wilhelms II. trägt, zieht ebenso sehr, wie eines, das der Ergründung des Wesens Christi gewidmet ist. Mutatis mutandis, wenn es genau in derselben Weise gehalten ist: nicht ohne einige Kritik im einzelnen, aber zustimmend im ganzen. Sind erst einige Bücher da, dann werden Zeitschriften und Vereine nicht ausbleiben; darauf läßt sich schon etwas gründen, glaubt's, ihr Autoren und Helden vom Geist!

Der Monarchismus gibt wieder Mist. Man melke ihn!
Für den Kaiser!



An Patriotismus hat's in Deutschland nie gemangelt, als das neue Reich errichtet wurde. Ja, man kann sagen, wir hätten eher an einem Übermaß davon gelitten, daß sich in einer großen Unausstehlichkeit des einzelnen Volksgenossen dem Auslande gegenüber bemerkbar machte. Aber dieser Patriotismus wies zwei Mängel auf: es fehlte ihm der Mittelpunkt, und es fehlte ihm der offizielle Gegner. Der gallische Hahn jenseits der Vogesen kräht nur noch den Sebanstagsrednern unangenehm ins Ohr, im allgemeinen hegte man bei uns stets eine gewisse Bärtlichkeit für unsern westlichen Nachbar. Und das Heer, in dem sich der Extrakt vaterländischer Kraft präsentierte, begann die Attraktionskraft für weite Volkskreise zu verlieren; es kostete viel, die zahlreichen Mißhandlungen verleideten manchem den Geschmack, und dann fing der Stolz auf immer denselben Waffenruhm wirklich an langweilig zu werden.

Nun, der Himmel hatte ein Einsehen. Wir haben einen neuen Feind: das ist England; wir haben eine neue Liebe: das ist die Flotte. Der wahre Patriot braucht keinem Krieger- oder Veteranenverein anzugehören: aber Mitglied des Flottenvereins muß er sein. Nun wird es wieder bequem, in politicus zu leben und zu weben; man weiß doch, wo und wie; die Stichwörter sind ausgegeben; jeder spritzt seinen Tropfen Öl ins Räderwerk der Maschine.

Zeitschriften? Sind da! Bücher? Sind da! Ein Verein? Ist da! Wir haben alles, was wir brauchen. Die Konjunktur ist die denkbar günstigste.

„Seestern“ hatte ein vortreffliches Reichorgan, als er sein Buch abfaßte. Er war aber nur der erste in einer Reihe. Es folgte der „Weltkrieg“. Jetzt kommen englische Bücher auf den Markt, die, obwohl aus entgegengesetzter Tendenz geschrieben, dennoch den Instinkten deutscher Patrioten Nahrung geben. Le Neveu: „Die Invasion von 1910“. Man ist es dem Verfasser schuldig, ihm den Ruhm eines gerissenen Geschäftsmannes zuzubilligen; er vereinnahmte für die englische Ausgabe eine runde Million Mark. Darin war er „Seestern“ entschieden über. Dafür aber ist er desto langweiliger, und, an der Technik „Seesterns“ gemessen, ungeschickt. Statt sich aus der deutschen Armeeringliste Namen, die es im höheren Offiziersstande gibt, herauszufischen, tauft er die deutschen Führer auf Phantasiennamen; das ist kindlich. Na, er wird aber auch bei uns gelesen werden. Unterdessen wird bereits angekündigt: „Mene, mene, tekell, upharsin. Eine Velsazarwarnung aus Englands Mauern von einem englischen (anonymen) Generalstabs-offizier“. Man kann neugierig sein, was da noch alles folgt. Doch läßt sich etwas machen; alle rührigen Verleger mögen sich beizeiten umtun, um mit einem See- und Englandbuch auf dem Markte zu erscheinen.

Der Patriotismus gibt wieder Milch. Man melke ihn!
Fürs Vaterland!



Vor der Ebbe / von Eduard Goldbeck

Im Jahre 1897 veröffentlichte der inzwischen verstorbene Reichsgerichtsrat Otto Mittelstädt unter dem Titel „Vor der Flut“ sechs Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart. Wie der Titel des Buches andeutet, glaubte Mittelstädt an ein orkanartiges Anschwellen der sozialdemokratischen Bewegung und wollte die Regierenden zu männlichem Widerstande, zu schöpferischem Wirken aufrufen. Maximilian Harden sprach sich in der „Zukunft“ über Mittelstädt's Briefe aus und wählte für seine Darlegungen die Überschrift „Vor der Ebbe“. Mein Titel ist also ein Plagiat. Indessen damit findet sich mein Gewissen leicht ab, denn „was man ist, das bleibt man andern schuldig“.

Heute wird kaum noch ein ruhiger Beobachter des öffentlichen Lebens der Ansicht sein, daß uns eine sozialistische Sturmflut bedrohe. Die Ziffer der Partei ist imposant, ihre Bedeutung kümmerlich. Die Regierenden und Besitzenden, die eine Zeitlang eingeschüchtert waren und revolutionäre Ausbrüche fürchteten, sind ruhiger geworden; sie wissen, daß die Armee noch zuverlässig ist und haben erkannt, daß das „unartige Teutschland“ weit artiger ist, als sie je zu hoffen wagten. Die Deklamationen Bebels erregen niemand mehr, nur der Reichskanzler nimmt sie noch ernst, und er hat triftige Gründe dazu. Bebel gibt ihm immer aufs neue Gelegenheit, jenes Genre von Veredsamkeit zu pflegen, das wie ein politischer Toast anmutet. Es ist eine für Wiegenfeste und Jubiläen trefflich geeignete, runde, dünnflüssige Eloquenz. Ich verarge es dem Fürsten Bülow keineswegs, daß er sich zum Zweikampf mit dem grimmen August drängt, aber es ist nun genug geschehen. Überlassen wir die Sozialdemokraten ein Weilchen der alleinseligmachenden Evolution, die dem deutschen Temperament so außerordentlich bequem ist. Sie wird uns allen den Beweis liefern, daß Mittelstädt irrte, als er glaubte, die Flut rüttle schon an den Dämmen, die der große Deichhauptmann emporgetürmt hat.

Nein, die Gefahr scheint mir anders geartet zu sein. Die Regierenden, die Besitzenden, die Gebildeten sind innerlich er-

schöpft, sie sind unlustig, sie sind hoffnungslos. Sie suchen einen neuen politischen Glauben, aber sie finden ihn nicht. Diesen Glauben besitzt die Sozialdemokratie, und er stärkt und stählt sie, so trügerisch er ist. Sie hat eine Lebenslüge, sie nennt eine fruchtbare Illusion ihr eigen, und dadurch ist sie uns — denn ich rechne mich zu denen, die vieux jeu sind — immerhin überlegen.

Wir wissen nicht mehr, an wen und an was wir uns halten sollen. Wir haben keine Persönlichkeit mehr, auf die wir mit freudigem Vertrauen blicken könnten; wir haben keine Institution mehr, die unsere zweifelnde Kritik nicht angetastet hätte. Und in einer solchen seelischen Disposition trifft uns eine Zeit, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, die höchsten Anforderungen an unsere Fähigkeit, zu handeln und zu leiden, erheben wird!

Seit Bismarck aus dem Amt gejagt wurde, fehlt uns Deutschen die zentrale Persönlichkeit. Der Kaiser wollte an seine Stelle treten. Nun, heute steht wohl das Urteil der Nation, soweit sie überhaupt urteilsfähig ist, fest: Bismarck ist weder durch den Kaiser, der sein eigener Kanzler sein wollte, noch durch irgend einen seiner Diener ersetzt worden. Unsere innere Politik gleicht einem bengalisch beleuchteten Sumpf, über unsere auswärtige Politik ist genug gesagt worden. Sie hat ein Gefühl der Unsicherheit im Volke erzeugt, das durch die strupelloseste Schönfärberei unserer gouvernementalen Presse nicht mehr beschwichtigt werden kann. Gewiß, der Staatskarren schiebt sich, gleichsam automatisch, weiter; dafür haben wir ja den Geheimrat. Es ist, seit Bismarck, Mode, den Geheimrat zu bespötteln; aber dieser Spott ist undankbar. Wohin wären wir, unter dieser Regierung der Anläufe, Widersprüche, Experimente, wohl gelangt, wenn nicht der Geheimrat, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, als Ballast gewirkt hätte? Seinem Beharrungsvermögen verdanken wir es, daß es nicht noch viel, viel schlimmer gekommen ist. Indessen, so verständig, so wohlwollend und gewissenhaft unsere Bureaucratie ist, schöpferisch ist sie nicht. Und zu einer Arbeit, die auf dieses Epitheton

Anspruch machen darf, gehört nicht allein die Intuition des Genies, es gehört auch Geduld dazu. So vermiffen wir weitschauende Pläne, ruhiges Reifen, großzügiges Handeln. Und doch eignet sich unser Volksharakter zu einer solchen Politik sehr gut. Freilich hat die Regierungspresse alles getan, um durch superlativische Behandlung minimaler Erfolge auch den Deutschen in eine Nervosität hineinzuhetzen, die ihm eigentlich fremd ist und jede Politik großen Stils unmöglich macht. Wir haben allerhand Zielschen, und wird eins von ihnen erreicht, so herrscht eitel Jubel. Das ging anderthalb Jahrzehnte hindurch so fort, seit etwa einem Jahre aber begreifen doch immer mehr und mehr Deutsche, daß dies alles eitel war. Vanitas, vanitatum vanitas, auf gut deutsch Klimbim! Wir sind irre geworden an der Monarchie. Sie müßte den modernen Problemen gegenüber erst ihren Befähigungsnachweis erbringen. Dieser steht noch aus. Statt dessen aber sehen wir auf allen Gebieten eine persönliche Einwirkung des Kaisers, die häufig, beinahe immer einen heftigen Widerspruch hervorruft, und was schlimmer ist, wir sehen, wie sich ringsum Absolutisten und Byzantiner geschäftig tummeln.

Die Absolutisten sind die Leute, deren Typus Herr von Oldenburg-Januschau darstellt. Preußische Zebraß, schwarzweiß gestreift. Sie wiederholen die Frage, die auch Mittelstätt schon erhob: „Entspricht es dem preußischen und dem Interesse deutscher Nation nicht besser, die Reichsfesseln durch einen scharfen Schnitt vorübergehend ganz zu beseitigen, als sich in aussichtslosen konstitutionellen Kämpfen mit den zuchtlosen Geistern verfassungsmäßiger Reichsanarchie fort und fort abzumühen, sich darin bis zur Ohnmacht zu erschöpfen?“ Was Mittelstätt in gewähltem Deutsch sagte, sagt Oldenburg mit hauebüchener Ungenierrtheit. Beide verkennen ganz, daß zum Staatsstreich ein Napoleon vonnöten ist. Selbst diesem ist der 18. Brumaire nicht ganz leicht geworden, und doch war die Niederwerfung der Fünfhundert eine Kleinigkeit, verglichen mit der Aufgabe, die Reichsfesseln durch einen scharfen Schnitt ganz zu beseitigen. Denn was soll dieser zweideutige unzweideutige Satz mit seinem gewollten clair-obscur anders

befagen, als daß die Mittel- und Kleinstaaten mediatisiert werden müßten, um dann ein neues Reich zu begründen, in welchem des Kaisers Wille das höchste Gesetz sein würde? Dieser Mediatisierungsversuch würde nicht nur einen Bruderkrieg, sondern eine europäische Konflagration erzeugen; das entsetzlichste Unheil würde über Deutschland hereinbrechen. Die Bunden, die ein solcher Krieg schlagen würde, könnten in Jahrhundertfrist nicht vernarben. Aber so weit denken die Herren gar nicht; es genügt ihnen, eine Bismarckkopie, eine Bismarckkarikatur zu liefern, in der wir freilich die Züge des großen Kanzlers kaum noch zu erkennen vermögen.

Prüft man die Sachlage näher, forscht man dem Wesen der angeblich existenten „zuchtlosen Geister“ nach, so entdeckt man, daß diese lediglich ein Phantom sind. Der Reichstag, die Verkörperung der „verfassungsmäßigen Reichsanarchie“, ist für alles zu haben, nur nicht für die entschlossene Opposition gegen die höchste Stelle. Es gibt wohl kaum eine Vorlage, die Fürst Bülow den Parlamentariern nicht mundgerecht zu machen vermöchte. Preußen erfreut sich daher einer Macht, die es als Einzelstaat nicht entfalten könnte, zumal ja Preußen keineswegs so einheitlich, so homogen ist, wie die Konservativen es in rhetorischem Gegensatz zu der Buntscheckigkeit des Reiches zu schildern belieben. Nur deshalb ruft Preußen den trügerischen Eindruck innerer Geschlossenheit hervor, weil die Sozialdemokratie in seinem Parlament noch nicht vertreten ist. Dieser Zustand läßt sich aber nicht dauernd konservieren. Es ist ja möglich, daß die Junkerherrschaft sich noch ein Weilchen hinfristen ließe, wenn Preußen sich durch eine chinesische Mauer gegen den Süden zu isolieren versuchte. Indessen lange würde es „im Zeitalter des Verkehrs“ doch nicht währen. Und es gehört viel strupelloser Mut dazu, Deutschland um der Kastenherrschaft willen in verheerende innere Kämpfe zu stürzen.

Und erschreckt es weit mehr, daß der Reichstag dem nationalen und dem liberalen Gedanken keinen wirklichen Rückhalt bietet. Gewiß, die Flottenvorlage der Regierung ist angenommen. Welche Partei hätte auch wohl das Wagnis auf sich nehmen mögen, angesichts der auswärtigen Lage dieses Minimum

noch abzulehnen? Wenn ihm aber keine Vorlage unterbreitet worden wäre, so hätte sich das Parlament auch zufrieden gegeben. An Initiative ist nicht zu denken. Wenn ein Bismarck am Steuer steht, vermißt man diese Eigenschaft nicht; heut sucht das Volk unwillkürlich nach einer autoritativen Persönlichkeit . . . aber es sucht im Parlament. Und wie sehr der liberale Gedanke an werbender und fesselnder Kraft verliert, das zeigt das Verhalten der nationalliberalen Partei und ihr Drang nach rechts.

Die Monarchie ist national, aber nicht liberal; der Reichstag ist weder in dieser noch in jener Hinsicht starker Impulse fähig. Diejenigen im Volk, die sich nach nationalem und liberalem Enthusiasmus sehnen, die sich nicht mit dem fargen Pflichtteil der kompromißlichen Gesetzmacherei begnügen wollen, sind übel daran. Bisweilen scheint es fast, als wollten beide Institutionen versagen, als sollte weder der eine noch der andere Gedanke sich in freudigem Aufschwung verwirklichen, als ständen wir vor einer Flut von außen her und gleichzeitig im inneren Leben des Staates . . . vor der Ebbe.



Donnerkalf / von Johannes W.^r Jensen / Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von A. Rothenburg-Mens

Wie eine ferne Sage klingt die Erzählung, daß er in seiner Jugend ein großer und wohlgestalteter Kerl gewesen, aber weil er sich mit dem Pferde überschlug, zum Krüppel geworden war. So wie er nun aussah und für die Leute seit Menschengebundenen ausgesehen hatte, war er bucklig und wegen seiner gebückten Haltung um die Hälfte seiner Länge gebracht; auch

war das eine Bein zu kurz. Aber doch saßen noch Riesenkräfte in ihm. Er glich Dänemarks Geschichte.

Er war ein vagabondierender Sammler und Sonderling, gekannt von allen, ohne daß doch jemand richtig über ihn Bescheid wußte. Er gehörte keiner Familie, keinem Geschlecht und keiner Gemeinschaft an. Er stand außerhalb der Zeiten.

Wie er hieß, ahnte niemand. Hatte er doch ganze zwölf Vornamen von ziemlich heidnischem Klang, die alle von ihm selbst erfunden waren. Außer „Donnerkalb“, bei welchem Namen die Leute also stehen geblieben waren, nannte er sich auch der Keil, das Springsohlen und das Widderlamm u. a. m., — lauter Namen, die nach Feuer und Jugend klangen. Er war so alt, daß er sich nicht mehr seines Alters entsinnen konnte; er hatte von jeher existiert, und es sah nicht danach aus, als ob er sterben würde.

Will man wissen, wie er aussah, muß man sich einen Menschen von riesenmäßigem Wuchs denken, der zusammengebogen und wie ein Fernrohr ineinandergeschoben ist. Donnerkalbs Rumpf war breiter als er lang war und hatte von der Brust zum Rücken eine Elle im Durchmesser. Seine Arme waren so lang, daß sie fast die Erde erreichten, und dick wie das Bein eines gewöhnlichen Menschen. Die Hände waren gelb und fleischig mit borstigen Haaren und dicken Hornnägeln. Er bewegte sich fort mit einer kurzen Krücke unter dem linken Arm und dem Stumpf eines dicken, eisenbeschlagenen Stockes in der rechten Hand. Das linke Bein war zu kurz und steif in der Hüfte. Im Winter ging er mit ungleichen Holzschuhen; der linke hatte einen Eisenbeschlag von vier, fünf Zoll Höhe. Aber des Sommers war der mächtige rechte Fuß bloß und der linke steckte in einem gewöhnlichen Holzschuh. Auf diese Weise glich er den Längenunterschied der Beine aus und humpelte über den Erdboden. Er legte Zeit seines Lebens mehr Meilen zurück als irgend wer im Himmerland.* Er nannte weder Heim noch Haus sein eigen, sondern stolperte stets auf den Landstraßen umher, auf daß es sich erfüllen sollte,

* Provinz im nordöstlichen Jütland. (Anmerk. des Übersetzers.)

daß derjenige der zu Fuß am schlechtesten ist, am weitesten gelangt.

Wenn Donnerkalb in ein Dorf hineingefrochen kam, war er ja nicht zu verkennen. Er war zu vergleichen einem auf vier zusammengeliehenen Beinen — wovon zwei nicht einmal gleiche Holzbeine waren — sich bewegenden Bündel alter Lumpen. Auf den Steinen, die er betrat, gellte und klang es von dem echten Eisenbeschlag. Er hinterließ tiefe Spuren in der Erde, denn er wog einen gewöhnlichen Ochsen auf; auch trug er schwere Lasten, sowohl vorn als auch hinten, und schleppte beständig all sein Hab und Gut mit sich. Sah man ihn nun so vierbeinig sich den Weg entlang schieben, mochte man eigentlich kaum glauben, daß er ein menschliches Wesen war. Seine Kleidung hatte etwas Merkwürdiges. Sie bestand aus einer Partie Stoff, mit dem er etwa dreißig, vierzig Jahre gegangen war, und den er so oft geflickt und mit so vielen Arten Lappen benäht hatte, daß sein Anzug stellenweise jetzt mehrere Zoll dick war und wie ein bunter Kramladen aussah. Daß sein Gewand nicht nach Ambra roch, ist eine Selbstverständlichkeit, aber es war einzig in seiner Art. Viele hatten Donnerkalb eine neue Partie Stoff angeboten, um wegen der Seltenheit des Gegenstandes in den Besitz des alten zu kommen. Aber er wollte sich nicht davon trennen. Er befand sich darin ebenso wohl, wie ein Tier in seinem Fell. Auf dem Kopfe trug er einen alten, spitz verlaufenden Hut, der gelb vor Alter war und noch aus den Zeiten der Leibeigenschaft stammte,* und in dessen „Mantel“** er seine Mahlzeit und seinen Tabak aufhob: es war seine Speisekammer. In den großen, schmutzigen Bündeln, die er auf dem Rücken hatte, schleppte er die Waren umher, die er zusammenbettelte, altes Eisen und alles mögliche, wertlose Gerümpel. Aber das weiße Friesbündel, das er vorn auf der Brust trug und wo er seine Varschaft, sein Vermögen in Silber hatte, war alt und schwer. Er hatte viel zusammen-

* Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Anmerk. des Übersetzers.)

** = Hutkopf. (Anmerk. des Übersetzers.)

gescharrt; nicht umsonst war sein Gesicht von eines halben Jahrhunderts Regen, Sonnenbrand und Weststurm gezeichnet. Er verfolgte einen Zweck und hatte bessere Zeiten als andere Leute, die mit Pferden vor dem Federwagen dahinjagen und es sich so sehr angelegen sein lassen, dem Manne mit der Sense immer näher zu kommen.

Unwillkürlich wirft man die Frage auf, was ein Mensch will und was er kann. Über Donnerkalb war niemand im Zweifel. Er konnte zwei Dinge: Lieder singen und die Leute in den Brunnen hinablassen. Als Entgelt verlangte er alles, was da altes Metall, Knopfhülsen und nicht mehr gebrauchte Münzen hieß; die eine seiner besonderen Fähigkeiten kann gleich erklärt werden. Seine Arme waren ja so außerordentlich stark und wuchtig, daß es ihm das leichteste Ding von der Welt war, einen Menschen in einen Brunnen hinabzulassen und wieder aufzuwinden. Wenn deshalb mit einem Brunnen etwas in Unordnung war, schob man die Aufbesserung gewöhnlich auf, bis Donnerkalb ins Dorf kam, damit er dann den Schwingbaum zog, worin er sehr geschickt war. Den Kopf auf den Leib hinuntergebeugt, stand er dann da, indem der niederrinnende Speichel mit seinem bartartigen Mundhaar verschwamm, und seine eine Hand zog, als ob es sich darum gehandelt hätte, einen leeren Eimer und nicht einen ausgewachsenen Menschen in die Tiefe hinabzulassen. In seinen Händen steckte die Kraft von vier Menschen. Donnerkalb wurde deshalb von Neckereien verschont, wo er auch immer ging und stand. Als lehrreiche Geschichte erzählte man, daß ein Hund, ein törichter Hund, einmal nach ihm gebissen und sich in den Bereich seines Eisenstockes gewagt hatte — oh, kaputgeschlagen wurde das Tier, mit einem einzigen Streich von Donnerkalbs Krückstock, zu Brei wurde es verwandelt. Sonst tat er niemandem etwas zuleide, er war gutartig.

Die andere Tätigkeit, durch die sich Donnerkalb verdient machte, war in seinem ganzen Wesen begründet. Er war Dichter. Die Lieder, die er den Leuten vorsang, hatte er selbst zusammengesetzt. Sie waren nicht wie andere Lieder, wo eine traurige Begebenheit oder eine romantische Liebesgeschichte be-

sungen wird: Donnerkalbs Lieder waren Lobgesänge und Mysterien. Es waren Grade in ihnen, ebenso wie sie verschiedener Länge waren, auch sang er nicht dasselbe Lied bei jeder Gelegenheit. Für ein gewöhnliches Stück altes Eisen, ein Hufeisen oder ein paar rostige Nägel konnte man ein unschuldiges Liedchen bekommen, das in seinem allerletzten Vers die Tür zum Reich der Unzüchtigkeit halb öffnete; aber gab man ihm eine gute Knopfhülse oder eine nicht gangbare Silbermünze, die er „Tollschilling“ nannte, so bekam man ein langes, gründliches Lied, das sich nicht begnügte mit einem flüchtigen Blick in das Land der Unzucht, sondern eine ausführliche Topographie davon gab.

Er sang nicht auf gewöhnliche Weise, der Donnerkalb, denn auch seine Melodien waren selbstverfertigt. Sie waren sehr einförmig und lagen tief, so daß sein Gesang fast wie ein Vortrag mit unterlegten Tönen klang. Er sang merkwürdig ausdrucksvoll, und die klugen Augen, die er niemals niederschlug, liehen den Liedern Kraft. Er konnte die Leute damit fast lähmen, sie waren so verwegen zuzeiten, so schweinish und tierisch, daß einem die Füße auf dem Erdboden wie angenagelt waren, wenn man sie hörte. Es war ein ganz rätselhafter Anblick, wenn die Knechte und ihre Herren um ihn herumstanden, während er vor dem Gehöste sang. Man vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen, man hing verzaubert an dem, was man vernahm, und nur, wenn Donnerkalbs Stimme, die an sich leise klang, als ob ihn niemand hören dürfte, ganz leise zu werden begann, so lief einer der Knechte ins Haus, um in größter Eile einen alten Nagel oder einen Metallknopf hervorzufinden, der dem Lied Nahrung geben sollte.

Geld, wirklich gangbare Münzen lagen gleichsam außerhalb von Donnerkalbs täglichem Wunschgebiet, wenngleich es Geld war, auf das er im letzten Grunde abzielte. Alle die erbettelten Metallreste, und was er sonst zusammenscharfte, machte er einmal im Jahre bei einem Gelbgießer in Hobro zu Gelde. Dagegen hob er die Tollschillinge und die Knopfhülsen auf, kurz, alles was rund und silbern war. Gab ihm

indessen jemand bares Geld, um ihn singen zu hören, so konnte er den Kopf zurückwerfen, sich gleichsam schütteln vor Respekt, nun hatte es ja Ernst mit der Singerei auf sich und dann erhob er die Stimme, dann sang er mit voller Kraft die letzten unaussprechlichsten Dinge heraus; dann gab es keine im Halbdunkel verglimmende Glut, sondern ein glühendes Feuer, das bis auf den Grund abbrannte.

Die Frauenzimmer waren wie weggeblasen, wenn Donnerkalt vor einem der Bauerngehöfte sang; sie waren weg, sie ließen sich nicht blicken. Im großen und ganzen fürchteten ihn alle Weiber, und das, obgleich er sich ihnen mit dem freundlichsten und rücksichtsvollsten Wesen näherte. Die Weiber waren stets in all ihren Gliedern zur Flucht bereit und hatten die Blicke stets auf alle Ausgänge ringsumher geheftet, wenn er in der Nähe war.

Das war Donnerkalts großer Kummer. Er liebte das andere Geschlecht, sowohl junge Mädchen als auch wohlbeleibte Frauen wie die allerältesten, gerunzelten Betteln — er liebte sie alle. Es hatte sich eines Ritters Geist im Herzen des alten Riesentrüppels erhalten. Kein Unterrock konnte in seine Nähe kommen, ohne daß der Lappenhauten gleichsam zu einem langen, gefühlvollen Koboldarm wurde, sich hastend vorschob und suchend umhergriff und alle fünf gereckten Finger in der Luft schlängeln ließ. Aber wäre ihm eine so nah gekommen, daß er sie hätte erreichen können, so würde er den Arm wieder eingezogen, sich alle fünf Finger geleckt und so behutsam, so behutsam den herrlichen Unterrock hinabgestrichen haben, während er vor ihr mit seinen frechen Widderaugen in tiefster Unterwerfung kroch und kroch. Den Weibern war es, als hätten sie Ratten am Körper, wenn er sie berührte, sie brüllten und sprangen. Aber wenn es sich nun traf, daß es eine neunzigjährige Eiche von einem alten Weibe war, dem auf diese Weise, im Staube liegend, Donnerkalt seine Verehrung weihte, und sie dann in ein Gequak ausbrach und wie eine Kröte hopfte, so gehört ja ein Wild aus der besten Epoche der Ritterzeit dazu, um etwas Ähnliches an Schwärzerei und schöner Verschämtheit zu finden.

Man erzählt übrigens, daß sich eine unglückliche Liebe hinter Donnerkalbs Leben barg, aber das wird ja von jedem erzählt, der zu Jahren gekommen ist, ohne sich verheiratet zu haben, mag auch der Grund dafür sein, welcher er wolle.

Donnerkalb hatte also das Talent eines Varden verliehen bekommen. Man muß nun zugeben, daß er es nicht dazu brauchte, die Dinge herabzusetzen, die er hatte entbehren müssen; im Gegenteil, wie oben angedeutet, war es gerade im Liebesleben der Besitz, den seine Dichtung verherrlichte. Und er trieb es als Kenner und jungengewandter Beschreiber verborgener Dinge beisspiellos weit, er war der in höchstem Maße allwissende Genußmensch, der je mit trockenem Mund eine Schwelgerei ausgemalt hatte, ganz ebenso wie er als Wandersmann, obgleich lahmen Beines, alle anderen völlig hinter sich ließ.

Der Grund, daß Donnerkalbs Sängertum so rein von Entsagung und Wehmut war, lag darin, daß er trotz aller Verkrüppeltheit sich einer unbeugsamen Gesundheit erfreute. Dieser bucklige und verrenkte Körperumpf, den er mit sich schleppte, barg ein Paar gewaltiger Lungen, und bekanntlich sitzt darin die Lebenslust. Er war ein Freiluftsmensch, ein geborener Naturfreund, er lebte sein Leben unter offenem Himmel, teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Regenwurm und Lerche, und das machte ihn zum Dichter. Sein Blut war so süß, daß er nicht sprechen konnte, ohne seine Worte zu schmücken. Deshalb drückte er sich immer in Kernsprüchen und dunklen Gleichnissen aus, um schließlich, wenn ihn der Rhythmus überwältigte, zum Dichten überzugehen. Er bediente sich meist, wie die Alten, der Stabreime, und dichtete oft seine Verse im selben Atemzug, in dem er sie herfasgte. Er liebte Kinder, und traf er so ein kleines, wohlgenährtes, sammetweiches Geschöpfchen auf seinem Wege, so konnte er seine hohle Hand wie einen Deckel auf des Kindes runden Leib legen und in ein Lied ausbrechen, so daß sein ganzer Kopf dabei erzitterte:

D, du mein Zuckerkind, du mein liebsteß, bestes Zuckerhütchen, du bist aus Zucker und du ist Zucker. Seit du ge-

boren bist, hast du mit deinem süßen Mündchen von deiner Mutter Zuckerbrust getrunken, und hungrig bist du, und wie du mit deinem Zuckerzängchen an deinem Zuckerbrot knabbern kannst und es in den kleinen Zuckermagen hinabrutschen läßt — ich sage, du bist süß! Krill!

Und Donnerkalf schob dann das Kind mit leisem Druck und mit allen fünf Fingern um den kleinen Rundleib von sich, so daß das Kind laut lachend und entzückt auf die Erde trudelte.

Donnerkalf war stets auf der Wanderschaft, stets draußen im Freien, wie auch das Wetter sein mochte. Im Sommer schlief er unter freiem Himmel. Man konnte ihn nur mit größten Schwierigkeiten und dann nur im Winter in eine Stube hineinlocken; er konnte drinnen nicht atmen und vertrug nicht die niedrigen Zimmerdecken über dem Kopf. Er war ein Wesen, das man nur im Freien sehen mußte, wie er in Wind und Wetter über die Erde dahinkroch. Mit seinem spitzen, einem Hünengrabe ähnelnden Hut und den Augen, die wie gebrannte Scheiben eines alten Hauses leuchteten, glich er selbst einer Landschaft oder alten Bauerngegend. Sein Bart und Haar war mit Reif bedecktes Gestrüpp, sein Buckel glich einem Hügel und seine Ohren Kiesgruben. Eine schlammige Pfütze stand in jedem seiner Mundwinkel, seine Handrücken waren dunkel und gefurcht wie ein Brachfeld. Und in seinen Wienen spielte es wie rauhe und milde Bitterung, Regen und Sonnenschein, wie von Windeßwehen und Nebelsäure.

Donnerkalf war einer der Leuten, die im Himmerlande die alte reine Mundart sprachen. Seine Rede war reich, sicher und ausdrucksvoll und bildete die Grenze seiner Welt: seine Wanderungen erstreckten sich niemals über das Gebiet der Mundart hinaus. Mit der Zeit engte sich Donnerkalbs Welt ein, nicht im Umkreise, sondern in der Zahl derjenigen, die gleich ihm die ungemischte Mundart sprachen. Er fühlte sich am meisten zu altfränkischen Gehöften und einsam gelegenen Plätzen hingezogen, wo Sitte und Geschmack die alten waren. Und hier empfing man Donnerkalf gern; er war ja

ein streng redlicher, alter, seltsamer und verlässener Kerl, in dem nichts Böses war. In kalten Nächten gewährten ihm viele wohl auch Obdach, in Gedanken an all das viele Silber, das er bei sich trug oder ringsherum in der Harde vergraben hatte. Es kam übrigens niemals ans Tageslicht, denn Donnerkalb starb, ohne jemandem den Versteck zu verraten. Eines Nachts kam er polternd, stumm und bereits tief vom Schwindel des Todes ergriffen in ein Gehöft, und da endete seine Wanderung.

Er war unglücklich verliebt gewesen, der alte bucklige und lahme Riese! Mit seinem Bewußtsein erlosch auch ein Er-innerungsbild, das er in seinem Innern vergöttert hatte — das Bild, da er, ein junger Kerl, schlank und kräftigen Gliederbaus, hoch auf einem unbändigem Roß ritt. . . .

Anmerkung des Übersetzers: Die in ihrem Heidentum (im doppelten Sinne des Wortes) zu einem so merkwürdigen Natursymbol sich auswachsende Person Donnerkalbs hat noch in der Kindheit des Dichters auf der jütländischen Heide gelebt.



Jene Künstler, die durch die Art ihres Auftretens andere entzücken, sind schlechte Künstler. Gute Künstler geben alles ihrer Kunst und sind daher an sich uninteressant. Ein wirklich großer Künstler ist das unpoetischste aller Lebewesen, das gegen sind die minderwertigen Dichter fast durchaus bestrickend im persönlichen Verkehr. Je schlechter ihre Reime sind, je mehr machen sie aus sich. Die einfache Tatsache, eine Sammlung schlechter Gedichte veröffentlicht zu haben, macht einen Mann geradezu unwiderstehlich. Er lebt in einer poetischen Stimmung, der er keinen Ausdruck zu geben vermag; die anderen dagegen halten die Poesie fest, der sie in ihrem Privatleben nie Ausdruck verleihen dürfen.

Oscar Wilde.

„Phantasia“ von Arno Holz

Zu meinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als deutscher Dichter
lade ich mir alle Götter.

Nach Timur, den Esel Bileams, sowie den Oberhofmarschall Ihrer Majestät der Kaiserin, Freiherren v. Niebach.

Kurz
sämtliche Notabilitäten!

Nicht rote Riesenonnen strahlen ihr Licht durch meinen Saal mit den tausend Säulen.

Die ganzen dreißig Herrschaften Weiner Timbuktuers Siegesallee
warten an Unserm großen Buddhatisch als Kellner auf.
Die Wanzen!

Wir sind schon beim Siriusfest: „Prost, Ei-tai-ye!“ „Prost, Shaleweare!“

Die Damen,
durch das Genosine gemiert,
knöpfeln die Tailen auf.

Venus, das Rosenschwein, reißt sich das Korsett ab,
schleudert es Schevenbauer an den hohen Punschtiercercinenschädel,
streichelt,
turnt auf die Tafel
und tanzt das Dessert auf meiner meerblauen Lapislazulischüssel.

Aus den bis zum Sternkreuz übereinandergedrehten Galerien, durch die bunten Tierterryche, äugt mein Harem,
von den Treppen, durch die Tore, aus den Gärten stürzt es, stürmt es, strömt es herbei!

Alle Zonen! Alle Zeiten!

Marasmenschen, Mikrocephalen, der Pithelanthropus, dreizehn Briefträger vom letzten Ordensfest!

Witten im Wirbel,
mit einem Juchser,
wirft sie die Kastagnetten weg.

„Na! Sie da!“ . . . „Manu?“ . . . „Nicht drängeln!“

Sie kuckt sich kokett über die linke Schulter,
rafft das Besussgewand
und lächelt.

Sappho
schmiegt sich an Romeo,
Sanymed rückt zu Methusalem, Mesalina tätschelt die Bathseta!
Der letzte Kallenor
sinkt.

„Lut ab!“ . . . „Eigen bleiben!“ . . . „Nicht auf die Stühle steigen!“

Regungslos, vor gebeugt,
sucht sie ins Weite:

durch schlanke Finger blenden die Brüste, schimmert das goldne Bliess!

Frau Böcklin preßt ihrem Gatten die Augen zu, Tolstoi schnaubt sich den Bernsteinknoten,
Voltaire, Ramses und Unkel Bräsig halten leuchtend August den Starken fest,
Tizian und Phidias jubeln Da capo!

Der Erzengel Michael, der das Präsidium führt,
bröhnt mit dem Flamberg auf.

Silentium!

Päpstliche Nobelgarden drängen mit ihren Heubarden die Menge zurück,
Festordner mit roten Ketten im Knopfloch weisen die Nase an,
vor die lautlos sich schließenden Bronzeflügel
rauschen in ihren sieben Farben die alten babylonischen Planetenvorhänge.

Der Saal verbraucht,
ich fühle Aller Augen auf mir in meinem purpurnen Ehrensiß.

Aus der Kuppel,
langsam,
durch verlmutterglänzende Wöllchen,
fallen

kleine blasse Blütensterne.
Hungerblümchen!

Geflügelte Engelsforschen singen, Mozart dirigiert:

„. . . unter wehenden Blumen blüht tausend Trost. Bergiß! Bergiß! . . .“

Tränen
rollen mir in den Fünfundsechzigstennigschlüss mit dem japanischen Drachenmotiv.

Die Treue der Kosaken / von Nardak

Die Zeitungen meldeten, daß ein Abgeordneter der Kosaken für die russische Reichsduma öffentlich eine Rede gehalten habe, in der er von dem Mißfallen der Kosaken wegen ihrer Verwendung zu Henkersdiensten berichtete und beantragen wollte, daß das besondere Kosakenheer aufgehoben würde. Dagegen taten fünf Vertreter der Donischen Kosaken in der St. Petersburger Zeitung „Nowoje Wremja“ Einspruch: Sie hätten den bestimmten Auftrag von ihren Wählern, an den Überlieferungen treuer Dienstleistungen für den Zaren und das Vaterland festzuhalten und so zu handeln, wie der Wille des Zaren und die Bedürfnisse des Staates es erfordern würden.

Es überliefern sich nun Überlieferungen so und so; es kommt nur darauf an, an welche Überlieferung man glaubt oder glauben will.

Es gibt nicht ein Kosakenheer, sondern viele: Das Donische, das Astrachanische, das Kubanische, das Uralische, das Drenburgische, das Sibirische, das Transbaikalische, das vom Terek, vom Amur, vom Ussuri und das von Semiretschje. Sie alle stammen von den Saporogern der Ukraine, den Kosaken jenseits der Stromschnellen des Dnjepr, ab; doch die Ahnen rangieren nicht mehr in den russischen Armeelisten. Die Saporoger blieben sich treu in ihrem unsteten Wesen, in ihrem Geiste der Auflehnung gegen den Formenkram, in ihrer unaufhörlichen Empörung gegen die Verwaltung ihres Oberherrn. Sie waren zu guter Letzt zu einer Räuberbande herabgekommen und wurden hinweggefegt durch die Erlasse der zweiten Katharina, der männerliebenden Tochter des preussischen Gouverneurs von Stettin. Die noch vorhandenen Saporoger wanderten zu Türken und Tataren aus, nur wenige blieben in der Heimat, und ihre Nachkommen sind heute kühne Schiffer auf dem Dnjepr.

Denn die Kosaken sind erst seit dem 17. Jahrhundert Reiter. Die Saporoger machten sich zuerst berühmt als tüchtiges Fußvolk, als waghalsige Fluß- und Seeräuber, furcht-

bar Türken und Tataren, — sie waren die Normannen und Wikingen des Schwarzen Meeres: Sie erschienen und verschwanden auf dem Meere plötzlich, unheimlich wie der fliegende Holländer; doch wählte man sie nicht aus der Luft herbeigeweht, sondern schrieb ihnen die Erfindung von Unterseebooten zu.

Der Name Kosak ist türkischen Ursprungs und bedeutet Freibeuter. Die Russen schreiben bald Kosak, bald Kasak. Wenn man heute einen mohammedanischen Turkestaner fragt, ob er ein Kirgise oder ein Sarte ist, so antwortet der Sarte: ich bin ein Sarte und kein Kosak, und der Kirgise sagt: ich bin kein Sarte, ich bin ein Kosak. Und Kosak bedeutet dann soviel wie Nomade, wie Ritter, der im Sattel nach dem Faustrecht leben möchte.

Der Ursprung der russischen Kosaken läßt sich nicht klipp und klar feststellen. Es waren wohl Flüchtlinge, Mißvergnügte und Verbrecher von ringsum, die in den Niederungen des Dnjepr einen Schlupfwinkel suchten und fanden, zumeist russische Bauern, die unter der Überlast der Steuern zusammenbrachen und der um sich greifenden Leibeigenschaft entgehen wollten. So bildete sich am Dnjepr ein demokratisches Gemeinwesen, in dem aller Landbesitz kommun war, das kein Privateigentum kannte, in dem volle Gleichheit herrschte und ausgewählte Vertreter und Führer zeitweilig Geltung hatten. Und indem diese Barbaren für den Glauben des allliebenden gekreuzigten Heilandes zu kämpfen wähnten, verwüsteten sie die Ufer der ungläubigen Türken und Tataren, denen sie die Art der Kriegs- und Raubzüge abgesehen hatten. Von den Saporogern trennten sich Kosaken ab, zogen an den Don und vermischten sich dort mit asiatischen Elementen. Und die donischen Kosaken sind hinfort und noch heute die nimmer vergehende Blüte des Kosakentums, so oft sie auch Frucht trägt. Während der Wirren des russischen Interregnums und zu Zeiten des falschen Demetrius in Moskau zeichneten sich die donischen Kosaken treu ihrem Raubrittertum aus und unterstützten nacheinander jeden Usurpator, und der erste Romanow Zar Michael mußte sie blutig unterwerfen. Der

Sultan führte immer wieder beim Zaren Beschwerde über die Raubereien der Kosaken, doch der Zar von Moskau antwortete, die Kosaken seien nicht seine Untertanen, sondern Flüchtlinge und Diebe, die keine Gewalt über sich anerkannten. Heimlich aber schickte der Zar den Kosaken Geld zu und Tuch zu ihren Röcken und Salpeter. Die Romanows suchten die Kosaken zu zivilisieren und bedienten sich ihrer gegen Polen. Doch die Kosaken trieben lieber ihre eigene Politik, raubten die Ungläubigen aus, und wenn keine Mohammedaner dazu da waren, so nahmen sie mit den Karawanen orthodoxer Russen oder katholischer Polen fürlieb und ermordeten zarische Abgesandte, die sie zur Vernunft bringen sollten. Viele Historiker erblicken in dem Kampfe, sei es des moskowitzischen oder des polnischen Staates, gegen die Kosaken — den Kampf der Ordnung gegen die Anarchie der rohen Kraft. Unter ihrem Hetman Bogdan Chmelnyzkij kamen die Kosaken — nach unzähligen Rebellionen gegen Polen — 1648 endgültig an Rußland: ein herrliches Denkmal ward ihm dafür auf historischem Plage in Kiew errichtet. Unter dem in der russischen wie in der europäischen Dichtung gefeierten Hetman Mazepa empöreten sich die Kosaken gegen Peter den Großen; ein furchtbares Strafgericht warf sie nieder. Einen Aufstand der donischen Kosaken konnte Peter nur schwer dämpfen. Viele Kosaken wanderten nun von Rußland auf türkisches Gebiet aus und bekämpften von dort als unversöhnliche Gegner ihr ehemaliges Vaterland. Peter beseitigte die meisten Freiheiten der Kosaken, so die freie Wahl eines Hetmans. — Immer mehr nach Osten wanderten die Kosaken, — schon der kühne Jermak hatte mit 500 Kosaken Iwan dem Schrecklichen Sibirien unterworfen. Doch auch die östlichen, die Uralischen Kosaken lebten in beständiger Empörung gegen den Zaren, — bis der schreckliche Aufstand des Kosaken Pugatschew, der sich für den ermordeten Zaren Peter III. ausgab, 1773 Rußland in blutige Auflösung zu bringen drohte.

Das sind die Kosaken, „berühmt durch unsterbliche Taten im Kampfe für den Glauben, fürs Volkstum und fürs Vater-

land". Sie gleichen sich darin den Janitscharen. Und wie die Janitscharen in Friedenszeiten als Polizeitruppe verwendet wurden, so auch die Kosaken. In den Ostseeprovinzen heißt seit alters der Gerichtsdiener, der Büttel, der auch Strafen zu vollziehen hatte, im Lettischen „Kosak“. Ehedem hatten die Kosaken die Grenzen des russischen Imperiums in ihrer ungeheuren Ausdehnung durch Asien bis nach Europa hinein zu bewachen, heute sollen sie als chinesische Mauer gegen die höhere Kultur Europas dienen. Doch die Kosaken sind immer unruhige Köpfe gewesen. Die nihilistischen Studenten, die wegen ihrer Versuche gegen das Leben Alexanders III. gehängt wurden, waren zum großen Teil kosakischer Herkunft. Wo's drüber und drunter geht, und wo keine Ordnung herrscht, sondern die Magaika, da sind die Kosaken an ihrem Plage. Und wenn die russische Revolution siegreich wäre, wer weiß, ob nicht da bekehrte Kosaken als brave Marsseiller anmarschierten und ihre blutige Fahne entfalteten; die Marsseillaise singen oder brüllen sie schon heute gerne, — wenn sie betrunken sind. Und die Trunkenheit ist ein Brauch, dessen Nichtbefolgung als Abfall vom Kosakentum gilt. So schreibt Leo Tolstoi. Und Tolstoi urteilt von den kaukasischen Kosaken, daß Liebe zur Freiheit, zum Müßiggang, zum Raub und Krieg die Hauptzüge ihres Charakters bildeten. Der Kosak haßt weniger den mohammedanischen Kaukasier, der ihm den Bruder tötete, als er den russischen Soldaten haßt. Er achtet seinen Feind, aber er verachtet den russischen Soldaten und den russischen Bauer. Sich selber aber hält der Kosak für die Blüte der Menschheit und der höchsten Zivilisation. — Gogols schöne Erzählung von Taras Bulba, dem alten Kosakenhelden, beginnt damit, daß die beiden Söhne des Kosaken von der Akademie aus Kiew zurückkehren. Der Alte spottet über die popenhafte Kleidung der Jungen. Da droht der ältere: „Laß das Lachen! Und wiewohl du mein Vater bist — bei Gott, ich verhaue dich!“ — „Nun los!“ ruft Bulba: „Man zu mit den Fäusten!“ Und Vater und Sohn dreschen zur Begrüßung unbarmherzig aufeinander los, so daß die Mutter in Entsetzen gerät.

In den Kosakengebieten leben gegen sechs Millionen Menschen, von diesen gehören drei Millionen zu den eigentlichen Militärkosaken, und von ihnen sind etwa die Hälfte Männer, die größere Hälfte aber Frauen. 88 vom Hundert sind Christen, 12 vom Hundert Nichtchristen, vornehmlich Mohammedaner. Der jeweilige Thronfolger Großfürst Zesarewitsch ist Ataman aller Kosakenheere. Kaiser Nikolaus II. lebt in der Erinnerung seiner Untertanen noch imilde, daß ihn in tscherkessischer Kosakenuniform darstellt. Der kleine Thronfolger ist auch schon Heerführer aller Kosaken; er trägt wohl schon weite Kosaken-Höschchen. Die tscherkessische Kosakenkleidung ist überhaupt eine ebenso beliebte wie kleidsame Tracht für Knaben. Die Kosaken sind die Untergebenen des künftigen Herrschers, — urwüchsig, bildsam denken sie von dem herrschenden Zaren: Hab ich nur deine Liebe, die Treue brauch ich nicht.



Redaktionszettel

Der „Vorwärts“ bringt die Nachricht, daß in Südwestafrika ernste Fälle von Meuterei unter den deutschen Truppen vorgefallen seien. Soldaten sollen einen Wachtmeister blutig gehauen und einen Offizier erstochen haben. Als Grund für die Erbitterung der Leute wird angeführt, daß sie ihre Zeit, für die sie sich freiwillig gemeldet hätten, längst abgedient hätten, aber nicht nach Hause entlassen, sondern sogar besonders schikaniert worden seien. Überhaupt seien Soldatenmißhandlungen drüben häufig und auch schon zum Teil bestraft worden.

Hoffentlich ist diese Nachricht bei Erscheinen unseres Blattes bereits dementiert oder noch besser: widerlegt. Einen überschwenglichen Stolz über die Heldentätigkeit unsrer Truppen in Südwestafrika haben wir nie mitgemacht. Aber dennoch haben wir uns stets der Illusion hingeeben, daß dort Gelegenheit geboten sei, eine Elitetruppe heranzuziehen. Die Be-

dingungen dazu sind die allergünstigsten; denn das Material an Menschen ist nicht nur peinlichst gesiebt, sondern es hat sich auch völlig freiwillig zum Kriegsdienste gestellt. Wenn überhaupt, so muß sich aus diesen Leuten etwas machen lassen. Die Taten der Kompanie Franke waren eine glänzende Bestätigung dieses Optimismus, und alle vom Kriegsschauplatz heimgekehrten Offiziere wußten Bedeutendes zum Lobe unsrer Soldaten auszusagen. Es ist sehr zu hoffen, daß die Langwierigkeit des Feldzugs das Verantwortlichkeitsgefühl der Vorgesetzten nicht untergraben hat. Wir sind gar keine Schwärmer für militärische Ideale; aber was wir haben, soll erstklassig sein, sonst lohnt es wirklich nicht die Opfer.



Aus den Kreisen der Oberlehrer erschallt eine bittere Klage darüber, daß bei der diesjährigen Ernennung von Oberlehrern an höheren Schulen zu Professoren dreihundert weniger als die zugesagte Hälfte berücksichtigt wurden, was dadurch verschuldet sein soll, daß man nicht die Rangliste von 1905, sondern die von 1904 zugrunde legte.

Es ist in der Tat ein furchtbarer Gedanke, daß die armen 300 sich vergeblich auf die Titulatur gespißt haben, die zwar nicht ihrem persönlichen Verdienste, wohl aber ihrem Dienstalter zukam. Auf solch errestenen Titel kann sich in der Tat nur der etwas einbilden, der ihn dringend braucht, um die kümmerlichkeit des persönlichen Namens zu verdecken. Wer etwas kann und auf sich hält, wird dagegen kaum erbaut sein, mit einem Schuß verdienstloser Kollegen von gleicher Anciennität einer zweifelhaften Ehrung teilhaftig zu werden.



Auf der Kreisynode Berlin II wurde, laut dem Berichte der „Kreuzzeitung“, bei der Besprechung des Ephoralberichtes auch die Bollesche Hausgemeinde gestreift. „Bei dieser Gelegenheit erklärt es Synodal Trettin für einen doch nicht ganz sittlichen Zustand, daß jetzt Knaben und Mädchen zusammen, die doch während des ganzen Tages ohne Kontrolle seien, die Milch austragen. Anstoß habe es auch erregt, daß diese Mädchen an ihren Blusen gerade über der Brust die Inschrift tragen: ‚Meierei Bolle.“

Herr Trettin ist Lehrer. Er scheint in seinem Fach trübe Erfahrungen gemacht zu haben und jedenfalls den sittlichen Resultaten pädagogischer Kunst nicht allzu stark zu vertrauen, daß er schulentlassene Kinder beider Geschlechter nicht einmal auf einem unbequemen und zur Vornahme unzüchtiger Handlungen höchst ungeeigneten Milchvehikel zusammen dusden will. „Doch nicht ganz sittlich“ ist übrigens gut; ich glaubte gar nicht, daß es zwischen „sittlich“ und „unsittlich“ derartige Nuancierungen gibt.

Das Tollste ist aber wohl die Inschrift „Meierei Bolle“. Es wäre interessant, zu erfahren, wem eigentlich diese Inschrift Anstoß gegeben hat, damit man die Ferkel kennt und ausmerzt. Handelte es sich um vollbusige, erwachsene Mädchen, dann wäre die Unzüchtigkeit wohl erklärlich; aber hier ist die Rede von halbwüchsigen Kindern. Es müssen unglaublich unsaubere Gefellen sein, die dem Herrn Synodalen diese Beschwerde hinterbracht haben. Man sollte sie kastrieren.



Graf Vosadowsky hat das Jubiläum des Vereins Deutscher Ingenieure dazu benutzt, um auf eine sehr hübsche Art den dröhnenden Speck von Sternburg und den stötenden Professor Peabody zu desavouieren. Er redete von der schnellen technischen Entwicklung Deutschlands und schrieb sie in erster Linie der wissenschaftlichen Forschung und den praktischen Leistungen des Ingenieurs zu. Unmittelbar, nachdem dem Kaiser die Grabhof-Medaille für „sein eindringendes Interesse und tiefgehendes Verständnis“ verliehen worden war.

Dieser Doutsider unter den Ministern ist wahrhaftig ein brauchbarer Mensch. Nicht nur, daß seine Arbeitskraft und sein Fleiß ihn unentbehrlich machen: er ist der einzige, dem eine diffizile rednerische Aufgabe gestellt werden kann. Daß er eine amerikanische Anekdote heranzog und Mister Peabody namentlich anführte, war meisterlich; jeder merkte: nun muß es kommen. Und es kam, ohne direkte Bezugnahme, aber deutlich.



„Erneuern wir die Ideale, welche frühere Geschlechter erfüllt haben! Bauen wir Altes wieder auf!“ So sprach der Kaiser auf Burg Kreuzenstein.

Schaffen wir wieder das Ideal der Feudalherren, die mächtig genug waren, deutschen Kaisern in offener Feldschlacht Trost zu bieten!

Schaffen wir wieder die geistliche Gewalt, die einen deutschen Kaiser zwang, barfuß im beschneiten Hofe von Kanossa zu stehn!

Schaffen wir wieder das Institut der Hörigen, die nichts wissen von dem Kaiserwort: „Deutschum ist Freiheit und Kultur!“

Schaffen wir wieder das Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes, das Fürstinnen, die der Eheirrung verdächtig waren, nötigte, mit bloßen Füßen über zwölf glühende Pfugscharen zu gehn!



Die „Leipziger Volkszeitung“ meint anlässlich des Madrider Attentats, daß die kapitalistische Gesellschaft tagtäglich einen Massenmord begehe, gegen den der Madrider Bombenwurf eine harmlose Idylle sei. „Angesichts solcher Zustände vermögen wir es nicht, jenen Grad von Heuchelei aufzubringen, der notwendig ist, um Entrüstung zu zeigen über die geplante Tötung eines Menschen — der zufällig kein Proletarier, sondern Potentat ist.“

Das Wörtchen „zufällig“ dient hier dazu, um eine Fälschung zu verschleiern. Freilich ist es in gewissem Sinne Zufall, daß Alfons XIII. nicht als Sohn eines Maurers, sondern eines Königs von Spanien geboren ist. Aber seine Tötung wurde nicht zufällig geplant, sondern weil er König ist.

Die „Leipziger Volkszeitung“ regt sich ebenso wie der „Vorwärts“ tagtäglich gewaltig darüber auf, daß gegen Angeklagte besonders harte Urteile gefällt werden, weil sie Sozialdemokraten sind. Sie nennt das Klassenjustiz und findet es empörend, gemein, himmelschreiend. Was würde sie gar dazu sagen, wenn ein Gerichtshof einen evident schuldlosen Menschen zum Tode verurteilte, weil er Arbeiter ist und somit seiner Natur nach den herrschenden Klassen nicht günstig gestimmt sein könne?

So aber liegt der Fall hier. Einen Fürsten zu töten, weil er Fürst ist, das müßte selbst Mehring als ungerecht bezeichnen, da er sich doch sonst, wie er versichert, der Objektivität bekeißigt. Und unter uns gesagt: der hübsche, frische Bursche, der sich so nett zu verbeugen versteht, ist kulturell mindestens so viel wert wie ein Kohlenträger oder Kanalarbeiter, der sich mit den Fingern schnäuzt und die „Leipziger Volkszeitung“ liest. Vielleicht noch etwas mehr.



Die deutschen Eisenbahnverwaltungen haben sich erfolgreich bemüht, die von ihnen herausgegebenen Übersichtskarten zum Verzeichnis der zusammenstellbaren Fahrscheine unbrauchbar zu machen. Daß man auf ihnen nur

Brugelles und Anvers, nicht aber Brüssel und Antwerpen findet, ist schon bedauerlich genug, denn man gibt mit den deutschen Namen immerhin die Erinnerung an eine glänzende Nachtentfaltung Deutschlands preis. Daß man aber dem Hordenvolke der Magyaren die Konzession macht, Brassó, Kolozsvár, Nagy-Szeben, Győr, Zagrab, Simony für Kronstadt, Klausenburg, Hermannstadt, Raab, Ugram, Semlin zu setzen, das ist, gelinde gesagt, ein Stumpfhirn. Wir sehen von allen nationalen Sentimentalitäten ab; aber eine Übersichtskarte soll brauchbar sein, und da die hohlen Laute des magyarisches Idioms vorläufig bei uns nicht eingebürgert sind, ist es Pflicht, die Mühe des Suchens und Vergleichens zu sparen und mindestens die deutsche Übersetzung neben die magyarische Bezeichnung zu setzen. Die Herausgeber der Karte aber, denen wir darum nicht vaterlandslose Gesinnung zu imputieren brauchen, erwogen schlau, daß obrigkeitlich nur die magyarisches Namen Geltung haben, und opferten dieser sehr richtigen Erwägung den Zweck ihres Unternehmens. Das ist echt deutsch; der Stiefel ist fertig, und der Fuß kann sich dann überlegen, ob er hinein paßt.



Die Nekrologschreiber haben gute Tage. Jetzt ist Eduard von Hartmann gestorben und Heinrich Hart.

Harts Tod hat mich weit mehr erschüttert, als der Tod Ibsens. Denn — um meine Meinung frei heraus zu sagen — von Heinrich Hart wird nichts bleiben; auch sein „Lied der Menschheit“ nicht. Aber er war, solange er lebte, eine lebendige Energie, von der viele Anregungen ausgingen; dazu ein wahrer, feiner, kluger Mensch. Er hätte bis ins patriarchalische Alter leben müssen, statt so früh eines qualvollen Todes zu sterben. Sein Leben wäre reich an Segen für viele gewesen. Mit dem Tode aber ist sein Leben aus.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Hübner in Berlin, für den
 Inserenten: W. Kief in Leipzig. Verlag der Hansen & W. S. in München. Druck:
 Hoffberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Yester und Li

Die Geschichte einer Sehnsucht
von

Bernhard Kellermann

4. Auflage

Preis 4 M. für das broschirte, 5 M. für das gebundene Expl.

Ich las das Buch Kellermanns
ganz langsam in stillen Abend-
stunden, und siehe, als ich zu
Ende damit war, und es hin-
legte, saß ich alter Tor da und
schluchzte aus tiefstem Herzen

so schreibt Mathieu Schwann in einem Aufsatz über
Bernhard Kellermanns Roman Yester und Li in den
Münchener Neuesten Nachrichten

□□□□□ Friedrich Rothbarth □ Leipzig □□□□□

Ein neues Buch von Arthur Roebler

dem „meisterlichsten Essayisten Deutschlands“, dem „Magier des Wortes“, wie er gelegentlich der Besprechung seines ersten Essaybuches von der Kritik genannt wurde, erscheint demnächst in unserem Verlage:

Vom Dichter der toten Stadt und andere Essays

von Arthur Roebler.

(Inhalt: Vom Dichter der toten Stadt. Der arme Lellan. Oscar Wilde. Isadora Duncan. Edward Gordon Craig. Willl Geiger. Rudolf v. Alt.)

Aus Kritiken über Werke Arthur Roeblers seien nachstehend einige Stellen angeführt:

„Roebler ist ein Meister des Stiles und sein Urteil basiert auf einer wohlhabenden Klarheit, vorurteilsfreien Anschauung von der Vielheit künstlerischer Werte in der Gegenwart.“
Leipziger Tageblatt.

„Roebler legitimiert sich bald als ein Berufener. Selbst von durch und durch modernem Empfinden im guten Sinne befeelt, zeigt er für die einzelnen Erscheinungen in der zeitgenössischen Kunst das feinste Verständnis. Vertrautheit mit allen technischen Einzelheiten, genug Weisheit in der kritischen Literatur, um jeden Augenblick interessante Eideschwörer oder wertvolle Anregungen zitieren zu können, behüten seine Arbeit vor jeder Gefahr bloß ästhetisierender Einseitigkeit. Was ihn aber für seine Aufgabe, die er ja selbst nicht als kalter Kritiker und kühler Kuratantiker, sondern als warmherziger und begeisterter Interpret und Vermittler aufsaßt, besonders geeignet erscheinen läßt, ist seine künstlerisch bedachte Sprache, die sich des öfteren zu dichterischer Kraft und Stimmungsermittlung steigert.“
Wiesbadener Tageblatt.

„Der verständnisvoll urteilende Leser wird dem Verfasser das Gelingen seiner Beweisführung kaum bestreiten können, der zu gleichen Teilen stärkste Begeisterungsfähigkeit und ein tiefes Wissen um das geschmäßige in der Kunst zugrunde liegt. Die Monographie muß geradezu als ein im gewissen Sinne grundlegendes Werk moderner Kunstkritik bezeichnet werden, das sich nicht dabei beruhigt, bloß eine Beschreibung zu bieten, sondern das über seinen interpretatorischen Wert hinaus wichtig ist durch seine kunstkritische Analyse, die sich zum Schluß hin zur hohen Synthese steigert.“

„Roeblers Buch vermischt materielles Sachwissen so innig mit intimer Kunst, daß es für die Zukunft des Kunstschritttums verheißungsvolle Möglichkeiten erschließt. Die Monographie als Kunstwerk. Wir begrüßen den ragenden Markstein auf einem bisher nur von einer Elite von Künstlern, von Kunstschritstellern kaum begangenen Wege.“
Nord und Süd.

„Roebler ist der Merkwürdigste unter den Jungen, der Seltsamste und einer ihrer Stärksten.“
Agrarier Zeitung.

„Das Stimmungreiche Buch hat etwas sinnlich Bestrickendes. „Angewandte Wortkunst“ ist — in verschiedenem Sinne — eine prägnante Bezeichnung für Roeblers Streben überhaupt.“
Deutsche Wochenzeltung in der Niederlande.

„Wir erleben in diesen kunst-gelbig-poetischen Essays die wunderbare Entwicklung eines neuen Merlins, an dem Novalis seine Freude gehabt hätte. Erst glaubt man nur einen Plauderer zu vernehmen, der den Journalisten von den Musterten des schönen Wortes etwas verraten will. Dann aber hebt sich aus den Fellen ein Tanz und Spiel der Phantasie hervor; es dämmert ein so Neues ins Herz hinein, daß wir die Aufschlüsse des Genius wie Offenbarungen entgegennehmen. Im hellsten Tageslicht ist es das Buch. Unter hohen Tannen am See. Um andern Her schwankte auf demfelben ein Erntewagen unter seinen Garben. Alles war Glanz und Duft, doch eben auch offen, unmißdeutig klar. Und doch, wenn ich, aufbildend von dem Buche, mit Ringen, Edelsteinen, Diademen überhäufet war, so sehr gewundert hätte ich mich nicht. So gebietet der Verfasser der Zauberkrast des Wortes. So neigen seinem Geiste sich der Schönheit Meister.“
Willy Schläter in verschiedenen Zeitungen.

„Roebler hat eine unwiderstehliche Gewalt über die Phantasie des Lesers.“
— Seine Aufsätze — dichterische Laten von unerhörtem Glanz des Ausdrucks.“
Heidelberg Zeitung.

„Ein schönes, feines, nachdenkames Buch ist es, das uns der Autor in diesem Essayband besichert. Eine Liebhaberausgabe zarter und tiefer Kunstempfindungen, mit dem Schmuck einer reichen, selbstsam tieferschöpfenden, künstlerisch sein ausgezeichneten und wiederum fruchtbar neuschaffenden Sprache. Für Roebler ist der Kunstkritiker ein Interpret, der durch tiefste Versenken in das Kunstwerk es in seiner Seele fühlend und verstehend nachschafft und durch seine „angewandte Wortkunst“ im Geiste des Beschauers neu erleben läßt.“
Berliner Tageblatt.

„Die meisten Leser dürften durch Roeblers Schrift in ihrer Phantasie befrachtet und in ihren Gefühlen bewegt werden.“
Neue Freie Presse.

„Roebler ist modern und bei aller Vielseitigkeit doch redlich deutsch in Kunstbindungen gestimmt. Er hat viel gelernt und fast alles gelesen. — Seine Wortkunst ist nicht zu unterschätzen und noch weniger die Begeisterungsfähigkeit, in der sie entspringt. Sein Stil blüht und rauscht.“
Wiener Abendpost.

== Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. ==

Intentionen von Oscar Wilde

Übersetzt von **Ida** und **Arthur Roebler**

Mit einem Vorwort von **Arthur Roebler**

und dem Porträt Wildes von **Gino Parin**

8°, 15 Bg. M. 2.— □ **Zweite Auflage**

Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig

.....

Ein Buch von Wilde hat es heute in Deutschland nicht mehr nötig, empfohlen zu werden; die von Ida und Arthur Roebler übersetzten „Intentionen“ am wenigsten, da sie es sind, die am meisten dazu beitragen, Wilde und sein Werk in Deutschland bekannt zu machen. Die Roeblersche Uebersetzung ist die erste Uebertragung der „Intentionen“ in die deutsche Sprache und eine der ersten Wilde-Uebersetzungen überhaupt. Des berühmten und unglücklichen englischen Dichters und Aestheten philosophisch-künstlerisches Glaubensbekenntnis liegt mit dieser Uebersetzung in kongenial zu nennender Verdeutschung vor. Wohl kein anderes Werk seiner Feder gibt so durchaus die komplizierte Eigenart von Wildes Wesen wieder. Für jeden Freund eines gleicherweise glänzenden wie gediegenen Stiles wird dieses Buch seiner berückenden künstlerischen Form wegen eine willkommene Gabe sein; wie es andererseits wegen seines Inhaltes für den Psychologen, Künstler, Kunstforscher und Liebhaber schöner Literatur und der Künste von höchstem Interesse ist. In den „Intentionen“ ist feinsten Geist in künstlerische Form gebannt. Die „Intentionen“ enthalten den Extrakt von Wildes Kunst; wer sie nicht kennt, vermag seine anderen Werke nicht zu würdigen, denn sie sind der Schlüssel zu seinem Wesen und Geist, ein Geist, der in manchem dem Nietzsches ähnlich ist.

Das Edelmetall eines Sprachschatzes ist durch die Roeblersche Uebertragung in ein echtes Gold deutscher Währung umgemünzt. Möge sich jeder Gebildete an dem Werke deutscher Wortkunst erfreuen, das hier geschaffen ward.

Der Bücherfreund, Berlin.

Arthur Roebler, der sich als wortbedachter, sprachkultivierter Essayist selbst schon einen Namen gemacht hat, hat nicht nur eine gute Uebersetzung, sondern öfter wirklich eine Nachdichtung gegeben.

Wiesbadener Tageblatt.

In einem Vorwort, das der Uebersetzer Arthur Roebler dem Buch mit auf den Weg gegeben, ist die Art des Künstlers Wilde ausreichend charakterisiert und es enthält auch zugleich die beste kritische Würdigung des vorliegenden Buches. Man könnte das umständlicher oder unverständlicher, in kostbaren Worten, aber man kann nicht mehr, nichts Besseres sagen.

Oesterreichische Rundschau.

Ihre ist die beste deutsche Uebersetzung dieses Buches meines lieben unglücklichen Freundes, die einzige, die den sinnlichen Reiz seiner Sprache, die Feinheit seines Geistes kongenial wiedergibt.

B. V. C. de Roznyay.


THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
LONDON  **NEW-YORK**
 General-Vertreter:  **Saarbach's News Exchange, Mainz**


LA VIE PARISIENNE
 Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes
 ————— **Un numéro tous les Samedis.** —————
 Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.
 Represents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck
Loden-Versandt-Haus
 empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
 und Damen.
 Zell- u. portefreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich. u. unentbehrl. Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für Jeden. Keiner versäume solchen umsonst und franks zu verlangen.
Fritz Hammesfahr, Fooshe 2 bei Solingen.

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns
Neue Freie Presse Wien
 □□□□ Erscheint täglich zweimal □□□□
 Insertionsorgan ersten Ranges
 Abonnements und Anzeigen vermittelt:
Saarbach's News Exchange • Mainz

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3—12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6½ in. by 4 in., and ¼ in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 2/- net; Limp Lambskin, 3/6 net, per volume.

Evelyn's Diary.
Lamb's Works.
The Vision of Dante.
Peacock's Novels.
Boswell's Life of Dr. Johnson, 2 Vols.
Hawthorne's New England Romances.
Tennyson's Poems.
Poems of Wordsworth.
The Shorter Works of Walter Savage Landor.
Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages.
Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets.
Autobiography of Benvenuto Cellini.
The Poems of Samuel Taylor Coleridge.
Homer's Illias. Translated by George Chapman.
Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman.
Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.
Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.
Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
The Novels of Laurence Sterne.
Plays and Poems of Christopher Marlowe.
The Faerie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.

Letters of Horace Walpole.
The Ingoldsby Legends.
Mrs. Browning's Poems. 2 Vols.
Shakespeare. 3 Vols.
Milton's Poems.
Burns' Poems.
Don Quixote.
Bacon's Works.
Shelley's Poems.
Pepps' Diary.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 4s. 6d. net.
BOTTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcombe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtin.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PILVIS DE CHAVANES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Raulford.
FRA ANGELICO. By Edgcombe Staley.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□

FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange Mainz

Garda-See

der schönste und größte der italienischen Seen.

Eisenbahnlinie:

Malland-Venedig

Malland-Desenzano

2 Stunden

Venedig-Desenzano

3 Stunden

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

== 7. Auflage ==

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

Der Verfasser gibt der Meinung Ausdruck, daß durch die Beendigung der Algierakonferenz die Kriegsgefahr keineswegs für Deutschland ausgeschlossen ist. Er wirft scharfe Streiflichter auf die Leiter der deutschen Politik. Vor allem sieht er die Gefahr eines künftigen Krieges in der bestehenden Isolierung Deutschlands und in der impulsiven plötzlichen Handlungsweise des Kaisers. Die Schrift ist mit einem Freimut geschrieben, der in Deutschland selten zu finden ist. Bayer. Zeitung.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

FUNKEN

39
28. JUNI
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Augustiere | 1201 |
| Der Umsturz im Heere / von Eduard Goldbeck | 1206 |
| Die japanische Zeichnung / von Rudolf von Delius | 1212 |
| An der Sonne / von Victor Hadwiger . . | 1218 |
| Von amourösen Frauen / von Dr. Otto Tugendhat | 1222 |
| Redaktionszettel | 1224 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 119, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Menforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

39. Heft.

Luxustiere

Man kann, ohne der Würde der Menschheit zu nahe zu treten, einen Staat ganz gut mit einer großen Viehzüchterei vergleichen. Es gibt da Schafe, die geschoren werden; Ochsen, die sich trefflich zum Arbeiten gebrauchen lassen; scharfe und bissige Wächterhunde, die sowohl bellen als auch beißen. Warum sollte es nicht auch Wesen geben, die zwar geringen Gebrauchswert haben, dafür aber gut aussehen, die — ein angenehmer Anblick! — schöne Rassezeichen aufweisen und gleichzeitig, durch ihr bloßes Vorhandensein, dartun, daß wir keinen Armeutehaushalt, sondern eine hochherrschaftliche Existenz führen? Man soll die Bedeutung der Luxustiere nicht unterschätzen. Der primitive Mensch, der den ersten Ochsen ins Joch spannte, tat keineswegs Größeres für die Entwicklung der Kultur, als der, der sich zum ersten Male einen Hund als Spielgefährten und Amüsierapparat zulegte; jener förderte sie auf einem Umwege, da bei der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse die geistigen Bedürfnisse zu steigen pflegen; dieser tat es direkt, weil die Kultur eben in einer Betonung der nicht unmittelbar praktischen Bedürfnisse besteht. Und

vielleicht darf man — um aus dem Tierreich heraus auf andre Gebiete zu kommen — auch mit einigem Rechte darauf hinweisen, daß eine besonders prachtvolle Orchidee im Glase den Wert vieler Bündel Heu in der Scheuer, die feinsacettierte Brillanten eines Kolliers den Wert eines ganzen Kohlenschuppens aufwiegen. Viel aufrichtiger als alle Philosopheme ist der Markt: er beweist uns täglich, daß Amateurwerte oft genug höher stehn als Gebrauchswerte. Nicht immer ist das in der Ordnung, wie ich in Parenthese bemerken will: ich sah einmal drei Tage lang zu, wie ein Philatelist, 1000 Meter über dem Meere und unter einem wollenweichen Schneesimmel, am Ofen hockte und seinen Stumpfsinn durch Einregistrierung von Markenserien ins Album speiste.

Um von den Dingen auf die Menschen zu kommen: es reißt immer mehr der Brauch ein, die Person nach ihrer Nützlichkeit zu schätzen. Namentlich sind es die Frauen, die sich mit aller Gewalt bestreben, aus Luxus zu Arbeitstieren zu werden. Das mag oft genug unter dem Zwange der harten Notwendigkeit geschehen; aber schade ist's immerhin. Eine Frau, die schön geht und steht, die sich angenehm anfühlt und gut riecht, ist mir persönlich immer noch lieber als ein Wesen, das tagsüber ein mäßiges Pensum Arbeit herunterragt und auf seine äußeren Reize wenig oder kein Gewicht legt. Wenn die Frauenfrage, wie es mir tatsächlich der Fall zu sein scheint, zum großen Teil in der Ehescheu der Männer begründet ist, so wäre im Interesse der Kultur die Einführung der Vielweiberei vielleicht nicht so übel. Es wird mir nie in den Sinn kommen, der hervorragenden Frau jede, auch die höchste Gleichberechtigung mit dem Manne abzusprechen; die Ernennung der Frau Curie zum Professor an der Sorbonne hat mich mit großer Genugtuung erfüllt, und ich werde von Selma Lagerlöf stets mit einer Achtung reden, wie ich sie den größten Schriftstellern unsrer Zeit entgegenbringe. Ob aber manches Gänsgen, das versorgt werden muß und von der Natur mit Reizen und Temperament ausgestattet ist, nicht besser in einem Harem untergebracht wäre als im Telephondienst, das ist eine Frage, bei deren Durch-

denkung mir mehr als einmal der Schweiß von der Stirne troff. Jedenfalls würde sie dann statt eines Schreckens der Männerwelt, die zwanzigmal hintereinander klingelt, um schließlich einen falschen Anschluß zu erhalten, eine Freude, eine Augenweide, ein Leckerbissen geworden sein.

Ich denke den Frauen gegenüber keineswegs anders wie gegenüber den Männern. Auch hier halte ich es für wertvoll, daß es Vertreter gibt, die nicht in der mechanischen Stampfmühle des Arbeitslebens verbraucht werden. Es soll und muß Luxusmenschen geben; wozu sind wir denn ein reiches Volk, wenn wir uns das nicht leisten wollen? Schon der Künstler ist, nach Webekinds Meinung, ein „Luxusartikel der Bourgeoisie“. Auch der Spezialgelehrte, scheint mir, gehört hierher, sobald sich der Wert seiner Leistung nicht zahlenmäßig berechnen läßt. Ich gehe aber noch einen Schritt weiter und behaupte, daß wir auch Menschen brauchen, die überhaupt nichts arbeiten, sondern von fremdem Verdienste leben. Der reichgewordene Schlächtermeister freilich, der mit dem Messer frigt und dessen geistige Gaben zur Ausdehnung seines Hosensbodens im umgekehrten Verhältnisse stehen, ist mein Ideal keineswegs. Aber es gibt Leute, aus allerbesten Verhältnissen stammend, mit einnehmenden, gefälligen Manieren, mit wohltrainierten und sehr gepflegten Körpern, deren Vorhandensein schon deswegen von Wert ist, weil sie die Menschheit vor der Verbauernung der äußeren Lebensformen schützen.

Genosse Mehring schimpfte den jungen König von Spanien einen „Parasiten von Gottes Gnaden“. Ich wies bereits in der letzten Redaktionssache darauf hin, daß der junge Mann jedenfalls äußerlich eine sehr angenehme Erscheinung ist. Es gibt manchen Adligen, manchen Offizier, von dem ich das selbe sage, auch wenn seine geistige Bedeutung gleich Null und seine Nützlichkeit nicht größer ist. Soll man das, was von guter Tradition in ihm steckt, verkümmern lassen und vernichten, indem man ihn dazu verdammt, Steine zu klopfen? Das wäre in höherem Sinne unökonomisch; denn es würde dadurch ein kultureller Amateurwert vernichtet, der nicht be-

liebig neu geschaffen werden kann. Ein Rennpferd ist, an und für sich betrachtet, ein ziemlich unnützes Geschöpf; aber es zeigt eine Entwicklungsmöglichkeit des Rosses, der alle bestehenden Typen von Zeit zu Zeit wieder einmal angenähert werden müssen, wenn nicht die ganze Pferdeschaft in Ungraziosität verkümmern soll. Ein junger Mann, gut gebaut und schlank, von blühender Sauberkeit des Fleisches und mit prachtvollem Gebiß; ein Mensch, der stets die Sicherheit behält, obwohl seine persönlichen Verdienste mehr als mäßig sind; ein Kerl, der meistens in frischer Luft ist, reitet, Sport treibt, sich tabellos kleidet und gute Speisen auf elegante Weise zu essen versteht — der hat eine gewisse Existenzberechtigung, auch ohne zu arbeiten.

„Das ist ja ganz was Neues!“ werden meine Leser sagen. „Seit wann redest du den Privilegien der herrschenden Stände das Wort?“

Wie? redete ich von „Privilegien“? Das ist mir nicht in den Sinn gekommen. Ich rede weder „Privilegien“ des Diamants, noch der Orchidee, noch des eben geschilderten jungen Mannes das Wort; sondern ich verteidige nur die Berechtigung ihrer Existenz. Man hat sie, um sie zu haben und sich gelegentlich ihrer zu erfreuen. Das hat mit Privilegien nichts zu tun.

Wenn Jesko von Puttkamer nach Kamerun entsandt wurde, so hat er das seinem Namen zu verdanken gehabt. Einem Bürgerlichen aus einfacher Familie hätte man, gleiches Können und gleiche Vorbildung vorausgesetzt, die Stellung nicht anvertraut. Daß man Puttkamer gegenüber entgegenkommend war, verdankt er seiner Zugehörigkeit zu einer privilegierten Kaste: und daraus entsprang für das Reich schweres Unheil. Jetzt soll der Herr eine Pension von 12000 Mark bekommen, und eine heillose Aufregung durchwühlt den deutschen Blätterwald. Hätte man dem braven Jesko nur von vornherein eine gutbezahlte Sinekure gegeben: ich vermute, wir wären besser dabei gefahren.

Es wird in allen linksstehenden Blättern immer wieder bemängelt, daß es bezahlte Hofchargen und bezahlte Dom-

herrstellen, die keine Verpflichtungen auferlegen, gibt. Je mehr man aber die Verleihung der Sinekuren an Hochgeborne beschränkt, desto mehr drängt man sie in Stellungen, die positive Arbeit fordern. Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, daß ein Adliger von vornherein weniger leisten müsse als ein Bürgerlicher, ein Erbe aus reicher Familie weniger als ein armer Teufel; im Gegenteil: der unter günstigen Bedingungen Geborne und Erzogne hat an sich einen Vorsprung. Dieser Vorsprung ist aber keineswegs entscheidend, weil er durch natürliche Gaben, Fleiß und Ehrgeiz der ungünstiger gestellten Konkurrenten wohl eingeholt, ja überholt werden kann. So ist es nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit, sondern auch der Vernunft, in Stellungen, zu deren Ausfüllung gewisse Qualitäten erforderlich sind, zunächst diese, dann erst die Nebenfragen nach Familie und Herkunft zu prüfen. Die Unsitte, nur Adlige in die diplomatische Karriere zu lassen, hat uns ein Heidengeld gekostet. Man breche mit dem Vorurteil, daß für die Bezahlung eine Gegenleistung gefordert wird, und vermehre lieber die Hofchargen und Pfründen, damit die weniger begabten Herren dahin abströmen und die an Arbeit und Verantwortung reichen Stellungen für die fähigen Köpfe, mögen sie stammen, woher sie wollen, frei bleiben. Man unterstütze die Errichtung von Fideikommissen, damit wir nicht noch mehr ausgepowerte Adelsfamilien erhalten, deren Mitglieder notgedrungen in den Staatsdienst abgeschoben werden müssen. Auf absehbare Zeit hinaus erscheint es ganz ausgeschlossen, daß man Mitglieder angesehener Familien, die sich selbst nicht zu helfen wissen, oben einfach fallen läßt. Man gewähre ihnen die Möglichkeit der Existenz, aber man treibe die zuständigen Behörden nicht dazu an, sie zu Diensten zu gebrauchen, denen sie nicht gewachsen sind.

Wir alle kennen Menschen, deren Wert nur in ihrer Existenz, nicht in ihrer Leistung begründet liegt; Menschen, die wir trotzdem von ganzem Herzen mögen. Gerechtigkeit ist eine Tugend für die, die fortwährend die Krämerwaage in der Hand halten. Wir aber haben Freude an dem bunten Spektakel der Welt. Diese Freude ist etwas sehr Edles. Lassen wir's uns etwas

festen. Soviel wird wohl eine große und wohlhabende Nation noch übrig haben. Vielleicht findet sich hier auch eine Verwendung für den Millionenfonds, der unter der Ägide des Fürsten von Henckels-Donnersmarck gesammelt werden sollte und leider nicht zu plazieren war.



Der Umsturz im Heere / von Eduard Goldbeck

Ist der „Umsturz“, die „rote Gefahr“, schon ins Heer eingedrungen oder nicht? Die Frage ist für die Staatserhaltenden wie für die Staatserstörenden eine Schicksalsfrage. Wer das Heer hat, hat die Macht.

Die sozialdemokratische Propaganda im Heere würde mich nicht beunruhigen, wenn die internationale Lage nicht eine so sehr dubiose wäre. Wir haben triftigen Grund, Mars, dem Drauenden, fest ins eherne Antlitz zu sehen und uns des kräftigen Sprüchleins zu erinnern: „Wer sich an andre hält, dem wankt die Welt; wer auf sich selber ruht, steht gut!“ Wer blind dagegen ist, daß die Wolken sich ballen, und wer erst pudelnass sein muß, um zu bemerken, daß es regnet, nun, der mag ja davon überzeugt sein, daß wir noch ein Menschenalter in des Albaums Schlummerschatten rasten können. Aber die Zahl dieser unverbesserlichen Optimisten schmilzt mehr und mehr zusammen und der Gedanke findet widerwillige Anerkennung, daß nur der Kriegsschauplatz sich erweitert hat und ein interkontinentaler geworden ist.

Fände nun die Sozialdemokratie Eingang in die Armee, so würden wir, wenn der Weltenbrand des Völkerringens mit blutigem Widerschein den Himmel rötet, trotz des Willionheeres wehrlos dastehen. Dann wäre es nicht unmöglich,

daß schon die Stunde der Kriegserklärung die Meuterei, daß eine verlorene Schlacht den inneren Krieg zum Ausbruch brächte, nicht unmöglich, daß alle Errungenschaften aus der Zeit der großen nationalen Erhebung und verloren gingen, daß die Opfer des Volkes umsonst gebracht wären. Aber wenn wir auch diese Möglichkeiten als Ausschreitungen der Phantasie aus der sachlichen Betrachtung verbannen wollen, so viel steht fest: die sozialdemokratische Propaganda erschüttert, wo sie erfolgreich ist, die Schlagfertigkeit der Armee. Gewiß, Lessing erblickte in der Vaterlandsliebe „aufs höchste eine heroische Schwachheit“ und Lamartine rief in rhetorischen Rhythmen:

„Nations! mot pompeux pour dire barbarie!
L'amour s'arrête-t-il, où s'arrêtent vos pas?
Déchirez ces drapeaux; une autre voix vous crie:
L'égoïsme et la haine ont seuls une patrie,
La fraternité n'en a pas!“

Wer aber in gärender Zeit die Armee untergräbt, das Vaterland schmäht, seine Wehrkraft schädigt, wer sich nicht scheut, unabsehbares Unheil heraufzubeschwören um eines Staatsegebildes willen, dem die Praxis sich noch lange versagen wird und dessen Lebensfähigkeit auch theoretisch noch nicht erwiesen werden konnte, der verdient, rücksichtslos beschimpft zu werden.

Der Kampf gegen die Sozialdemokratie im Heere kann in zweifacher Hinsicht erfolgen: idealistisch durch die Verbesserung unserer Heeresverfassung, opportunistisch durch Schutzmaßnahmen wider die armeefeindliche Propaganda. Die positive Bekämpfung vollzieht sich am wirksamsten dadurch, daß das Heer in unablässiger treuer Arbeit dem Ideal des Nationalheeres zustrebt, im Geiste des vaterländischen Gemeinnes, der Gerechtigkeit gegen jeden, der Pflichterfüllung aller für alle und in dem sozialen Geiste einer verebelten Kameradschaft. Nur so werden wir die innere Einheit des Heeres erhalten und in diesem Geiste müssen vor allem die beiden großen Körperschaften erzogen werden, welche die

tragenden Säulen des stolzen Baues bilden, die Offiziere und die Unteroffiziere.

Ich will heute nur vom Offizierkorps sprechen. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft: unsere Aufmerksamkeit wendet sich der Erziehung des künftigen Offiziers zu. Sie kommt in Betracht, soweit sie eine spezielle, von vornherein dem Beruf gewidmete ist. Das Kadettenkorps, dem diese Aufgabe obliegt, hat natürlich die Mängel, die dem Internat als solchem nun einmal anhaften; dennoch bin ich der Ansicht, daß es alles erreicht, was ein derartiges Institut auf erzieherischem Gebiet erreichen kann und daß seine Leistungen in bürgerlichen Kreisen sehr unterschätzt werden. Die gesunde Lebensweise, die den Körper stählt, und die stramme Zucht, die den Charakter festigt, sind als besondere Vorzüge hervorzuheben. Die frühzeitige Uniformierung, die strenge Abgeschlossenheit, die Gewöhnung an hierarchische Abstufung sind freilich Nachteile: in dieser Luft gedeiht die Schmarogerpflanze des Standsdünkels. Daß aber ein solcher auf den Kadettenanstalten systematisch großgezogen werde, ist eine Unwahrheit. Jedenfalls müssen diese Institute bestehen bleiben, um unbemittelten Offizieren die Erziehung ihrer Söhne zu erleichtern und um der Armee einen Stamm von Militärfamilien zu erhalten. Der unentwegte Individualist wird sagen: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört.“ Möglich: die Staatsraison fordert es.

Nicht so günstig sind die wissenschaftlichen Resultate, die erzielt werden, wie denn überhaupt die allgemeine Bildung des Offizierkorps eine beschämend geringe ist. Davon, daß das Offizierkorps eine Bildungsaristokratie darstelle, wie selbst ein so kenntnisreicher Mann wie v. d. Goltz in dem trefflichen Buch „Das Volk in Waffen“ behauptet, kann gar keine Rede sein; es ist, an der Wirklichkeit gemessen, eine klägliche Phrase. Ein so hoch gesteigertes Anspruchs wäre überdies durchaus unberechtigt und wir wollen uns hüten, den Wert, den die Bildung für den modernen Soldaten hat, zu überschätzen. Aber das Minimum ist mit der Forderung bezeichnet, daß der Offizier in bezug auf seine allgemeine Bildung nicht unter dem

Durchschnitt des Einjährig=Freiwilligen stehe. Der Durchschnitt der künftigen Reserveoffiziere ist wahrhaftig — in der Provinz macht sich dies besonders fühlbar — an sich ein Tiefstand, der die Unterscheidung zwischen Einjährig=Freiwilligen und „Mannschaften“ nur noch als ein Privileg der Besessenden, nicht mehr als Äquivalent für die höhere Leistung der Gebildeten erscheinen läßt. Dieses Bildungsminimum aber wird leider von vielen Offizieren nicht einmal erreicht. Die Abiturienten stellen eine winzige Minderzahl; die Kadetten, die regelrecht das Korps durchgemacht haben, sind durch körperliche Übungen, frühe dienstliche Ansprüche und Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände auch mehr dressiert als erzogen worden und haben nicht lernen gelernt, also das Ziel der Schule nicht erreicht. Die Mehrzahl bildet die in den Pädagogien „Gepreßten“ und der buntscheckige Wissensplunder dieser Riesentrichter fällt bald ab. Diese Institute sollten schleunigst abgeschafft werden; sie führen nur zur Verlotterung des Offizierersages.

Doch es ist hier nicht der Ort, die Mängel des Pressensystems aufzudecken. Für heute behaupte ich nur: die allgemeine Bildung des Offiziers genügt für seinen Beruf als Erzieher des Volkes nicht mehr. Die Schwierigkeiten in der Handhabung der Disziplin beginnen da, wo die geistige Überlegenheit des Vorgesetzten endet. Der geistigen Inferiorität wird auch der Untergebene gewahr und er sagt sich: Diese Null usurpiert hier eine Zifferstelle. Warum? Weil Vermögen und gesellschaftlicher Rang, nicht aber Wissen und Können im heutigen Staate entscheiden. Jede derartige Reflexion lockert den Boden für die sozialdemokratische Saat.

Wie sollen ferner die recht zahlreichen Offiziere, die ihren Mangel an Bildung gedrückt empfinden, einen Einfluß auf den Untergebenen ausüben? Die korrekte Erfüllung ihrer Routinepflicht reicht nicht hin, um die geheimnisvolle Macht zu erwerben, die man Autorität nennt. Gewiß fällt dieser Erwerb den Charaktereigenschaften zu; sie müssen aber sehr hervorragende sein, wenn sie das Defizit auf geistigem Gebiete ausgleichen sollen. Der Dienstunterricht besonders ist für

einen Offizier, der Wenzel oder Dilthey als seinen Leitfaden von Stunde zu Stunde schleppt, eine höchst gefährliche Klippe. Gerade der Dienstunterricht aber sollte weit mehr als bisher in sozialem Sinne erteilt werden. Soll dies geschehen, so muß an die allgemeine Vorbildung der Offiziere ein höherer Maßstab gelegt werden. Wir beherrschen die Massen nicht mehr geistig und verlangen daher blinden Gehorsam. Niemand kann mehr als ich von der Unentbehrlichkeit der Disziplin durchdrungen sein, aber der Befehlende muß auch des Befehlens würdig, zum Befehlen befähigt sein. Die Disziplin darf nicht zum verhassten Kärnerdienst, nicht zur harten Fron werden, mittels welcher das Volk in der bekannten echten Bürgerpflicht geschult wird. Sie darf nicht im Sinne jenes russischen Autokraten aufgefaßt werden, der da sagte: Je déteste la guerre, elle gâte les armées. Sie muß das Hinreichende und Notwendige für den Kriegszweck fordern; eine Disziplinierung der Massen mit politischen Nebenabsichten kommt nicht dem Staatsgedanken zugute, sondern der Kohäsion der sozialdemokratischen Partei. Die „Zucht“ muß dem Lebensalter, der Entwicklungsstufe, der Eigenart des Volkseindividuums entsprechen. „Weniger als irgend eine der mannigfaltigen Lebensäußerungen eines Volkstums erträgt das Heerwesen eine Gestaltung, die nicht der unmittelbare, dem jedesmaligen Gesamtzustande der Nation entsprechende Ausdruck seines wirklichen Wesens wäre.“

Mit der Erweiterung und Vertiefung des Wissens müßte es Hand in Hand gehen, daß unsere Offiziere, die ja leider heute das Thema vom „inneren Feind“ mehr als nötig und nicht immer mit dem nötigen Ernst besprechen, sich über die Bestrebungen der Sozialdemokratie unterrichteten. Für das Heer wäre dies sehr ratsam, für das Volk höchst wünschenswert. Nun ist es nicht zu verlangen, daß der Offizier, der tagsüber „gestrampelt“ hat, wenn dann die Lampe freundlich wieder brennt, die dialektischen Gewebe der sozialdemokratischen Theoretiker aufzulösen versuche. Es gibt aber objektive Darstellungen, die in engem Rahmen über Wert und Unwert dieser Gedanken ehrlich aufklären. Ich will hier nur

Schäffles „Quintessenz des Sozialismus“ als ein Beispiel nennen. In diesem Buch ist auf fünfundsechzig Seiten der wirtschaftliche Standpunkt des Kollektivismus so populär und doch wissenschaftlich, so unparteiisch und durchsichtig dargestellt, daß jeder Laie aus dem Buch des ausgezeichneten Kenners ein anschauliches Bild gewinnen wird. Zur Beruhigung für ängstliche Gemüter bemerke ich, daß der Autor auch einmal Minister war. Eine solche Lektüre wird dazu anregen, die Überzeugungen, die der Offizier aus der Tradition seiner Familien und seines Berufes überkommen hat, auch rationell zu begründen. Man wird mir einwenden, daß diese Résonnements der stützenden Argumente nicht bedürfen. Gut, aber der, der sie hegt, sollte ihrer bedürfen. Der Trieb des homo sapiens, sich Rechenschaft zu geben, sollte gepflegt werden, wie alles, was den Charakter festigt.

Wenn der Offizier sich so unterrichtet, so wird dies zweifach wohlthätige Folgen haben. Die überflüssige und schädliche Erbitterung, die den Blick verblendet, wird einer kühlen Besprechung weichen, welche die gewaltige Bewegung in ihrer Art und in ihren Dimensionen erkennen läßt, und wieder wird ein Teil unserer Gebildeten aufhören, den Sozialdemokraten aus Unkenntnis allerhand Albernheiten zuzuschreiben, an die sie nicht denken. Damit wird wiederum der sozialdemokratischen Presse die Möglichkeit genommen, mit einem Schein des Rechtes auf die böswillige Insinuation der bürgerlichen Kreise hinzuweisen, welche der Partei Bestrebungen unterschieben, die nicht das geringste mit ihrem Programm zu tun haben.

Die Armee besitzt in ihrem Kreise einen Begriff, der, mit warmem Herzen aufgefaßt, von höchster sozialer Bedeutung ist: die Kameradschaft. Über die enge Kasino=Exklusivität, über den Rahmen des „bevorzugten“ Regiments hinaus wird die Kameradschaft ein segensbringender Gedanke werden, wenn sich die Offiziere auch mit dem menschlichen Gehalt des Wortes erfüllen wollen. Alle Offiziere und Soldaten, ob sie den Marschallstab im Tornister oder auf den Epaulettes tragen, sind Kameraden. Wen ich als Waffenbruder anerkenne, den sollte ich auch als Menschenbruder ehren. Diese Anerkennung,

diese Ehrung wird nicht zur Lockerung der Disziplin, sie wird vielmehr dazu führen, die Armee immer einheitlicher zu gestalten, das Vertrauen, nach Darwin die Grundlage der Disziplin, zu stärken, in allen das Gefühl des gemeinsamen idealen Besitzes zu nähren und der Armee, nicht im Siege nur, sondern auch im Unglück, jene Kraft der Unzertrennlichkeit zu geben, die ein Volk unbesiegbar macht. In diesem Sinne erwächst dem Offizierkorps die hohe Aufgabe, zum Volksfrieden mitzuwirken. Seiner bedürfen wir, weil Ungewitter drohen. Wir wollen den Krieg nicht, aber vielleicht werden wir ihn wollen müssen. Si vis bellum, para pacem.



Die japanische Zeichnung / von Rudolf von Delius

Es ist in den letzten Jahren sehr viel von den Japanern geredet worden. Sie haben einen großen Krieg geführt mit Torpedos, Minen, Dynamit und sonstigen Feinheiten der Technik. Sämtliche Urteile waren einig in dem Lobe ihrer militärischen Tüchtigkeit. Weniger einig war man sich in der Auffassung des japanischen Charakters. Was haben diese gelben Kerls eigentlich für eine Seele? Manche fanden Ähnlichkeit mit den preussischen Truppen heraus. Aber dann kamen so merkwürdige Abweichungen und Widersprüche. Auf Vorposten nahmen die Leutnants Blumen mit und stärkten sich im Flackerchein ihres Wachtfeuers an den zarten Linien der Blütenstengel. Noch mehr. Das klang nun schon geradezu verrückt. Als die Leute sich drei Tage lang bis aufs Blut geschlagen hatten, schickten sie eine Dankadresse an den Mikado für seinen Beistand und Sieg. Und der hatte doch ganz gemächlich in Tokio gefessen. So weit ging ja nicht einmal europäischer

Byzantinismus. Kurz, es kam nirgends ein klares Charakterbild zusammen. Und dabei gibt es doch einen weit besseren Weg, Völkern Herz und Nieren zu prüfen. Man sieht sich einfach ihre Kunst an. Kunst ist doch nichts weiter wie Kristallisation der Gefühle. In den Kunstwerken lebt die Seele, in Linie und Farbe schlägt sie die Augen auf und schaut uns offen und groß an. Und überall hat man doch heutzutage japanische Zeichnungen. Also nehmen wir sie uns einmal vor und suchen wir zu erkennen, was das für Menschen sein müssen, die diese Blätter gemacht haben. Wie sie denken und fühlen, wie sie die Welt erleben, was sie für Gehirne und Nerven haben.

Zunächst fällt uns da nun auf, daß die Gesichter fast alle gleich sind. Sie bestehen überhaupt nur aus ein paar ganz primitiven Strichen. Dagegen sind die Kleider sehr verschieden, die Fülle der Muster ist unerschöpflich und ebenso die Art, wie sie gezeigt werden: die Bewegungen. Offenbar hat der japanische Künstler kein sonderliches Interesse an dem Individuellen eines Einzelgesichtes, dagegen ist er entzückt von Bewegungen und der Zusammenstellung geschmackvoller Farben. Wie jemand sein Kleid trägt, ist ihm wichtiger, als wer darunter steckt. Wie das Rot zu dem Grün steht, ist ihm ein tieferes Erlebnis, als ob der Kostümbesitzer ein Mann oder eine Frau ist. Kurz: all sein Glück liegt im Auge. Die Idee, der Gedanke und Inhalt ist dagegen ziemlich gleichgültig. Das Dekorative also ist die Hauptsache. Was bedeutet das nun psychologisch? Gehen wir von seinem Gegensatz, dem Europäer, aus. Der Europäer empfindet sich als eine eigene, von der Umwelt losgelöste Persönlichkeit, als selbstherrliches Ich. Hier stehe ich und dort stehen die Dinge. Jede Partei hat ihre Selbständigkeit. Das Ich hat seine Innenwelt für sich und die Dinge haben ihr Einzelleben. Kraft meiner Intelligenz bin ich nun imstande, diese Außen Dinge zu begreifen, sie in ihrer Eigenart zu verstehen. Gesezt nun, man will sie malen, so stellt Dürer sich hin und malt das Kaninchen ab, als Kaninchen, in tiefem Respekt vor der Sonderexistenz Kaninchen, er malt es bis aufs Härchen wie für ein Natur-

geschichtsbuch. Freilich die Hauptaufgabe der Kunst ist für ihn die Darstellung seiner Innenwelt, seiner Ichgefühle. Aber gerade weil sein Ich so selbstherrlich in sich ruht, sind andererseits die Dinge in die gleiche Selbständigkeit entlassen. Ganz anders bei dem Japaner. Sein Ich schwimmt noch einheitlich mit im großen Naturstrom. Es ist noch eng verwachsen mit den Dingen. Für ihn gibt es daher weder das anspruchsvolle Einzel-Ich mit seinen privaten Schätzen, noch andererseits die Selbständigkeit der Dinge. Er malt nicht „das Kaninchen“, sondern nur die momentane, subjektive Erscheinung, die er von diesem Tiere in einem bestimmten Momente hat. Er malt keinen Begriff, nur eine Impression. Und sein ganzes Reichthum sind diese Impressionen. Er ist nur ein in der freien Natur aufgestellter Spiegel, der all die Licht- und Farbenblige wiedergibt, nicht wie der Europäer ein neue Eigenwerte schaffender Herrschergeist.

Ich glaube, man muß diese Fundamentalunterschiede zwischen asiatischem und europäischem Fühlen einmal recht scharf herausheben: das Ichgefühl selber, die Stellung des einzelnen zur Welt ist eben hier und dort durchaus anders. Das Icherlebnis des Sokrates, jenes schmerzhaftes Loslösen und Sicherinnerlichen der Psyche hat der Japaner nie durchgemacht. Von Selbstverantwortung, von der Freiheit des Christenmenschen, von dem unendlichen Werte des einzelnen — dem jedes Haar auf dem Kopfe gezählt ist —, von der tiefen Seligkeit der Seele in sich weiß der Japaner nichts. Er ist immer nur das Teilchen eines großen Ganzen, ein Lichtfünkchen, das zu irgend einer Sonne gehört. Dies Lichtfünkchen kommt gar nicht auf den Gedanken, es könnte souverän für sich leben, in der Sonneneinheit liegt seine Sehnsucht und sein Glück. In Japan ist das der Staat und sinnlich vorgestellt der Kaiser. Dies ist die eigentliche Erklärung jener uns so unbegreiflichen Todesverachtung der Asiaten. Der einzelne hat eben überhaupt nicht das Gefühl absoluter Sonderexistenz wie wir. So genügt zur Hinrichtung der bloße Wille des Mikado. Der Kaiser befiehlt und ohne mit der Wimper zu zucken, setzt sich der Untertan auf eine Matte und schlägt sich den Leib

auf. Die Kraft der kaiserlichen Zentralseele ist in ihm stärker als sein Eigenbewußtsein. So fühlten auch jene Soldaten nach der Russenschlacht. Sie waren nur Glieder gewesen, aber was ihnen den wilden Mut verlieh, das war das große pulsierende Herz, der Kaiser in Tokio.

Doch kehren wir zu unserem Maler zurück. Er sitzt also in der Natur und mit dem empfindlichsten Auge fängt er jedes Flimmern und Funkeln auf. Den Schmetterlingen und Blumen ist er noch ein naher gleichberechtigter Freund. Er fühlt sich ja selber nur als Teil eines Ganzen, noch nicht hat er die Klust des Ichs um sich befestigt, die ihn losreißt zur Einsamkeit. Dies ewige Sehen und nichts als Sehen hat nun sein Auge ins ungeheure geschärft. Die Kraftvergeudung innerer Gefühlsverarbeitung erspart sich ja der Japaner. Nur nach außen sind alle Nerven gerichtet, nur auffangen will das Gehirn. So packt er den Vogel in schnellstem Fluge, so entgeht ihm nicht das Minimum einer aparten Bewegung. Nicht „das Reh“ malt er, sondern wie das Reh auf ihn wirkt: das Rehhafte, das Geschmeidige, Diegsame, Grazile. Ganze Blätter bedeckt er mit Rehimpressionen und soll er dann ein endgültiges Rehbild malen, so gibt er die Bewegung, die ihm als die charakteristischste, als die rehhafteste erscheint. Es ist das etwas wesentlich anderes, als wie wenn der europäische Maler um das Reh herumgeht und es von allen Seiten abzeichnet. Er will „das Reh“ ergründen, daher studiert er es — wie man recht bezeichnend sagt. Aber jener Abgrund ist zwischen ihnen. Er möchte das Tier ganz objektiv geben, aber gerade darum kommt er ihm nicht nahe. Der Japaner fühlt nur: was wirkt in mir als rehhast — das Tier selber kümmert ihn eigentlich gar nicht — und mit ein paar Strichen ist das sprühendste Leben da. Hinter dem Versuch des Europäers steckt eben die wissenschaftliche Torheit, als gäbe es überhaupt ein objektives Reh und in Wirklichkeit existiert doch nur unsere Vorstellung „Reh“. Daher ist seine Beute ein steifes Abstraktum, etwas unwahr Kleinliches. Der Japaner aber, welcher nur den Eindruck gibt, erfast das Leben.

Die Kehrseite zu diesem unvergleichlichen Ergreifen des Lebendigen ist nun freilich eine große Armut seelischer Werte. Im Schachte des Einzel-Ichs werden eben keine Schätze produziert. Was an Gefühlsinhalt vorliegt, ist Nationaleigentum. So ist alles Empfundene durchaus konventionell. Jahrhunderte lang zu hergebrachten Formen erstarrt und daher — symbolisch. Die japanische Kunst ist viel symbolischer als wir ahnen. Das reine Abspiegeln der Natur genügt eben doch niemals als Formausdruck eines Volkes. Auch die überragenden Empfindungswerte des Landes sollen in der Kunst gestaltet werden. Ein persönliches Verarbeiten durch überragende Einzelmenschen ist nun aber nicht möglich. Sie alle stehen ja knechtisch unter dem Banne konservativer Zentralstellen. So bleibt nur ein äußerliches Andeuten des Geistigen übrig — das Symbol. Um die starre Gefühlstradition aufzunehmen, wird zu dem Zwecke ein Naturbild auch in eine konventionelle Starrform gebracht — es wird stilisiert. Und so geht in Japan neben der impressionistischen, realistisch-lebendigen Kunst eine andere her, die konventionell, symbolisch, stilisiert ist. Dieser seltsame Gegensatz ist das eigentliche Wesen japanischer Formsprache. Hier ein ewiges, lebendiges, sprühendes Auffangen der unmittelbaren Gegenwart, eine intime Nähe und Liebe zu dem Organischen, ein unermüdlisch neues Anschmiegen an den Wechsel der Erscheinungen und dort eine tote historische Überlieferung: die Linie des ewig Festen, das ehrwürdig-starr über dem bunten Spiele des Lebens thront. Hier die ungebundenste Freiheit, dort der zähe Zwang des Konservativen; das momentane Erlebnis der Regenhaut und das heilig versteinerte Fühlen der Ahnen. Alle Stile Japans sind aus diesem Widerspruch zu erklären.

Und doch sind diese beiden scheinbar unvereinbaren Stile nur zwei gegensätzliche Äußerungen der einen japanischen Seele. Menschen ohne souveränes Sondergefühl und deshalb brüderlich den Organismen nahe. Gerade wegen dieser Schwäche des Einzelfühlens aber dann sflavisch unter dem Joche eines autoritären Mittelpunktes. Spielerisch frei, Kameraden der Blumen und Schmetterlinge, sind sie nicht fähig, in ihrem

Duften die eigene Welt zu bauen und liegen deshalb betend auf den Knien vor einer „Sonne“. Deshalb braucht der Leutnant auf Vorposten seine Nelken, es ist sein einziger Reichtum. In seiner Seele findet er keinen Trost und Halt. Ihm ist die Einsamkeit bitterer wie dem Europäer. Als Glied in der Masse freilich hat er den wilden Opfermut des Todes, denn was liegt an ihm, dem Stäubchen, der nur Kraft empfängt durch die Mutterseele Japans, den Kaiser. Die eiserne Macht konventionellen uralten Fühlens läßt hier gar keine Spur persönlichen Entscheidens aufkommen.

Auf die Geschichte und Entwicklung der japanischen Zeichnung kann ich nicht näher eingehen, doch dieser polare Gegensatz im Stil scheint mir der Schlüssel für das eigentliche Verständnis jener Künstler zu sein. Wir erstaunen dann nicht mehr über die monotone Stilisierung des Individuellsten am Menschen, der Gesichter oder darüber, daß Bornehmheit sich in dem erlesenen Muster der Kleidung statt in seelischer Größe offenbart. Es wundert uns nicht mehr, neben der blighaften Impression tausender Schwalben einen Hasen zu sehen, der starr stilisiert den Mond und dann die Mondgöttin bedeutet. Kommt er mit Schneekristallen und Kirschblüten zusammen vor, so denkt der Japaner dabei an allerhand mythologische Geschichten, und der Gestaltung des Geistigen ist genügt. Von solchen Anspielungen wimmelt aber die japanische Kunst und es ist eine schwierige Gelehrtenarbeit, sie alle zu begreifen. In Europa hat natürlich nur die andere, die impressionistische Seite gewirkt, von dem Symbolischen hat man überhaupt kaum geredet. Doch wie wir sahen, läßt das eine das andere erst recht klar werden und macht den Charakter der Japaner organisch und rund.

Dieser Impressionismus hat nun mächtig unsere junge moderne Kunst beeinflusst. Auf einer gewissen Linie sind wir ja zu einer ganz ähnlichen Weltanschauung gekommen. Die Seele hatte in sich genug Festigkeit und Tiefe gefunden, sie fühlte nun das Bedürfnis nach einer neuen intimeren Stellung zu den Dingen. Sie näherte sich gewissermaßen nach der Trennung freiwillig wieder den Erscheinungen zu freundschaft-

lichstem Nahesein. Auf Christentum folgte Pantheismus. Aber die Augen waren zu abstrakt philologisch gebildet. Wie ein Sperling aussah — die platonische Idee Sperling — wußten sie wohl so ziemlich, aber jede Federstellung seines Fliegens erschaffen — nein. Und doch gerade das Momentanlebendige sei das Wesentliche, lehrten die Japaner. Alles in der Wirklichkeit ist ja Bewegung, und die Tiere in unseren Naturgeschichten sind künstlerisch eine Lüge. Wie schön zeichnete Kuisdael einen Eichbaum ab, ja, da konnte man sich davorsetzen und hatte Zeit, aber wo sah man Schneegestöber, eine Windesbraut oder gar Platzregen gemalt, wie die Japaner das so meisterlich machen. Und dann die Museumsgelehrsamkeit, der Vollständigkeitsfanatismus, diese fürchterlichen Erbstücke der „Logik“. All dies Gerümpel gab's bei den Japanern nicht. Sie hatten das Genie für das Wesentliche wie die Kinder. Als eine Erlösung von aller Schulweisheit wirkten die Japaner, es war eine urgesunde Blutauffrischung für den allzu gelehrten Philister Europa. Freilich beurteilte man die Japaner nun vielzusehr durch die Brille unserer Weltanschauung. Einiges pries man, über anderes höhnte man. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, die Asiaten mehr von innen heraus, asiatisch zu sehen und sie daher — wie alles in der Welt — in erster Linie weder zu tadeln noch zu loben, sondern zu verstehen.



An der Sonne / von Victor Hadwiger

Annemarie ist alt. Es kommen wieder Knospen zu ihr, aber sie versteht es nicht mehr, unter Knospen zu leben. Die lichtgrünen Hecken heben ihr Haus einen Fuß höher über die Welt. Ihre Rosen haben schon viele Triebe. Auf der Terrasse kriecht der Efeu und würgt eine Bohne zu Tode. Starke

zanken sich um einen Baum, und Nachtigallen hört man aus der Schlucht.

Aber Annemarie ist alt. Da ist ein Toter, der hat sie so alt gemacht. Kommt immer auf Stelzen, weil sie jetzt so hohe Fenster hat, einen Fuß höher über der Welt, schaut hinein, zählt etwas und hustet heiser, daß die Scheiben einen blinden Schein bekommen. —

Heinrich, es sind noch zwei; zählt nicht weiter. — Von deinen lieben, blassen Kindern nur noch zwei, mein armer Mann.

Annemarie geht gebückt durch den Gang. Und dann wühlt sie wieder irgendwo, hat heiße Hände und ist ganz verwirrt. Immer gräbt sie irgendwo in den Betten und Laken und ihre roten Finger lassen tiefe Furchen, wo sie etwas glätten wollte.

Das Fenster ist offen und Frischn, Annemaries Jüngster, ein schmaler Siebzehnjähriger, plaudert von seinem letzten Freudentag. Er ist gleich seinem Vater Heinrich schmal und blaß. Seine Glieder sind wie von einem späten Meister gezeichnet, entworfen, darf man sagen, seine Lippen sind schlaff auch im Lachen.

Hinter den blaßroten Gardinen wächst irgend ein fremdes Kraut in einem hölzernen Kasten und ein ganz verworrener botanischer Name steht darüber. Über den dunkelgrünen Sprossen der Pflanze sieht man einen Kopf sich bewegen.

Adi sitzt wieder draußen auf der Terrasse. Sie hat noch immer ein Sonntagsgesicht wie Vater Heinrich, aber nur selten bewegt sie sich. Ihre Hände streichen abwechselnd übereinander hin, sie zählt ihre Adern und sieht neugierig, wohin sie fließen, wo eine mündet und die andere rätselhaft versandet. Seit zwei Jahren schon trägt man Adi täglich auf die Terrasse — an die Sonne. — —

Frischn ist heute sehr angeregt. Er spricht laut und mit Gesten. Mutter, ich wollte, man könnte einen kleinen Rausch in den andern Tag mit hinübernehmen, aber man muß immer ausschlafen, zum Teufel immer ausschlafen muß man. — Muttschen, eigentlich müßte Adi im Hinterzimmer gebettet werden, wenn ich jetzt immer dreimal in der Woche ausbleiben

muß. Gott, man geht ja leise, aber weißt du, wenn man da bis spät in die Nacht hinein erleben soll — und dann auf den Spigen nach Hause kommen. — Muttchen, die Frauen, die Frauen. Es wimmelt jetzt von schönen Frauen bei uns. Man tanzt auch einen exotischen Tanz nach dem andern. Du, einer, das ist direkt ein Märchen. Denke nur, sechs können wir schon. Tanzen und sterben, Mutter — ach, aber das mein ich gar nicht so melancholisch; wenn ich sage, ich sterbe, so meine ich, ich schöpfe mich aus, weißt du — weißt du — so in sich ertrinken. Ich möchte nach Paris, du, da müßte man tanzen lernen, nein, man sollte Verbrecher werden und nach Paris auswandern. —

Und wenn er nach einem Saße Atem holen muß, sprechen seine Hände weiter. Sie bewegen sich in derselben Hast wie seine Worte, gleich als pflückte er den Sinn irgendwo im Raume. Seine wasserblauen Augen flackern in einem nervösen Fieber über alle Gegenstände der Stube; nur selten ruhen sie zwischen dem fremden Kraut am Fenster auf Adis Kopf wie Schmetterlinge auf einer gelben Blume.

Und weißt du, Mutti, gerade jetzt im Frühling da, da fühlt man so, wie Männer und Weiber zusammengehören. Man möchte ordentlich so mit den Flügeln schlagen, jeder ist ein Bräutigam, alle sind Bräute.

Annemarie wühlt noch immer in den Linnen, glättet wieder, noch ängstlicher, noch tiefer wühlt sie und kann nichts glatt kriegen. Draußen schlägt ein Vogel.

Und du, Mutti, ihr muß man auch einen Bräutigam finden, Adi muß auch einen Bräutigam bekommen — und jetzt geh ich und hol ihn ihr. Ich habe einen für sie, einen französischen Arzt aus den Kolonien. Du, wenn der so seine Kravatte zurechtstupft. Kavaliere bis in die Fingernägel. Immer Smoking, Lack, gelbseidene Stämpfe und dazu alles Wissenschaft, jedes Wort Wissenschaft.

Seine Hände zucken wieder und laufen den Gedanken nach, die ihn heiß und müde gemacht haben. Dann eilt er durch die Gartentür ins Freie. — Von der Terrasse kommt ein halbgestorbener Aduspern.

Adi, nun bist du achtzehn, nun mußt du einen Bräutigam kriegen. Und das Käuspern begleitet ihn durch den Garten, als wollte es mitgehen zu dem französischen Arzt aus den Kolonien.

Frau Annemarie trippelt über die Terrasse. — Willst du jetzt die Vögel füttern? Sie zupft verlegen an den Lippen, wie einer, der sich mit seiner Barschaft quält, das letzte hervorzuholen. — Und dann geht sie wieder.

Muttchen! Muttchen!

Adi ruft, und dem Rufen folgt ein Keuchen und dem Keuchen das Pfeifen, wie wenn der Wind durch einen ganz feinen Spalt bläst.

„Muttchen, da liegt, da liegt einer im Gras, der sieht mich fortwährend an. Ich will nicht, daß mich jemand ansieht.“

— — Einer liegt da mit gelben Strümpfen über den dünnen Beinen, ein ganz eleganter, spindeldürrer; den Kopf auf knöcherne Fäuste gestützt, liegt er so da und starrt auf die Terrasse hinüber.

Frau Annemarie trippelt wieder über die Fliese. Der Vogel im Strauch hält inne mit seinem Adagio, er horcht und hört, wie Annemarie ganz leise weint. Das feine Pfeifen aber, das aus Adis Kehle kommt, hört der Vogel nicht, das hört nur der im Grase.

Jetzt sieht man erst, wie sein Kopf ganz kahl ist und er hat das Lächeln eines Genießers, der Tod.

Er lacht lange zu der Terrasse hinüber, ein Arzt und ein Bräutigam.



Dichter gleichen Vären,
die immer an eignen Pfoten zehren.

Goethe.

Von amourösen Frauen / von Dr. Otto Eugendhat

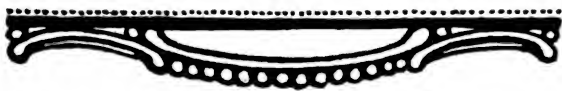
Sie haben es wahrlich nicht leicht, unsere lieben Frauen, seit eines galanten Rittertums fröhliche Zeiten begraben sind. Allenthalben kann man sie klagen hören, daß ihnen die Ehre nicht wird, die ihnen gebührt. Da kommen von links her die Braunen und schelten, daß man sie wie Puppen behandle oder triumphieren, daß das „Wunderbare“ nun gekommen sei. Und von rechts kommen die Blondes und schmolken, daß der Böfewichte Zahl so gar groß ist, die vom Weib im Weibe nichts mehr wissen, nur noch Gefährtinnen, nicht mehr Geliebte wollen. Und sie treiben ja wahrlich nicht sänftiglich, die Diebsche und Weininger, die Strindberg und Wedekind. Aber es bleibt ihr Verhängnis, daß ihr, ihr lieben Frauen, es ihnen nimmer danken werdet. Denn so ihr richtig Weiber seid, wird das Alogische eure schönste Jugend sein, — fragt mir darum nur nicht gleich die Augen aus; denn seht doch: ihr braucht ja gar nicht logisch zu sein, weil das zum Küssen und Kinderkriegen gar nicht so durchaus nötig ist. Seid ihr aber alogisch, dann werdet ihr nicht begreifen, wie gut es jene Männer mit euch meinen und wie sehr sie sich mühen, euch selbst euch wiederzugeben. Seid ihr aber von den andern, dann werdet ihr ihnen zürnen; denn dann sind sie wider euch, wütende Hasser jener Hermaphroditen, die, weil sie vor dem Weibe die Bewußtheit des Denkens voraus haben, eine Propaganda machen zu Schimpf und Schand ehrlichen Weibstums. Diesen gift's, die Köpfe zurechtzusetzen und den moralischen Traktat zu lesen. Von den Neuesten hat ja das Möbius aus der physiologischen, Weininger aus der philosophischen Perspektive mit nicht geringen Argumenten getan. Für die Agitation aber erscheint mir das zierliche Büchlein, das Franz Blei eben über die amourösen Frauen* hat erscheinen lassen, bei weitem verdienstlicher und besser angetan, die Guten zu stärken

* Franz Blei: Von amourösen Frauen. Verlag von Bard, Marquardt & Co., Berlin.

und die Bösen zu bekehren. Denn mögen sich diese Bösen auch die Haare kurz schneiden und sie auf den Zähnen dafür um so länger wachsen lassen, — Weiblein bleiben sie doch, und wenn nun der Verführer kommt und ihnen dartzu, wie schön sie's doch haben könnten, wenn sie nur und nichts als Weiblein sein wollten, dann werden sie sich's nicht lange überlegen, — sintemalen der Versucher, Herr Franz Vlei aus München, ein ganz, ganz Schlimmer ist und es gar dick hinter den Ohren hat. So ganz leichthin und mit grazioser Gebärde erzählt er uns da von Ninon de Lenclos, von „ihren Augen wie tiefschwarzer Sammet, patte de velours, Augen, in welchen zugleich der Widerstand und das Verlangen herrschten“, von allen Talenten der Gesellschaft ihrer Zeit, die sie zu eigen hatte und „mit so vielem Reize übte, daß, was oft das Schicksal erfährt, in leerer Form sich auszugeben, durch sie zu stärkerem Leben erwuchs“; von ihrer Anmut und Klugheit, ihrem Leichtsinn und ihrer Tapferkeit. Und da er uns ein so ausersesenes Dasein bis an seine höchste Höhe geführt, scheint's fast gar nicht mehr nötig, daß die Geschichte noch ihre Moral groß angehängt kriegt: „Ninon war eine Amoureuse und hatte ihre caprices, wie sie es nannte. Und sie gewann aus ihnen jene kostbaren Weisheiten über die Liebe und diese graziose Meinung von der Wollust, die ich jenen meiner freundlichen Lauscherinnen als einen Traktat empfehlen möchte, deren Temperament ein so schöner Ausgang und Anfang ist, der in schlimmer Literatur oft endet oder in völligem Verluste, jenen Frauen, die ich bitten möchte, nicht auf den Orpheus zu hören, der zum Steinerweichen singt, sich vom Spiegel schmeicheln zu lassen und nicht von den Dichtern und jenes Wort einer Frau zu glauben, die sagte, die Tugend der Frau sei eine der schönsten Erfindungen der Männer.“ — Dann kriegen wir auch die Lady Hamilton vorgeführt, deren Schönheit zwar ein Goethe beschrieben, ein Gainsborough gemalt hat, die aber schon nicht „das Genie ihrer Schönheit besaß, kaum deren Talent, sondern nur eine kaumgeschickte kleine Witzigkeit, mit der sie die Zufälle zu nützen suchte, von denen ihr Leben die Bestimmung erfuhr“. Und auch diese Historie

bekommt ihre Moral, daß es nämlich keine andere Frauenklugheit gibt, als die der Leibesschönheit, und daß man diese nicht zu kühlen Vorstellungen einer abstrakten Sache erniedrigen darf. Mit der George Sand sieht's dann schon böß aus. „Sie hat ihre Geliebten ins Fleisch gebissen und hat auch das Blut gesaugt, aber es wandelte sich ihr noch im Munde zu Tinte. So konnte sie nie sagen, wie das Blut schmeckt und machte aus der Liebe Literatur.“ Erst mit dem Alter fand diese Frau das Wesen ihrer Liebe: mütterlich sorgende Freundschaft.

Ein Anhang steht noch da, ein ganz moralischer. Doch glaubt nur ja nicht, daß er im Kanzelton salbadert ist. In einer innigartigen Dichtung von Orpheus und den drei Damen ist er fein artig symbolisiert. Ihr sollt ihn lesen, liebe Frauen, und keiner unter euch wird's leid tun. Aber auch ihr, hochgemute und tiefgelehrte Männer, sollt ihn lesen. Denn groß ist auch unter euch die Zahl der Seifensieder, die klüger sein wollen, als ihr Schicksal, und vom Weibe anderes verlangen, als die allweise Natur ihm zu schenken gegeben hat. Und wenn dann zwei von euch, ein Männlein und ein Weiblein, sich aus Irrungen und Wirrungen zu richtigem Wege gefunden haben, will ich dem Dichtersmann Franz Vlei solchen Erfolg von Herzen gönnen. Ist aber des Weibleins seiner Mund so rot als süß, will ich's dem Männlein neiden.



Redaktionszettel

Clémenceau hat in der französischen Deputiertenkammer eine glänzende Rede gegen Laurès gehalten, eine Rede, deren öffentlicher Anschlag mit einer überwältigenden Majorität votiert wurde. Dieser Mann handhabt virtuos die große Kunst, eine prinzipiell gegnerische Partei — die Rechte — dazu zu benutzen, die Resonanz seiner Rede zu verstärken (von den deutschen

Staatsmännern kommt ihm darin einzig Vosadowsky nahe). Wie geschickt aber war es vollends, sich mit den wesentlichen Forderungen des sozialistischen Wahlprogramms einverstanden zu erklären und nur die Mittel zu ihrer Erfüllung zu diskutieren! Damit ist die Wucht moralischer Entrüstung — die zwar im Parlament leicht, niemals jedoch im Lande ihre Wirkung verfehlt — von vornherein gebrochen; der Kampf ist in eine andre, höhere Sphäre gerückt — es siegt die feine Dialektik, nicht die eifernde Überzeugungstreue.

Von Herrn Clemenceau könnte Bülow etwas lernen. Man ist seiner Umsturz- und Sammlungskreden müde; sie arbeiten mit gar zu billigen Mitteln und fordern deshalb billige Repliken heraus. Sinn haben Diskussionen überhaupt nur, wenn man ein Stück des Feltes gemeinsam hat; nur da kann man sich treffen. Bülow, als vorsichtiger Mann, trennt sich von Bebel in der Regel durch eine Kluft von beträchtlicher Weite; dann stellt sich jeder Gegner an den Rand und fuchtel mit seinem Stocke in der Luft. Drollig genug sieht ja aus: aber was solche Duelle par distance für einen Sinn haben, muß erst noch ergründet werden.



Lily Braun, deren „Neue Gesellschaft“ den sozialdemokratischen Parteihauptlingen schon lange ein Dorn im Auge ist, hat sich der Fahrt deutscher Journalisten nach England angeschlossen und dadurch den gewaltigen Horn des „Vorwärts“ erregt. Gerät sie doch dadurch in die „gute und wahrscheinlich nicht mehr neue Gesellschaft“ der Liman („Leipziger Neueste Nachrichten“), Kronsbain („Post“), Lange („Deutsche Zeitung“), Müller-Fürer („Kreuzzeitung“) und „ähnlichen Gelichters der bürgerlichen Presse“. Am meisten aber scheint es den protestierenden Genossen, in dem ich einen Budiker, wahrscheinlich also Zubeil, vermute, zu erbittern, daß Lily Braun mehrfach Gelegenheit geboten werden wird, statt einer Weissen nebst saurer Gurke und Knobländern händig gratis gut zu essen. Gewissenhaft zählt er alle Gelegenheiten auf: am 21. Frühstück im Unterhause zufolge einer Einladung des Vorsitzenden des Handelsministeriums, Lloyd-George; Tee beim Kriegsminister Haldane; Bankett unter dem Vorsitz des Lord Avebury; — am 22. Frühstück beim Vorsitzenden des Londoner Grafschaftsrats; Abendessen auf Kosten der Londoner Presse; — am 23. Frühstück bei König Eduard; — am 24. Festmahl in His Majesty's Theater bei Herrn Tree; — am 26. Frühstück beim Lordmayor, abends Festmahl im Ranelagh-Klub auf Einladung des Herrn E. Arthur Pearson; — am 28. abends Bankett bei Herrn — Alfred de Rothschild. Dem läuft dabei nicht das Wasser im Munde zusammen!

Sollte Lily Braun sich eine Indigestion aneignen: Zubeil hat bereits die Ärmel aufgestreift, um sie zu massieren.



In von Sanderschen Prozesse wunderte sich der Präsident darüber, daß die Frau von Sander Setzgläser gekauft hat. „Es fehlte Ihnen doch damals am nötigsten. In solcher Lage trinkt man doch keinen Schaumwein!“

Der Herr Präsident verwechselt Moral und Psychologie. Sollte ihm noch niemals die tausendfältige Erscheinung vor Augen gekommen sein, daß einer, der dem Abgrund zusehelt, mit vollem Segelwerk fährt? Das ist ja der immer wiederkehrende Tatbestand bei allen Fällen, in denen ein großer Ruin herbeigeführt wird! Schluß ist nicht, aber es muß tief in der menschlichen Natur begründet sein. Darum sollte sich ein Kriminalist nicht darüber wundern.



In der letzten Nummer der „Funken“ legte ich dar, wie die Ideale des deutschen Volkes von findigen Literaten und Verlegern gemolken werden. Aber es gibt noch eine andre Milchkuh, deren Reichthum ebenfalls unerschöpflich zu sein scheint: das ist die Prostitution. Nachdem wir uns durch das „Tagebuch einer Verlorenen“ mit mäßigem, durch das „Tagebuch einer andern Verlorenen“ mit gewaltigem Kraftaufwande durchgewühlt haben, legt man uns die „Beichte einer Gefallenen“ von Hedwig Hard (Berlin, Dr. Franz Ledermann) auf den Nachstuhl. Der Herausgeber, Hans Ostwald, findet darin „das wirkliche Leben der Prostituirten“ und unterbreitet es als „wirklich authentisches Material“ der Öffentlichkeit.

Sollte das der Fall sein — und die Vase wenigstens ist festgehalten — so bewiese es den tiefen Unwert des Buches erst recht. Wohin sollten wir kommen, wenn jeder alte Postschimmel seine authentischen Erlebnisse der Öffentlichkeit unterbreitet! Freilich hat Böhre das Leben ganz gewöhnlicher Proletarier, in extenso von ihnen selbst geschrieben, herausgegeben; aber er fand doch Leute, die etwas zu sehen und zu sagen wußten und einen frischen, urwüchsigen Stil schrieben, dessen Staum nicht mit ungeschickter Hand abgestreift war, wie in dieser unfähigen Beichte einer ganz edlen Gans, die wahrhaftig dadurch nicht interessanter wird, daß sie statt einer Schustersgattin zufällig eine Prostituirte wurde. Wenn auf Ostwald das Buch wie ein moderner Dekameron wirkt, „in dem sich unsere heutige Kultur, unsere modernen Anschauungen und die heute geltenden Moralgesetze auf sonderbare Weise spiegeln“ — so hat er wohl den Dekameron nicht gelesen. Im Dekameron liegt uraltes Kulturgut, von einem ersten Geiste in die knappste und eleganteste Form gebracht; es ist ein Buch, das formal an eine bestimmte Epoche gebunden, inhaltlich aber nahezu zeitlos ist. Das Buch der guten Hedwig Hard läßt sich höchstens mit der wertvollen Ausgabe des Boccaccio vergleichen, die man auf dem Wagen für eine Mark kauft.

Ich habe gar nichts dagegen, das Leben einer Dirne zu lesen, sei es nun wahr oder erfunden, und mag's so roh und so ruppig sein, wie es will. Aber es muß fähig dargestellt sein. Die Damen von der Straße, die dazu nicht imstande sind, mögen lieber bei irgend einer Enquete einen Fragebogen ausfüllen, auf dem sie in knappster Form die wichtigsten Daten vermerken können (es gibt ja gewiß ähnliche Veranstaltungen); denn sie gehören nicht der Literatur, sondern, um mit Nietzsche zu reden, dem Teufel und der Statistik.



Es ist ein Glück, daß es den § 51 des Reichsstrafgesetzbuches gibt, durch den das Vorhandensein einer strafbaren Handlung ausgeschlossen ist, wenn infolge eines Zustands von Bewusstlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Damit ließ sich der Hüger-Prozeß wenigstens beenden, ohne den öffentlich Gefolterten ganz zu zermalmen. Es ist im allgemeinen Interesse zu hoffen, daß uns eine Wiederaufnahme des Verfahrens erspart bleibt. Der Gerichtsleitung ist kein Vorwurf zu machen; sie zeigte durchaus das Bestreben, objektiv zu sein.

Mit Personen, die wegen Verleumdung durch Druckschriften belangt werden, geht man in der Regel nicht zart um. Aber immerhin: der berufsmäßige Publizist hat ein hartes Fell, und wenn man ihn packt, tröstet ihn außerdem das Bewußtsein, im Interesse vieler geredet zu haben. Er ist immer ein wenig Märtyrer. Ganz anders stand's mit diesem Oberst, der im Grunde durchaus in denselben Anschauungen lebt, wie seine Gegner und seine Richter; der in eigener Sache aufgestanden war; weder Routine noch Abgebrühtheit genug besaß, um in dem Streite stand zu halten. Das Hurra der Menge, das vor dem Gerichtsgebäude den Freigesprochenen empfing, war eine brave Kundgebung: es galt einem namenlos Gequälten, der dem Leben zurückgegeben schien. Hoffen wir, daß ers nicht nur schien, sondern ist.



In München wurde eine juristische Prüfung sistiert, weil sich einige Kandidaten vom Drucker die Aufgabe vorher verschafft hatten, wodurch die Stellung einer neuen Aufgabe nötig wurde.

Ich bin in keiner Weise für Denunziationen: aber die Denunziation des Geschädigten gegen den Schadensstifter lasse ich gelten. Es zeugt von

einer unglaublich unreifen Gesinnung, im Wettbewerb um die Anstellungsfähigkeit in einem gebildeten Beruf zu mögeln. Jeder Bewerber muß doch wissen, daß er erstens die Kollegen schädigt; zweitens aber — was mir noch wichtiger erscheint — daß er zeitlebens ein untauglicher Vertreter seines Berufs bleiben muß, wenn er die Mindestanforderungen, die an ihn gestellt werden, nicht zu erfüllen imstande ist. Wer nichts lernen will, soll nicht studieren. Der ganze Universitätsbetrieb rechnet damit, daß die Studierenden Lust und Eifer zu ihrem Fache haben; ohne diese Voraussetzung ist er sinnlos. Man soll die Kogler freitlich nicht fürs ganze Leben unglücklich machen; aber man sollte sie dazu verdonnern, auf ein Jahr dahin zurückzukehren, wohin sie gehören: auf die Schulbank. Für die Universität sind sie nicht reif.



Die „Neue Freie Presse“ weiß zu melden, daß König Peter von Serbien demnächst soweit abgewaschen sein wird, sich an ausländischen Höfen, zunächst beim Kaiser Franz Josef, vorzustellen. Das ist recht erfreulich. Es ist ganz unnötig, die Karenzzeit ins Unabsehbare zu verlängern; einmal wird und muß sie doch aufhören. Es handelt sich nicht um die Statuierung eines kuriosen Faktums, sondern nur um eine Fristverkürzung. Man kann doch nicht so lange warten, bis Petern auf seinem Thron die Rotten gekressen haben.



Herr Kimura aus Tokio hat ein neues Verfahren für Telephonie ohne Draht erfunden. Das heißt, er war so freundlich, es dem Professor Ruhmer aus Berlin, der den findigen Japs in seine Arbeiten recht tief hineinguckten ließ, wegzuannektieren.

Die Gelehrten werden nicht alle. Jedes große Fabriketablisement hütet sich aufs schönste, Ausländern ohne weiteres Einblick in seinen Betrieb zu gewähren. Japanern gegenüber ist diese Vorsicht besonders angebracht. Hat sich doch die amerikanische Regierung vor kurzem genötigt gesehn, die Beschäftigung von Japanern auf Schiffen der Marine kurzerhand zu verbieten. Die Kulis, die da eifrig im Heizraum oder hinter den Kochtöpfen wirkten, konnten nämlich alle vortrefflich zeichnen. Ganz famos konnten sie's, ihnen entging nichts, was in der Architektur oder Maschinerie von einigem Interesse war.

Neuerdings wird behauptet, die Japaner seien nicht vom Stamme der Mongolen, sondern der Malapen. Bald wird sich indes die Ansicht durchringen, sie seien vom Stamme Nimm.



Von Zeit zu Zeit bringt die stramm-evangelische Presse fürchterliche Enthüllungen über politische Beeinflussung, die katholische Geistliche von der Kanzel aus oder im Beichtstuhl ausüben. Bei der letzten Reichstagswahl im elsässischen Wahlkreise Hagenu-Weißenburg, in dem der freikonservative Prinz Hohentlohe dem klerikalen Kandidaten Wiltberger gegenüberstand, wurde Wiltberger mit knapper Stimmenmehrheit gewählt. Der Pfarrer Bressach in Trimbach hatte gepredigt, daß keiner, „der einen Funken Religion im Leibe habe“, Hohentlohe wählen dürfe; der Pfarrer von Oberseebach malte denen das jüngste Gericht an die Wand, die den Klerikalen nicht wählen würden; und der Pfarrer Steck erklärte, der sei kein Katholik und verleugne seinen Glauben, der seine Stimme dem Prinzen gäbe. Pfarrer Hirs drohte mit Entziehung der Absolution, und der Pfarrer Heiß schreckte mit Androhung desselben Übels sogar eine Frau, wenn ihr Mann wider den Stachel löten würde.

Wozu die Entrüstung darüber? Sieht man denn nicht ein, daß die Leute, die sich etwa auf diese Weise locken lassen, so bloßes Stimmvieh sind, daß man politisch mit ihnen gar nicht rechnen darf? Wenn sie von den Pfarrern nicht beeinflusst würden: ja, dann würden sie mit derselben Unseligkeit einem andern Leitthammel folgen. Es ist gar nicht gesagt, daß das ein freikonservativer Abgeordneter sein müßte. Es könnte ebensogut ein Hottentotte, ein Schamane oder ein Sozialdemokrat sein. Wenn man da etwas reformieren will, so unterlasse man es, gegen die Geistlichen zu wüthen, die ihre Beichtkinder genau so niedrig tagieren, wie sie es verdienen, und suche lieber die Bevölkerung von ihrer Hiruverbranntheit zu kurieren.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den
Inferentenell: H. Rief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck:
Kopfer'sche Buchdruckerei, Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt feil und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Froh und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Kothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und wichtigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

Zeitungs- Nachrichten

In Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie,
Kunst und Wissenschaft, sowie
über alle sonstigen Themata
liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw.
gratis und franko.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Helau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 8 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken dem-
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter u. für Weihnachten
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Um unserem Blatte neue Freunde zuzuführen,
haben wir uns entschlossen, einige Jahrgänge 1905
unserer Zeitschrift (24 Hefte) zum Vorzugspreise
von M. 6.— statt M. 12.— abzugeben.

Reichster Lesestoff, der Jahrgang enthält Bei-
träge von: **Marcel Prévost, R. Ch. Swinburne, Ana-
tole France, Pierre Loti, Jules Lemaitre, Georges
Rodenbach, Gabriele d'Annunzio, Anton Tschekow,
Selma Lagerlöf** usw.

Da die Vorräte jedenfalls sehr bald vergriffen
sein werden, so bitten wir um recht **baldige** Be-
stellung.

Dr. Demcker

Verlag von „Aus fremden Zungen“
Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 126.

Prospekte in jeder Anzahl stehen den Interessenten kostenlos zur
Verfügung.

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

|| Binnen 14 Tagen machte sich der Druck von ||
===== 7 Auflagen nötig! ===== ||

Der St. Petersburger Herold schreibt:

Wie der Leser sieht, entwickelt Goldbeck seine Gedanken in einer ungemein logischen und das Interesse auch des großen Publikums fesselnden Weise. Ebenso interessant weiß Goldbeck auch über die Politik der deutschen Regierung zu sprechen und zu — kritisieren. Nicht ohne Berechtigung konstatiert er, daß Deutschland seit dem Rücktritt des eisernen Kanzlers im Räte der Völker eine große Einbuße an Autorität erlitten habe. Bei der Erörterung dieser Tatsache könne er den Kaiser nicht „aus der Debatte lassen“, da er im Vordergrund der Bühne stehe. Er müsse ihm wieder ans Herz legen, sein stürmisches Temperament zu zügeln, die konstitutionellen Formen innezuhalten und die Tragweite seiner Äußerungen und Handlungen reiflich zu überlegen. An Rückschlägen habe es während seiner Regierung nicht gefehlt und die herrlichen Tage, denen der Markgraf von Brandenburg entgegenführen wollte, seien noch immer nicht erschienen. Von den Vertrauensmännern des Kaisers aber müssen wir, schreibt Goldbeck, fordern, daß sie dem Kaiser die Wahrheit sagen, la vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Ohne Rücksicht auf seine Ungnade. Ohne Rücksicht auf die eigene Karriere. Ein Telegramm wie das an Graf Soluchowski wäre unmbglich, wenn der Kaiser ausreichend informiert würde. Ein General erzählte mir einmal von einer Spezialaudienz, zu der er befohlen war. Zwei Flügeladjutanten empfingen ihn, und der eine sagte ihm, wo Se. Majestät hereintreten würde, und wies ihm seinen Platz an. „Aber ich bitte Sie“, unterbrach der andere, „wie können Sie den Herrn General so postieren? Wenn der Herr General so steht, muß Se. Majestät ins Licht sehen und dann ist er ungeduldig.“ *Verò, non trovato.* Also die Räte der Krone müssen dem Monarchen beifällig sein, daß er ins Licht sehen lerne!

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS

The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zell- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich u. unentbehrlich Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für Jeden. Keiner veräume solchen umsonst und franco zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Bolligen.

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er scheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 1/2 in. by 4 in., and 3/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photo-gravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

Evelyn's Diary.
Lamb's Works.
The Vision of Dante.
Peacock's Novels.
Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols.
Hawthorne's New England Romances.
Tennyson's Poems.
Poems of Wordsworth.
The Shorter Works of Walter Savage Landor.

Letters of Horace Walpole.
The Ingoldsby Legends.
Mrs. Browning's Poems. 2 Vols.
Shakespeare. 3 Vols.
Milton's Poems.
Burns' Poems.
Don Quixote.
Bacon's Works.
Shelley's Poems.
Pepys' Diary.

Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages.
Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets.
Autobiography of Benvenuto Cellini.
The Poems of Samuel Taylor Coleridge.
Homer's Iliads. Translated by George Chapman.
Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman.
Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.
Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.
Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
The Novels of Laurence Sterne.
Plays and Poems of Christopher Marlowe.
The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. De. 6d. net.
BOTTICELLI. By Richard Davey.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcombe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
O. F. WATTS. By Dr. R. Pomfrit.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ark. Alexandra.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Kennedy.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANDELICO. By Edgcombe Staley.

SaARBACH'S NEWS EXCHANGE, MAINZ.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:
GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:
LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son HÔTEL, des concerts auxquels sont invitées, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

SaARBACH'S NEWS Exchange & Mainz

Garda-See
der schönste und größte der italienischen Seen.
Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig
Mailand-Desenzano
2 Stunden
Venedig-Desenzano
3 Stunden

FUNKEN

40
5. JULI
20PF



I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Subalterne Vertrauensbrüche | 1233 |
| Judenmassakre / von Eduard Goldbeck . . | 1236 |
| Das neue Strafprozeßrecht / von Syndikus Richard Beinert. | 1242 |
| Der Weisheit Lohn / von Knud Hjortó . . | 1248 |
| Miniaturen vom Wiener Derby / von Anatole | 1252 |
| Redaktionsecke | 1256 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenaufnahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin, Halensee, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

40. Heft.

Subalterne Vertrauensbrüche

Wenn heut ein Subalternbeamter aus einem Ministerium oder einem Reichsamt zu mir käme und überreichte mir eine saubere Kopie eines geheimen Erlasses oder Berichtes, der für die Öffentlichkeit einigermaßen interessant wäre: ich würde mich nicht einen Moment bedenken, ihn zu akzeptieren. Ein öffentliches Interesse aber liegt allemal vor, denn der Leser einer Zeitung oder Zeitschrift interessiert sich brennend für alles, was hinter der Gardine vorgeht. Und selbstverständlich händigt man amtliches Material nur einem Publizisten aus, der es in oppositionellem Geiste behandelt; da wird es denn nicht schwer halten, auch das nötige, bei Indiskretionen sogar unerläßliche ethische Pathos zur Verteidigung des Vertrauensbruches aufzubringen. Was für Motive es sind, die den Überbringer der geheimen Nachrichten zu seinem Tun bewegten, das zu untersuchen ist nicht Aufgabe des Publizisten, der sich seiner bedient.

Es wäre auch keine erfreuliche Aufgabe; denn besonders edle Motive pflegen da nicht obzuwalten. Wenn ein Schuldner den unbequemen Gläubiger wegen Majestätsbeleidigung

oder ein weggejagter Diener die frühere Dienstherrschaft wegen Silberdiebstahls denunziert, so erwächst der Staatsanwaltschaft in jedem Falle die Pflicht, die Angelegenheit zu prüfen; den Grad der inneren Schädigkeit des Denunzianten zu bestimmen hat sie nicht. Ich würde, wenn ich Chefredakteur eines großen Zeitungsunternehmens wäre, mich schwer hüten, den eifrigen Zuträger zum Übertreten aus dem Staatsdienst in mein Bureau aufzufordern; das hindert aber nicht im geringsten, daß ich ihn benutze, solange er im fremden Vertrauen steht.

Die „Germania“ brauchte also nicht darüber zu weinen, daß die Beamten, die den Erlaß des Geheimrats Rose in die Öffentlichkeit eskamotiert haben, etwas auf den Pelz kriegen sollen. Sie sucht sie freilich zu Musterbildern deutscher Beamtentreue umzufärben und hält ihren Schritt für ein verzweifeltes, aber keineswegs unrühmliches Mittel, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen und die Regierung zum Einschreiten zu veranlassen. „Wenn so und so viele Beamte pflichtvergessen sind und trotz aller Anklagen gegen sie die Vorgesetzten taub bleiben, muß es da ein gewissenhafter Beamter schließlich nicht als Pflichtverletzung empfinden, wenn er weiter schweigt?“ Dieses Argument ist zu sachlich, um richtig zu sein; derartige Wahrheitsfanatiker gibt's nur noch in Büchern, und da sind sie gleichzeitig auch immer so edel, ihre Person zu opfern und offen mit ihren Enthüllungen hervortreten. Für die Gegenwart darf man als durchgehendes Gesetz annehmen, daß der, der Übelstände seiner eigenen Organisation enthüllt, dafür etwas höchst Persönliches will: sei es eine Entschädigung in bar, sei es den herrlichen Triumph, die Vorgesetzten, die ihn drücken, empfindlich in die Wade zu pieken.

Sicherlich kann ein Subalternbeamter ein Gentleman durch und durch, ein sogenannter höherer Beamter aber ein durch und durch subalternes Individuum sein. In die Lage, derartige etwas ordinäre Vertrauensbrüche zu begehen, wird der höhere Beamte aber schon durch seine Stellung seltner kommen; er hat bessere Gelegenheit, unangenehmen Druck von oben nach unten zu wieder loszuwerden und so seinem amtlichen Mißmut ein Ventil zu schaffen. Der Subalternbeamte, der

von diesem Recht nur in beschränktem Maße Gebrauch machen kann, weil es ihm verwehrt ist, in Personalfragen selbständig zu entscheiden, wird, wenn er rabiat gemacht wird, viel leichter insgeheim nach oben zu ausschlagen. Persönliche Unzufriedenheit ist immerdar die wahrscheinlichste, jedenfalls auch im neuesten Falle zutreffende Erklärung für den Vertrauensbruch.

In diesem Falle aber lag zur Mißstimmung der Beamenschaft ein wahrhaft triftiger Grund vor: mit der Loslösung der Kolonialabteilung vom auswärtigen Amt, die sicher zu erwarten ist, sobald das Parlament beschwichtigt und mit Öl eingerieben ist, fällt für die Subalternbeamten die Aussicht auf den Hofrattitel fort (sie werden statt dessen nur Kanzlei- oder Rechnungsrat), und auch die Hoffnung auf Ordensdecorationen wird geringer. Zwar werfen sich deutsche Männer in die Brust und erklären, bei unseren Beamten fielen diese Ehrungen nicht entscheidend ins Gewicht. Die so sprechen, kennen die Psychologie unseres Volkes schlecht. Fühlen sich nicht bei uns richtige Oberlehrer in tiefster Seele verwundet, wenn man ihnen den Professor auch nur ein Jahr zu lange vorenthält? Schrien nicht selbst die Ingenieure, die es doch wahrhaftig nicht nötig hätten, weil ihre Leistungen nicht nach Gefühls-, sondern nach Marktwerten gemessen werden, so lange gewaltig, bis man ihnen ein eigenes Doktorat verlieh? Laufen nicht bei uns immer noch, wie erst im Zanderschen Prozeß erwiesen wurde, reiche, d. h. mächtige, Privatleute herum, die Hunderttausende für das Adelsprädikat opfern? Fühlen sich nicht die Juden als Staatsbürger zweiter Klasse, weil man ihnen die Erlangung des Titels „Reserveleutnant“ versagt? Fern sei es von mir, die Subalternbeamten als weniger gediegene Mitglieder unserer Gesellschaft anzusehen; aber sie für besser zu halten als den Durchschnitt unserer Volksgenossen, dazu liegt wohl auch kein zwingender Grund vor. Und der Titel „Hofrat“ hat so etwas Opulentes, er riecht nicht nach Staub, saurem Arbeitsfleiß und Schreibärmeln wie der Kanzlei- und Rechnungsrat, er klingt direkt nach Frack. Kurz, er ist die gegebene Aufschrift für ein wohlgebürstetes Beamten-dasein.

Nein, es war nicht schön, daß die Herren, denen man jetzt so eilig auf's Dach steigt, das Amtsgeheimnis verletzten. Aber der Ehrgeiz, der sie dazu trieb, war — vom Gesichtspunkt des Patrioten aus gesehen — kein unedler. Im gewohnten Dienste weiter verwenden wird man sie ja nicht können; solche Duldung ließe sich wenigstens weder aus dem Ufus, noch aus der Vernunft rechtfertigen. Aber könnte man sie nicht an eine Stelle versetzen, wo es ihnen unmöglich ist, amtlichen Schaden anzurichten, und wo sie, in emsiger Tätigkeit, abwarten können, bis sich der Schimmel des höchsten Dienstalters auf ihre Scheitel setzt und der Titel „Hofrat“ sich wie ein Nimbus um die ergrauten Köpfe legt?



Judenmassacre / von Eduard Goldbeck

Aus Bialystock werden seit Wochen täglich scheußliche Missethaten berichtet. Der Pöbel, in traurem Verein mit der Soldateska, richtet ein Blutbad unter den Juden an. Durch die ganze Welt hallt ihr Weheruf und erweckt millionenfaches Echo. Leider nur ein Echo: wirksame Abhilfe ist unmöglich. Aus mehreren Gründen, vor allem aber schon deshalb, weil im Ausland nur wenige den Sachverhalt beurteilen können. Stellt doch die Untersuchungskommission der Duma allein gegen zwei Duzend Fragen auf, die erst beantwortet werden müßten, ehe sich Ursprung und Umfang des Übels klar erkennen ließe. Aber in der deutschen Presse gibt es kein non liquet, am allerwenigsten, wenn es sich um jüdische Interessen handelt. Die Entrüstung blendet den sonst so überaus klaren Blick und der Versuch, das Tatsächliche von der Fabel abzugrenzen, wird gar nicht unternommen. So war es im Falle Dreyfuß, so wird es immer wieder sein. Kein Mensch in Deutschland konnte wissen, ob Dreyfuß schuldig oder unschuldig

sei, aber die deutschen Juden sahen einen der ihrigen bedroht, und nun begann eine Preßkampagne, wie sie wohl selten eines einzelnen Mannes wegen erlebt worden ist. Natürlich nur um der Gerechtigkeit willen. Indessen würde dies schöne Gefühl schwerlich so stürmisch emporgeschäumt sein, wenn ein französischer Ahtwardt oder nur irgend ein indifferenter Arier auf die Teufelsinsel geschleppt worden wäre. Ob ein Dreyfusfeldzug den Interessen Deutschlands entspreche oder ob er sie schädigen könne, das war den leitenden Männern unserer führenden Blätter gleichgültig. Nicht etwa, daß sie unpatriotisch wären. Aber ihr deutscher Patriotismus verblaßt neben dem stets in feuriger Farbe leuchtenden Rassegefühl. Während wir Nichtjuden die Achsel zuckten und sagten: „Wer kann in diesen Hegenabbat hineinleuchten, wer mag hoffen, aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen? Mögen die Franzosen den übeln Handel ins Reine bringen, wir haben hier genug zu tun und wollen uns eines immerhin dunkeln Falles halber nicht durch zudringliche Einmischung das Verhältnis zu Frankreich verschlechtern,“ während wir so sprachen, hatten die Juden nur den einen Gedanken: Dreyfus, der Jude, muß gerettet werden. Franzose hin, Franzose her, er gehört zu uns.

Ich mißbillige diese Haltung als Deutscher, weil ich noch heute glaube, daß sie für uns nicht ungefährlich war. Damals glaubte ich sogar, sie könne dem Angeklagten nur schaden. Ich unterschätzte eben die Macht des Judentums und ahnte nicht, daß es, dank seiner Zähigkeit, siegen werde. Und doch ließ sich diese Entwicklung voraussehen. Sobald die Leidenschaft verblüht ist und der Franzose eine triste Leere in sich fühlt, kann man alles von ihm erreichen, wenn man ihn unablässig mit derselben Frage langweilt. Passiver Widerstand ist nicht seine Sache. Zum Skeptiker geboren und erzogen, setzt er heute ein Fragezeichen hinter seine Deklamationen von gestern, verbrennt willig, was er angebetet hat und schaut unruhig-lüstern nach einem neuen „Stoff“ aus. Wer das artistische Temperament des Franzosen in die Rechnung einbezog, der konnte wohl vorausfagen, wie es kommen mußte. Das Judentum hat triumphiert. Herr Theodor Wolff, der

brillante Korrespondent des „Berliner Tageblattes“, telegraphierte am 18. Juni zur Revision des Dreyfus-Prozesses: „Ich möchte dazu bemerken, daß Rancés Freund Clemenceau und einige andere Vorkämpfer der Dreyfuspartei bisher die Überweisung der Sache vor ein neues Kriegsgericht verlangt hatten, um entweder die Unschuld Dreyfus' auch durch die militärische Gerichtsbarkeit konstatieren zu lassen, oder im Falle einer neuen Verurteilung ein schlagendes Argument für die Abschaffung der Kriegsgerichte zu gewinnen.“ Man sieht, daß die Gerichte nur dazu da sind, die Unschuld des Dreyfus zu konstatieren. Halten sie ihn für schuldig, so müssen sie abgeschafft werden. Dieselben Herren, die so argumentieren, erblicken natürlich in der Unabhängigkeit des Richters das Palladium der Freiheit.

Trotzdem muß ich sagen: ich verstehe die Haltung der Juden. Es mußte ihnen viel daran gelegen sein, Dreyfus von dem Makel der Spionage zu reinigen, denn die skrupellosen Gegner, die ihnen in allen Ländern erstanden sind, würden das Verbrechen des Einen benutzt haben, um die jüdische Gesamtheit zu brandmarken. Das würde für denjenigen Teil unserer jüdischen Gesellschaft, der nach dem Kammerherrnschlüssel und nach den Offiziers-Achselstücken geizt, ein herber Schlag gewesen sein. Es wurde also alles aufgeboten, Macht, Geld, List, und die Rettung gelang. Ein Wunder des Glaubens. Denn während wir uns zum Agnostizismus bekannten und sagten: Wir wissen nicht, ob Dreyfus schuldig oder unschuldig ist, entschlossen sich unsere israelitischen Mitbürger „mit ein“, wie Recha sagt, zu dem ihnen nützlichen Glauben und übten eine Autosuggestion, die ihnen den Sieg verlieh.

Diese Erinnerungen drängten sich auf, weil wieder der Eindruck so stark ist, die traurigen Ereignisse, die abscheulichen Taten von Vialystock würden in der Presse stark übertrieben und weil auch diesmal der Gedanke formuliert wird, es müsse von außen her ein Druck auf die russische Regierung erfolgen. Unwillkürlich setzt man sich gegen die Ergebnisse der Darstellung und der Schlussfolgerungen innerlich zur Wehr. Auch tritt hier zutage, wie die moderne Sensationshascherei

das Gefühl abstumpft. Wir sind an die Schreckenskammer unserer amerikanisierten Blätter schon derartig gewöhnt, daß wir jede Erregung mit dem ironischen „Papier ist geduldig“ abdämpfen. Die Fähigkeit des Mitleidens ist eben begrenzt, und wir üben instinktive Hygiene, wenn wir uns vor dem Übermaß der Eindrücke egoistisch auf uns selbst zurückziehen. Die Berliner Madam freilich, der die Greuel ein „apéritif“ sind, denkt darüber anders. Wer aber Begebnisse wie die von Bialystock ernst nimmt, dem kommt hier peinigend zum Bewußtsein, wie der moderne, angeblich anregende Preßbetrieb uns mit Keulen zu Boden schlägt. Ich weiß mich von jedem Pöcklergelüst frei und lange galt mir das Mitleid als der Schlüssel der Welt, aber ich bin müde und mürbe geworden, und gewiß fühlen gleich mir auch andere, daß die Fähigkeit zu erschauern uns verloren geht. Wer ein paar Jahre die „D. Z. am Mittag“ gelesen hat, wird das Gruseln nicht mehr erlernen. Nur verstandesmäßig sagt man sich, daß die Vorgänge in Bialystock empörend sind und daß wir etwas tun sollten, um der scheußlichen Unvernunft, dem stupiden Rasen Einhalt zu gebieten.

Indessen, sobald die Deklamationen verstummen sollen, sobald der nüchterne Verstand Fragen stellt, werden auch die Ekstater um eine Antwort verlegen. Sollen wir mobilisieren und einmarschieren? Selbst Debel, der immer bereit scheint, als Generalissimus an die Spitze einer internationalen Exekutionsarmee zu treten, würde vor diesem Wagnis warnen. Nun bleiben noch drei Mächte: die Presse, die Regierungen, die haute finance. Die Presse tut das ihrige, aber sie kann nur instigieren. Die Regierungen bleiben den Exzitationen der Presse und der Parlamente gegenüber taub. Die haute finance möchte gern drohen, kann aber nicht. Wittes Pumpgenie hat sie in Ketten geschlagen. Rußland ist ein Schuldner, der um jeden Preis vor dem Zusammenbruch gerettet werden muß, und seine Finanzmänner wissen sehr genau, daß ihre Lage so ungünstig geworden ist, daß sie dadurch wieder günstig wurde. Hegel ins Finanzpolitische übertragen. Ganz abgesehen davon, daß jede neue Anleihe steigende Gewinne für die Ver-

mittler abwirft. Aber auch wenn wir annehmen, Regierungen, Parlamente, Presse, Finanz wären entschlossen, eine Aktion zugunsten der russischen Juden zu unternehmen, an wen sollte eine solche sich denn eigentlich wenden?

An die Regierung? Die Regierung hat die Unruhen nicht ins Leben gerufen. Ihr liegt, mit Rücksicht auf Rußlands finanzielle Situation, unendlich viel daran, in der gesitteten Welt eine gute Presse zu haben und den russischen Staatsmännern ist sehr wohl bekannt, welchen enormen Einfluß die Juden gerade auf diesem Gebiet ausüben. Sind doch die maßgebenden Blätter des Kontinents fast durchweg in jüdischen Händen. Die Regierung müßte also unsäglich dumm sein, wenn sie Judenmassakres inszenieren wollte. Wer das glaubt, unterschätzt ihren Intellekt, überschätzt ihre Energie. Goremykin wurstelt fort und denkt nicht an Aktivität irgend welcher, geschweige denn so verbrecherischer Art. (Bei der Beurteilung der russischen Zustände muß man der Regierung einiges zugute halten; kritisieren ist hier sehr leicht, bessermachen sehr schwer; ich möchte den Fürsten Dälrow nicht in solcher Lage sehen!) Der Regierung läßt sich nur ein Vorwurf machen; der Temps hat ihn formuliert, es ist der Vorwurf der Inertie, der stumpfen Trägheit. Man behauptet, Polizei und Militär machen mit den Plünderern gemeinschaftliche Sache. Sehr möglich, aber nicht auf einen Wink der Behörden, sondern einfach, weil alle subalternen Schichten vom grimmigsten Judenhaß durchseucht sind. Dieser Judenhaß lebt natürlich auch in der Polizei und im Militär. Er führt auf wirtschaftliche und dogmatische Motive zurück. Der Jude hat den Bauern ausgebeutet, mit Schnaps und Wucher ruiniert, und der Bauer dankt es ihm durch Raub und Mord. Die Polizisten, die Soldaten stammen aus den Sphären, die das blutsaugerische Parasitentum des Juden am eigenen Leibe kennen gelernt haben; kein Wunder, daß diese rohen, der Selbstopfrierung nicht fähigen Menschen gegen die Juden Partei nehmen. Sie würden Zolas Wort: *S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis* nicht verstehen; sie bedenken nicht, daß man die Juden jahrhundertlang versemte und in „unehrliche“

Verufe hineingezwungen hat. An dieser schweren Versündigung aber trägt wiederum engherziger Dogmatismus die Schuld, der in dem Volke den finsternen Glauben züchtete, die Juden hätten Gottes Sohn ermordet und seien daher verflucht bis ins tausendste Glied. Hier tritt einmal mit überwältigender Klarheit zutage, wie segensreich die Kritik der biblischen Überlieferung wirken kann, wie notwendig sie ist. Ein Volk, das in Jesus einen genialen Menschen verehrt, wird sich nie zu so wüsten Erzessen hinreißen lassen; sie sind nur da möglich, wo das Dogma terroristisch herrscht. Greuel wie diese können aber nur durch die Aufklärung verhindert werden, die das achtzehnte Jahrhundert mit Recht so hochschätzte und die das neunzehnte mit Unrecht bespöttelte. Ich betone: Greuel wie diese, denn ich glaube, daß die Ausschreitungen der großen Revolution anders geartet und im Vergleich zu den albernen Bluttaten von Dyalystock zweckvoll und gerecht waren.

An wen, so frage ich noch einmal, sollte sich eine Aktion wenden? Die Regierung, die schon so unpopulär ist, hat weder Lust noch Kraft, energisch gegen Erzesse einzuschreiten, die ihrerseits sehr populär und fast eine Art Volksbelustigung sind. Auf das Volk selbst können wir Ausländer nicht wirken; hier hilft nur eine eiserne Faust und dann zwei Menschenalter heller Schulzucht. Traurig und lächerlich zugleich dünkt es mich, daß Herr Dr. Nathanson, der Vorsitzende des Hilfsvereins der deutschen Juden, von der Duma Rettung erwartet. Ein aufgeklärter Despot tut dem russischen Reiche not, keine parlamentarische Walpurgisnacht. Freilich fragt es sich, ob der Typus Friedrich der Große oder auch nur Friedrich Wilhelm der Erste unter den Großfürsten existiert, ja ob er überhaupt in seiner rationalistischen Nüchternheit im heiligen Rußland möglich ist. Denn natürlich wäre die Hauptsache, daß dieser Herrscher oder Diktator nicht nur Despot, sondern auch aufgeklärt wäre. Die Duma ist nichts anderes als ein Chaos und sie konnte nichts anderes sein.

Nicht unmöglich ist es, daß die Aufhebung der Volksmassen von der reaktionären Partei ausgeht, die vielleicht hofft, den Zaren zur Beseitigung der Duma und zu neuer autokra-

tischer Schreckensherrschaft zu zwingen. Sicher wäre dieses Experiment das denkbar gefährlichste. Gelänge es selbst, alle Unruhen niederzuwerfen, so werden sie doch immer wieder bald hier, bald dort, stärker und stärker beginnen und eine kurze Epoche des Scheinsieges würde völliger Ohnmacht weichen. Nikolaus der Zweite konnte keinen anderen Weg betreten als den der mittleren Linie; zum Dompteur hat er nicht die Nerven. Jetzt gilt es, auf dieser Bahn zu verharren. Wir aber müssen uns darauf beschränken, den widrigen Vorgängen tatenlos zuzusehen, wie man dem Wüten der Elemente zuschaut. Eine Intervention kann nur noch die Stellung der Regierung schwächen und den Juden den letzten Schutz rauben. So kümmerlich dieser sein mag, so ist er doch noch ein schwacher Damm gegen die Wut der Bauern, die furchtbar ausbrechen wird, wenn alle Bande frommer Scheu gelöst sind. Die Juden sind eben in Rußland in einer entsetzlichen Zwangslage. Sie mußten gegen die Regierung kämpfen, die ihnen ihre Menschenrechte verkümmerte, und so arbeiteten sie für die Revolution, die in Strömen ihr Blut vergießen wird.



Das neue Strafprozeßrecht / von Syndikus Richard Beinert*

Die Reichskommission zur Reform des Strafprozesses hat vor Jahresfrist ihre Beschlüsse zur Abänderung des Gesetzes veröffentlicht. Die Besetzung der Kommission, welcher ausschließlich Juristen, nämlich zehn Richter, fünf Rechtsanwälte, vier Staatsanwälte und zwei Professoren angehörten, hat von

* Vgl. den einleitenden Artikel in Nr. 37 dieser Zeitschrift über die Reform des Strafprozesses.

vornherein in weiten Kreisen des deutschen Volkes Bestimmung erregt. Denn ein Gesetz, welches, wie kein zweites, in das Volksleben eingreift, muß von Kennern des Volkslebens und der Volksseele vorbereitet werden und darf nicht ausschließlich von Männern präpariert werden, denen in der Regel nur die Rechtsanwendung gegen Dritte obliegt, gegen welche aber dieses Gesetz selbst nur in seltenen Ausnahmefällen zur Anwendung gelangt.

Als durch die Veröffentlichung der Kommissionsbeschlüsse bekannt wurde, daß mit Einstimmigkeit die Abschaffung der Schwurgerichte beschlossen sei, erhob sich fast von allen Seiten ein Sturm der Entrüstung. Nicht mit Unrecht mußte man gerade diese Tatsache als charakteristisches Zeichen der reaktionären Gesinnung betrachten, welche die Kommission beherrscht hat. Daß die Volksstimme berechtigt war, hat die Staatsregierung inzwischen auch bereits dadurch anerkannt, daß in gut unterrichteten offiziellen Blättern wiederholt die Ansicht der leitenden Kreise dahin wiedergegeben worden ist, daß die Schwurgerichte auch in Zukunft beibehalten werden sollen.

Der Kommissionsentwurf zerfällt in zwei Hauptteile. Zunächst schlägt er Änderungen der Gerichtsverfassung und sodann Änderungen des Verfahrens vor.

Bisher bestanden folgende Gerichtshöfe zur Entscheidung von Strafsachen:

1. zur Entscheidung in erster Instanz:

a) für unbedeutende Übertretungen der Einzel-Amtsrichter;
b) für die geringfügigeren Vergehen und Übertretungen, für welche der einzelne Amtsrichter nicht zuständig ist, das Schöffengericht, bestehend aus einem gelehrten Richter, dem Amtsrichter als Vorsitzendem, und zwei Laien-Richtern, also zwei Männer aus dem Volke, als Weisigern.

Für die Dauer ihrer Tätigkeit haben die Weisiger vollständige richterliche Machtbefugnisse, so daß sie in der Lage sind, den gelehrten Juristen zu überstimmen;

c) für die wichtigeren Vergehen und für die wichtigeren Straftaten, insbesondere Vergehen und in gewissen Fällen

auch Verbrechen: die Strafkammer, welche mit fünf gelehrten Richtern besetzt ist;

d) für die Kapitalverbrechen: die Schwurgerichte. Die Schwurgerichte bestehen aus zwei Kollegien, dem Kollegium der Juristen, bestehend aus drei Richtern und dem Kollegium der Geschworenen, bestehend aus zwölf Laien-Richtern. Dem Kollegium der gelehrten Richter und insbesondere dem Vorsitzenden liegt die Leitung der Verhandlung ob. Die Geschworenen haben nach Schluß der Verhandlung die Schuldfrage mit Ja oder Nein zu entscheiden. Ist die Schuldfrage von ihnen bejaht worden, so hat alsdann das gelehrte Gericht die Strafe zu bestimmen. Ist die Schuldfrage von den Geschworenen verneint worden, so hat das Richterkollegium die Freisprechung auszusprechen. Eine gemeinschaftliche Beratung der beiden Kollegien findet nicht statt;*

e) für Hoch- und Landesverratsprozesse: das Reichsgericht;
2. Gerichte zweiter Instanz sind:

a) für alle vor dem einzelnen Amtsrichter oder dem Schöffengericht in erster Instanz verhandelten Strafsachen: die Strafkammern der Landgerichte, und zwar mit gewissen Modifikationen, welche hier nicht interessieren, in der Besetzung von fünf oder drei gelehrten Richtern. Eine Mitwirkung der Laienelemente in der zweiten Instanz findet nicht statt;

b) für die Revision gegen die Urteile der Strafkammern, also der vorerwähnten Fünfmännergerichte erster Instanz, und der Urteile der Schwurgerichte: das Reichsgericht, und zwar ein Straffenat in der Besetzung von sieben gelehrten Richtern;

3. als dritte Instanz für die kleineren Strafsachen, in denen die Berufung zulässig ist: das Oberlandesgericht, welches für die Provinz Brandenburg den Namen Kammergericht führt, in der Besetzung von fünf Richtern.

Diese Zusammenstellung ergibt schon eine höchst befremdende Merkwürdigkeit. Denn nach der berechtigten Laienauffassung müssen, je schwerer die Straftat ist und je größere Strafen verhängt werden können, desto größere Rechtsgarantien für den Angeklagten gegeben werden. Aus der vorstehenden Zu-

sammenstellung aber ergibt sich, daß die größten Rechtsgarantien bisher nur für die geringfügigsten Straftaten gegeben sind, während für die größeren und größten Strafprozesse eine wahre zweite Instanz, in welcher die Sache noch einmal vollständig verhandelt werden könnte, nicht vorhanden ist. Das Verlangen nach der Verufung in allen Strafsachen war daher seit Jahrzehnten eine Forderung aller derjenigen, welche die Ermittlung der Wahrheit als die Hauptaufgabe des Strafprozesses betrachten. Diesem machtvollen Willen des Volkes konnte sich auch die Kommission für Reform der Strafprozessordnung nicht widersetzen. Sie hat deshalb die Einführung der Verufung für alle Strafsachen vorgeschlagen. Aber unter welchen Bedingungen!

Die Reform der Gerichtsorganisation, welche mit der Frage der Verufung in innigster Verbindung steht, wird in folgender Weise gelöst: Bei der Zuständigkeit des einzelnen Amtsrichters soll es verbleiben. Außerdem sollen aber eingerichtet werden:

1. kleine Schöffengerichte, bestehend aus einem Amtsrichter und zwei Schöffen, also dieselben Gerichte, wie sie bisher bestanden haben;

2. mittlere Schöffengerichte in der Besetzung von drei Landrichtern und vier Schöffen. Dies ist der Ersatz für die bisherigen Strafkammern.

3. große Schöffengerichte in der Besetzung von drei Landrichtern und sechs Schöffen. Dieser Gerichtshof soll den Ersatz für die bisherigen Schwurgerichte bilden.

Gegen die Urteile sämtlicher Gerichte soll die Verufung eingeführt werden. Es sollen entscheiden: über die Verufungen

a) gegen die Urteile des einzelnen Amtsrichters: ein Kollegium, bestehend aus einem Landrichter und zwei Schöffen;

b) gegen die Urteile der kleinen Schöffengerichte: die mittleren Schöffengerichte.

Durch diese beiden Verufungsgerichte sollen also die Strafkammern als Verufungsgerichte ersetzt werden;

c) gegen die Urteile der mittleren Schöffengerichte: die großen Schöffengerichte, d. h. die zum Ersatz der Schwur-

gerichte bestimmten neuen aus Juristen und Laien gemischten Gerichte sollen die zweite Instanz für die Verhandlungen der großen Straftaten bilden, welche gegenwärtig von den Strafkammern in erster Instanz verhandelt werden.

d) gegen die Urteile der großen Schöffengerichte: ein Kollegium, bestehend aus drei Landrichtern und acht Schöffen.

Dieser neuen Organisation stehen die allererheblichsten Bedenken gegenüber.

Zunächst sollen dadurch, wie bereits erwähnt, die Schwurgerichte beseitigt werden. Abgesehen davon, daß die Schwurgerichte eine ehrwürdige und historische Einrichtung sind, die nicht ohne erheblichen Schaden für das Ansehen der Justiz beseitigt werden könnten, ist die Voreingenommenheit der Fachjuristen, insbesondere der Staatsanwälte und Richter, gegen dieses Institut eine durchaus unbegründete. Es soll nicht geleugnet werden, daß gelegentlich Freisprechungen seitens der Schwurgerichte erfolgen, welche streng juristisch zu Bedenken Anlaß geben. Wer aber wollte leugnen, daß es unzählige Urteile von Strafkammern in erster Instanz gibt, welche mit dem materiellen Rechte und dem Rechtsbewußtsein des Volkes in einem unversöhnlichen Widerspruch stehen. Ich erinnere nur an die nicht seltenen Urteile in politischen Prozeßsachen, in denen wegen Veröffentlichung desselben Zeitungsartikels süddeutsche Strafkammern die Freisprechung aussprachen und norddeutsche Strafkammern den verantwortlichen Herausgeber zu mehrmonatiger Gefängnisstrafe verurteilten!

Die Schöffengerichte bieten für das Schwurgericht keinerlei zuverlässigen Ersatz. Denn die Schöffen, selbst dann, wenn sie den gebildetsten Kreisen angehören, stehen unter dem dominierenden Einfluß des gelehrten Richters. Wenn die Justizverwaltung in der Auswahl der Vorsitzenden für die Schöffengerichte geschickt ist, so wird sie eine große Anzahl von Richtern finden, welche die Fähigkeit haben, fast jedem Laien in individueller Weise zu imponieren und dadurch schließlich denselben durch Suggestion zu der Entscheidung zu bringen, welche er als Jurist wünscht, die aber durchaus nicht immer das Richtige ist. Dies gilt für hochgebildete Laien. Man

sehe sich aber unsere Schöffengerichte an und jeder erfahrene Praktiker wird mir im Innern seines Herzens recht geben, wenn ich sage, daß in der Regel nicht das Schöffengericht, sondern der Amtsrichter die Entscheidung fällt. Daher kommen, wenn einmal der seltene Fall eintritt, daß die beiden Schöffen den Amtsrichter überstimmen, Urteilsbegründungen wie die folgende: Trotzdem hat der Angeklagte freigesprochen werden müssen, weil das Gericht es nicht gesehen hat, daß der Angeklagte den Rehbock geschossen hat!

Wenn nun bei den mittleren und großen Schöffengerichten zwar die Anzahl der Laienrichter erheblich vermehrt wird, so wird gleichzeitig auch die Anzahl der in dem Kollegium sitzenden juristischen Mitglieder vermehrt. Die sechs Schöffen, welche im großen Schöffengericht sitzen, sollen noch gefunden werden, welche gegebenenfalls gegenüber der übereinstimmenden Ansicht der drei Berufsrichter ihre eigene Ansicht endgültig aufrechterhalten würden. Dazu sind die Charaktere viel zu schwach und die Schöffen viel zu wenig juristisch geschult, um den mit Nachdruck vorgetragenen Ansichten der gelehrten Juristen zu widerstehen. Die geplante Einrichtung der neuen Schöffengerichte bedeutet daher beinahe die gänzliche Ausmerzung des Laienelementes aus der Rechtsprechung. Hiergegen muß aber unter allen Umständen mit größter Energie Protest eingelegt werden.

Das Vertrauen zu unserer Rechtspflege ist trotz der entgegenstehenden Versicherung des Professors Gierke in seinem am 30. März d. J. im Justizministerium in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Vortrage in weiten Kreisen des Volkes stark erschüttert.

Der Versuch der Beseitigung der wahren Volksgerichte wäre ein sehr großer politischer Fehler, welcher gefährliche Unzufriedenheit mit unseren Staatseinrichtungen auch in Kreise tragen müßte, die bisher noch gegen alle Umsturzideen immun waren. Also videant consules!



Der Weisheit Lohn / von Knud Hjortó / aus dem dänischen Manuscript übersetzt von H. Rin

Ein stark gemischtes Publikum hat sich zum Waldballe eingefunden; mitten auf dem Tanzboden drehen sich die Honoratioren mit ihren Ehehälften bedächtig den richtigen Weg herum, aber am äußern Rande segt der wilde Galopp in verkehrter Richtung dahin, saftige Bursche wirbeln in strammer Umarmung mit ihren Mädchen von dannen; von der tanzenden Jugend her weht ein toller, gefährvoller Brodem empor; und je weiter der Abend vorschreitet, desto mehr werden die bedächtigen Elemente beeinflusst; Wärme und Beweglichkeit verteilen sich gleichmäßiger über das Ganze: Die Reihen der Bänke entlang siedet ein heißes Flüstern, und in den dunklern Ecken sprudeln verstohlene Küsse unter gesenkten Gesichtern hervor. Segnend hallt die Musik über dem ganzen erotischen Ozean, peitscht ihn mit stürmenden Galoppaden, läßt ihn breit und langhin schwellen in getragenen Walzern und wühlt ihn auf im Wirbel der Quadrillen. Doch die Wellen, die hier entstehen, reichen weiter, als die Musik erschallt; und je ferner sie in Dunkel und Stille hinausbrollen, desto schäumender werden sie; ihre Gipfel kräuselt ein süßes Schaudern, doch die Täler sind voller Taumel.

Die schöne Anna ist allerorten, wie etwas Wunderbares, das überall Nutzen stiftet und nirgendwo entbehrlich ist; langsam, aber voller Leben dreht sie sich in dem inneren Kreise, wie eine weiße Lohe mitten im Feuer, wo es am heißesten ist; und man sieht sie dahinwirbeln längs des gefährlichen, aufgerührten Randes, gleich einer der äußeren Flammen, die die Vorposten des Brandes sind und ihm neues Terrain erobern; und viele, die sie gesehen haben, wollen gerne das trockene Holzstempel sein, das sie das nächstemal ins Feuer mit sich reißt. Hier, wo viele sind zum Nehmen und nicht weniger zum Geben, hier findet sie ihr Genügen; hier ist alles, was sie begehren kann, und mehr noch, was sie nicht recht wagt sich

zu wünschen. Ihr wird am meisten zugeflüstert in den Ecken; reife Küsse fallen willig und in reicher Ernte von ihren fruchtbaren Lippen; ihre Formen werden gepreßt in ihrer elastischen Kraft und verlieren nichts dabei. Einen führenden Arm um den Leib, ist sie mehrmals im Begriff gewesen, im raschelnden Dunkel da draußen unterzutauchen; aber es ist, als wehrte sie sich noch. Es scheint, daß sie Angst hat vor der gesteigerten Hitze nach draußen zu. Breite und männlich starke Arme stehen ihr offen; zehn für einen kann sie bekommen, um hineinzusinken, aber noch hat sie keinen gewählt; es sieht jedoch so aus, als ob ihr Sinn am ersten dem gefährlichen und flatterhaften Mädchenfreunde Sören zugewandt wäre, der sich fleißig um sie bemüht. Wie ein armer Mann steht Hans, ihr getreuer Anbeter, da und beschränkt sich darauf, ihr mit den Augen zu folgen; zu etwas anderm taugt er nicht; der schuldenfreie Hof, dessen Erbe er ist, ist in diesem Augenblick ohne jeglichen Wert; er weiß es und wartet nur darauf, daß Sören ihm Anna unwiderruflich fortnehmen wird; dann gedenkt er in den Wald zu gehen, wo so viel geliebt worden ist heute abend, um sich zu erhängen.

Der Weise geht umher und zupft sich seinen dünnen Bart mit seinen dünnen Fingern. Man sieht ihn ganz drinnen in dem dichten Zentrum, wo er eingeklemmt wird, daß seine Knochen krachen; das entlockt ihm ein geduldiges Weisheitswort. Er begibt sich in die rotierende Zone hinaus, die nach außen hin von spizen Ellbogen, festen Rücken und fliegenden Absätzen begrenzt wird, und alles das regnet über ihn nieder in geschickter Auswahl. Gerät er ins Dunkel hinein, so wird er umgerannt von Burschen, die auf die Jagd gehen; mit einem Zitat, das seinen eigenen Werken entlehnt ist, erhebt er sich wieder. Es kommt vor, daß ein heißer Mädchenmund heransfliegt und sich aus Versehen auf seine trocknen Lederlippen niederläßt; es schmeckt ihm nach nichts; er hat das große Jenseits von Süß und Sauer erreicht; seine Weisheit wird durch keinerlei liebe Verwechslungen gestört.

Lange hat er Anna, Sören und Hans betrachtet, und er versteht sie alle drei; und da er etwas auf die Jugend gibt,

will er Sören entgegenarbeiten und Anna auf den rechten Weg führen. Als er sie nun allein sieht, auf der Grenze zwischen Halbdunkel und Finsterniß, und weiß, daß binnen kurzem einer kommen und sie holen wird, geht er zu ihr hin, umfaßt ihr Handgelenk und zieht sie weiter hinaus. Sein weißer Bart leuchtet im Dunkel.

„Tu nicht, was du im Sinne hast,“ sagte er, „tu's nicht. Du wirst einen schlechten Handel machen; du glaubst, du werdest dir eine Ewigkeit von Lust erkaufen, und ewig ist nur die Reue; kurz und gleich vergessen ist die Lust, doch niemals wird die Reue vergessen. Du hast nicht erwogen, was du jetzt tun willst, hast nur heiß und hitzig gedacht: Mag es sein. Einen neuen Umhang würdest du niemals auf die Art erhandeln, sondern dir die Sache drei Tage lang überlegen; eine halbe Stunde würdest du den Umhang hin und her wenden, ehe du dich entschließt; denn du bist ein armes Mädchen. Noch aber bist du reich an Tugend; und ihrer willst du dich entledigen, wie wenn es ein alter Umhang wäre, der keinen Pfifferling wert ist. Um ein Weilschen kannst du dich einreihen unter diejenigen, die den Männern zurufen: Gebt uns unsere Tugend wieder. Jetzt gehörst du zu denen, die in ihrem Herzen den wahrwichtigen Seufzer beten: O, kommt und nehmt uns unsere Tugend. — Welche Gruppe gefällt dir am besten? In beiden Fällen wird dir diejenige am besten gefallen, zu der du nicht gehörst; darum ist es nicht so lieblich, wie du glaubst, von der einen zur andern überzugehen. Doch für dich findet sich auch ein dritter Weg, der führt in eines ehrenhaften Mannes offene Arme. Werde sein rechtschaffenes Eheweib, und laß das Lebensfeuer, davon ich in deinem Handgelenk ein Tausendstel pochen fühle, ihm zuteil werden; dann hast du weise mit des Lebens Gütern gehandelt.“

Solch schöne Dinge und mehr noch redete der Weise, und die Wahrheit zeigte wiederum ihre wundersame Macht — oder vielleicht waren es seine kalten Finger um ihr flammendes Handgelenk, — sie wartete nicht auf Sören, sondern ließ sich von dem Weisen heimgeleiten. Ein wenig hinterher kam Hans;

im Dunkel des Waldes nahm er einen dünnen, starken Strick aus der Tasche und warf ihn weit weg. —

Es war Frühjahr; die Felder wurden besät, und die Menschen hielten Hochzeit. Der Weise ging mit gesenktem Kopfe durchs Feld, mit Gedanken beschwert. Wie er so ging, gewahrte er eine Gestalt, die er kannte; Anna, jetzt die junge Hüfnersfrau, kam durch ein Tor heraus. Ihr Anblick machte seinen Kopf leichter; und er öffnete seinen weißen Bart und sagte: „War mein Rat nicht gut? Hast du nicht deine kostbare Ware für eine runde Summe verkauft, die dir dein ganzes Leben lang zur Verfügung steht?“ — Anna dehnte ihre Nasenflügel; die starke Frühjahrsluft ging scharf und wollüstig durch ihre Seele wie ein zweischneidiges Schwert. Der Anblick des Weisen erinnerte sie an die dünnen Lippen und die karge Umarmung eines anderen Mannes. — Er fuhr fort: „Kürzlich hab' ich eine gesehen, die auf ihrem Rücken ein kleines Kind und eine große Schande trug. Eine andere habe ich zwischen den Leuten des Gerichts gesehen, die zur Schande ein Verbrechen gefügt hatte — — —.“ Sie schloß die Augen, indem sie sich an die Dürreheit der Rettung erinnerte und sich die Herrlichkeit des Falles vorstellte; dann nahm sie eine Handvoll Schlamm aus dem Graben und warf ihn dem Weisen ins Angesicht; wonach sie davonging, unter einen inneren Weinkrampf gebeugt. Und der Weise ging hin zu dem nächsten Wasser und wusch seinen ehrwürdigen Bart. —

Die Hüfnerswitwe Anna Madsen saß am Tische und ließ ihre Mägde aufwarten; die Hochzeit der ältesten Tochter wurde gefeiert; und es war nicht unmöglich, daß sie in den folgenden fünf Jahren wieder je eine Hochzeit feiern könnte. Wenn der erste Sohn heiratete, sollte Anna ihr Altenteil in einem Hause beziehen, zu dem Zeichnung und Überschlag seit langer Zeit fertig waren. Man aß lange und gründlich; es war finster, als man sich erhob. Die Witwe machte einen kleinen Rundgang um den Hof. Draußen in der Allee stand ein alter Mann, der freundlich „Guten Abend“ sagte. „Und viel Glück zur Hochzeit der Tochter. Ja, mich hast du wohl vergessen; es ist ja so viele Jahre her; aber mich dünkt, ich

habe auch einen gewissen Anteil an dem schönen Feste. Versinnst du dich auf den Waldball vor 25 Jahren? Du hattest schon ein Stelldichein mit Sören verabredet, der jetzt im Armenhaus sitzt. Nun bewohnst du einen schönen Hof und hast sechs eheliche, rechtschaffene Kinder. Sag mir doch jetzt: Habe ich dir einen guten Dienst erwiesen oder nicht?“ — Die corpulente Bäuerin, die sich an das Ganze erinnerte, schlug ein grobes, beleidigtes Lachen an: „Was stehst du und predigst? Hab' ich mich nicht immer selber hüten können? Hat irgend jemand irgend etwas über mich zu sagen? Aber jetzt, wo ich dich sehe, entsinne ich mich sehr wohl eines alten Ziegenbocks, der einmal in meinen Mädchentagen hinter mir her war. Wie war es denn? Hast du dir eine andere genommen, als ich nicht wollte?“ — Und mit erneutem Gelächter drehte sie sich um und ging zu ihren Gästen hinein. — Der Weise aber wanderte langsam und sinnend von hinnen.



Miniaturen vom Wiener Derby / von Anatole.

„Und wo werden Sie den Sommer verbringen, gnädige Frau?“

„Ich weiß mir keinen Rat. Wir haben so viele Bekannte. Es ist unmöglich, allen auszuweichen.“

„Im Salzkammergut —“

„Sie beleidigen mich! Da verkehren ja nur Librettisten und ähnliche unmögliche Menschen.“

„Nur? . . . Und die Dolomiten . . .“

„Dort ist der Privatverkehr der Börse. Touristik der Kurse.“

„Dsteude?“

„Das ist doch nur für die kaiserlichen Räte, denen man nichts nachweisen kann. Und dann ist mein Schwager mit seiner Frau dort. Skandinavien vertrage ich nicht, weil mich die langen Tage nervös machen. Die Ostsee hat keinen Wellenschlag. An der Nordsee sind Berliner. Die Schweiz wimmelt von Engländern und schon die Sprache macht mich seetrank. Es ist zum Verzweifeln!“

„Gnädige, morgen reise ich und entdecke einen neuen Weltteil für Einflöcker.“



„Ich verstehe nicht, daß Max mit dieser Frau so ungeniert spricht. Das ist doch eine Kokotte!“

„Aber, Beate, sie hat in der letzten Operette gespielt und Erfolg gemacht!“

„Ah! Sag Max, daß er mich ihr vorstellt!“



„Wie — Sie wissen nicht, daß der junge Ellinger jetzt der Liebhaber der Baronin ist? Ja, in was für einer Welt leben Sie denn!“

„Ich arbeite immer.“

„Sie tun wohl, sich zu entschuldigen.“

„Aber sie war doch immer anständig!“

„Vorvergangenheit, mein Lieber! Übrigens haben Sie Recht, sie mußte sich beeilen.“

„Ist er nicht unter Kuratel?“

„Noch nicht. Sein Vater freut sich, je mehr er verschwendet. Es gab Gerüchte über Schwierigkeiten der Firma, und die kostspielige Liaison des Sohnes dementiert sie.“

„Also sind Ellingers reich?“

„Das einzige, was ich von ihnen weiß, ist, daß ich noch keinen ihrer Wechsel protestiert gesehen habe. Man sieht ja nur das Geld, das die Leute ausgeben, nicht jenes, das sie haben.“



„Wieso kommt es, daß dieser verdächtige Mensch mit allen jungen Aristokraten verkehrt?“

„Das ist doch der Mann der schönen Frau Lea. Er leiht ihnen das Geld, das sie mit den Kavaliern durchbringt.“

„Sie hat wundervollen Schmuck.“

„Ihr Mann verkauft ihn ihren Liebhabern gegen Wechsel und verdient dabei dreihundert Prozent.“

„Eine solche Verkommenheit —“

„Verkommen Sie das Moralische? Rasch, ein Glas Champagner dagegen! . . . Mein Gott, die Leute verstehen sich aufs Geschäft. Übrigens ist Frau Lea treu.“

„Wem?“

„Ihrem Manne. Sie liebt das Scheusal aufrichtig und bewundert sein Erwerbsgenie. Die Kavaliere-Amouren betrachtet sie als unangenehme Pflicht ihres Geschäftes. Sie bleibt kalt; das bringt die Jünglinge in die nötige Raserei. Übrigens muß ein jeder von ihnen ihrem Töchterchen was schenken. Zur Witgift.“



I.

„Sie haben also mit dem Vater gesprochen? Sind Sie sicher, daß er achtzigtausend gibt? Nicht in Kronenwährung?“

„Ich habe sein Wort.“

„Also sind Sie nicht sicher? Hat er überhaupt das Geld?“

„Er war doch bei der Spiritus-Gesellschaft, bevor sie in Konkurs ging. Wohin soll das Aktienkapital denn gekommen

sein? Er hat schön verdient. Kommen Sie schnell, lassen Sie sich vorstellen. Die Leute warten ja schon darauf!"

II.

Er (für sich): Das ist sie also! Na, ihre Schönheit ist auch noch auszuhalten. Aber für achtzigtausend könnte sie noch häßlicher sein. Die Haare scheinen voll. Auch die Zähne sind gut . . . 'Man weiß zwar nie . . .' (laut) Mein Fräulein, ich habe Sie schon beim Sonnenthal-Jubiläum bewundert . . ."

Sie (für sich): „Das ist er also! Er kriegt schon eine Glase. Nun, er schaut wenigstens dumm aus. Und wird nächstes Jahr Disponent. Und da Papa nur vierzigtausend geben kann . . . (laut) Ja, war es nicht herrlich? Ich bewundere die Kunst so. Papa hat meinerwegen für hundert Gulden die Loge beim Agioteur gekauft . . .“

Er, sie, ihre Eltern und der Vermittler (für sich): „Gott sei Dank, das Geschäft ist perfekt.“



Selbstgespräch: „Wenn ‚Blitzkerl‘ nicht kommt, erschieße ich mich sofort! Morgen mittag muß der Chef merken, daß die achthundert Gulden fehlen. Ich habe die fünfhundert, die ich vorgestern genommen habe, auf das Vieh gesetzt. Der Jockei war so sicher. Aber ‚Pufferl‘ sieht doch besser aus . . . O Gott, jetzt beginnt das Rennen! Ich hätte doch auf Pufferl . . . Ich war verrückt! Was wird meine Mutter sagen! Den Abschiedsbrief habe ich schon geschrieben! In der Zeitung wird es auch stehen! Mein Name zum erstenmal. ‚Blitzkerl‘ bleibt zurück, die Bestie! Schuft von einem Jockei! Ich bin noch so jung. Aber ich muß! Was ist das? ‚Blitzkerl‘ kommt vor! Jetzt . . . er ist Erster! Lieber Gott! Mir scheint, ich spreche laut! Die Leute schauen auf mich! Gerettet! Ich kriege sechstausend Gulden. Ich ersege das Geld! Ich kündige

dem Chef! Ich mache mir ein Geschäft auf. Ich heirate die Mizzi. Jetzt können wir Kinder haben! Bligkerl — den Namen werde ich mir merken. Gesegnet sei mein Einfall! Es gibt doch einen Gott! Jetzt weiß ich es bestimmt! Hurra das Derby!"



Redaktionsbecke

Ich erhielt folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Doktor,

ich habe am 25. Mai a. c. an den Herausgeber der „Schaubühne“, Herrn Siegfried Jacobsohn, eine kleine Arbeit zu Ibsens Tode geschickt, die mit den Worten schließt:

„Darum sind wir im Tiefsten traurig: weil wir ahnen, daß an diesem Todestage unsere Zeit kleiner geworden ist, und daß es eine Lust weniger bedeutet, in ihr zu leben.“

Am 27. Mai brachte mir der Postbote diese Arbeit zurück. Ein vom 26. Mai datierter Brief lag bei. Herr Jacobsohn teilt mir darin mit, daß ich mit meinem Artikel um einen Tag zu spät gekommen sei, und fährt fort:

„. . . ich hatte schon geprosat. Dabei ist sehr fatal, daß sich Ihr Schluß mit meinem Schluß berührt. Ich werde zum mindesten versuchen, ihn zu ändern.“

Der am 31. Mai in der „Schaubühne“ veröffentlichte Ibsenartikel Jacobsohns, den ich am 30. Mai früh zugesandt bekam, schließt:

„Am offenen Sarge ziemt es zu verstummen und im Innersten zu fühlen, daß unsere Zeit ärmer geworden ist und daß es eine Lust weniger bedeutet, in ihr zu leben.“

Ich überlasse es Ihnen, von diesen Angaben jeden Ihnen im öffentlichen Interesse nützlich scheinenden Gebrauch zu machen.

Bestens grüßend Ihr stets ergebener

Dr. Otto Eugendhat.

Soden a. T., am 14. Juni 1906.

Als Publizist glaube ich zur Veröffentlichung dieses Schreibens verpflichtet zu sein. Ehe ich es in Satz gab, arrangierte ich auf besonderen Wunsch Herrn Dr. Zughats eine Besprechung zwischen Herrn Jacobsohn und mir, um ihn von unserm Vorhaben zu unterrichten. Herr Jacobsohn versicherte mir, daß er imstande sei, durch blündige Zeugnisse nachzuweisen, daß sein Nachruf bereits vor Empfang des Zughatschen Manuskriptes abgefaßt war. Da Herr Jacobsohn es indes ablehnte, die Zeugen namhaft zu machen, kommen wir um die Publikation der Angelegenheit nicht herum, da wir eine Klärung für dringend notwendig halten.



Das „Zwiesgespräch über Th. Th. Heine“ von Arthur Köhler, das ich in Nr. 36 der „Funken“ veröffentlichte, brachte eine Reihe von Daten über das Leben des Künstlers, die in eine Anzahl von Tageszeitungen übernommen wurden. Herr Heine fühlte sich veranlaßt, gegen die Richtigkeit der von Köhler gemachten Angaben zu protestieren. Er tat das nicht, wie man von seiner guten Erziehung hätte erwarten sollen, in einer Zuschrift an Herrn Köhler, der ihm den Aufsatz Ende April d. J., also mehr als einen Monat vor unserm Abdruck, zusandte; auch nicht in einer Zuschrift an mich, unter dessen Verantwortung der Artikel erschienen war, sondern in einer Berichtigung, die er an die nachdruckenden Zeitungen, erst das „Leipziger Tageblatt“, dann die „Frankfurter Zeitung“ sandte. Im „Leipziger Tageblatt“ hat Herr Köhler bereits eine Antwort gegeben; auf meinen Wunsch hat er mir indes alles für den Fall in Betracht kommende Material zur Verfügung gestellt, so daß ich auf dieser Grundlage den Lesern der „Funken“ und Herrn Heine folgendes vortragen kann.

Die erste Hälfte von Heines Notiz lautet: „Gestern haben Sie in Ihrem geschätzten Blatte aus einer Berliner Zeitschrift einige Notizen über mich wiedergegeben, die der Wahrheit durchaus nicht entsprechen. Was dort Falsches und Unsinniges über meinen Studiengang erzählt ist, will ich unwidersprochen lassen, sonst müßte ich fast jedes Wort berichtigen. Aber sehr energisch möchte ich mich dagegen verwahren, daß dort Unwahrheiten über meinen Vater gesagt werden. Die Behauptung, daß mir mein Vater ‚den Wechsel gesperrt‘ habe und daß dieses der Grund sei, weshalb ich Karikaturen zeichne, ist so unsinnig, daß sie kaum einer Widerlegung bedarf.“ Obwohl Herr Köhler seine Darstellung auf Mitteilungen basiert hat, die er in persönlichem Verkehr von Thibon, Wille und Caspari erhielt, ist doch ohne weiteres zuzugeben, daß Heine selbst unzweifelhaft seinen Lebensgang am besten kennen muß. Wenn er also die mitgeteilten Tatsachen als

falsch bezeichnet, so müssen wir ihm glauben; obgleich das ungeheure sittliche Pathos, mit dem er die Beschuldigung gegen seinen Vater, der ihm den Wechsel gesperrt habe, zurückweist, dem Zeichner der „Bilder aus dem Familienleben“ merkwürdig ansteht und einem kaffeesächsischen Gemüte alle Ehre machen würde. Wie aber: wenn Heine so großen Wert auf die Richtigstellung dieser Angaben legt, warum hat er in aller Welt nicht protestiert gegen die Darstellung seines Lebenslaufes, die Julius Meyer-Gräfe im 2. Bande seiner „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“ gibt? in einem standard work, das Heine gewiß nicht unbekannt sein dürfte, und das bereits 1904 erschienen ist?

Dort heißt es auf Seite 713, 714 wörtlich:

„Dieser in München lebende Leipziger gab die erste Frucht des Dualismus. Ein neudeutsches Gemüt, kühl bis ins Herz hinein, das sich dem Studium der Kulturreste des Südens und der schnell gewachsenen Stützen des neuen Regimes des Nordens mit gleicher Liebe ergab. Er war, so scheint es, für die Situation geboren. Auf einer Bleistiftzeichnung aus dem Jahre 1884 entdeckten ein paar Stromer am kühlen Morgen einen Kollegen an dem Ast eines Baumes baumelnd. Das Femininum der beschaulichen Gruppe hat sich darüber vor Verwunderung auf die Erde gesetzt. „Ein Wiedersehen“ lautet die Legende. Heine war damals noch nicht siebenzehn Jahre und studierte in Düsseldorf bei dem Historienmaler Jansen. Damals hieß es nach dem Gipsmodell zeichnen, bis man schwarz wurde. Herzensergüsse wie die Stromer waren die Erholung. Mit einem Hermetkopf schlug er sich ein halbes Jahr herum. Eines Tages bekam er die Sache satt, jerriff die Zeichnung und empfahl sich nach München. Hier stand damals auf der Akademie noch die Dunkelmalerei in Blüte. Als man Heine in das luftdicht verschlossene Atelier nötigen wollte, in das der eine bekannte Sonnenstrahl durch die wohl applizierte Spalte drang, fand er die Düsseldorfer immer noch besser, kehrte reumütig zurück und empfing aus der Hand des Professors die gestickte Hermetzeichnung mit dem freundlichen Ersuchen, sie fertig zu machen. Fast sechs Jahre mit Unterbrechungen blieb Heine in dieser Pflege, und die trockenen Rezepte haben ihm, so schlecht sie damals schmeckten, offenbar die gute Grundlage gegeben, die dem Zeichner nachher wohl zusatten kam.

„Natürlich wollte er Maler werden. . . . Heine konnte den Beruf handgreiflicher als die meisten seiner Kameraden rechtfertigen. Auf dem Boden des Ateliergebäudes in der Theresienstraße Münchens gibt es aus dem Jahre 1886 datierte Landschaften und Interieurs, die nicht schlechter sind, als viele Bilder der Neuen Pinakothek, flott gemalt, mit flottten Farben. Als er 1889 nach München kam, hatte man gerade den Pleinairismus entdeckt. Heine machte mit und wäre vermutlich sein Leben lang einer der vielen geblieben, wenn sein Vater nicht eines Tages den Wechsel gesperrt und damit den Jungen genötigt hätte, seine Laufbahn zu beschleunigen. Um Geld zu verdienen, gab er sich ans Illustrieren.“

Also sogar die Geschichte vom gesperrten Wechsel ist hier zu finden; nur mit dem kleinen Unterschied, daß Meyer-Gräfe sie als feststehende Tatsache berichtet, während Rößler sie („soll, wie man uns sagt“) unter Vorbehalt wiedergibt. Hat sich Herr Heine vielleicht an Meyer-Gräfe nicht herangewagt? Glaubt er vielleicht, gegenüber Rößler eher auf eine billige Weise polemische Vorbeeren ernten zu können? Glaubt er diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er Rößlers Worte fälscht? Rößler hat keineswegs behauptet, daß Heine infolge des gesperrten Wechsels begonnen habe, Karikaturen zu zeichnen, sondern, daß er begonnen habe, zu illustrieren; er berichtet ausdrücklich, daß bereits dem Siebzehnjährigen Karikaturen gelangen: in angeführter Übereinstimmung mit Meyer-Gräfe, der von einem „noch nicht Siebzehnjährigen“ spricht.

Vielleicht hat Heine aber — seiner sonstigen Fähigkeiten unbeschadet — nicht gelernt, richtig zu lesen. Er fährt fort: „Der Verfasser dieses Zeitungsartikels ist ein Wiener Kunsthändler namens Rößler, den ich schon vor Jahren einmal öffentlich festnageln mußte. Damals hatte er vorgegeben, mich interviewt zu haben, obgleich ich ihn niemals gesehen hatte. Seine Erzählungen waren frei erfunden.“ Auf meine Bitte reichte mir Herr Rößler die beiden Arbeiten ein, in denen er sich bereits mit Heine befaßt hatte. Die eine erschien vor ca. 7 Jahren in der Tändlerischen Korrespondenz, die andre, ein wenig modifizierte, am 17. Januar 1903 in der „Wiener Morgenzeitung“; beide behandeln die Simplicissimuszeichner und widmen Heine nur einen — den ersten — Abschnitt. Ich konstatiere, daß in beiden Arbeiten, namentlich in der zweiten, von Heines Benehmen gegenüber Interviewern gesprochen ist, daß jedoch in keiner die Behauptung enthalten ist, Rößler habe Heine interviewt. Von einer „öffentlichen Festnagelung“ ist Herrn Rößler denn auch nichts bekannt geworden: es sei dem, daß er darunter einen an Herrn Tändler gerichteten Brief versteht, in dem er, wie R. mir schreibt, „einige Stellen berichtigen zu müssen glaubte“. Nur die diesbezügliche Mitteilung kam Herrn Rößler von Tändler zu.

Heine schließt seine Entgegnung: „Er (R.) hat mich später um Entschuldigung gebeten, scheint sich aber trotzdem nicht gebessert zu haben.“ Herr Rößler erklärt Heines Behauptung für unwahr. Auf eine, ausdrücklich von mir an ihn gerichtete Anfrage, ob hier ein Mißverständnis Heines vorliegen könne, erklärt mir Herr Rößler, daß ein solches absolut ausgeschlossen sei.

Ich hatte mir vorgenommen, vor der Publizierung dieser Zeilen sie Herrn Heine zu unterbreiten, habe aber nach sorgfältiger Überlegung davon Abstand genommen. Die Art, wie Heine seine Notiz abgefaßt und veröffentlicht hat, bewies mir doch, daß es ihm weniger um Tatsachen, als um Stimmungsmache zu tun war. Auf einen groben Klotz aber gehört ein grober Keil.

Diese Nummer geht Herrn Heine eingeschrieben zu. Ich bin nun neugierig, ob er polemisieren wird gegen — Meyer-Gräfe; noch neugieriger, ob

er dabei den bezidierten Ton riskieren wird, den er gegen Herrn Abhler anzuschlagen für gut fand und zu dem unter den obwaltenden Umständen auch der anständigste und auf die anständigste Art erworbene Ruf nicht berechtigt.



Damit es nicht einer meiner Leser zu entdecken braucht, konstatiere ich an dieser Stelle selbst, daß sich meine und Eduard Goldbecks in seinem heutigen Artikel vorgetragene Ansichten über die Macht und die Zukunft der Duma nicht decken. (Wie ich eben aus einem Bericht über die Berliner Protestversammlung gegen die Pogroms sehe, teilt auch Professor v. Liszt meine Auffassung.) Ich halte die Verschiedenheit unsrer Ansichten für keinen Nachteil, zumal ich selbst bei der Lektüre des Goldbeckschen Aufsatzes reichen Gewinn hatte: denn ich fand hier zum ersten Male ehrlich und mit psychologischer Schärfe dargestellt, wie der selbständige, von Masse- und Parteinteressen nicht getriebene Intellekt auf die Bialystocker Grenel reagiert.



Der junge Mann, den das „Berliner Tageblatt“ seinem alten Herrn Dernburg als Adjutanten nach England mitgegeben hat, um die Reportage ohne geistige Butat (die geistige Auspölkung bleibt dem Greise vorbehalten) zu erledigen, berichtet mit warmen Worten über den Aufenthalt der deutschen Journalisten in Stratford am Avon. Da mag manches goldne Wort gefallen sein. Zitieren möchte ich aber nur eins.

„Es war der größte Augenblick meines Lebens, an dieser dem Genius geweihten Stelle zu stehen“ — sprach Paul Lindau. Nun: er muß es wissen. Aber so sprechen kann nur einer, der von sich, seinem Leben, seinen Werken, seinem Selbst nichts hält. Jeder Mensch, an dem etwas ist, findet seinen Höhepunkt in eigener Sache, nicht an Reminiszenzen an andre, mögen sie auch erdrückend groß sein. Sollten die anwesenden deutschen Journalisten mit Lindau geföhlt haben, dann möchte ich nicht behaupten, daß Deutschland seine geistige Elite über den Kanal geschickt hat.



Der berechtigte Stolz der Großstadtschulmeister nimmt imponierende Dimensionen an.

Im „Schulblatt der Provinz Sachsen“ schreibt einer: „Diese feine Besserstellung (gegenüber dem Landlehrer) erfüllt ihn (den Großstadtlehrer) mit berechtigter Genugtuung, vielleicht auch mit dem Gefühl des Stolzes gegenüber dem, den er in geringeren Verhältnissen weiß. O ja, das ist so, und man kann es dem Großstadtlehrer nicht übelnehmen, wenn er von sich etwas besser denkt als von andern. Er hat im allgemeinen bessere Zeugnisse usw. — was Wunder, wenn er den Kollegen der einfacheren Verhältnisse mit etwas gemessenem Lächeln und spizen Fingern begrüßt und behandelt.“

Solche Heldengestalten können natürlich auch nicht in Straßen, deren Name nicht exquisit klingt, wohnen. Darum plädiert ein Lehrer W. D., der in der Ackerstraße gemietet hat, im „Lokalanzeiger“ dafür, „einer Straße im Zentrum der Metropole den wenig intelligenten Namen ‚Acker‘ zu nehmen.“ Ich würde raten, diesen Herrn und gleichgestimmte Kollegen in einer bestimmten Straße anzustudeln, die dann den Namen „Brettstraße“ oder „Hornstraße“ tragen könnte.



Es war nicht nötig, mich auf die besondere Geeignetheit des von Zanderschen Prozesses als Thema eines Leitartikels aufmerksam zu machen, wie es von verschiedenen Seiten geschehen ist. Indes scheint es notwendig, den Ausgang des Prozesses abzuwarten. Da der Sitz der Redaktion Berlin, der Ort des Drucks unserer Zeitschrift aber Leipzig ist, müssen wir die Redaktion jeder Nummer stets eine Woche vor ihrer Ausgabe schließen. Demgemäß ist eine Behandlung des Prozesses in dieser Nummer nicht möglich, selbst wenn er nur noch einige Tage dauern sollte.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: R. Rief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Rosberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich u. unentbehr. Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner versäume solchen umsonst und franko zu verlangen.
Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

Um unserem Blatte neue Freunde zuzuführen, haben wir uns entschlossen, einige Jahrgänge 1905 unserer Zeitschrift (24 Hefte) zum Vorzugspreise von III. 6.— statt III. 12.— abzugeben.

Reichster Lesestoff, der Jahrgang enthält Beiträge von: **Marcel Prévost, A. Ch. Swinburne, Anatole France, Pierre Loti, Jules Lemaitre, Georges Rodenbach, Gabriele d'Annunzio, Anton Tschechow, Selma Lagerlöf** usw.

Da die Vorräte jedenfalls sehr bald vergriffen sein werden, so bitten wir um recht baldige Bestellung.

Dr. Demcker

Verlag von „Aus fremden Zungen“
 Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 126.

Prospekte in jeder Anzahl stehen den Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Zeitungs-Nachrichten

In Original-Ausschnitten
 über Politik, Handel, Industrie,
 Kunst und Wissenschaft, sowie
 über alle sonstigen Themata
 liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
 BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw.
 gratis und franko.



PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
 besonders für den Photo-Sport im Winter u. für **Weihnachten**
 in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
 die Zusendung erfolgt franco und kostenfrei!

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

|| Binnen 14 Tagen machte sich der Druck von ||
===== 7 Auflagen nötig! ===== ||

Der St. Petersburger Herold schreibt:

Wie der Leser sieht, entwickelt Goldbeck seine Gedanken in einer ungemein logischen und das Interesse auch des großen Publikums fesselnden Weise. Ebenso interessant weiß Goldbeck auch über die Politik der deutschen Regierung zu sprechen und zu — kritisieren. Nicht ohne Berechtigung konstatiert er, daß Deutschland seit dem Rücktritt des eisernen Kanzlers im Räte der Völker eine große Einbuße an Autorität erlitten habe. Bei der Erörterung dieser Tatsache könne er den Kaiser nicht „aus der Debatte lassen“, da er im Vordergrund der Bühne stehe. Er müsse ihm wieder aus Herz legen, sein stürmisches Temperament zu zügeln, die konstitutionellen Formen innezuhalten und die Tragweite seiner Äußerungen und Handlungen reiflich zu überlegen. An Rückschlägen habe es während seiner Regierung nicht gefehlt und die herrlichen Tage, denen der Markgraf von Brandenburg entgegenführen wollte, seien noch immer nicht erschienen. Von den Vertrauensmännern des Kaisers aber müssen wir, schreibt Goldbeck, fordern, daß sie dem Kaiser die Wahrheit sagen, la vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Ohne Rücksicht auf seine Unnade. Ohne Rücksicht auf die eigene Karriere. Ein Telegramm wie das an Graf Soluchowski wäre unmöglich, wenn der Kaiser ausreichend informiert würde. Ein General erzählte mir einmal von einer Spezialaudienz, in der er befohlen war. Zwei Flügeladjutanten empfingen ihn, und der eine sagte ihm, wo Se. Majestät hereintreten würde, und wies ihm seinen Platz an. „Aber ich bitte Sie“, unterbrach der andere, „wie können Sie den Herrn General so postieren? Wenn der Herr General so steht, muß Se. Majestät ins Licht sehen und dann ist er ungeduldig.“ *Verò, non trovato.* Also die Räte der Krone müssen dem Monarchen behilflich sein, daß er ins Licht sehen lerne!

Leipzig.

Friedrich Rothbarth

Verlagsbuchhandlung.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt fest und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Kothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und witzigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Buchs darstelle, ist wertgrädig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS

The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfehl't seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zeit- u. portefreier Versand n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich u. unentbehrlich Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc., etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner verläumt solchen umsonst und franko zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnement und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange • Mainz

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 1/2 in. by 4 in., and 2 ds. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3 - net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|--|---|
| <p>Evelyn's Diary. Lamb's Works. The Vision of Dante. Peacock's Novels. Boxwell's Life of Dr. Johnson, 2 Vols. Hawthorne's New England Romances. Tennyson's Poems. Poems of Wordsworth. The Shorter Works of Walter Savage Landor. Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets. Autobiography of Beethoven Cellini. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Homer's Iliad. Translated by George Chapman. Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. The Novels of Laurence Sterne. Plays and Poems of Christopher Marlowe. The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.</p> | <p>Letters of Horace Walpole. The Ingoldsby Legends. Mrs. Browning's Poems, 2 Vols. Shakespeare, 3 Vols. Milton's Poems. Burns' Poems. Don Quixote. Bacon's Works. Shelley's Poems. Pepys' Diary.</p> |
|--|---|

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davy.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcombe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomplin.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Mrs. Alexander.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Kanody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELICO. By Edgcombe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:
GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:
LE FIGARO est outfit de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés. Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange & Mainz

Garda-See

der schönsten und größten der italienischen Seen. a

Eisenbahnlinie:
Malland-Venedig

Malland-Desenzano
2 Stunden

Venedig-Desenzano
3 Stunden

FUNKEN

41
12. JULI
20PF

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Schimpffreiheit | 1265 |
| Der Tempel des Innern / von Paul Scheerbart | 1270 |
| Der Befund / von Roda Roda | 1280 |
| Die Liebhaber Katharinas II. / von Carrn Brachvogel | 1283 |
| Redaktionsecke | 1290 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratennahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, andergeweißer Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Werkst. Halensee, Vornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

41. Heft.

Schimpffreiheit

Die Besprechung des Budgetprovisoriums im österreichischen Abgeordnetenhaus brachte eine wahrhaft herzerfrischende Explosion der Gemüter, als der Abgeordnete Tro gegen den Bürgermeister von Gablonz losging, der beim Kaiserbesuch alle Bezeichnungen des Bismarckplatzes hatte entfernen lassen. Tro, Malik, Stein und Schönerner belegten die Schuldigen und ihre Tat mit folgenden saftigen Bezeichnungen: Schandkerle; Bestien; Kanakillen; Schufte; Hunde; byzantinische Kreaturen; Hundsgesindel, verdamntes, niederträchtiges; elende Bagage; national entartete Gesellen, die angeblich von einer deutschen Mutter geboren wurden und deutsche Namen tragen; — Skandal; Schurkerei; lausbübische Tat; elende, erbärmliche, niederträchtige, ehrlose Tat. Die Sozialdemokraten erhielten separat bei dieser Gelegenheit die Titulaturen: Volksverräter; rote Hunde; rote Schufte; Ehrabschneider; rote Gaunerbande; Strizzi; Diebskommunisten; anarchistische Franz-Josefsritter. Anführen möchte ich auch noch den Rat Schönerner's: „Die Kerle sollte man in die Jauchgrube werfen, damit sie davon stinken!“ — denn er ist so konkret, daß man ihn beinahe dichterisch nennen könnte.

Den politischen Wert oder Unwert solcher Kraftausdrücke ganz beiseite gesetzt: das eine wird man wohl zugeben, daß sie dem, der sich ihrer bedient, ein ungeheures Vergnügen machen. Nach solch elementarer Explosion klopft das Herz stark und stolz unter der weißen Weste. Der Grimm ist dahin, man wird wieder zufrieden. Der zufriedene Mensch aber ist nimmermehr fürchterlich; gefährlich ist vielmehr die schweigende, verbissne Wut. In Oesterreich erlangt man mit dem Abgeordnetenmandat vollkommene Vellfreiheit; mir scheint, dieser Brauch ist weise. Ich bin sehr für Wahrung guter Formen; aber ich bin durch vielfältige Erfahrung im Dasein zu der Erkenntnis gekommen, daß der Prolet, der in den meisten Menschen steckt, nicht ersticht werden kann. Lasse man ihn also sich austoben! Auch da, wo keine Abgeordnetenimmunität vor Strafe schützt. Man kann sich Proleten ja persönlich vom Halse halten; was sie in der Ferne tun, bleibt dann gänzlich gleichgültig.

Es wäre sehr zu wünschen, daß sich unser Strafrecht diese Erwägung zu eigen macht. Da rede ich ohne jeden Egoismus. Ich persönlich habe kein Bedürfnis, zu schimpfen; ich glaube, daß man alles, was man etwa auf dem Herzen hat, in einer Manier ausdrücken kann, die nach heutigen Gesetzen straffrei bleibt, und würde mir also nichts, auch nicht das geringste, darauf einbilden, wenn mich der Staatsanwalt einmal langte. Eine Bestrafung wegen Majestätsbeleidigung würde in mir nicht das Bewußtsein zeitigen, daß ich ein Märtyrer der Wahrheit sei, sondern die weit weniger schmeichelhafte Erkenntnis, eine stilistische Entgleisung begangen zu haben. Aber die Aufgaben der Menschen sind verschieden; was mir Pflicht ist, ist nicht Pflicht eines Maurers, Pferdetränkers oder Vierphilisters; er ist, weil seine Beschäftigung ganz wo anders hin tendiert, weder befähigt noch moralisch genötigt, nach einem manierlichen Ausdruck elementarischer Gefühle zu suchen. Wenn er sich also gröblich entläßt, so ist das zum mindesten verzeihlich, und wenn kein unmittelbarer Schade dadurch angerichtet wird, liegt jedenfalls kein dringendes öffentliches Interesse vor, ihn strafrechtlich zu verfolgen. Es wäre also wirklich kein Unglück,

wenn man die heute zu Recht bestehenden Maulkorbgesetze erhöbe, zumal es notorisch ist, daß Verbote geradezu reizen.

Der Regierungsrat Kolb erzählt in seinem Buche „Als Arbeiter in Amerika“, daß das Thema von der Zunahme der Majestätsbeleidigungsprozesse in Deutschland unter den amerikanischen Arbeitern stets auf besonderes Interesse stieß. Man empfand es geradezu als ein Glück, daß die Union ähnliche Gesetze nicht kennt. „Freue dich, Kerl, daß du hier bist,“ sagte man dem Verfasser immer wieder; „hier darfst du ungeniert sagen: Der Präsident der Vereinigten Staaten kann mich —!“ Aber es fiel keinem einzigen ein, den Satz im Ernste auszusprechen; selbst die anarchistische Chicagoer Arbeiterzeitung führt, nach Kolbs Zeugnis, eine relativ gemäßigte Sprache. Natürlich. Das Bewußtsein, flegelhaft sein zu dürfen, genügt meistens und tötet das Bedürfnis, flegelhaft zu sein. Will man durchaus eine Strafe auf rüdiges Benehmen setzen, dann gäbe es fruchtbarere Anlässe, als eine öde Ruppigkeit gegen den nicht anwesenden Herrscher zu ahnden; man könnte dann etwa die Proleten, die durch eifriges Gebrüll den einsamsten Wald verhunzen, oder die Ferkel, die vom Podium eines Animierkabarets herab allnächtlich die Kunst diskretieren, auf einige Zeit ins Kittchen sperren. Aber auf höchste Herrschaften soll man die Leute ruhig schimpfen lassen, wenn sie's durchaus nicht unterlassen können; das veretelt niemandem das Dasein und richtet nun und nimmermehr Schaden an. Den aber, den's zunächst angeht, erreichen ja Anpöbelungen gar nicht. Sollte er sich wirklich einmal getroffen fühlen, so wäre es ihm gewiß ein leichtes, selbst den Antrag zu einer Verdonnerung des Übeltäters zu stellen. Es ist nicht anzunehmen, daß sich dieser Fall oft ereignen würde.

Fast noch sinnloser als die Bestrafung der Majestätsbeleidigung ist die der Gotteslästerung. Es ist ein alter Rechtsgrundsatz, daß niemand wegen desselben Vergehens zweimal bestraft werden soll, und es heißt der Allmacht Gottes naseweis ins Handwerk pfuschen, wenn man ihm die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten eifrig abzunehmen trachtet. Daß, wie von liberaler Seite mehrfach behauptet wurde, durch den

Gotteslästerungsparagraphen die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Aussprache beeinträchtigt werden könnte, glaube ich ja nun nicht. Ich fände es höchst geschmacklos, wenn ein Vertreter der gebildeten Stände den lieben Gott, der ihm doch nichts getan hat, mit frechen Redensarten bedächte; ich glaube, daß der, der sich so etwas leistet, zum mindesten recht unreif sein muß und also überhaupt besser täte, zu schweigen, da man von ihm Neues oder Beträchtliches doch niemals erfahren wird. Geschmacklosigkeit und Unreife aber sind, mögen sie auch unausstehlich sein, jedenfalls straffrei; man braucht zugunsten des lieben Gotts keine Ausnahme zu machen.

Was dem lieben Gott aber recht ist, ist der Kirche und ihren Einrichtungen billig. Daß sie sich überhaupt schützen läßt, ist jedenfalls nicht gerade tapfer. Während sich die Apostel und Märtyrer buchstäblich schinden ließen, so hat sich die Kirche jetzt ein Fell zugelegt, dessen Empfindlichkeit erstaunlich ist. Man soll es nicht einmal mit einem durchaus harmlosen Erdkloß bewerfen. Ich stehe nicht auf seiten Bachsteins; der Mann mißfällt mir gründlich. Der ganze Inhalt des Vortrags, der ihn nun bald zum siebenten Male vor Gericht führen wird, zeigt jenen billigen Bekennernut, der Gesinnung anstelle der Intelligenz setzt. Man darf als gebildeter Mann keinen so kümmerlichen Vokabelschatz haben, daß man, um sich zu expektorieren, zu gröblich verlegenden Ausdrücken zu greifen gezwungen ist. Aber das Prinzip, das ihn unter Anklage zu stellen zwingt, ist falsch. Ich halte etwa einen Poeten, der an der Sprache und dem Rhythmus sündigt, für viel strafbarer, als einen Pastor, der aus Stillsnot zu allzu dicken Ausdrücken greift. Aber leider gibt es keine Handhabe, um Versündigungen gegen den Geschmack vor Gericht zu ziehen, und daß man hier der Kirche, die für das heutige kulturelle Leben einen positiven Wert nicht hat, eine Extrawurst bratet, dünkt mich weder logisch, noch zweckmäßig.

Soweit decken sich meine Forderungen also durchaus mit den Forderungen derer, die sich liberal nennen; nur, scheint mir, sind meine Gründe andere. Aber eben aus den Gründen heraus, die ich vertrete, ergeben sich Forderungen, die von

der linksstehenden Presse schwerlich geteilt werden dürfen. Es ist zum Beispiel ein ständiger Jammer der Freisinnigen, daß der tüchtige Graf Pückler seine Hezreden nahezu ungestraft halten darf; da fordern sie, die sich sonst gegen Maulkorbgesetze gewaltig sperren, plötzlich rigorose Strafen. Ich meine, ebensowenig wie ein Potentat, ein Gott oder eine kirchliche Konfession, kann eine Masse von Schmähungen erreicht werden. Ich kenne persönlich recht genau einen Herrn, der einstmal fanatisch auf die Juden schimpfte; jetzt lächelt er, wenn die Rede auf dieses Thema kommt. Wenn ich mir den Fall überlege und etwa annehme, es hätte ein Paragraph existiert, der die Bestrafung der Betreffenden ermöglichte und herbeiführte: wer weiß, ob ihm die Erkenntnis der verhältnismäßigen Unreife, die in seinem Gehaben dazumal lag, je zu Bewußtsein gekommen wäre. Wenn, wie es tatsächlich der Fall ist, der fanatische Antisemitismus bei uns in den Hintergrund gedrängt ist, so verdanken das die Juden jedenfalls der Tatsache, daß er nahezu keine Märtyrer machte. Schimpfen macht Freude, das ist wahr; aber der Reiz verblaßt doch einmal, wenn der Betätigung des Mundwerks keine Schranken gesetzt werden. Was muß das für ein unbegabter oder grüner Patron sein, der da unablässig brüllt: „Alle Juden sind Schweinehunde!“ Soll man eine Dummheit strafen? Gerade die Eigenschaft, die man doch als Zoon politikon sonst so sehr zu schätzen weiß!

Sollte nun aber einer kommen und behaupten: „Seien die Prinzipien, nach denen du derartige Schimpfausbrüche betrachtest, welche sie wollen: Schaden muß dieses planmäßige Bewerfen von Dingen, die vielen Menschen teuer sind, schließlich doch“ — so weiß ich eine sehr gute Antwort, die, glaube ich, schlagend ist. Ich werde etwa folgendes erwidern:

Es gibt in der Welt nichts, was so mit Schmähungen überhäuft worden ist, wie das Neue. Man hat Verkünder neuer Lehren, Finder neuer ästhetischer Werte, Entdecker neuer sozialer Probleme mit Schlamm überhäuft. Lange Jahre hindurch war die Sozialdemokratie geradezu vogelfrei; auch die unbegabteste Staatsstütze durfte sie besprudeln, wie es ihr gerade paßte. Kein Schimpfen hat je etwas aufgehalten, daß

— an den Maßstäben der Zeit gemessen — eine innere Berechtigung hatte oder ein Bedürfnis war. Sollte auf eine Periode der Schmähungen der geschmähte Gegenstand untergehen: müßte man annehmen, daß die Beschimpfungen nicht der Grund des Untergangs, sondern die Haltlosigkeit des Gegenstands der Grund der Beschimpfungen war.

Ich appelliere also an die tadelffreie Gesinnung der wahrhaften Patrioten und wahrhaft Frommen, die ihre Ideale für unvergänglich halten, und fordere sie heraus zu der runden und netten Erklärung, daß eine noch so wüste Beschimpfung deren ehernen Bestand nicht zu erschüttern vermag. Lassen sie sich dazu herbei, dann wird es ihnen ein leichtes sein, auch die Aufhebung der Maulkorbgesetze zu befürworten, die zwar für die Mehrzahl der Gebildeten nicht übermäßig drückend sind, in den Herzen der weniger Intelligenten aber eine bittere und gefährliche Gärung erzeugen können; eine Gärung, die sofort verschwände, wenn dem deutschen Volke endlich das angenehme und ungefährliche Recht der unbegrenzten Schimpffreiheit verliehen würde.



Der Tempel des Innern / von Paul Scheerbart

Der Neger brachte die Früchte. Und der Herr Lorenz sagte leise: „Bring auch die Zigarren.“ Und lautlos ging der Neger über die dicken indischen Teppiche und verschwand hinter den dunkelvioletten Portieren.

Der Kapitän Schwarz, der heute der Gast des Herrn Lorenz war und ihm gegenüber saß, löste die Schale von einer Aprikose und sah sich lächelnd das blaue Meer an. Der Neger brachte die Zigarren. Und der Herr Lorenz suchte sich eine von den Zigarren aus; das Suchen ging nicht so schnell. Der Neger brachte währenddem die brennende Wachskerze, die silbernen Aschbecher und den silbernen Spitzenabschneider. Lautlos stellte der Neger noch zwei silberne Vasen mit dunkelroten Rosen auf den Tisch. Der Neger

trug weite gelbseidene Kleider, und sein hellgrüner Gürtel mit den silbernen Schnallen zog immer wieder die Blicke des Kapitäns auf sich. Der Kapitän aß aber ruhig seine Aprikose und danach noch ein paar Brombeeren, die auf einem feingeschnittenen Holzsteller lagen.

Währenddem steckte sich der Herr Lorenz seine Zigarre an und gab dem Neger einen Wink. Und der Neger eilte wieder lautlos davon und brachte dann den Kaffee. Der Herr Lorenz blickte jetzt auch hinaus aufs blaue Meer und sagte plötzlich ganz leise: „Sieh da! Ein Seehund!“

Der Kapitän ließ eine Brombeere auf das weiße Tisch Tuch fallen und rief lebhaft: „Wo denn? Wo denn?“

„Er ist schon wieder fort!“ erwiderte der Herr des Hauses. „Der Hund lag auf dem erratischen Block, der da wie eine Halbkugel aus dem Wasser hervorragte. Der Block ist viel größer als die andern; vor zwanzig Jahren hättest du neben ihm zwanzig ähnliche sehen können — alle kugelförmig wie die Erde. Sie sind alle bis auf diesen einen bei meinen Bauten verwertet; mit solchem Steinmaterial kann man schon was bauen.“ Und sie tranken schweigend ihren Kaffee.

Danach mußte der Neger die Liköre bringen — in köstlichen Kristallflaschen. Und da wurden die beiden Freunde wieder lebhafter. Der Kapitän rauchte jetzt auch und erzählte von seinen Reisen; er war lange Zeit in Südamerika, in China und in der Südsee gewesen. Der Herr Lorenz hörte aufmerksam zu, sagte jedoch, als der Kapitän wieder längere Zeit schwieg: „Lieber Karl, jetzt möchte ich dir gerne meine Schätze zeigen. Womit soll ich aber anfangen?“

„Mit dem Besten!“ versetzte der Kapitän rasch. „Mit dem, was dir das Teuerste ist!“ fügte er noch lächelnd hinzu.

Der Herr des Hauses warf hastig seinen Zigarrenstummel in seinen Aschbecher und erhob sich. Der Kapitän erschrak ein wenig, stand auf und legte gleichfalls seine Zigarre fort. Und dann verschwanden die beiden hinter der dunkelvioletten Portiere.

Sie gingen durch drei Zimmer durch und betraten einen schwach erleuchteten Korridor. Der Herr Lorenz schlug hier einen schwarzen Vorhang zurück und schob dahinter eine bauchig geförmte Schiebetür zur Seite. Der Kapitän erstaunte; der Raum, den er mit einem Male vor sich sah, hatte einen hellen, funkelnden Fußboden und schwarze Sammetwände. Der Fußboden war glatt und aus Glas, und das Licht kam aus der Tiefe durch dicke, vielkantig geschliffene Glasklöbe. Die Wände aus schwarzem Sammet bildeten eine hohle Halbkugel. Hinter dem schwarzen Sammet erklang ein leises Geplätscher. Der Kapitän starrte erstaunt in den funkelnden Kristallfußboden hinein und wollte was sagen, doch der Herr des Hauses ging vorsichtig über das erleuchtete spiegelglatte Glasparkett gradaus und öffnete drüben eine zweite Schiebetüre.

Der Kapitän folgte, blieb jedoch in der Mitte des Halbkugel-Zimmers stehen und starrte nochmals ganz erregt in die glänzende Brillantentiefe. Aber

das Geplätscher, das vorhin nur leise das Ohr berührte, klang jetzt so laut, daß der Kapitän doch den Kopf aufhob. Und da sah er durch die zweite Schiebetür in ein Fontänenreich, das in unzähligen Farben glitzerte und wackelte und kimmerte — Springbrunnen, farbig beleuchtet, plätscherten in dem Nebenzimmer.

Der Kapitän ging nun auch vorsichtig in das andre Zimmer hinüber und näherte sich den Springbrunnen und erinnerte sich plötzlich an die Filschuhe, die er anhatte. Der Herr des Hauses, der auch Filschuhe trug, sprach lächelnd: „Jetzt weißt du wohl, warum ich dich bat, die Filschuhe anzuziehen, nicht wahr? Es ist hier außerordentlich glatt. Sieh dich nur vor!“

„Ja — ja — es ist hier sehr glatt!“ stotterte der Kapitän und betrachtete neugierig die bunten Fontänen, deren Farben immerzu sich veränderten. Der Fußboden bestand auch hier aus Glas und wurde wie der erste von unten farbig erleuchtet, so daß die Farbenspiele, die sich unten und oben entfalteten, eine berauschte Wirkung ausüben mußten, der sich selbst der Kapitän nicht gut zu entziehen vermochte; das Geplätscher der Fontänen tat auch das Seinige.

„Wusch dir“, rief der Herr Lorenz heiter, „in diesem Zauberwasser die Hände. Jetzt weißt du auch, warum ich nach dem Essen kein Waschwasser bringen ließ, nicht wahr?“

„Ja — Ja!“ erwiderte der Kapitän, „jetzt weiß ich — warum.“ Und er wusch sich mechanisch die Hände mit einem Stück Rosenseife und sah sich nach einem Handtuch um und fand deren verschiedene in einer Ecke.

Die Springbrunnen plätscherten in mehreren großen Kristallbecken, die genau so wie der Fußboden auch von unten ihr Licht empfingen. Durch das stetig veränderliche Licht der Tiefe erhielten die Fontänen ihr unablässig wechselndes Farbenspiel. Die Decke hatte Tropfsteinform und schien hellgrün bemooft zu sein.

„Komm weiter!“ sagte der Herr Lorenz und stieg ein paar ausgetretene Steinstufen empor und öffnete eine alte rostige Eisentür. Und nun gingen die beiden langsam weiter — durch einen langen Gang, der an die Kellergewölbe alter Klöster erinnerte und nur sparsam von kleinen dunkelroten Öllampen beleuchtet wurde.

„Hans!“ rief Karl Schwarz, der Kapitän, „mit wird hier ganz unheimlich!“

„Warum?“ gab Hans Lorenz, der Hausherr, zurück. „Sind meine Springbrunnen nicht entzückend? Sie springen doch in allen möglichen Winkeln und Bogen. Ich habe das Quellwasser, das oben von den Bergen kommt, durch Röhren hier hinunterleiten lassen. Das Wasser fließt, wenn's genug gesprungen hat, ganz regelrecht durch andere Röhren ins Meer. Da ist doch nichts Unheimliches bei.“

Auch in dem langen Kellergange schien der glatte Stein des Fußbodens vielfach ausgetreten zu sein, und an den Wänden saß Schimmel und Moos, so daß alles uralt wirkte. Vom Geplätscher hörten die beiden nichts mehr;

der Gang führte in Schlangenlinien weiter. Und das leise Aufstumpfen der Fitzschuhe machte den Kellergang noch unheimlicher.

Der alte Lorenz ging immer langsamer und sprach, während er oftmals stehen blieb, das Folgende: „Du weißt, lieber Karl, daß ich an Götter glaube. Ich halte die Erde nicht für ein Wesen, das so einfach ist wie ein Mensch oder ein anderes Tier. Wohl bildet die Erde ein Ganzes und ist auch ein einziges Wesen — aber es besteht gleichzeitig auch aus verschiedenen Gottheiten, die wir gleichzeitig auch als Einzelwesen auffassen können. Die Geschichte von der Dreieinigkeit der alten Religionen am Nil und am Euphrat erscheint mir nicht bloß als leeres Spiel. Daß sich die Dreieinigkeit im Christentum und in Indien bis auf unsre Zeit erhielt, gibt doch schon genug zu denken.“ Es raschelte was in der Wand. „Das sind“, fuhr Herr Lorenz fort, „die Röhren mit dem Quellwasser; ich gehe gern durch diesen Höhlengang, er ist dem Innern der Erde ein wenig näher als die anderen Teile meines Hauses. Und ich habe jahrelang danach gestrebt, dem Innern der Erde — nahe zu sein. Und deshalb habe ich mir auch einen Tempel gebaut — meinen Tempel des Innern. Und den will ich dir jetzt zeigen. Es ist das Beste von dem, was ich mein nenne. In meinem Tempel will ich dir Sinnbilder zeigen — von den Gottheiten, die nach meiner Meinung im Erdinnern leben. Auch dort unten in der Tiefe scheint mir eine Art Dreieinigkeit obzuwalten. So wie die Erbrinde aus Land, Meer und Luft besteht — so besteht das Erdinnere aus einem Blutgeist, einem Steingeist und einem Athergeist. Lächle nicht über die Bestimmtheit, mit der ich das sage. Ich habe mich seit Jahren an diese Anschauungsweise gewöhnt, und so hat sie für mich feste Formen gewonnen. Und diesen Formen wollte ich in den Sinnbildern meines Tempels äußere Gestalt verleihen.“

Der Kapitän Karl Schwarz hatte aufmerksam zugehört, und nun standen sie vor einer Ledertüre, die mit kleinen Silbernägeln übernagelt war; die Nägel bildeten ein zierliches Liniengewebe, das weder Anfang noch Ende zeigte. Herr Lorenz öffnete die Ledertüre, und sein Freund sah in einem großen Höhlensaal ein glühendes Ungeheuer, das nach allen Seiten seltsame Glieder ausstreckte — wie gierige Arme. Wie ein Korallenbaum — wie ein roter Polyp — kam dem Kapitän das Ungeheuer vor. Abenteuerlich war's geformt; aus einem schwarzen Steinkohlensintergrunde hob es sich gespensterhaft heraus. Ein brandroter dicker Pelzsteppich bedeckte den Fußboden, und wildgerissene Steinmassen bildeten vor dem Ungeheuer ein niedriges Geländer in Hufeisenform.

Der Herr des Hauses trat mit seinem Freunde näher. Von dem Steingeländer aus konnte man in die Tiefe sehen, aus der das glühende Ungeheuer wie ein Baum herausgewachsen war. „Dieses Geländer“, sagte der Herr Lorenz, „besteht aus vulkanischen Steinen, und da drüben das Sinnbild des gewaltigen Blutgottes besteht aus Glas.“

Der Kapitän sah, daß Dampfwolken in den Glasgliedern des Blutgottes auf- und niederwogten. Die Glasröhren waren rot. Doch es ließen

sich sehr verschiedene Rottöne in den einzelnen Gliedern unterscheiden; oben zeigten die hageren Äste mehr zinnoberrote und rosafarbene Töne, während unten in den breiten, knorrigen Stämmen alles mehr karminrot war. Außerdem schienen in den meisten Röhren noch andere Röhren zu stecken, und diese inneren Röhren schienen immer wieder in anderen roten Farben aufzusammen. Der ganze glühende Polyp bot ein Bild großer innerlicher Bewegung. „Eine elektrisch durchleuchtete Glaskulptur mit Rauchwolken!“ sagte der alte Lorenz.

Der Kapitän lehnte sich über die Brüstung — er konnte die unteren Teile der Skulptur gar nicht ordentlich erkennen — so tief ging's hinunter. Und es kam dem Karl Schwarz so vor, als wenn aus der Tiefe immer neue Glieder herauswüchsen — während andere wieder dunkel wurden. Und oben bildeten die Blutarme plötzlich ein Gesicht mit furchtbaren granatroten Augen; aber das Gesicht wurde gleich wieder zur Frage und verlor dann allmählich alles Gesichtartige. Jetzt trat der Kapitän etwas zurück und sah scharfer nach oben und erblickte abermals ein Gesicht, das viel kleiner war und ganz anders wirkte als das erste — viel weicher. Und die weichen Züge veränderten sich plötzlich — und dann ging ein fortwährendes Zucken durch das rote Blutgesicht, daß der Kapitän einen Schmerz in den Augen empfand und sie schließen mußte.

Der alte Lorenz nahm den Arm seines Freundes und führte ihn zu einem Sessel, der aus roten Schlangen bestand — es war das eine sehr kostspielige japanische Lackarbeit. „Der Gott, dem ich hier ein Sinnbild schuf,“ sprach leise der Herr des Hauses, „ist wohl ein gewaltiger Gott. Auf der Erdrinde ist sicherlich nur eines ihm vergleichbar: das wilde rauschende Meer. Zwar kann ich nicht glauben, daß das Innere der Erde ein einziges Blutmeer ist — das ist eine sehr primitive Anschauung, die die verschiedenartige Wirkung der höheren Temperaturen nicht kompliziert genug nimmt. Aber ich glaube, daß die Blutmassen sich wie Adern durch das Innere des Erdsternes ziehen. Und so entstand die korallenartige Polypengestalt meines Blutgottes. Die vulkanischen Erscheinungen der Erdrinde haben mit dem Blutgotte nach meiner Meinung keinen Zusammenhang. Die Rinde der Erde mit Land, See und Luft muß man sich als ein vom Innern unseres Sterns unabhängiges Schieferwesen vorstellen. So wie sich das Schneckengehäuse von der Schnecke unterscheidet — so — ganz ungefähr — verhält sich das Äußere zum Innern der Erde. Entschuldige, daß ich das alles etwas bestimmt sage. Aber ich bin an das Bestimmte so gewöhnt, da mir in meiner Einsamkeit niemand widersprach.“

Der Kapitän öffnete wieder die Augen und sah seinen Freund unsicher an. Der alte Lorenz trug eine eckig sitzende Ledersjoppe. Ein weißer, schlecht gepflegter Bart hing ihm auf die Brust, und lange weiße Haupthaare hingen ihm bis auf die Schultern herab, so daß der alte Mann gar nicht energisch ausah. Nur die Augen konnten dem Kopf einen andren Ausdruck geben; sie starrten zuweilen so weit aufgerissen ins Leere — und die weißen buschigen Augenbrauen zogen sich dann langsam immer dichter zusammen und gaben

dem Alten einen finstren wilden Zug — daß der Kapitän oft seinen Kopf schüttelte. Der Kapitän trug seine grauen Bart- und Haupthaare kurz und schlicht.

„Jeder Gott“, sprach der Alte wieder, „hat auch seine Neben- und Untergötter. Was in allen Religionen immer wiederkehrt — jenes Streben nach Vermehrung der Gottheiten — das scheint mir auch ganz dem Sachverhalt zu entsprechen. Die Welt ist wohl an die größeren Zahlen gewöhnt. Das Vielfältige ist allen Wesen gewiß was Natürliches. Der Heiligentum im Christentum und die vielen Götter in den indischen Religionen werden wohl ein Daseinsrecht haben. Nur abstrakt denkende Menschen blieben an monistischen Theorien kleben. Und so habe ich neben meinem Göttergott auch dreien seiner Untergötter kleine Tempelhallen erbaut: dem Zerstörungsgott, dem Sehnsuchtsgott und dem Schaffungsgott! Komm weiter!“

Und sie gingen seitwärts durch einen kurzen Hühlenweg zum Tempel des Zerstörungsgottes. Da stürzten aus der Höhe plätschernde Wassermassen auf eine kleinere rote Glasstatue, die ebenfalls von Dampfvolken durchzogen und innerlich erleuchtet wurde. Hier aber war das Rot ganz hell wie bei hellen Korallen. Und dieses helle Rot wurde in ein paar Augenblicke blutrot. Und da sah das Wasser so aus, als wär's Blut. Und die ganze Glasstatue wurde ein furchtbares, blutüberströmtes Gesicht. Und von dem blutüberströmten Gesicht schien das Fleisch immerzu in Fetzen herunterzufallen.

Der Kapitän rief unwillig: „Hans, das ist gräßlich!“

Doch die Statue veränderte sich abermals und wurde leichenfahl und eine unförmliche Masse. Und die Wasser plätscherten dabei so eigentümlich, daß es sich wie fernes Donnern anhörete. Und die unförmliche Masse sah plötzlich wie ein wogendes Chaos von Schwertern, Ägten und Kanonen aus — in den verschiedensten Größen und Formaten erschienen diese Waffen. Und da ähnten die Dampfvolken in den Glasröhren quaaligen Pulverdämpfen.

„Du wirst wohl“, hub der alte Lorenz wieder an, „jene Zustände kennen, in denen wir alles zertrümmern und vernichten möchten. Da genügt uns denn schließlich nicht mehr das Zusammenhauen von einzelnen Lebewesen — wir wollen schließlich ganze Massen — namentlich Menschenmassen entzweischlagen — und in grausamster Weise ins Jenseits befördern.“

„Solche Zustände sind mir völlig unbekannt!“ entgegnete der Kapitän Schwarz mit einem Gesicht, in dem jeder Muskel vor Unwillen zuckte.

Da ging der Lorenz mit dem Schwarz hinaus und auf einer langen Wendeltreppe hinunter. Auch auf der Wendeltreppe waren die Stufen ausgegetreten; statt des Geländers hing an der Mittelseite ein langes Tau wie in alten Kirchtürmen. Und unten kamen sie zum Sehnsuchtsgott.

Hier sprangen die Wasser als Fontänen um eine ganz bunte Glasstatue, die nichts Schreckliches hatte, zumeist in auf- und niedersteigenden Bogen, die zuweilen drollig hüpfen, herum. Diese Statue veränderte sich noch viel mehr als die beiden ersten. Menschlichen Gliedmaßen ähnte hier aber nichts; dem Kapitän kam alles kaleidoskopartig vor. Die Wassermassen und

die Glasgebilde wirkten immer zusammen und bildeten immer wieder neue funkelnde Glut- und Farbenarabesken.

Der alte Lorenz zitterte heftig und setzte sich auf einen alten geschnitzten Holzstuhl und starrte lange Zeit schweigend mit großen, fieberhaft erregten Augen das Sinnbild seines Sehnsuchtsgottes an, der immerzu wieder anders gliserte, glänzte und glühte — oft wie saftige Früchte — und dann wieder wie bunte Eisblumen — und dann wieder wie zitternde Spinnweben, die im Sonnenlicht in allen Farben schimmern — mehrere Mustergebilde erinnerten an Schlangen, bunte Steine und Schmetterlingsflügel zu gleicher Zeit.

Als die beiden Freunde nicht mehr dem verwirrenden Arabeskenspiele zu folgen vermochten, stiegen sie auf einer anderen Wendeltreppe, die auf der gegenüberliegenden Seite emporführte, wieder hinauf — und kamen zum Schaffensgott.

Hier ergriff auch den Kapitän, der sehr schwer aus seiner Ruhe herauszubringen war, eine große Aufregung, denn hier wurde noch durch die Wasserspiele eine ohrbetäubende Musik hervorgebracht. Und die Glaskulptur schien aus lauter brennenden Diamanten zu bestehen und sach mächtig in die Augen. Hier bot die ganze Glaskulptur ein Bild der fieberhaftesten Aufregung. Das ganze Sinnbild schien fortwährend zu flattern.

„Das ist der Schaffenskrausch!“ sagte der alte Lorenz, ergriff den Arm seines Freundes und führte ihn zur nächsten Treppe und stieg mit ihm die Treppe hinan und kam mit ihm oben in ein kleines Zimmer, in dem die einfachen Wände aus gebeiztem braunem Holze bestanden. Alte, aus Holz geschnitzte, braun gebeizte Möbel vertiehen dem Zimmer jene wohlige warme Ruhe, die den Körper der Menschen so angenehm verwandelt; eine alte Standuhr machte in ihrem großen Kasten bedächtigt Tick und Tack. Der Alte holte aus einem Schranke eine Flasche Wein und zwei Gläser und stellte sie auf eine schwere Holztischplatte, die auf vier Kugelfüßen ruhte. Und die beiden, die sich an den Tisch gesetzt hatten, tranken — so behutsam.

Und da fing denn der Kapitän Schwarz zu fragen an. „Hans,“ rief er lachend, „du hast dir hier einen famosen Tempel erbaut — das muß ich gesehen. Dein Stutzgott mit seinen Untergöttern hat mir's angetan. Aber sage mal, was machst du denn mit diesen Wunderdingen? Betest du die auch an? Betest du sie anderen Leuten?“

„Ich bete“, erwiderte Hans, „die Gottheiten selber an, nicht ihre Sinnbilder.“

„Ich verstehe nicht,“ erwiderte der Kapitän, „was ich von dir halten soll. Ich würde, wenn ich in deinem Tempel öfter allein wäre, ganz bestimmt verrückt werden. Nimm mir's nicht übel! Hast du denn ein so großes Anbetungsbedürfnis? Ich würde an deiner Stelle doch das menschliche Nervensystem mit mehr Rücksicht behandeln. Solche Aufregungen können dir doch nur schaden.“

Hans trank bedächtigt sein Glas Wein aus und sagte leise: „Du hast vielleicht Recht. Aber ich glaube, ich habe eine gute Natur. Man muß

jedenfalls jeden Menschen tun lassen, was ihm beliebt. Du verstehst wohl meine Erregung nicht. Du weißt nicht, was ich innerlich durchzumachen habe. Durch mein Inneres geht ja fortwährend ein aufrüttelnder Sturm. Und ein Rausch folgt dem andern. Und ein Rausch ist immer größer als der andre. Du hast aber bisher nur den dritten Teil meines Tempels gesehen."

Und der Alte schwieg. Und der Kapitän schwieg ebenfalls. Und sie sahen sich dann beide lange an, und ihre Gedanken flogen so schnell wie die Weite des Sonnengottes durch ihre ganze Vergangenheit. Und sie lächelten zuletzt und reichten sich schweigend die Hände — und schüttelten sich die Hände — und standen auf — und gingen langsam hinaus, um noch mehr zu sehen — von dem großen Tempel des Innern, den sich der alte Lorenz vor zwanzig Jahren erbauen ließ.

Und nun kamen sie zum Steingott. Kristallampen aus Milchglas mit türkisblauen Verändern beleuchteten einen Raum, der nicht sehr groß wirkte. In der Mitte stand eine Kristallskulptur, die man von allen Seiten betrachten konnte. Steinmosaik in gedämpften, etwas stumpfen Farben bedeckte den Boden. Viele harte Steine waren in der Skulptur verarbeitet, aber alle hatten jetzt scharfkantige kristallinische Form; die geschliffenen Glasarbeiten befanden sich in der Mehrzahl. Sehr gedrungen stieg das Ganze empor — wie Basaltsäulen, die mit vielen anderen Steinen zusammen sich aus der Tiefe emporragen. Und von jeder Seite machte die seltsame Bildhauerarbeit einen anderen Eindruck; zuweilen glaubte der Beschauer, menschliche Formen zu erkennen — doch das hielt im ganzen sehr schwer und nicht lange vor.

"Mich haben", bemerkte der alte Lorenz, "hier die Bildhauer im Stich gelassen. Es ist nicht alles so geworden, wie ich wollte. Ich wollte dem Harten, Gedrungenen, Konzentrierten — einen Ausdruck verleihen. Kalt und fest sieht dieses Sinnbild wohl aus. Aber ich wollte doch noch mehr. Der Steingott ist ein starrer Troggott, der niederzwingende Kraft und Gewalt in sich birgt. Aber das Gewaltige und Gewaltfame, das Aufschselbstbeschränkte, das Unempfindlichstolze — das und so manches andre ist nicht so herausgekommen, wie ich's wollte." Und der Alte ließ den Kopf sinken und ging langsam um seinen Steingott rum, ohne aufzublicken. "Dieser Steingott", fuhr er fort, "hat ebenfalls drei Neben- oder Untergötter: den Schmerzgott, den Einsamkeitsgott und den Erinnerungsgott. Doch diesen drei Göttern habe ich keine Sinnbilder schaffen können; die Bildhauer versagten mir den Gehorsam — und haben schließlich was andres gemacht. Komm weiter, ich will's dir zeigen. Vielleicht gefällt dir das besser als alles andre."

Und sie gingen in ein kleines kapellenartiges Zimmer, das dem Schmerzgotte geweiht war. In einer olivgrün beleuchteten Nische hing mitten zwischen glitzernden bunten Glascylindern, die sich schmerzvoll nach allen Seiten bogen und wanden, ein großes Medusenhaupt mit so vergrämten und gepeinigten Gesichtszügen, daß es ohne Entsetzen gar nicht anzusehen war.

Der Kapitän aber sagte ernst: „Ja, hier sehe ich einen Ausdruck des Schmerzes, der mir eine ganze Reihe schrecklicher Erinnerungen wachruft.“

Der alte Lorenz lächelte und versetzte hastig: „Jawohl, das meinten meine lieben Bildhauer ebenfalls. Aber ich wollte eigentlich ein bißchen mehr geschaffen sehen — in anderer Manier. Durch eine sehr gedrungene Steinkomposition sollte das Schmerzhaftes, das in der Konzentrationsfähigkeit steckt, ein Sinnbild erhalten. Aber die guten Leute begriffen mich wohl nicht. Die konnten eben nur menschlich denken; die Geheimnisse des Erdinnern sind ihnen doch wohl trotz aller meiner Reden und Anregungen verschlossen geblieben. Die Herren haben nicht einmal Ahnungen gehabt. Das kristallinische Denken ist ein bißchen schwerer als das menschliche — und auch schmerzhafter. Schließlich taten mir die guten Leute leid, und ich verlangte bald nicht mehr, daß sie von den schmerzhaften Stimmungen der großen Konzentrationsfähigkeit allzu heftig erschüttert würden. Ich bin immer sehr mitleidiger Natur gewesen. Es ist ja am Ende nicht nötig, daß die Rindentrabbe, die man Mensch nennt, vom Innern allzu viel begreift. Die Schmerzlosigkeit ist ja eine Sache, die gar nicht zu verachten ist.“ Und der Alte lachte so höhnisch, daß der Kapitän eine peinliche Empfindung nur schwer überwand.

Sie gingen rasch weiter — in die Kapelle des Einsamkeitsgottes. Dort saß in Stein gehauen ein alter Greis mit weißem Bart und großen Augen, die was zu suchen schienen. Und die Augen begannen allmählich zu leuchten wie leuchtende Topase.

„Auch hier“, sagte der Alte bitter, „hab' ich was anderes gewollt. Ich wollte hauptsächlich die kalte Selbstgenügsamkeit in dem großen Gotte der Einsamkeit verkörpern und das natürlich durch ein Kristallgebilde versinnlichen. Aber — es ist nicht alles, was wir wollen, durchzusetzen.“

Und sie gingen weiter — zum Erinnerungsgott, dessen Kapelle den Eindruck eines altdeutschen Zimmers machte. Kinder spielten dort auf dem Fußboden mit altem Spielzeug. „Zwischen diesen vier Wänden“, rief der Alte zornig, „hat man mich ganz und gar mißverstanden. Ich erzählte meinen Künstlern, daß mir Kindheits Erinnerungen außerordentlich qualvoll seien. Und da haben die Esel gemeint, daß ich solch ein Kind gewesen sei — wie diese Puppen, die hier ohne Bewegung auf den nackten Dielen spielen. Diese Gefühlsmenschen! Diese Simplizitätsf sentimentaliker! Ich habe diese Geschichte so gelassen, wie sie ist, da sie mich stets zum Lachen reizt.“

Der Kapitän mußte jetzt ebenfalls lachen; der Alte lachte so heftig, daß ihm die Tränen in den Bart liefen. Und dabei sprach er — immer noch lachend: „Der Steingott hat natürlich, wenn er sich als Erinnerungsgott zeigt, nicht so simple Erinnerungen wie ein Menschenkind, das immer ein Kind bleibt. Im Innern der Erde ist das Schwere, das in den Erinnerungen sitzt, natürlich viel reicher. Der Steingott hat sich ja fest in sich selbst eingeschlossen und sich ganz in sich selbst zusammenggezogen, so daß er was Haltendes bekommt. Er hält eben alle möglichen Erinnerungen in sich fest — und die schmerzen, da sie so wenig Platz im fest in sich zusammengepreßten Kristall-

geist haben. Es ist das natürlich nicht so einfach zu verstehen und darzustellen. Eine Puppenstube ist den Menschen leichter verständlich und klarzumachen. Ja — die Puppenstubenkunst!" Und der Alte lachte so recht gemüthlich und ging hinaus. Und der Kapitän mußte gleichfalls lachen, obschon er nicht wußte — warum.

Draußen stiegen sie abermals alte Steinstufen empor und hielten sich dabei wieder an einem Tau fest wie an einem Geländer. „Man kann“, bemerkte der Alte, langsam höher steigend, „nach meiner Meinung nicht von einem Dualismus des Sterns Erde sprechen — man muß schon Trialismus sagen — denn jetzt kommen wir zum dritten Gotte des Erdinnern — zum Äthergott, der alles durchdringt und zur Dreieinigkeit das Beste hinzutut. So wie auf der Erdrinde die Luft das Land- und Seereich zu durchdringen vermag, so vermag der Äthergott in den Glut- und in den Steingott hineinzubringen. Vielleicht ist er so was wie das, was die Salbungsvollen das reingeistige Element nennen. Du verstehst mich wohl allmählich, nicht wahr, lieber Karl?"

Und der liebe Karl sagte lachend: „Ich fange an, dich zu verstehen.“ Und er empfand trotzdem was Unheimliches bei diesen Worten, denn die hatte er gar nicht aussprechen wollen.

Doch sie betraten nun die helle Strahlenhalle des Äthergottes. Dort war kein Sinnbild der Gottheit zu sehen; hohe, schlanke, hellblaue Steinsäulen trugen eine große Glaskuppel, in der Farbenwolken in wirrer Hast durcheinandervogten. „Da oben“, rief der Alte wie ein Schlosskastellan, „drehen sich mehrere Glaskuppeln vor- und hinter- und umeinander — und so werden die bewegten Farbenwolken erzeugt.“

Die Wände bestanden auch aus Glas — aber die zeigten ruhende Farbenwolken, durch die man tief hineinschauen konnte in ein buntes Reich, in dem nur bunte Wolken waren. Einzelne Wände hielten sich in dunkleren Farbentönen. Und eine leise Geigenmusik ließ sich hören, und der alte Lorenz wurde so erregt, daß er zitterte — er flüsterte hastig und heiser: „Der blinde Geiger spielt wieder. Höre nur! Aber — ich fühle mich nicht wohl — mehr kann ich dir nicht zeigen. Auch der Äthergott hat drei Untergötter, in denen er sich teilweise deutlicher machen kann: den Gott der Freiheit, den der Heiterkeit und den des Glanzes. Diesen drei Untergöttern habe ich auch Verehrungshallen erbaut — mit lauter großartigen Glasgemälden. Die Maler haben mich nicht im Stich gelassen. Aber ich fühle mich nicht wohl. Ich werde dir das später zeigen. Komm weiter!"

Leise klangen die Geigentöne in der Ferne, und der Alte ging langsam, auf den Arm seines Freundes gestützt, über das glatte wolkige Stiefengetäfel zur nächsten Türe, und durch diese Türe gelangten sie in ein großes Zimmer, in dem ein schwerer Teppich beinah den ganzen Boden bedeckte und von diesem nur ein paar einfache rote Tonziegel sehen ließ. „Der Teppich“, sagte der Alte, „ist genau nach meinen Angaben angefertigt; er ist das Kostbarste in diesem Tempel!" Vor der gegenüber befindlichen Zimmerwand hing ein dunkelvioletter Vorhang mit Goldfransen.

Und der Alte ließ plötzlich den Arm seines Freundes los und fiel vor dem Vorhang auf die Knie und berührte mit der Stirn den kostbaren Teppich — und fing an zu weinen, daß es dem Kapitän durch und durch ging.

Doch nach ein paar Augenblicken stand der Alte wieder auf und sagte ruhig: „Verzeih mir, daß ich so erregt war.“ Und dann ging der Herr des Hauses hochaufgerichtet durch einen kurzen Korridor hinaus — ins Freie. Der Kapitän folgte.

Die Sonne ging gerade unter, und der blaue Himmel war überm Meere voll karminroter flockiger Wolken, die teilweise durchsichtig zu sein schienen. Tief unten, wo das Bergtal breit sich öffnete, brandeten die Meereswogen — Weiß auf Dunkelblau — und das Rauschen der Wogen dröhnte dumpf durch das weite Tal herauf.

Schweigend ging der alte Lorenz mit dem Kapitän zum Strande hinunter; am Strande lag das Wohnhaus mit den drei Türmen, die rechteckig aufragten — wie die Säulen einer zerfallenden Welt. Bequeme Treppen und Terrassenwege mit vollen Laubgängen führten durch das Tal zum Strande hinab. Im blauen Himmel wurden die Wolken so rot — wie Rubine.



Der Befund / von Koda Koda

„Hier ist er,“ sagte der Wachtmeister, indem er die Hand an den Helmrand legte. —

Die Herren der Gerichtskommission übersehten mit steifgefrorenen Beinen einen kleinen Graben und sahen sich plötzlich dem Toten gegenüber.

Er saß zusammengekauert, den Kopf vornüber, an einer Heumiete. Die Unterlippe hing, man konnte die schmutzigen Unterzähne, das bleiche Zahnfleisch sehen. Auf der Nasenwurzel saß der Hut und deckte fast noch die Lider. — Ein junger Gendarm stand als Wache neben dem Leichnam.

„Ach, 'n Selbstmord, nischt weiter,“ sprach der Amtsrichter.

Der Referendar war erregt; er umklammerte das Taschenbuch und schickte sich an, den Befund zu stenographieren.

„Nicht nötig, lassen Sie nur!“ sagte der Amtsrichter wieder. „Et ist nicht besonderes. Halbblieende Stellung — un so. Machen wa zu Hause. — Et ist doch 'n Selbstmord — nicht?“

Dr. Feigelstock, der Arzt, drehte seinen Spigbart und zuckte die Achseln. „Vorläufig kann man natürlich nichts sagen.“

„Na hören Sie, Herr Doktor Feigelstock, nur keine Weitläufigkeiten, wissen Sie.“ —

In dem Feigelstock lag eine persönliche Spitze.

„Wenn ich Ihnen als alter Praktiker sage: 'n Selbstmord — nu, denn Übrigens: Wachtmeister, ist unser oller, bewährter, sehr bewährter Doktor Knetsche so krank, det er unter keener Bedingung erscheinen kann?“

„Nicht jar so arg,“ meldete der Gendarm lächelnd.

Dr. Feigelstock war brennrot geworden. — Er blickte weg, auf den Toten, zuckte die Achseln und sagte: „Es spricht wenigstens nichts gegen einen Selbstmord.“

Der Amtsrichter zwinkerte dem Referendar zu.

Der Referendar zwang sich ein blaßes Lächeln ab.

Der Gendarm hatte seine Dienstoffalten wieder.

„Nu, denn bleibt's dabei,“ rief der Amtsrichter. „Wir zwei fahren heim. — Die Leiche lassen Sie nach 'm Hospital fahren, Wachtmeister, Herr Dr. Feigelstock wird sie obduzieren. — Wenden Sie se doch mal rum, Gendarm! — So. — Doch nicht besonderes. — Haben Sie etwas bemerkt? — Nicht? — Denn jut. — Adieu!“

Die Herren vom Gerichte fuhren davon.

Dr. Feigelstock blieb noch immer ins Anschauen versunken.

„Dieser Ausdruck. — Dieser Ausdruck im Gesicht. Merkwürdig ungläublich phänomal.“ — Und er suchte in seiner Erinnerung nach einem Gleichniß.

Zwei Stunden später, als er eben die Türe der Morgue öffnete, fiel ihm ein: der Kimo im Birchow hatte diesen Ausdruck. Ja, und dann die Kretin.

Ganz sicher, ein Kretin. — Aber der normale Körperbau?

Dr. Feigelstock schritt lebhaft interessiert auf die Pritsche zu.

„Mein Gott!“ rief er, als er des Toten ansichtig wurde. — Jetzt, da kein Hut mehr den Kopf bedeckte, sah der Arzt erst die Schädelform. Lang, germanisch — nein, breit, ganz und gar überquer. — Dr. Feigelstock stand und mußte sich nicht zu deuten.

Und als er hilflos um sich blickte, da trat Dr. Knetsche ein, der alte, bewährte Dr. Knetsche, der sich vom Krankenbette erhoben hatte.

„Morgen, Herr Kollega!“

Dr. Feigelstock vergaß den Gegengruß. — „Da — da — sehen Sie!“

„Nu — nu? —“ Der Alte stand hochaufgerichtet, in spöttischer Überlegenheit.

„— — Aber — — aber der Tote hat doch einen kompletten Querkopf; das gibts ja gar nicht.“

„Gibts nich? — Es muß wohl.“

„Merkwürdig. Merkwürdig. Überaus merkwürdig,“ sagte Dr. Feigelstock kleinlaut.

„Kollega,“ antwortete der Alte und legte dem andern eine schwere Hand auf die Schulter, „es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure moderne Schulweisheit . . . und so weiter. — Kurz, obduzieren Sie! Den Befund will ich dann schon diktieren. — Aber tun Sie mirs zuliebe und öffnen Sie zuerst die Schädeldecke. Ich möchte Ihr Gesicht dabei sehen.“

Dr. Feigelstock öffnete gehorsam die Schädeldecke — — und prallte erschrocken zurück.

Denn der Schädel war vollkommen leer.

„In den ist heut zum erstenmal ein Lichtstrahl gefallen,“ sagte Dr. Knetsche. „Jetzt rasch die Bauchdecke — eins, zwei!“

Und in der Höhle des Bauches erblickte Dr. Feigelstock, zitternd vor dem Rätsel, das Gekröse, wie es sich gleich einem Hirn wand — jede Windung ins Brutale vergrößert, scheußlich in seiner Größe, ein häßliches Gehirn von Därmen. — Am After aber lag das Sprachzentrum. —

Und als der Junge noch bleich hantierte, da sagte Dr. Knetsche langsam: „Schade um ihn. Schade um den Mann.“

Sehen Sie die Verdickung im Mastdarm? Das war der tödtliche Artikel. — Schade um den Mann. Er war noch lang der ärgste nicht — unser Johannes Wilberg.“

„Wilberg? —“

„Na ja. Haben Sie ihn nicht gekannt? Wilberg vom agrarischen Lokalblatt? — Obstipatio conservativa. Das pommerische gelbe Fieber.“



Die Liebhaber Katharinas II. / von Carry Brachvogel*

Man kann an dieser ungewöhnlichen Frau nicht vorübergehen, ohne den abgeschmackten Männchen=Heerbann zu bemerken, der sie durch ihr Leben geleitet und ihren Purpur mehr als einmal mit Lächerlichkeit beschmutzt hat. Auch in diesem heikelsten Punkt erscheint Katharina wieder als die Tochter der Seestadt, wo in verrufenen Matrosenschenken eine aufgespeicherte Sinnlichkeit sich brutal austobt. Nie war sie eine Feinschmeckerin, immer nur eine Konsumentin der Liebe. Wie hätte sie auch anders werden oder sein sollen! Ausgeprägt geschlechtsthörig geboren, ist sie noch als halbes Kind an einen Hof verpflanzt worden, an dem die Liebe nicht ein grazioses Rosenfest war, wie in Versailles, sondern eine plumpe Bauernkirmes. Während in Frankreich das Maitressentum sich einen besonderen Dunstkreis schuf und ästhetische Werte prägte, ist diese russische Liebstenwirtschaft, mit wenig Ausnahmen, grotesk und abstoßend. Abstoßend um der Ungrazie willen, mit der Katharina irgend einen strammen Burtschen vom Regiment abkommandieren, zu ihrer Abendgesellschaft be-

* Aus dem demnächst erscheinenden Bändchen der Monographiensammlung „Die Frau“ (Leipzig, Friedrich Rothbarth): Katharina II. von Carry Brachvogel.

stellen läßt, und sich angesichts ihrer Hofchergen nach dem Whist an seinem Arm entfernt . . . Die Zahl dieser Berufenen und Erwählten ist Legion. Geliebt aber, was wir Deutsche „geliebt“ nennen, einem Mann zu eigen gewesen, nicht nur als Weibchen, sondern mit der Seele, dem Geist und der Phantasie einer Persönlichkeit, sich selbst in ihm spiegelnd und sich in ihm zehnfach schöner, stärker, glücklicher wiedererkennend — so hat auch diese liebestolle Frau wohl nur zweimal in ihrem Leben geliebt. Das erstemal war's Gregor Orloff, der Draufgänger, der sie mit seinen Küffen schier erschickt und dann zum Thron getragen hatte. Das zweitemal war's Gregor Potemkin, der Wahlverwandte, der aus seiner slawischen Phantasie heraus begriff, was ihr kühl-deutscher Ehrgeiz ausgesponnen hatte — den Hellenentraum. Vollstrecker ihres Willens führt er ihr die Krim zu, bevölkert das Schwarze Meer mit russischen Schiffen, und nur der Tod kann ihm die Sehnsucht löschen, die ihm gebietet, das Haupt der Herrin mit dem alten Perlenreif der Rhomaer zu krönen. Im Fürsten Orloff hat sie zehn Jahre lang ihre eigene Jugend geliebt, im Fürsten Potemkin ihren eigenen Glanz. Ihren eigenen Glanz aber doch wieder nur als Spiegelung eines Höheren, Heiligeren . . . Wenn sie und Potemkin in höchster Ekstase unter ihre heißen Briefe „Amen“ setzen, wie unter ein Gebet, dann spürt man ergriffen, daß in diesen beiden Menschen ein Mysterium sich erfüllte, das nicht mehr mit dem gewöhnlichen Maßstab von Liebe gemessen werden darf. Es ist etwas, was an die symbolischen Vermählungen der Märtyrinnen mit Christus erinnert. Die geheimnisvolle Seele des Landes hat sich in Potemkin der kaiserlichen Frau zu eigen gegeben. Aus den Händen des Geliebten ward ihr der Segen, um den sie als junge Braut schon mit solch brünstiger Sehnsucht gerungen hatte . . .

Katharina hätte sich selber hochgehrt, wären nur Orloff und Potemkin in ihr Gemach getreten. Die Natur aber hatte es anders gewollt. Sie höhnte die Macht, die Beherrschung dieser großen Frau, indem sie sie unruhig werden ließ vor der Erscheinung eines schönen Grenadiers . . . Eigentlich hätte ihr Liebesreigen von Offenbach in Musik gesetzt werden

müssen. Es wimmelt von unfreiwillig-amüsanten Typen unter diesen Hättschelmannchen, die immer jünger werden, je mehr die Zarin altert. — Da ist der blutjunge, schöne Lanskoi, der sich entsetzt, daß der Purpurfriesel eines Scharlachfiebers auch da nicht Halt macht, wo nach Lanskois Verzweiflungsschrei seine „Zukunft“ in Betracht kommt . . . Dieser „Zukunft“ zuliebe kuriert er den von Liebestränken schon erschöpften Körper mit Bleiweiß zu Tode . . . —

Da ist Wassiltschikoff, das eitle Freudenherrchen, das für seine Mühewaltung einen Orden erträumt hatte und schmolleud wie ein beleidigter Bäckfisch abzieht, als er mit einigen hunderttausend Rubeln entlohnt wird. Sein einziger Trost ist, daß Potemkins Herrschsucht an der kaiserlichen Frau den versagten Orden zehnfach rächen wird . . .

Da ist Korsakoff, der sich eine Bibliothek einrichten will. Es erinnert an die „Fliegenden Blätter“, wenn er ernsthaft bestellt: „Also genau wie bei Ihrer Majestät! Oben große Bücher, unten kleine“ . . .

Da ist der feine, weitgereiste Mamonoff, der Katharinas intime Unkultur nie völlig begreift. Ganz überflüssigerweise bemüht er sich, vor das freche Symbol seines Verusß den zürnenden und den schmachttenden Eros zu stellen. Er hält es für seine Kavalierspflcht, Eifersuchtszenen aufzuführen, als die Sechsfundfünfzigjährige den alternden Poniatowski wiedersehen soll. Er merkt gar nicht, daß die Höflinge Tränen lachen, die Zarin selbst verständnislos, schier verlegen dreinschaut ob des großen Aufwands von schmähdich vertauer Leidenschaft.

Der letzte in dem Kranze edler Männlichkeit ist dann der entzückende kleine Leutnant Zoubof. Er fällt in Ohnmacht, als das Auge der Sechzigjährigen ihn erwählt. Fällt nicht etwa aus Schreck, sondern aus Glück in Ohnmacht. —

Ein einziger unter ihnen allen hat die groteske Komik der Kleinen zur äßenden Satire gestaltet auf die alte, tragische Schuld. Potemkin tat's, der düstere, einäugige Riese, unter dessen Händen alles den Zug ins Große bekam, im Erhabenen wie im Erbärmlichen. Er verlangt keine physische Treue von ihr, die ihn zum Fürsten von Taurien gemacht, denn in der

Liebe hält er selbst an orientalischen Haremprinzipien fest. Als Katharina aber während seiner Abwesenheit irgend einen schönen Dummkopf in seine Gemächer setzen will, schlägt der düstere Riese Lärm. Zunächst wirft er den beglückten Nebenbuhler kurzerhand hinaus. Sodann legt er der Zarin seinen ebenso zynischen wie unerschütterlichen Zukunftsplan dar. Liebhaber so viele sie will — aber nur mit seiner, des Fürsten, Begutachtung. Für sie, die Frau, will er gar nichts mehr sein, als eine Art Herr von Pompadour mit dem Hirschpark. Doch für sie, die Kaiserin, will er ohne Nebenbuhler bleiben, was er ist, der Fürst, der allmächtige Ratgeber, die rechte Hand. Er wird nicht sich der Gefahr aussetzen, von irgend einem Idioten, in den sie gerade verliebt ist, verdrängt zu werden. Er wird sich die Herrchen genau ansehen, die wechselnd neben den zarischen Gemächern wohnen sollen, und wer ihm nicht paßt, hat kein Recht, dort zu atmen. So schreit der Fürst von Taurien. Er schreit weiter, daß die Kaiserin sich wohl hüten möge, ihm Widerstand zu leisten. Sonst ruft er die fünf Drloffs zur Hilfe herbei, dann wollen sie ihr zeigen, wer eigentlich Herr ist . . . —

Der Gedanke, daß der eine abgesetzte Liebhaber die andern (denn auf Gregor war Alexei gefolgt!) zu einer heiligen Liga aufrufen will, ist ja an sich so barock wie möglich. Katharina wurde dennoch bleich und schwieg, wie einst vor ihr die verstorbene Zarin bleich und still geworden war, sie spürte den gräßlichen Tiefinn. Unter der grotesken Drohung des Tauriers. Über den gefürsteten Stirnen der Drloffs und Potemkins erhob sich grinsend das Totenhaupt von Kopscha . . . —

Wie als Herrscherin, so war Katharina auch als Frau von sich und ihrer Macht erfüllt. Nicht nur in der Krim, auch in der Liebe hat man ihr unschwer Potemkinsche Dörfer vertauschen können. Sie blieb noch als Greisin fest überzeugt, daß sie stürmisch geliebt wurde von den Männern, die ihre Enkel hätten sein können. Noch einmal schlägt da das heimatische Blut bei ihr durch, die ernste, tüchtige Rasse mit den massiven Instinkten, die so sehr auf die Tatsachen und so wenig auf die Grazie der Liebe gestellt ist, daß sie entzückt

jedes bunte Wort aus Papiermaché für Wirklichkeit nimmt. Der Kasse kommt natürlich die typische Leichtgläubigkeit der Verliebten zu Hilfe. Wie ein verliebtes Weibchen hat sie in der Liebe keinerlei Stolz gekannt, sich vom Mann in jeder Hinsicht willig brutalisieren lassen. Schon Saltikoff hatte sie, als er ihrer müde wurde, nächstelang umsonst beim Stelldichseln warten lassen. Gregor Orloff darf sich in ihrer Gegenwart auf den Kanapees herumräkeln, die Beine auf die Stühle legen und von ihr nur per „sie“ sprechen. Ja, eines Tages erklärte er ihr frech, vor Zeugen, daß, wenn es ihm paßte, sie vom Thron ebenso schnell wieder herunterkäme, wie sie hinaufgekommen war. Potemkin darf Wutzszenen aufführen, bei denen der ganze Hof zittert. Plato Zoubof erklärt gelegentlich eines Tedeums für den Sieg von Belgrad, daß ihn die Geburt eines kleinen Neffen eigentlich mehr interessiere . . . Auch verschwenderisch ist sie für die Liebsten, wie ein rechtes Weibchen. Die sechsunddreißig Millionen, die Frau von Pompadour für eine zwanzigjährige Tätigkeit empfing, stehen arm und beschämend neben den vierhundert Millionen Rubeln, die Katharina innerhalb eines Menschenalters auf Venus' Altar niederlegte. In zwei Punkten der Liebe ist sie aber nie Weibchen gewesen, sondern wieder der großzügige, stolze Mensch, der über die Kleinlichkeit des Alltags weg schritt, ohne sich je zu verlieren. Sie ist nie eifersüchtig gewesen. Sie hat keinem gezürnt, der sie um einer andern willen verließ. Sie hat sogar Gregor Orloff und Ramonoff selbst die Braut zugeführt, die sie sich ersehnten. Nur nicht belogen wollte sie sein, nicht betrogen. Aufrichtigkeit forderte sie, nicht nur zum Schein, wie Taschenspielerinnen der Liebe, die mit scheinbarer Toleranz Geständnisse erheucheln, um Schrei- und Weinszenen zu machen, sondern im Ernst. Die Wahrheit wollte sie und — die Freiheit. Sie hat ihrer Liebe und ihren Liebsten alles mögliche geopfert — ihre Freiheit nicht. Sie zitterte vor den Orloffs und vor Potemkin, aber auch ihnen wehrte sie noch mit angstbebenden Händen das höchste Gut — ihre Freiheit. Aus dem zwanzigjährigen Zusammenleben mit Peter muß sie ein Grausen vor der Ehe davon-

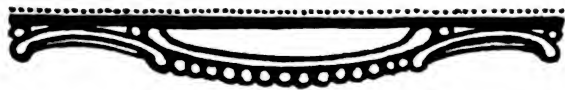
getragen haben, daß nie wieder weicht. Gleich nach dem Staatsstreich drängt Alexei Orloff, der Ehrgeizige, den Bruder zur Heirat vor — er meint, diese Verbindung fordern zu dürfen als Lohn für die Tat von Kopscha.* Katharina wagt keinen offenen Widerstand, aber willig stützt sie sich auf die Abneigung des Volkes gegen eine neue Gattenwahl, auf Panins festes Wort „Nie wird die Zarin Frau Orloff heißen“. Bestuscheff, der wieder bei Hof erscheint, seit sie regiert, meint ihr einen Gefallen zu tun, wenn er alle Widerstände möglichst beseitigt. Als Mann kann er sich natürlich nicht vorstellen, daß ein Weib nicht doch immer die Ehe ersehnen sollte. Er sieht nicht, daß diese Frau ihm für seine Kupplerdienste wenig Dank weiß. Er merkt nicht, daß sie, geschickt und verschlagen, Widerstände aufsucht, oder sich von ihnen aufsuchen läßt und sie gegen die Freier vor sich her schiebt. Zum Schluß greift dann das russische Universalmittel in die Handlung ein: die militärische Verschwörung. Angeblich ist sie vom Unmut der Armee angestiftet, die nicht einen früheren Kameraden als Zaren dulden will. Es ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß „der Unmut der Armee“ mit seinen wahren Namen Katharina hieß . . . — Auch Potemkin hätte es einmal gereizt, sich als Väterchen neben Mütterchen auf den Thron zu setzen. Er trat aber nicht als herrischer Werber auf, sondern aus seinem Mystizismus heraus spielte er eine Art Neu- und Bußkomödie, ganz wie Frau von Pompadour, als sie Palastdame der Königin werden sollte. Im Kloster von Troïza, das er mit der Zarin besucht, ergeht „der Ruf von oben“ an ihn. Er kriecht in die Mönchskutte, betet, fastet, kasteit sich. Schließlich verkündet er leuchtenden Auges, daß er der Welt abgeschworen und ins Kloster gehen wolle, da er mit der Heißgeliebten nicht länger in Sünde leben, ihr rechtmäßiger Gatte jedoch nicht werden könne . . .

Die Heißgeliebte überhört den Dringlichkeitsantrag in seinen Worten. So schwachsichtig sie sonst auch dem Mann gegenüber ist; wenn's an ihre Freiheit geht, wird sie scharf-

* In Kopscha wurde Zar Peter III. erdrosselt. D. H.

sichtig. Sie zeigt sich sehr ergriffen ob der Stimme von oben, rät Potemkin aber dringend, dem Ruf des Himmels zu folgen. Sie traut sich's schon zu, ihren Weg durch das sündige Treiben der Welt hindurch auch ohne ihn weiter zu gehen. Er traute es ihr offenbar auch zu. Er zog es daher doch vor, von den himmlischen Dingen abzustehen und sich wieder den intim-irdischen zuzuwenden. Später, als Liebesimpresario der Zarin, hat er mit der Nachahmung der Pompadour entschieden mehr Glück gehabt, als in der Kutte von Troika . . . —

Katharina ist nicht hochbetagt geworden, sie hat die Siebzig nicht erreicht. Ihr Tod war unschön, fast gemein, wie ihre Liebe es zumeist gewesen. Die stärksten Dränge des Lebens — Liebe und Tod — mit Erhabenheit zu umkleiden, ist dieser großen Frau, wie durch eine kleinliche Rache der Natur, versagt geblieben. Keine feierliche, erschütternde Sterbestunde wie auf St. Helena. Nichts von der starren, ehrfurchtgebietenden Einsamkeit auf der Terrasse von Sanssouci. Nicht einmal die tadellose Haltung, die letzte Ironie, mit der die erblassende Pompadour von der Welt Abschied nimmt. Brutal, hinterrücks fällt der Tod die Siebenundsechzigjährige an, als sie, einem Naturdrang folgend, ihr Schlafzimmer für ein paar Augenblicke verläßt . . . Keine Träne der Liebe fällt auf das Leichengesicht. Potemkin ist ihr längst vorangegangen. Zoubof, der entzückende Leutnant, der einst für sie aus Freude in Ohnmacht gefallen, Zoubof, den die törichte Greisin einst für das größte Genie Rußlands erklärt hatte, Zoubof hockt in jähneklappernder Angst neben dem Sterbebett und harret des Urtheils, das ihm der neue Kaiser sprechen wird. Indes durchwühlt dieser neue Kaiser in selbstquälerischer Neugier alle Kassetten, alle Briefe seiner toten Mutter. Er sucht das Testament, das ihn etwa zugunsten seines Sohns enterben könnte. Frägt jeden Zettel, jeden flüchtigen Wisch um Antwort nach dem Totenhaupt von Kopscha . . .



Redaktionsbecke

Ein bloßer Reklameheld, wie ihn manche Publizisten um der Konsequenz willen immer noch nennen, ist Roosevelt nicht. Er hat das Fleischbeschaugesetz in der Fassung durchgedrückt, die er für wirksam hielt, sehr zum Verdruß der Kongreßmitglieder, die gern ein möglichst dehnbares und zu nichts verpflichtendes Gesetz geschaffen hätten. Damit hat er wenigstens in einem Falle getan, was man von ihm erwartete: er ist gegen einen Trust mit Erfolg losgegangen.

Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten ist längst nicht mehr trustfreundlich. Die ungeheuer verbreiteten monatlichen Revuen haben seit Jahren gegen die großen Organisationen gewütht. Haben die Trusts auf ihrer Seite das Geld, so hat Roosevelt auf der seinen die Popularität. Was davon auf die Dauer stärker ist, wird man abwarten müssen; es wird sich bei den nächsten Wahlen zeigen. Leider ist nicht anzunehmen, — daß die Popularität fliegen wird.

Denn es ist etwas Eigentümliches um die amerikanischen großen Parteien, die Republikaner und die Demokraten: sie haben beide kein Programm. Dafür aber bieten sie einer großen Reihe von Menschen eine auskömmliche Existenz, da nahezu alle Beamtenstellen bis zum Briefträger herab aus der Mehrheitspartei besetzt werden. Danach kann man die Chancen Roosevelts abwägen, wenn er im Jahre 1909 von der republikanischen Partei wieder als Kandidat nominiert werden sollte. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Trusts seiner Partei besondere Zuwendungen machen würden.



Die Stadt Berlin hat für die nothleidenden Deutschen der baltischen Provinzen Rußlands die Summe von 10000 Mark gespendet, dabei aber die baltische Ritterschaft ausdrücklich von dem Genuß dieser Stiftung ausgeschlossen. In der „Düna-Zeitung“ und in andern Blättern der Ostseeprovinzen wird, um dieser Klausel willen, gegen die Annahme der Summe protestiert.

Es scheint doch logisch, daß nicht die, die von einer Schenkung ausgeschlossen sind, gegen die Annahme Front machen, sondern im Gegentheil die, denen sie zugute kommen soll. Ich bin sehr im Zweifel, ob die baltische Ritterschaft eine Stiftung, die nur für Adlige bestimmt gewesen wäre, zurückzuweisen beantragt hätte. Der Gebende hat, scheint mir, durchaus das Recht, Bestimmungen über die Verwendung seines Geschenks aufzustellen und auf ihnen zu bestehen.

In diesem speziellen Falle scheint das doppelt ratsam. Für die Balken sind sehr beträchtliche Summen in Deutschland aufgebracht worden; eine öffentliche detaillierte Berichterstattung über ihren Verbleib ist noch nicht erfolgt. Sie wäre wohl nötig; denn das Mißtrauen über die Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung ist entschieden vorhanden. Die Klausel der Stadt Berlin führt das dem Hilfsausschuß in deutlichster Weise zu Gemüte, und statt sich aufs hohe Pferd zu setzen und wirklich Bedürftigen die Annahme einer immerhin stattlichen Summe zu vereiteln, sollten die Herrn von der Ritterschaft auf schleunigste Ausgabe eines peinlich detaillierten Rechenschaftsberichts dringen. Vielleicht fände sich Berlin dann bereit, die einschränkende Klausel zurückzunehmen. Vielleicht!



Die Auslassungen der Londoner anarchisistischen Blätter über das Madrider Attentat haben eine Interpellation im Unterhause veranlaßt, in der der Minister des Inneren Gladstone befragt wurde, ob die Verherrlichung dieser Tat zu seinen Ohren gekommen sei und ob die Regierung gegen die verantwortlichen Personen einzuschreiten gedenke. Nachdem der Minister ein Einschreiten abgelehnt hatte, wurde er ersucht, zu erklären, ob zwischen dem vorliegenden Falle und dem Falle Mosts, 1892, ein Unterschied bestehe, der wegen ähnlichen Auslassungen bestraft worden sei. Herr Gladstone antwortete, der Unterschied sei offenbar; näher befragt, verließ er das Haus ohne Erwiderung.

Man hat den Minister in eine sehr peinliche Lage gebracht. Er konnte von dem Plage aus, wo er stand, unmöglich die elenden sozialen Verhältnisse Spaniens klarlegen, auf deren Boden der Anarchismus gedeiht. Er konnte ebensowenig eingestehen, daß England für seinen Herrscher absolute Sicherheit durch die Duldung der Anarchisten erkaufte.



Der Herr Pastor Männling, der im Südosten Berlins an der Grenze des Reichbistums seines Amtes waltet, hat in den Laubenkolonien eine Entdeckung gemacht: „Diesen lieben Menschekindern, die nach vielen Tausenden zählen und in ihren Kolonien sich sonst sehr wohl fühlen, fehlt nur eins: die Versorgung mit dem Worte Gottes.“ Er schlägt darum vor, auf jedem

größeren Kolonienkomplex ein Stück Land zu pachten und darauf eine größere Laube zu errichten, in der die nötige Erbauung gespendet werden kann.

Es kann nicht das geringste dagegen eingewendet werden, wenn das Wort Gottes überall, wo Platz ist, gepredigt wird. Eine Schifferkirche haben wir ja auch schon, die auf dem Wasser schwimmt; eine Trostankalt für Schornsteinfeger soll nächstens in einem Luftballon angelegt werden. Nur eins fällt mir auf. Die Menschen wissen doch sonst so genau, wenn ihnen etwas fehlt; warum in aller Welt sind es nie die Schäfslein, die einen Hirten suchen, sondern stets die Hirten, die die Schäfslein einzufangen trachten? Sollte man nicht auf den Gedanken kommen, daß es irgendwie lohnender sein muß, zu predigen, als predigen zu hören?



Anton Lindner — wenig bekannt als Autor der „Barrisons“, dem glänzenden Buche, das zum ersten Male der modernen Stilkunst in Dichtung und Malerei bis an die Wurzeln nachging — hat Otto Ernst — sehr bekannt als Autor abend- und kassensüllender Theaterstücke und Propagator eines bürgerlich gebildeten Humors — etwas am Zeuge gekickt, worauf der entrüstete Dichter den Kritiker bei den Redaktionen in wenig taktvoller Weise verklagte. Das trug ihm denn auch eine gerichtliche Strafe von 100 Mark wegen Beleidigung ein.

Daß die heutige Kritik oft genug ihr Amt in wenig rücksichtsvoller Art besorgt, gebe ich gern zu. Aber nachgerade komme ich zu der Ansicht, daß die Kritik der Kritik, wie sie von Autoren und Künstlern ausgeübt wird, sich in der Regel durch die Klobigkeit und Unfeinheit ihrer Form besonders auszeichnet. Otto Ernst ist der Meinung, daß die Deutlichkeit der Worte dem Dichter wohl ansteht. Da hat er ganz recht. Aber wer sich gerade, wie Otto Ernst in dem zur Diskussion stehenden Stück — dem „Jubiläum“ — als literarischer Falschmünzer betätigt hat, der sollte sich auf die vortreffliche Konstruktion seines Prägestocks nicht allzuviel einbilden.



Die Literatur der Homosexuellen, gegen deren Verfolgung ich in diesen Blättern mich mehr als einmal ausgesprochen habe, ist nicht immer nach meinem Geschmack. Neben sachlichen, trockenen Arbeiten, die durch ihren Ernst und ihre Eindringlichkeit wirksam und sympathisch sind, macht sich oft

eine große Versahrenheit, mitunter auch ein vielleicht ehrlich gemeintes, jedoch falsch klingendes Pathos bemerkbar. Es war uns daher sehr interessant, in Peter Hamechers Buch „Entrechtet!“* das neben einem längeren Essay über das homosexuelle Problem und einigen kürzeren Aufsätzen eine Handvoll Gedichte bringt, einer lyrischen Ausdrucksfähigkeit von Rang zu begegnen.

Die Verse, die Hamecher schreibt, sind in einer merkwürdigen Weise zu gleicher Zeit konzentriert und doch locker. Wie sich in der Seele des Autors eine überaus große Empfindlichkeit mit einer starken Neigung zum Grausamen paart, so findet sich in seinem Stil ein verschwimmender Klang neben harter, wie gemeißelter Bildhaftigkeit. Das ist sonderbar unausgeglichen und doch einheitlich. Maria Magdalena spricht:

„Mit diesen Lippen, die den bitter süßen
Geschmack des Fleisches kaum vergessen hatten
und noch erzählten von der Lust Ermatten,
küßt' ich den Staub von meines Heilands Füßen.“

Sind die beiden ersten Zeilen nicht von der Prägung eines Baudelaire, Swinburne, George? Andererseits:

„Wir spielen muntres Spiel und stellen Fragen
und sind stets unruhvoll und wie ein Kind,
das über halbverschlossnen Märchen sinnt;
und Lieder lösen sich von unsern Tagen
und flattern Sommerbändern gleich im Wind.“

Ist darin nicht etwas von dem weichen Hindämmern der Verse des jungen Hoffmannsthal?

Das Eigentümliche an Hamecher ist nicht, daß er jeden einzelnen dieser beiden Klänge hat: denn den hatten Größere, die nicht nur ein Versprechen, sondern eine Erfüllung gaben. Das Charakteristische liegt darin, daß er beide zusammen hat. Und es wäre wohl möglich, daß aus dieser Synthese etwas hervorginge, das mehr ist, als bloß interessant: nämlich bleibend.

* Leipzig, Max Spohr 1906.



In den nächsten Tagen gelangt zur Ausgabe:

Die Darstellung der Frau in der

modernen Kunst von Lothar Brieger-Wasservogel. Mit 21 Kunstbeilagen.

(Sammlung Die Frau, Band VIII/IX.) Kart. M. 3.—,
in Ganzleder geb. M. 5.—.

Nachdem in den letzten Jahren mehrfach Bücher erschienen sind, die sich mit der Darstellung der Frau in den verschiedensten Epochen der Vergangenheit beschäftigten, versucht L. Brieger-Wasservogel in seinem neuen Buche zum ersten Male die Rolle der Frau in der modernen Kunst weiteren Kreisen zu schildern.

Die feinsten Ausstrahlungen der Kultur sind in diesem Buche gesammelt, das die Widerspiegelung des Frauenideals der verschiedenen Zeiten und Länder in der Kunst zum Gegenstande hat. Die Delikatesse der Behandlung wie der Illustration ist dem Reize des Stoffes vollkommen ebenbürtig. Zeigen die ersten Abschnitte den Ernst und die Eindringlichkeit des Stils, die wir als spezifisch deutsch zu empfinden gewöhnt sind, so ist das letzte Kapitel „Die Frau in der modernen Karikatur“ mit einer wahrhaft französischen Grazie geschrieben. Wir haben hier eins der seltenen Bücher, die die Dinge von einem sehr hohen Gesichtspunkt aus betrachten und doch durch die Einfachheit und Prägnanz ihres Stils dem Verständnis weitester Kreise zugänglich sind. Das überreiche Bildermaterial unterstützt die Darstellung in vorzüglicher Weise und bietet dem Kenner reizvolle Beispiele des Typus „Moderne Frau“.

Studierende Frauen von Dr. Margarete Heine.
(Sammlung Die Frau,
Band X.) Kart. M. 1.50, in Leder gebunden M. 2.50.

Studierende Frauen: das sind Frauen, die in erster Linie Menschen sein wollen, nicht Weiber. Ein starkes, stürmisches

Freiheitsgefühl durchbraust dieses Buch, das von einer Frau geschrieben ist, der die vielen und reichen Probleme der Emanzipation selbst Erlebnis waren.

Zweierlei will es zeigen: eine besondere Erscheinungsform der modernen Frau, welche recht auffallend hervortritt auf dem Hintergrunde einer so altehrwürdigen und rein männlichen Institution wie die Universität sie vorstellt, und die Fülle des Neuen, mit welchem die studierende Frau innerlich und äußerlich sich auseinanderzusetzen als ihre Aufgabe vorfindet. Von diesen Gesichtspunkten aus ist auch die historische Entwicklung des Frauenstudiums behandelt. Das Buch bietet so mancherlei und vielerlei Anregungen nach allen Richtungen hin, daß seine Anschaffung allen denen, die für das Frauenstudium in Frage kommen, ernsthaft empfohlen werden kann.



Früher erschien in der Sammlung „Die Frau“:

- Bd. I. Vom entnüchternden Zauber der Frau von Erich Felder. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ II. Marquise de Pompadour von Carry Brachvogel. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ III. Die Tugendhaften von Lela Davitschhoff. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ IV. Das Verhältnis von Ewald Silvester. Mit 10 Kunstbeilagen.
- „ V. Die Frau als Schauspielerin von Heinrich Stümcke. Mit 16 Kunstbeilagen.
- „ VI. Marie Antoinette von Tony Kellen. Mit 10 Kunstbeilagen.
- „ VII. Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance von Bettina Feistel-Kohmeder. Mit 10 Kunstbeilagen.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben von J. Jobst. Brosch. M. 2.—, in Leinw. geb. M. 3.—.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch die ersten Opfer des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Räte der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressstimmen:

Ein Buch von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nicht von Politik wissen wollen (Rhein.-Westf. Zeitung). Das Buch steht in seiner schlichten Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Stirn des Tages an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Allgem. Zeitung).



Lesen Sie A. O. Webers Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■

Bringt Geld ■■■■■ Belehrend.

Bestellen Sie sofort das neue

Prämien-Geduld-Spiel **Pharos**

gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken

(-aller Länder) franko vom Verleger:

C. Bahr, Breslau II, Zobtenstraße 11.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken dem-
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**

besonders für den Photo-Sport im Winter u. für **Weihnachten**

in dem soeben erschienenen **Präcisionskatalog der**

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

die Zusendung erfolgt **franco und kostenlos!**

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.O.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (5 1/2 in. by 4 in., and 5/8 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lamuskin, 3/6 net. per volume.

Evelyn's Diary.
Lamb's Works.
The Vision of Dante.
Peacock's Novels.
Boswell's Life of Dr. Johnson, 2 Vols.
Hawthorne's New England Romances.
Tennyson's Poems.
Poems of Wordsworth.
The Shorter Works of Walter Savage Landor.

Keats's Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages.
Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets.
Autobiography of Benvenuto Cellini.
The Poems of Samuel Taylor Coleridge.
Homer's Illads. Translated by George Chapman.

Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman.
Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.
Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.
Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
The Novels of Laurence Sterne.
Plays and Poems of Christopher Marlowe.
The Faerie Queen, by Edmund Spenser, 2 Vols.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 2s. 6d. net.

BOYTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stobbes.
RAPHAEL. By Edgcumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stobbes.
G. F. WATTS. By Dr R. Pomfret.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
DUVIS DE CHAVANNE. By Ars. Alexandre TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Kennedy.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
SRA ANOELICO. By Edgcumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange & Mainz

Garda-See

der schönsten und
größten der Italienischen
Seen. a

—————

Eisenbahnlinie:

Mailand-Venedig

—————

Mailand-Desenzano

2 Stunden

Venedig-Desenzano

3 Stunden

THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
LONDON NEW-YORK
 General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE
 Moeurs Elégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes
 — Un numéro tous les Samedis. —
 Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.
 Represents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck
Loden-Versandt-Haus
 empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
 und Damen.
 Zeit- u. portofreier Versandt o. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustrirt mit über 5000 nützliche u. zweckbehi. Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für Jeden. Keiner versäume solchen umsonst und franco zu verlangen.
Fritz Hammeofahr, Foche 2 bei Solingen.

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns
Neue Freie Presse Wien
 0000 Erscheint täglich zweimal 0000
 Insertionsorgan ersten Ranges
 Abonnements und Anzeigen vermittelt:
Saarbach's News Exchange = Mainz

FUNKEN

42
19. JULI
20PF

Nun ja, Nikolaus ist kein Recke. Er ist ein Mann von Durchschnittswuchs, der aber auch niemals versucht, den Fuß auf Millionen Socken zu setzen. Er versichert nicht, daß er seine Russen herrlichen Tagen entgegenführen werde. Bescheiden sagt er: „Wir glauben, daß Helden (nicht „Riesen“) des Gedankens und der Tat erscheinen werden und daß dank ihrer emsigen Arbeiten der Ruhm Rußlands erstrahlen wird.“ Die mystische Färbung müssen wir ihm zugute halten, sie ist russisches Nationalerbe. Seine persönliche Haltung ist korrekt, es scheint ihm nicht an persönlichem Mut zu fehlen. Seine Manifeste sind schlicht, offen und — von seinem point de vue aus — verständig. Aber es ist wahr, er hat hin- und hergeschwankt. Er ist eben kein Recke.

Die Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns sprechen dem Zaren Nikolaus durch den beredten Mund ihrer Presse die tiefste Verachtung aus; im Hinblick auf die unerschütterliche Festigkeit Franz Josephs und Wilhelms verstehen sie gar nicht, wie ein Monarch heute so und morgen anders denken kann. Sie fordern Geradlinigkeit, Folgerichtigkeit, und der Herrscher, der diese Forderungen nicht erfüllt, ist ihnen ein „Zammermann auf dem Throne“. So schrieb ein vielgelesenes, wirksam redigiertes Berliner Blatt, die „Welt am Montag“. Das kommt davon, wenn die Völker verwöhnt werden.

Ich meinerseits stelle nicht so hohe Anforderungen an Monarchen, glaube, daß Nikolaus als Großherzog von Baden ein „allverehrter“ Fürst sein würde, und bedaure nur, daß der arme Mann vor eine Aufgabe gestellt worden ist, der nur ein Genie an Intellekt und Willen gewachsen wäre. Ihn zu beschimpfen, wie es in unserer liberalen Presse täglich geschieht, finde ich ungerecht, geschmacklos und unklug. Aber das Kritisieren fremder Monarchen ist unsere unselige Spezialität; so haben wir uns auch in höchst überflüssiger Weise mit dem kronprinzlichen Privatleben Eduards des Siebenten beschäftigt.

Leider mutet die Geschichte dem Zaren Nikolaus zu, die Welt, die aus den Fugen gegangen ist, wieder zurechtzuzimmern, und das kann er nicht. Er müht sich recht und



III. Jahrgang

1906

42. Heft.

Untersuchungsrichter Firlle

Wenn diese Zeilen in der Öffentlichkeit erscheinen, ist das Urteil über den Major von Zander gefällt. Wie es ausfallen wird, ist nicht vorher zu sagen; indes ein Freispruch ist wenigstens wahrscheinlich. Denn von Zander hat das enorme Glück, vor Geschworenen zu stehen, nicht vor Berufsrichtern; und die Geschworenen sind zurzeit die einzige richterliche Behörde in Deutschland, bei der sich Kenntnis des Lebens, wie es ist, voraussetzen läßt. Rechtspflege besteht doch schließlich darin, daß die geschriebenen Gesetze auf die Erscheinungen des Lebens angewendet werden; und was kann die beste Gesetzkennntnis nützen, wenn es dem Richter etwa in einem Prozeß, der die Aufgrabung einer weitverzweigten geschäftlichen Tätigkeit nötig macht, an jeder, auch der primitivsten Kenntnis großzügiger Geldgeschäfte fehlt? Die ewig berufene Integrität preußischer, namentlich der richterlichen Beamten, ist ein Köder, mit dem man nur auf weniger intelligente Krebse ausgehen kann. Denn der Integer vitae der Horazischen Ode kann alles mögliche — er kann durch die glühenden Syrten, den ungastlichen Kaukasus und die Gefilde, die der fabelhafte Hydaspes

bespült, ohne Speer und pfeilgefüllten Köcher ziehn und durch seinen bloßen Anblick einen grimmigen Wolf in die Flucht treiben —, aber daß er ein in allen Praktiken des Handels und Wandels erfahrener, scharfsichtiger, unbefangener, psychologisch geschulter Richter über fremde, reiche Menschenleben sein sollte, davon singt der Dichter nichts. Horaz — und das erklärt seine geringe Beliebtheit bei der heutigen reiferen Jugend — war weder preußischer Reserveleutnant noch Mitglied der Stände, aus denen sich der Reserveleutnant rekrutiert. Ihm war mithin die sublime Erkenntnis verborgen, daß sich Intelligenz durch Besinnung ersetzen läßt. Lebte er noch heutiges Tages, wer weiß, ob er nicht den wirkenden Beamten eine kleine Dosis Korruption, gleichzeitig aber ein wenig mehr Schläue anwünschte!

Ob Untersuchungsrichter Firls korrekt gehandelt hat, oder nicht: das wird nach der Ankündigung des Justizrats Mammroth vor einem andern Forum entschieden werden. Sollte es nicht der Fall sein — und die öffentliche Meinung dürfte darüber kaum geteilt sein —, so wird eine Sühne nicht ausbleiben. Aber gerade das würde die Angelegenheit Firls zu einer Ausnahmerscheinung stempeln; es würde uns nur mäßig interessieren. Das, womit wir uns an dieser Stelle zu beschäftigen haben, ist das Typische. Und typisch ist an der Sache vieles; typisch für den preußischen Beamtenstand, typisch insbesondre für das herrschende System.

von Zander hat dem Untersuchungsrichter immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß dieser ihn von vornherein wie einen Überführten, nicht wie einen Angeklagten, erst zu Überführenden behandelt habe. Daß Herr Firls den Angeklagten in der That für überwiesen gehalten hat, hat er denn auch bei seiner Vernehmung nicht geleugnet; und wenn er während des Gangs der Untersuchung fürs erste eine definitive Äußerung nicht fallen ließ, so hatte von Zander auf jeden Fall richtig geschlossen. Die Festnagelung dieser Tatsache war für den Angeklagten von höchstem Wert; darum ist es nur selbstverständlich, daß er den Untersuchungsrichter zwingen wollte, sich darüber deutlich zu äußern; wenn Herr Firls an sich hielt,

so spricht das allenfalls für seine prozessuale Geschicklichkeit, ändert aber an den Tatsachen selbst nicht das geringste.

Warum nun aber begegnen wir nicht nur in diesem, sondern in sehr vielen Fällen derselben instinktiven, obschon keineswegs doloſen Voreingenommenheit richterlicher Personen? Es kann auch dem Justizbeamten nicht daran liegen, einen Verbrecher mehr zu machen. Daß man besondere Schneidigkeit oben gern sehn würde, war jedenfalls in diesem Falle nicht anzunehmen. Daß der Ton des Angeklagten — der nach der Bekundung eines Referendars den Eindruck eines kranken Mannes machte und zweifellos, trotz begreiflicher Erregung, gute Manieren hat — von vornherein zu besonderer Strenge herausforderte, ist gleichfalls nicht anzunehmen. Ich persönlich weiß weder ein noch aus, wenn ich nicht annehme, was mir allerdings im Laufe des Nachdenkens zur apodiktischen Gewißheit geworden ist: das, was den Herrn Untersuchungsrichter quälte, irritierte, reizte, war die unbequeme Tatsache, daß er eine überlegene Person vor sich hatte. Nichts empört den preussischen Beamten mehr. Er ist so vielfach gewogen und vollwichtig befunden worden, von Examinatoren, Kollegen, Vorgesetzten, Leuten der Gesellschaft, daß er gar nicht fassen kann, wenn irgend eine Persönlichkeit über den Horizont seines Urteilsvermögens hinauswächst. Gegenüber kulturellen Erscheinungen, von denen dies gelten könnte (und die gibts, tatsächlich!), hilft er sich dadurch, daß er sie ignoriert. Aber wenn jemand aus einer größeren Lebenssphäre — sei es ein Journalist, ein Künstler oder ein Kaufmann — kriminell wird und der gebräuchliche Jurist gezwungen ist, sich mit ihm zu befassen: dann wird die Sache für den Angeschuldigten böse. Während der Geschworene geneigt ist, über sich noch eine höhere Einsicht für möglich zu halten und deshalb, wie die bayrischen Preßprozesse beweisen, sich solcher Einsicht zuweisen beugt, glaubt der beamtete Richter sich verpflichtet, seine Unfehlbarkeit hochzuhalten.

Aus dem von Zanderschen Prozesse hat sich jedenfalls mit Evidenz das eine ergeben: daß der Untersuchungsrichter keinen Schimmer davon hat, wie man heutzutage Geschäfte macht und Geld verdient. Alle kaufmännischen Zeugen und Sach-

verständigen, so viele ihrer auch geladen wurden, bekundeten einstimmig, daß die Aussichten des Majors auf hohen Gewinn stets wohlgegründet waren und zum Teil durch unvorhergesehene Ereignisse (wie das unverhoffte Zustandekommen des Kalisyndikats), zum Teil durch die Verhaftung von Zander illusorisch gemacht wurden. Man stellte dem Angeklagten das Zeugnis hervorragenden geschäftlichen Genies aus. Daß ein Untersuchungsrichter selbst ein geschäftliches Genie sein müsse, kann man nicht verlangen; aber daß er Lust und Fähigkeit dazu habe, den geschäftlichen Kombinationen nachzugehen und so wenigstens zu ihrem annähernden Verständnis zu kommen, das sollte man voraussetzen dürfen. Herr Firlé stützte seine schlechte Meinung über den Major darauf, daß — tatsächlich — aus nahezu allen Unternehmungen zu einem bestimmten Termin nichts geworden sei. Freilich nicht. Aber vermochte er sich wirklich nicht das logische Axiom klarzumachen, daß mit der Regierung der Voraussetzungen die Behauptung hinfällig wird? Herr Firlé scheint der Meinung zu sein, daß kaufmännische Geschäfte sich mit derselben Regelmäßigkeit abwickeln, die die vierteljährliche Abhebung des Gehalts zur Freude aller tüchtigen Beamten an sich hat. Wie unwahrscheinlich ihm das klingt: ein Mann, der in zwei Jahren sechzigmal gepfändet wird, will mit einem einzigen Coup die märchenhafte Summe von 1 000 000 Mark verdienen! 1 000 000 Mark: also mehr, als ein höherer Beamter in hundert Jahren bekommt; mehr, als die Witgift auch der reichsten höheren Beamtenfrauen beträgt. Daß das Schwindel ist, ist doch klar! 1 000 000 Mark ohne ein einziges Examen! Erstes Ergebnis: Mißtrauen.

Nun, dem Mißtrauen sagt man nach, daß es den Scharfsinn steigere. Man sollte also erwarten, daß der Untersuchungsrichter vor Bier danach brennen sollte, den geschäftlichen Praktiken nachzugehen. Ja, wenn die Aktenbündel nur nicht so ungeheuer wären! Wenn die Materie nicht so spröde wäre! Wenn die verdamnten fremden Sprachen nicht wären, die man wohl „beherrscht“, aber doch nur mangelhaft versteht! Nun, das Pflichtgefühl treibt; es liegt dem Untersuchungsrichter

nichts daran, die Verhandlung zu verschleppen, im Gegentheil, er läßt sich einen Teil der sonstigen Amtsgeschäfte abnehmen, um zur Vetreibung der Hauptaktion freie Hand zu haben. Das ist sehr löblich. Worüber orientiert man sich nun zuerst? War's nicht ganz angebracht, den Willen des Majors, seine Schulden zu bezahlen — also seine tatsächliche Reellität — nachzuprüfen? Der Weisiger Landgerichtsrat Goldel hat binnen vierundzwanzig Stunden festgestellt, daß von Zander in fünf Jahren 120000 Mark bezahlt hat. Das scheint nicht unerheblich, nicht wahr, Herr Untersuchungsrichter? Es scheint sogar viel erheblicher, als die Schulden aufzuzählen, die er nicht bezahlt hat: denn bei diesen Fällen blieb immer noch die Möglichkeit späterer Tilgung übrig. Es ist keinesfalls der gute Wille Herrn Firls, den ich in Zweifel ziehe. Was ich aber mit Händen greife, das ist seine vollkommene Ohnmacht, des Stoffes Herr zu werden. Dieser Fehler liegt im System. Keine Behörde soll einen Beamten mit einer Aufgabe betrauen, der er nicht gewachsen sein kann, bloß, weil der Betreffende daran ist. Das dient weder der Sache selbst, noch dem Beamten. Denn das Ergebnis für diesen ist — zweitens —: Unlust und Unsicherheit.

Ich müßte ein schlechter Psychologe sein, oder Herr Firls hat seine Aufgabe, während er sich mit ihr mühte, tausendmal verflucht. Eine Aufgabe, die so verzwickt ist, daß dem gewissenhaften Justizbeamten immer wieder um seine Gottähnlichkeit bange wird. Diese Arbeit aber hat ihm ein Mann aufgeladen, der da gegenüber sitzt und sich womöglich überlegen fühlt, obwohl er doch ganz in die Hand seines Untersuchungsrichters gegeben ist. Ich habe mir längst abgewöhnt, den verrufenen Prokrustes für einen Barbaren zu halten. Er tat, was alle Schematiker tun: wenn das Bett zu kurz ist, hackt er dem Opfer ein Stück von den Beinen ab. Daß alles klappt, ist die Hauptsache: das ist Pflicht. Wenn nun die Fassungsgröße des untersuchenden Beamten zu eng ist, wie soll er den Fall einlogieren? Er hat doch ganz bestimmt nichts verbrochen; soll er sich fügen? Das ist nach göttlichem und menschlichem Rechte Pflicht des Beschuldigten. Und nun be-


ginnt, nicht aus Bössartigkeit, sondern aus Selbsterhaltungstrieb, ganz unbewußt, ohne jeden Dolus, aber mit nicht minderer Grausamkeit das Verfahren, den Angeklagten unterzubuttern. „Daß du Geschäfte zu machen verstehst,“ heißt es, „bezweifle ich keinen Augenblick. Aber was geht das mich, den Untersuchungsrichter, den geprüften Juristen an? Du stehst hier nicht als Geschäftsmann, sondern als Angeklagter; nur in dieser Eigenschaft stehst du zu mir in Beziehung. Als Kaufmann mag ich nicht imstande sein, dir das Wasser zu reichen; aber hier, zwischen diesen vier Wänden, da bin ich dir über.“ Was dann folgt, ist ein Kampf zwischen zwei Gegnern, von denen der eine alle Machtmittel in der Hand hat. Er kann dem andern die Selbstbefestigung entziehen, nur, weil der präsumierte Mitschuldige sich auf freiem Fuße befindet und Durchstechereien unter Mithilfe des Speisewirts möglich wären. Er kann, während er auf Ferien ist und der Prozeß mithin so wie so stockt, den Verkehr des Angeklagten mit dem Verteidiger inhibieren, um ja keine Chance zu verlieren. Er kann ruhig und sachlich sein, während der Beschuldigte auf seinem Stuhl vor Erregung zittert; denn er kräftigt sich in frischer Luft, der andere aber bleibt drin. Wie weit der Angeklagte sich orientieren darf, ist völlig in seine Hand gestellt; denn er verfügt über das Beweismaterial nach seinem Ermessen. Drittes Ergebnis: der Beamte stabilisiert seine Überlegenheit. Er muß in dem Angeklagten den Verbrecher sehn; sonst brächte er's nicht fertig.

Unter hundert preußischen Richtern findet sich vielleicht einer, der unter den gegebenen Umständen anders gehandelt hätte, als Herr Firlé. Das kann gar nicht anders sein. Die juristischen Beamten teilen mit den höheren Ständen, soweit sie in sich abgeschlossen sind, den Hang zur Selbstüberschätzung. Auch wenn sie sich nicht der geringsten hervorragenden persönlichen Qualitäten bewußt sind, sie haben ihren Stolz: das ist der Stand. Der Stand redet aus ihnen am Viertisch und im Amt, zu Hause und im Bureau. Schön, sehr schön, wenn sie das Standesbewußtsein dazu veranlaßt, einen Gott und Menschen wohlgefälligen, moralischen Lebenswandel zu führen.

Aber das ist gewiß: der Überlegenheit der Person ist dieses Bewußtsein eher schädlich als förderlich. Und doch wäre es — wie der vorliegende Fall wieder einmal zeigt — nützlich und notwendig, daß der beamtete Richter dem Angeklagten an Intelligenz und Sachkenntnis wenigstens annähernd gewachsen ist.

Herr von Zander hat an einem der ersten Verhandlungstage erklärt, er habe es nie für möglich gehalten, daß ein Untersuchungsgefangener so behandelt werden könnte, wie er. Aus ihm sprach der Offizier, der Angehörige einer gesellschaftlich hochgeachteten Kaste. Und in der Tat, der Offizier, wenn er Standesünden begeht, würde auch niemals so behandelt werden; sein Fall wäre stets leicht, durchsichtig, dem Untersuchungsrichter zugänglich. Hier stand aber nicht der Offizier, sondern ein hervorragend talentierter, komplizierter Mann wegen komplizierter Vergehungen unter Anklage. Ihm gegenüber muß der Durchschnittsjurist, wenn er nicht versagen will, durch Strenge ersetzen, was ihm an Genie abgeht.

Und das wird immer so sein, ehe nicht das System geändert wird und mit ihm die Persönlichkeiten des Richterstandes.



Kolonial-Korruptions-Spezialismus / von Eduard Goldbeck

Deutschland war von jeher das Land des Spezialismus. Wir haben allerdings viele Könige der Wissenschaft unser genannt, dafür ist aber auch die Zahl der Kärrner ins Unermeßliche gewachsen. Sie sind, wenn ihr Anblick auch nicht erquickend ist, doch nützlich und notwendig, und weil wir das einsahen, schien es uns bald gewiß, daß jeder, der den Mit-

menschen seine Möglichkeit und Notwendigkeit dartun wolle, Spezialist sein müsse. Das Publikum ist ganz fest davon überzeugt: jeder Schriftsteller erhält eine Blechmarke (ohne Anspielung!) um den Hals und ist dann zeit seines Lebens der beliebte Humorist, der schneidige Leitartikler, der sinnige Poet, der tiefschürfende Psychologe. Daß er Talent hat, ist nicht erforderlich; erforderlich ist nur, daß er einen Verleger hat. Findet er diesen und veröffentlicht nun ein Bändchen nach dem anderen, so wird er nach dem dritten Bändchen bereits der beliebte Humorist, der schneidige Leitartikler, der sinnige Poet, der tiefschürfende Psychologe sein. Ich habe mich mit diesem Beispiel in der mir naheliegenden Sphäre gehalten, aber greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo ihr's packt, zeigt es dieselbe Erscheinung. Die häufige Wiederholung eines Phänomens nennen wir großspurigen Modernen ein Gesetz. Dieses Gesetz, des Inhalts, daß jeder Deutsche eine Blechmarke um den Hals haben müsse, hat der Abgeordnete Erzberger nicht allein erkannt, er hat auch die Konsequenz seiner Erkenntnis gezogen und gilt heute bereits in der ganzen gesitteten Welt als Kolonial-Korruptions-Spezialist. Er braucht sich nur noch mit der Baronin Suttner zusammen photographieren zu lassen und der Weltruf ist da.

Dergleichen Reputationen sind nicht auf den ersten Streich zu haben. Das Publikum kennt den coup de foudre, die love at first sight nicht; es will, wie eine reife Frau, gewonnen sein. Nun ließ es Herr Erzberger an heißem und geduldigem Werben nicht fehlen. Er hat mit Fleiß und Spürsinn alles gelesen, was über unsere Kolonien geschrieben worden ist. (Nebenbei bemerkt: die Deutschen zerfallen in zwei Gruppen; die einen haben nichts, die andern alles gelesen. Preisfrage: Welche Gruppe ist unbrauchbarer?) Welch ein wundervoll organisiertes Gehirn der Abgeordnete Erzberger besitzen muß, ergibt sich schon daraus, daß er trotz dieser Lektüre immer noch auf freiem Fuße ist. Ein Durchschnittsmensch wäre nach der zweihundertundfünfundsiebzigsten Druckschrift über die Bewässerungsfrage in Südwestafrika jämmerlich in der maison de santé gescheitert. Den jungen Abgeordneten hielt seine große

Aufgabe aufrecht; abgesehen von winzigen Spuren von Verfolgungswahn und Megalomanie ist er noch immer kerngesund. Das einzige beunruhigende Indizium, von dem die Freunde des hervorragenden Mannes zu berichten wissen, ist dies, daß er sich in Augenblicken geistiger Trübung mit einem eisernen Besen verwechseln soll.

Nach den Strapazen der letzten Session kein Wunder! Herr Erzberger hat monatelang vor der Tür der Kolonialverwaltung geklopft und kein Unbefangener kann leugnen, daß er nützliche Arbeit verrichtet hat. Er hat überzeugend nachgewiesen, daß unsere Kolonialpolitik planlos war, daß das Beamtenmaterial intra muros et extra unzureichend ist, daß die amtlichen Berichte von Widersprüchen wimmeln, daß die rein geschäftlichen Abmachungen das Interesse des Steuerzahlers und die Grundsätze der Billigkeit völlig außer Auge ließen. Vieles war vielen bekannt, trotzdem blieb die rücksichtslose Durchstößerei verdienstlich. Herr Erzberger hätte auf seinen Lorbeeren ruhen können.

Aber für diesen Cato gibt es kein Capua. Der Hüter unserer Kolonien schläft noch schlummert nicht. Vielleicht genügte ihm die Resonanz noch nicht, die sein Wirken fand, denn er hat sich entschlossen, zu stärkeren Beschwörungsmitteln zu greifen, und in einigen Blättchen, die sonst nach dem Worte Bene vixit, qui bene latuit leben, sind kürzlich Enthüllungen erschienen, die beabsichtigten, unsere Kolonialverwaltung in keineswegs klassischer Nacktheit zu zeigen. Die bisher entschleierte Nuditäten genügen dem sonst so pruden Zentrum noch nicht. Es fiel das Urteil „Korruption!“, das Zentralorgan für Voofke-Verherrlichung soll sogar von einem „Panama“ gesprochen haben, die Presse geriet in Hochsommerentrüstung und Fürst Bülow, der eine Gelegenheit witterte, sich den Dank aller Gutgesinnten zu erwerben, trat als Moor unter die Schuldigen, um fürchterliche Musterung abzuhalten.

Nun sind wirklich Dinge passiert, die einem die Haut schauern machen. Ein Beamter hat 600 M. jährliche Zulage bezogen und dafür nichts geleistet (der Erbprinz zu Hohenslohe bezieht, wie die „Zukunft“ vom 30. Juni trotz allen De-

mentis behauptet, eine Vierteljahrzulage von 6000 M., deren Gewährung hoffentlich durch seine Leistungen gerechtfertigt wird). Ein Oberst a. D. hat 1200 M. jährlich als Dienst- aufwandsentschädigung erhalten und man hat diese Entschädigung so geschickt verrechnet, daß seine Pension nicht gekürzt werden konnte. Aus dem Liebesgabenfonds hat man Offizieren Theaterbillets gekauft. Es sind angeblich Unterschleife durch Verkauf von Bekleidungs- und Montierungsstücken vorgekommen. Die Truppen haben Corned beef erhalten. Soldaten haben Vorgesetzte erstochen. Unsere Mannschaften werden nutzlos hin- und hergehetzt. Unsere Mannschaften liegen müßig. Sie saufen zu viel. Und die Konkubinen!

Die Frage, ob wirklich ein Hofrat 600 und ein Oberst 1200 M. zu viel erhalten hat, ob da ein „wohlwollender“ Vorgesetzter versucht hat, dem Fiskus ein Schnippchen zu schlagen und den Herren einen Extrahappen zuzuschmeißen, ist nicht gerade weltwichtig. Die Oberrechnungskammer würde ja wahrscheinlich ihres Amtes walten, und sollte es nicht geschehen, so werden wirs auch überleben. Von Korruption, zu Deutsch: Verderbtheit, kann nicht die Rede sein. Wozu die großen Worte, die die Tatsachen entstellen und das Urteil irreführen? Es war vielleicht nur eine falsche Interpretation bestehender Vorschriften, schlimmstenfalls könnte man den Vorgang eine ungehörige Bevorzugung einzelner Beamten nennen. Was die Theaterbillets betrifft, so handelte es sich um Kolonialfeste, die die betreffenden Offiziere gewissermaßen dienstlich besuchen mußten; zum Überfluß haben die Herren die gespendeten Beträge auch noch zurückgezahlt. Die Uniformunterschleife erklären sich dadurch, daß sehr viele sogenannte Buren, die im Transportdienste verwendet wurden, mit ganzen Gepanzen, Gewehr, Munition und Uniformen über die Grenze gegangen sind. So unerfreulich das ist, es berührt die Integrität unserer Beamten und Soldaten nicht. Daß die Truppen Corned beef erhalten haben, kann man niemandem zum Vorwurf machen. Selbst der allwissende Herr v. Podbielski ahnte nicht, daß Herr Sinclair den Jungleroman

schreiben würde. Die Billigkeit der „bewährten Marken“ war entscheidend. Ausschreitungen von Mannschaften gegen Vorgesetzte wären drüben gar nicht erstaunlich, warum soll der Tropenkoller ein Privileg der besseren Stände sein? Es sind aber auch gar keine Moritaten vorgekommen; hingegen hat ein englischer Oberst vor den Gerichten seines Vaterlandes bekundet, daß Widerseßlichkeiten der Mannschaften im Burenkriege häufige und planmäßige Erscheinungen gewesen seien. Der gemeine Mann habe eben das englische Gefängnis der Freiheit auf dem Kriegsschauplatz vorgezogen. Daß Herr Erzberger vom sichern Port den Taktiker mimt, ist einfach widerlich, ebenso widerlich wie die Klage über den Alkoholismus in einem Lande, wo die Flasche Bier zwischen 5 und 7 M. kostet. Die Sittlichkeit ist ja die Domäne des Zentrums; in Sachen „Konkubine“ gibts keinen Appell gegen die unerbittliche Strenge dieser bedürfnislosen Monogamen.

Viel Lärm um nichts oder doch so gut wie nichts, um läßliche Sünden, in der Sprache des Weichwaters zu reden. Und die Folgen?

Die Folgen werden für Herrn Erzberger die sein, daß er sich ein berühmtes Rühmlein als Kolonialkorruptionspezialist erwirbt, in weiten, aber urteilslosen Kreisen populär wird und sich bei allen ernststen Menschen diskreditiert. Er will ja wohl Politiker, nicht Detektiv sein, sich zum Staatsmann und nicht zum Kapuziner qualifizieren. Dann möge er sich vor seiner kriminalistischen Begabung hüten, sie kann ihn in den Sumpf der unfruchtbaren Schnüffelei locken. Als er mutig auf Schäden hinwies, handelte er löblich; jetzt, wo er das Augenmaß verliert und rechnerische Kappalien als Symptome zum Himmel stinkender Verderbtheit behandelt, wird er komisch; fährt er noch fort, unsere vorbildlich braven Truppen der Böllerei und Unzucht anzuklagen, so ist er obidös. Es wäre schade, wenn der begabte, fleißige und couragierte Mann sich als politischer Querulant aufstäte.

Die Folgen für die Kolonialabteilung werden, wie mir scheint, üble sein. Man spricht von einer Razzia auf Geheimräte. Zu einer solchen mögen vielleicht Gründe vorhanden

sein, die ich nicht kenne. Die Leistungen unserer Kolonialverwaltung machen es glaubhaft. Indessen ein Bedenken bleibt doch. An die Spitze tritt Erbprinz zu Hohenlohe, dies Kind, kein Engel ist so rein. Er weiß von den Kolonien sicher nicht halb so viel wie Herr Erzberger. Werden nun die bisher allmächtigen Geheimräte in die Wüste geschickt, so ist überhaupt niemand mehr da, der sich einigermaßen auskennt. Die Behörde wird dann noch mehr als bisher durch . . . Unbefangtheit glänzen.

Ferner erleben wir eine Flucht in die Öffentlichkeit. Man wird einen Provinzredakteur pöbelen, vielleicht gar auf Wochen oder Monate zu Kumsfutsch verdammen. Während der Verhandlungen wird unsäglich viel in den Zeitungen zu lesen sein, was dem Publikum die Kolonien noch mehr verekelt. Denn wir Deutschen sind nun einmal noch nicht so weit, die Dinge im großen zu sehen. Außerdem verfallen wir mehr und mehr in die demokratische, speziell französische Manie, Sündenböcke zu suchen, *d'établir la responsabilité*. Und eine gründliche Reinigung des Kolonialamtes kann ja doch nicht erfolgen. Es ist wirklich vieles faul dort. Indessen die Mängel sind auf das Konto des Intellekts, nicht auf das des Charakters zu schreiben.

Gewiß mag es in Deutschland Bestechung geben. Sechsdreierbestechung, die ja natürlich auch Bestechung bleibt. Aber von Panamitis kann man nicht sprechen, ohne Lächeln zu erregen. Unsere Bureaufkratie ist immer noch schwerfällig und zuverlässig. Wäre sie elastischer, so wäre sie vielleicht auch korrupter. Vermutlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie gewandter und lager werden wird. An Indizien dafür fehlt es nicht. Noch aber sind wir nicht kapitalistisch genug, noch stehen Titel und Orden zu hoch im Preise. Noch ist ein Kat ein Gott. Aber die Götterdämmerung beginnt. Noch haben wir Typen, deren Ringen um den Erzellentitel wahrhaft erschütternd wirkt, aber sie werden allgemach seltener. In zwei Jahrzehnten werden wir alle den Wert des Geldes ganz begriffen haben, dann wird die Korruption da sein und auch Erzberger wird wieder zu Ehren kommen und als einer

der führenden Geister geschätzt werden, der nur nicht die Zurückhaltung der Paula Erbswurst besaß und der Entwicklung vorzugreifen liebte.

Wir wollen uns unserer reinen Torheit nicht allzuviel berühmen. Jedes Land hat seine Eigenheiten und seine spezielle, dem Volksscharakter und dem geschichtlichen Werdegang angepasste Lasterhaftigkeit. Wir haben auch eine Korruption, die byzantinische. Von ihr ist die Nation von oben bis unten durchseucht, sie ist die Schmach unserer Zeit, und wir werden unsere Speichelleckerei noch bitter büßen müssen. Ich könnte ein Buch darüber schreiben, aber ich merke, daß ich wieder in mein *ceterum censeo* verfallte. Darum will ich lieber schweigen, denn Erzbergers Spuren schrecken.



Milde Träume / von Hans Winand

Hätte sie nicht irgend etwas sagen können? Irgend ein kleines, dummes Wort, ganz gleichgültig, was. Daß das Lampenlicht so grell sei, oder irgend etwas?

Aber sie schwieg.

Sie saß da am Tische, hielt den Kopf auf ihre Stickeret gesenkt, und schwieg.

Ich konnte aus meinem dunklen Winkel nur ein kleines Teil sehen von ihrem Profil. Sie hielt den Kopf halb gesenkt, und es sah beinahe aus, als ob ihre scharfen, eckigen Schultern viel zu hoch seien . . .

War es nicht sonderbar, daß ich sie immer ansehen mußte? Ich weiß nicht, was das war.

Kannte ich sie denn überhaupt?

War sie mir nicht fremd, war sie mir nicht gleichgültig? Was ging mich dieses schweigende Mädchen an?

Aber sie saß da und schwieg, und ich mußte sie immerwährend ansehen.

Vielleicht, wenn sie gesprochen hätte, — ich würde sie gar nicht bemerkt haben. Vielleicht würde ich einige Worte gesagt haben und dann wäre ich wohl in mein Zimmer gegangen und hätte nicht einmal mehr daran gedacht.

Ich weiß es nicht.

Es war das alles ja so senderbar.

Ich saß da in meiner Ecke und sah sie immerwährend an . . .



Ich saß da in der Ecke und sah sie an.

Ich glaube, ich dachte an nichts dabei.

Ich dachte nur: wenn sie jetzt herüberschaut und sieht, daß ich sie anschau, dann würde ich mich wohl schämen.

Vielleicht würde ich sogar erröten . . .

Ob ich wohl wünschte, sie möge einmal herüberschauen?

Ach, das alles war ja so dumm . . .

Aber es war, als ob ich darauf wartete, daß sie herüberschaue . . .

Und vielleicht ward ich traurig, daß sie es nicht einmal tat.

Sie saß da am Tische und hatte den Kopf halb gesenkt über ihre Stickerei und es sah beinahe aus, als ob die scharfen, eckigen Schultern viel zu hoch wären, und ungestaltet . . .



Meine Schwestern erzählten.

Weiß ich, was sie da alles erzählten?

Ich glaube, sie erzählten komische Geschichten.

Ich hörte ihre Stimmen nur gedämpft, wie aus weiter Ferne . . .

Und das dachte ich nur, weil sie hie und da lächelte und den Kopf schüttelte . . .

Und dabei sah sie nicht einmal auf.

Einmal erzählte ich auch eine kleine schnurrige Geschichte.
Ich war ja so verstimmt, daß sie nicht einmal herüberschaute . . .

Eine ganz kleine, dumme, schnurrige Geschichte . . .

Was weiß ich, was ich da erzählte!

Es war gewiß etwas recht Dummes, Plumpes. Ich war ja so verstimmt und ich wollte sie ärgern . . .

Meine Schwestern lachten.

Sie aber hatte den Kopf halb gesenkt über ihre Stickerei und verzog keine Miene.

Hätte sie nicht einmal lächeln können? So ein zartes, mitleidiges, kleines Lächeln?

Oder hätte sie nicht ein spöttisches Gesicht machen können, so eine müde verschleierte Verächtlichkeit?

Sie aber schaute auf ihre Stickerei und verzog keine Miene.

Vielleicht hatte sie es gar nicht gehört.

Oder sie dachte vielleicht: das ist ein Geck und er möchte Mägchen machen.

Konnte ich wissen, was sie dachte?

Ach, ich schämte mich so . . .



Einmal sprach man von Frauenfüßen.

Da ließ sie ihre Stickerei eine Weile sinken und schaute vor sich hin, auf den Fuß der Lampe da vor ihr auf dem Tisch.

Es ist so dumm, davon zu erzählen.

Es war wirklich gar nichts dran.

Sie sagte nur: „Arme Kinder haben kleine Füße.“

Das sagte sie.

Ganz unvermittelt sagte sie das, und der Klang ihrer Stimme zittert noch heute seltsam in mir nach . . .

Ganz leise hatte sie es gesagt, aber es war da immer etwas in ihrer Stimme, das keinen Widerspruch duldete. Sie

hatte es ganz leise gesagt und doch dachte ich: sie hat Erz in ihrer Stimme.

„Arme Kinder haben kleine Füße.“ . . .

Wie sie wohl darauf kam, das zu sagen.

Ob es wohl wahr sei?

Ach, daran dachte ich gar nicht.

Es ist ja auch so gleichgültig.

Ich saß da in meinem Winkel und sah sie an und glaubte . . . — nein, das alles war es nicht.

Ich sah sie an, wie sie so dasaß, und es war in mir, als wüßte ich: arme Kinder haben kleine Füße . . .



Eines Abends hatten meine Schwestern Leute eingeladen. Nur ein paar, sechs oder sieben.

Lauter nette, gleichgültige Leute.

Ich weiß gar nicht mehr genau, wer das alles war. Woran soll man sie auch unterscheiden, diese netten Leute . . .

Von meinem Winkel aus konnte ich sie sehen, wie sie mitten drin saß unter diesen Leuten, sie mit ihrem ruhigen, unbewegten Gesicht . . .

Woran sie wohl dachte?

Vielleicht amüsierte sie sich über die Frau Doktor, die immerzu erzählte von ihrem Säuglingsheim, das jetzt eingerichtet wurde.

Oder vielleicht interessierte sie sich auch für so was . . .

Oder vielleicht sieht und hört sie gar nichts von all den Leuten um sie her, vielleicht denkt sie an irgend etwas . . .

Vielleicht denkt sie an die Hände . . .

Konnte ich wissen, woran sie dachte?

Es war ja auch so unwichtig.

Ich sah sie nur dasitzen, mit ihrem unbewegten Gesicht, mitten unter all diesen Leuten . . .



Ich weiß nicht, wie man darauf gekommen war. Ich glaube, man sprach von einer Frau Scheimerat, deren Adoptivsohn ihr eines schönen Tages davonzief.

Ich erinnere mich wirklich nicht genau. Was ging mich das alles auch an!

Und dann hatte wohl jemand gesagt, das sei kein Wunder, so ein Findelkind, von der Straße aufgelesen . . .

Ja, ich glaube, so war es gewesen.

Und während sie aufstand, hatte sie gesagt: das sind manchmal die Besten.

So leichthin, ganz zufällig hatte es geklungen, und dann war sie hinausgegangen.

Was ging mich das alles an!

Warum stand ich auf und ging ihr nach? Was mußte ich denn von ihr? Kannte ich sie denn? Wußte ich denn, wer sie war?

Aber daran dachte ich wohl gar nicht.

Ach, ich weiß nicht, warum ich das alles tat . . .



Im Bibliothekszimmer war es ganz dunkel. Dort stand sie am Fenster und schaute hinaus durch die regenfeuchten Scheiben. Mit großen, weitoffenen, starrglänzenden Augen schaute sie hinaus.

Draußen lag die Straße öde und leer, in schwerem, dunstigem Nebel begraben.

Und da standen wir nun nebeneinander, so nahe am Fenster, daß die Scheiben anliefen von unserem Atem.

Nichts regte sich im Zimmer.

Draußen ging ein Mann die Straße hinunter. Ganz deutlich hörte man die Schritte auf dem feuchten, kalten Stein des Trottoirs. Immer leiser wurden sie . . .

Ich wollte ihr so gerne irgend etwas sagen. Irgend eine Kleinigkeit wollte ich ihr sagen.

Ich wollte vielleicht sagen: Hören Sie, wie die Schritte fern und ferner klingen?

Aber ich sagte es nicht.

Erst nach einer ganzen Weile, wie ich dazu kam, weiß ich nicht, es kam gleichsam ohne Bewußtsein, daß ich flüsterte: Nun müssen wir wohl wieder hineingehen.

Ich wußte gar nicht, was ich damit meinte, ich glaube, es war nur, um eine Stimme zu hören.

Und sie schaute mich einen Augenblick an wie erstaunt.

Es ist möglich, sie hatte gar nicht bemerkt, daß ich neben ihr stand.

Und dann gingen wir hinein.

O, ich hätte mich schlagen können, daß ich das gesagt hatte . . .



Einmal saßen wir abends am Waldrand. Meine Schwestern waren zurückgeblieben, und wir saßen ganz allein in der großen Stille.

Hinter uns war das dumpfe, monotone Rauschen des Waldes, und vor uns lagen schwarze, ebene Felder und Äcker, so weit man sah. Rechts, fern am Horizonte, hinter dem Waldstück, da lag ein fahler, weißer, dunstiger Schimmer über den Bäumen. Das war die Stadt.

Hier aber, wo wir saßen, war es still.

„Hören Sie die Stille?“ flüsterte sie, und ich nickte.

Woran ich wohl dachte.

Dachte ich daran, daß sie morgen schon fort sein würde, weit fort?

Um uns die große, atmende Ruhe. Und vor uns lagen die schwarzen Weiten in schweigender Unendlichkeit.

„Wissen Sie,“ flüsterte sie und dabei starrte sie mit großen Augen regungslos in das Dunkel, „ich liebe das Meer so sehr. Aber manchmal — da fürchte ich mich . . .“

Dann sprachen wir nicht mehr.

In mir war etwas, als ob ich weinen sollte. Leise, laut
los rinnende Tränen.

Aber ich saß ganz still und starrte in die Weiten, und
hinter uns war das gedämpfte Rauschen des Waldes . . .



Immer muß ich an den kalten Herbstmorgen denken. Und
an die große Halle mit all den vielen Menschen, den Gepäck-
trägern und Wagen . . .

Wir standen vor dem Coupé und schwiegen. Die Coupétür
war geöffnet und drinnen lag schon ihre kleine, juchtene Tasche.

Dann kamen meine Schwestern. Sie hatten ihr noch
Rosen gekauft, irgendwo da draußen.

„Ich habe gar nichts,“ sagte ich leise und es war mir
seltsam traurig dabei, und sie lächelte.

Dann sprachen meine Schwestern noch mit ihr. Und ich
stand daneben und schaute auf die plumpen, eisernen Räder,
da unten auf den Schienen. Sie waren ganz grau und staubig,
und aus der Mitte von der Achse fielen in langweiligen gleich-
mäßigen Intervallen dicke, schwarze Schmiertropfen auf den
Ries, neben den Schienen.

Und dann stand sie vor mir und gab mir die Hand und
sagte ihr kurzes „Adieu“ mit ihrer harten, unbewegten Stimme.

Sie sagte „Adieu“ und sonst nichts und dabei sah ich einen
Augenblick die dunkle Iris in ihren Augen.

Ich erinnere mich dessen noch, als wäre es heute gewesen.

Wie sie die Hand zu geben pflegte, fest, bestimmt, mit
einem kurzen, abgerissenen Schütteln. Und dies ruhige, kurze
„Adieu“, das sie immer sagte. Noch heute zittert es in mir.

Hatte sie nicht Erz in ihrer Stimme?

O, ich weiß es noch, wie heute. Es war ein kalter, klarer
Herbstmorgen und draußen lag der Keif . . .



Großvaters Rosen / von U. R. E. Zielo*

Sein Garten wild, kühl seine Nacht,
uns trennt ein immerschwarzer Saum —
und doch, Großvaters Gartenpracht
durchglühte meinen tiefsten Traum:

Großvater ohne Überrock
geht durch die milde Mittagsglut
von Rosenstock zu Rosenstock;
es glänzt sein weißer Sommerhut.

Mit braunem Vaste bindet er
das junge, wuchernde Gerank;
er sieht mich nicht. Und süß und schwer
umduftet's ihn in stillem Dank.

Er sieht mich nicht. Ganz leise singt
er in den weichbewegten West,
und lächelnd er die Sonne trinkt,
als feire er ein Schönheitsfest.

Und lächelnd eine Marschal Niel
hebt er aus reichstem Blütenstiel
bleichgolden hoch am schlanken Stiel
ins wunderfelge Blau empor.

— „Großvater!“ —

Ach, mein Herzgepoch
mich weckte . . . Über Traum und Tod
blühen mir Großvaters Rosen noch
tiefgolden, rein und dunkelrot.

* Aus dem Gedichtband: *Thanatos*. Stuttgart, Ugel Juncker.



Südlandsfahrt / von Dr. Ludwig Bauer

I.

Ich weiß nicht ganz genau, ob man augenblicklich seinen Geist noch blasirt trägt oder ob die Begeisterung wieder zur letzten Neuheit geworden ist. Aber das weiß ich ganz sicher, daß die Welt mir durch nichts so sehr verekelt wird als durch jene Dandys mit gut sitzender Krawatte und schlecht sitzender Weltanschauung, die ihre „blague“ in allen fünf Erdtheilen spazieren führen. Der richtige Globetrotter, der auf Sensationen pirscht, ist mit allen seinen Sehenswürdigkeiten die sehenswürdigste Person in diesem Jammertal. Sein Gehirn ist tot, und nun sollen Natur und Kunst wieder Leben in die faulende Substanz bringen. Deshalb kriecht er zu jedem Wunder und gähnt durch seine bloße Gegenwart die frommen Schauer fort, die der Anblick jedes Höchsten in der Menschenbrust weckt. Du begegnest ihm überall: beim Niagara und in der Sixtina, am Nordkap und in Nizza, im Louvre und auf dem Ortler. Ein echter Reisekünstler muß es verstehen, über ihn hinwegzusehen. Anfangs ist es ein wenig schwer, diese Technik der Nichtachtung zu lernen; aber es geht und ist — um das charaktervolle Wädekerwort zu gebrauchen — sehr lohnend.

Dies bedingt, daß man allem Erstklassigen auf Reisen ausweiche. Erster Lehrsatz zu einer Ästhetik der Reisekunst: Man reise national! Das heißt, man bemühe sich zu vergessen, daß man kein Einheimischer ist. Man lebe wie sie. Man schare sich nicht in jenen charakterlosen großen Hotels, die in Lissabon und Christiania ebenso einander gleichen wie in Assuan und Interlaken! Eigentlich reist von den Durchschnittsreisenden niemand; denn, eingewickelt in seine Gewohnheiten, trägt er sein Vaterland mit sich, und die fremden Länder, die er besucht, sind für ihn kaum mehr als eine Schauausstellung. Der richtige Weltenbummler aber müßte die wunderbare Proteusart haben, sich an jedem Orte zu verwandeln, ein anderer zu werden und vom früher Erworbenen doch nichts preiszugeben . . . Ich weiß, noch bin ich darin ein Stümper. Es

ist nicht ganz leicht, sich alle Voraussetzungen abzugewöhnen und seinen früheren Menschen mit seinem großen Gepäck am Bahnhofe ins Depot zu geben . . .



Es ist nicht mehr das alte Neapel. Seine Besucher sind sich wohl gleich geblieben, aber die Stadt hat sich gewandelt. Noch immer gaffen starkfüßige und plattbusige Wisses von allen erdenklichen Punkten der Stadt nach dem Besuch und Capri. Noch immer streiten deutsche Rentiers miteinander, welche Insel Ischia und welche Procida sei. Und noch immer jammern ihre Frauen, daß man sie mit Antiquitäten und Geldstücken betrogen habe. Doch indessen ist dieser unvergleichlich sonnige und schmutzige Erdenwinkel, an dem man einst alle Lumpen (das Wort in jedem Sinne!) und Laster der Erde fand, in die italienische Normal-Großstadt hineingewachsen. Es wird weniger gebettelt, sogar weniger gestohlen. Auch das Messer scheint fester in der Scheide zu sitzen. Die Winkel verschwinden. Zinskafernen, hageres, gelbes, geflicktes Elend, Armut und Ordnung: das wird ganz sicher das Neapel von morgen sein. Der Golf freilich wird so lieblich und majestätisch bleiben wie bisher. Und die Fremden werden gar nicht merken, daß das alte Neapel, das berühmte, zerlumpfte, gefährliche, dem ihr Besuch galt, längst nicht mehr existiert.

Nein, Neapel ist nicht mehr gefährlich. Die „mala vita“ der Maffioten gehört der Legende an. Ruhig kann der Fremde durch die einst so verrufenen Hafenviertel gehen. Keine Dolche blinken. Allerlei armselige Musik bemüht sich mit schriller Heiterkeit die triste Unsauberkeit zu vergolden. Denn Neapel ist nunmehr unsauber, und das ist arg; früher war es schmutzig, und das vertrug sich noch mit einer gewissen naiven unbewußten Anmut. Hier und da verstaubte Palmen. Für die — forestieri; kein Einheimischer hat für sie einen Blick. Und wird es dunkel, dann bietet irgend ein abgerissener Zuhälter sein

Schätzchen an. „Vergine,“ beteuert er; er sei nur der Bruder. . . . Und allen Ernstes denkt er, für die dummen inglesi und tedeschi sei seine Freundin noch immer „Vergine“ genug . . .

Aber selbst solche Anerbietungen wagen sich nicht mehr so unbekümmert hervor wie einst. Auf die Gefahr hin, den Fremdenzug nach Neapel empfindlich zu schmälern, muß es gesagt werden: Neapel ist gar nicht mehr unsittlich. Es kommt wohl noch vor, daß sich ältere Gentlemen und hoffnungsvolle Jünglinge an den Fremden drängen, um ihm antike Tänze, pompejanische Tarantellen, lebende Bilder und noch köstlichere Genüsse zu verheißten . . . Aber solche Lockmittel sind meist nur Geschäftskniffe durchaus nicht ungewöhnlicher öffentlicher Hauslichkeiten. Jene ungewöhnlichen Verheißungen aber, mit denen der Fremde sonst bedrängt wurde, jene Anerbietungen, die Interessenten aus aller Herren Länder nach Neapel lockten und die „Galleria Umberto“ zum ersten Weltmarkte aller Raffinements und Perversitäten machten, haben aufgehört. Die Piemontesen haben diese Quelle südlichen Erwerbtlebens verstopft, und die korrekten englischen Lords, die, immerzu Bierden ihrer strengen „society“, aus ihr so emsig tranken, müssen ihren Durst nunmehr in Kairo löschen.

Natürlich hat alle Strenge den Volkscharakter selbst nicht wirklich ändern können. Es ist eine andere Welt, für die wir nur in ihr selbst den Maßstab finden können, wenn überhaupt dem deutschen Kaster des steten Messens, Wägens und Urteilens gefrönt werden muß. Eine andere, sinnlichere, glühendere Welt. Der Ehebruch, in Deutschland nur kümmerlich und fast nur im Treibhause der Literatur vegetierend, gedeiht bereits in tropischer Uppigkeit. Die Männer finden sich meist in das Unvermeidliche. Die Ehe ist für die Kinder da. Man wird nirgends zärtlichere Eltern finden als in Italien. *Re bambino* . . . So scheinen auch alle anderen Lebensbeziehungen gesteigert, lebhafter. Der Gruß wächst aus einer automatischen Handbewegung zu einer imposanten Geste. Eine einfache Erzählung wird zum Theater. Die Stimme holt verborgene Wirkungen hervor, die Augen blitzen, die Hände illustrieren die Handlung, die Zuhörer beleben mit Zwischen-

rufen die Rede — und so scheint der Bericht über das Avancement eines Wetters oder über den Verkauf einiger Meter Stoffe ein fesselndes Drama. Die scharf modellierten Züge, die leidenschaftlichen Augen gewähren erstaunliche Ausdrucksmöglichkeiten. Oft denkt man sich, daß ein großer Teil von der Kunst italienischer Akteure ihre Nationalität ist. Wie können diese Augen fragen und zürnen, diese Stimmen flehen und befehlen! Lauter kleine Duse und Novelli!



Ich liebe dies Volk. Unvergleichlich ist seine Heiterkeit und Bornehmheit. Man muß nur dem gierigen Gezüchte entkommen, das von der Fremdenindustrie lebt. Ich fahre oft dritte Klasse auf den Bahnen. Die Regierung tut das ihrige, um solches Unterfangen zu ahnden. Aber das Volk ist — wie übrigens überall — besser als seine Regierung. Der ärmste Bauer bietet dem unbekanntem Reisegefährten sein Stück Brot an. Er hilft das Gepäck unterbringen. Er versucht ein Gespräch. Er erteilt Auskünfte, gibt Ratschläge. Und dabei bewahrt ihn stets ein angeborener Takt vor Zubringlichkeit. Er hält Distanz, und es bleibe unerörtert, ob der Weg zwischen ihm und dem Fremden sich nicht oft gegen diesen zu senkt . . . Tausendmal vornehmer ist das Volk in der letzten Klasse eines sizilianischen Bummelzugs als die „elegante“ Gesellschaft von Magyaren und solchen, die es sein wollen, die ich im Parke von Abazzia so gerne verließ.

Bewunderungswürdig ist die kindliche Harmlosigkeit des Volkes, wenn ihm ein Schauspiel winkt. In Taormina, gelegentlich eines Einzuges der deutschen Kaiserin und der beiden Prinzen, konnte ich sie genießen. Wie immer war auch hier die italienische Behörde von einer beträchtlichen Schwerefälligkeit und Unfähigkeit. Die Straße zum Bahnhofe wird abgesperrt. Amtspersonen wimmeln. Lauter überflüssige Menschen, die feierliche Gesichter schneiden, bedenklich die Volksmenge

mustern, mit Geheimpolizisten tuscheln und auf einen Orden warten. Die Soldaten und Carabinieri sind sehr nett und lustig, gar nicht so feierlich wie die gottverlassenen Wichtigmacher in schwarzen Röcken. Richtig durchbricht das Volk im letzten Augenblicke den Kordon und schaut sich die Einziehenden an. Und es wirft Blumen statt Bomben, ruft: „Hoch“, wie dies ein gesittetes Volk bekanntlich zu tun hat, und freut sich der Fahnen und der Kriegsschiffe aus Syrakus, die im Hafen liegen und illuminieren.

Ich habe in meinem Leben noch keine Bombe geworfen. (Mangel an Material — oder sollte ich, wie ein anarchistischer Freund von mir behauptet, kein Talent zu dieser gesunden Leibesübung haben?) Aber ich will zu lebenslänglichem österreichischem Patriotismus verurteilt werden, wenn ich nicht noch bei jedem Einzuge, den ich beobachtete, bei einigem guten bösen Willen den Einziehenden schwere Gesundheitsstörungen hätte verursachen können. Und dennoch gab es jedesmal Polizei und Militär und Behörden und Vorkehrungen und schließlich . . . Orden. Warum also dies alles? Vielleicht doch nur wegen jenes . . . „schließlich“ . . .



Meine Liebe zu dem italienischen Volke ist nicht blind. Ich bin mir der Grenzen seiner Art wohl bewußt. Seiner Begabung für alles Äußerliche, für Rhetorik, Pathos und Geste, entspricht keine Begabung für Innerlichkeit. Wo dieser schmerzliche Mangel am deutlichsten in Erscheinung tritt, das ist auf den Friedhöfen. Es ist erstaunlich, was für einen Nummenschanz jene mit allen ihren Sinnen im Leben wurzelnden Kinder mit dem Tode treiben. Sie verstehen ihn einfach nicht. Der Germane ahnt seine ungeheure Erscheinung mit dem Gefühle, der Romane ist ratlos. Nirgends auf der Welt wird man so viel üble, verschimmelte Sentimentalität vereinigt finden wie auf einem „Campo santo“. Da sind weinende

Engel, gebrochene Säulen, morsche Stämme, und neben aller Klischeesymbolik hängt die Photographie des Toten, meist mit jenem halb unternehmenden, halb verlegenen „freundlichen Gesichte“, das die Menschen vor dem Photographen schneiden. Es liegt in diesen Bildern und dem Gedanken der Unsterblichkeit, den die Inschriften und die Symbole anrufen, ein so grotesker Gegensatz, daß man den Eindruck der Gefühlsbarbarei nicht wieder los wird. Zur tollsten Farce, zu einer wahren Komödie des Todes wird diese Dohnmacht, über alles Vergängliche hinweg zum Ewigen Beziehung zu gewinnen, in den Katakomben der „Cappucini“ in Palermo. Es ist bekannt, wie hier die mumifizierten Toten an den Wänden hängen und liegen, manche mit noch ganz gut erkennbarem Gesichtsausdruck, und daß die Überlebenden ihnen gelegentlich Besuch abstatten. „Das Gerippe dort ist der Dunkel“ . . . Aber ganz erstaunlich ist eine gewisse schauerliche Beckenhaftigkeit, die hier mit dem Tode schändet spielt. An einer Mauer baumelte ein Herr, dessen Frisur sorgfältig gescheitelt war wie die eines Tanzlehrers — und der Mann war 48 Jahre tot. Und in einem Sarge, den der Führer als Glou der Leichenexposition öffnet, liegt ein General Garibaldis nun schon vier Jahrzehnte. Dabei ist er noch immer Poseur und schaut mit seinem prachtvollen schwarzen Bart und Haare, dem feinen Munde wie eine ideale Wachsfigur aus. Wenn er es nicht vielleicht doch ist — nie können sich Grab und Panoptikum näher gekommen sein. Und es wäre hübscher, die Fremden würden betrogen, als ein Befreier der Väter würde von den Kindern in einem mechanisch auf- und zuklappenden Sarge gezeigt. Übrigens . . . vielleicht ist es ihm ganz recht, und ein Deutscher versteht das nur nicht. Er ist Italiener . . . und er sieht vorzüglich dekorativ aus



Redaktionsecke

Wenn in Altens-Fertlohn das Zentrum den Sieg erlangt hätte: so hätten wir den höchst merkwürdigen Fall gehabt, daß eine vollständig für sich stehende Partei, die kaum 23 Prozent der Wähler im ersten Wahlgang stellen konnte, die Repräsentation des Kreises übernommen hätte. Das wäre, gelinde gesagt, ein Nonsens gewesen. Der Sieg der Sozialdemokraten gibt von der Struktur des Wahlkreises immerhin ein richtigeres Bild, und schließlich ist der Zweck der Reichstagswahlen doch der, einen Überblick über die tatsächlich vorhandenen politischen Strebungen zu geben.

Es verlautete, daß die starke Sozialdemokratie dem Zentrums kandidaten als dem weniger gefährlichen Rivalen durch Abkommandierung von etwa anderthalb Tausend Wählern in die Stichwahl geholfen hätte. Wenn's wahr ist, wäre es ein taktischer Zug allerersten Ranges gewesen, den man in einem Lande, wo gerade bei Wahlen so wenig gesunder Instinkt zutage tritt, nicht laut genug rühmen könnte. List und Gewandtheit zu entwickeln, ist eine Tätigkeit von viel höherer Qualität, als einen stumpfsinnigen Kuhhandel zu treiben. Wir sind des bden Schacherns um Mandate satt. Es wäre ein wahrer Segen, wenn man sich gewöhnte, darum zu kämpfen. Vielleicht käme das Reichstagswahlrecht dann auch wieder in solchen Kreisen zu Kredit, die ihm jetzt mißtrauen.

Gewöhnte man sich, ein wenig mehr aufs Ziel zu sehen, dann wären solche politische Ungeheuerlichkeiten, wie die Aufstellung zweier liberaler Kandidaten in einem gefährdeten Wahlkreise, eine Unmöglichkeit. Es ist nicht jedermanns Sache, für das Zentrum zu wählen, das trotz seiner gegenteiligen Beteuerungen eben keine wirtschaftliche, sondern eine konfessionelle Partei ist. Aber über solche Antipathien muß man sich von vornherein klar sein. Wer es nicht ist, der verdient es, daß ihm ein sonst sicheres Mandat vor der Nase weggeschmarrt wird.



Immer, wenn im Hohenzollernhause etwas los ist, fliegt aus ganz bestimmten Blättern, deren Redakteure gerade zum Sigen reif sind, die Ente auf: Amnestie in Aussicht.

Gegen eine Amnestie, die gern und freiwillig gegeben wird, kann man nichts haben. Ich würde den gesinnungstreuen Hohlkopf bedauern, der den Erlass seiner Strafe ablehnte. Wenn man — wie jedenfalls die meisten Pressfänger — der Meinung ist, man werde zu Unrecht eingelocht, kann's einem nur recht sein, wenn diesem Unrecht gesteuert wird, sei es, wodurch es wolle.

Aber diese Ente ist nur ein Lockvogel. Sie soll in zarter Weise daran mahnen, daß man eine Amnestie wünscht. Das ist nicht sehr wahrig. Denn

auf eine Amnestie darf man nur spekulieren, wenn ein Systemwechsel damit Hand in Hand geht. Es ist ganz was andres, wenn die Duma eine Amnestie fordert: ihre Gewährung soll ein Symbol dafür sein, daß das, was früher Schuld war, jetzt Recht ist. Wer aber bei uns wegen der Geburt eines Prinzen verblümt oder unverblümt eine Amnestie fordert, ist ein paurrer Bettelbruder.



Dieselben jätlichen Gefühle, wie Genosse Bebel den Herero, bringt Genosse Keir Hardie den Zulu entgegen. Er schrieb an einen in Schottland domizilierenden schwarzen Bruder: „Ich hoffe, daß der Tag bald kommen wird, wo Ihre Rasse imstande sein wird, sich selbst gegen die von heuchlerischen Weißen begangnen Barbareien zu verteidigen.“

Der „Daily Express“ meint dazu, in früheren Zeiten würde man Leute vom Schlage Keir Hardies zur Verschönerung der Landschaft an Bäume gehängt haben. Darüber sind wir hinaus. Aber wie war's, wenn man mal ein paar besonders enthusiastische Verehrer des schwarzen Bruderstammes auf mehrere Jahre isoliert zwischen die Nigger, auf einen exponierten Posten setzte?



Der Millionär Thaw in New York hat den Millionär White, der Frau Eveline Thaw mit seinen Nachstellungen verfolgte, erschossen. Der „Vorwärts“ schildert Whites Ruchlosigkeit. Er feierte greuliche Orgien; vergewaltigte ein vierzehnjähriges Mädchen; war Mitglied eines „Ballettmädchen-Klubs“, der nur männliche Mitglieder hatte; hielt sich in seinem Atelier ein schwellendes Kanapee unter einer spiegelnden Glasglocke und empfing daselbst seine „kleinen Freundinnen“.

Überschrift: „Unter Millionären“.

Sie machen's alle so.



Frau Elisabeth Förster-Nietzsche feierte ihren sechzigsten Geburtstag. Sie wurde dabei Gegenstand einer Ehrung, an der sich bedeutende Namen aus der geistigen Elite Deutschlands beteiligten.

Auch ließ sie sich photographieren, vor einem Wandschränkchen mit der unvermeidlichen staubfangenden aufgereihten Gardine, wie sie mit ernster Miene eine Skulptur: Nietzsche im Lehnstuhl, betrachtete.

Und der steinerne Zarathustra sprach zu ihr, wie-er oft im Leben pflegte: „Liebes Lama“.



Der Kultusminister Dr. Studt hat den schwarzen Adlerorden bekommen. Wie uns mitgeteilt wird, soll er dazu dienen, die staatsmännische Würde seiner Exzellenz zu decken.

Sehr schön. Nur finden wir ihn dazu zu klein.



Der „Vorwärts“ findet, indem er den Massenstreik diskutiert, daß die Verhältnisse in Rußland und Italien ganz anders liegen als in Deutschland. „In Rußland führte die revolutionäre Spannung zum spontanen Ausbruch des Massenstreiks, in Italien entlud sich das romanisch-impulsive Temperament in solchen Aktionen. Für Deutschland scheiden beide Momente aus. Dafür besitzen wir wirtschaftliche und politische Organisationen, ohne deren Entscheid und Leitung eine politische Aktion unmöglich ist. Ein impulsives, spontanes Ausbrechen des Massenstreiks unter Überspringung der Organisationen ist bei der Disziplin des deutschen Proletariats ausgeschlossen.“

Mitunter ist eine Metapher deutlicher, als der Gebrauch der tatsächlichen Bezeichnungen. Ins Metaphorische überfetzt würde die Darlegung des „Vorwärts“ etwa lauten: „Die Aktion in Rußland gleicht dem Springen einer Bombe, die in Italien dem Rücken eines Dolches; dafür haben wir in Deutschland den Klingelbeutel und die Schlafmütze.“ Ich habe immer gesagt: die Sozialdemokratie ist staatsverhaltend.

Heil uns, das dem so ist.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: R. Rief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Rogberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

In den nächsten Tagen gelangt zur Ausgabe:

Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst von Lothar Brieger-Wasservogel. Mit 21 Kunstbeilagen. (Sammlung Die Frau, Band VIII/IX.) Kart. M. 3.—, in Ganzleder geb. M. 5.—.

Nachdem in den letzten Jahren mehrfach Bücher erschienen sind, die sich mit der Darstellung der Frau in den verschiedensten Epochen der Vergangenheit beschäftigten, versucht L. Brieger-Wasservogel in seinem neuen Buche zum ersten Male die Rolle der Frau in der modernen Kunst weiteren Kreisen zu schildern.

Die feinsten Ausstrahlungen der Kultur sind in diesem Buche gesammelt, das die Widerspiegelung des Frauenideals der verschiedenen Zeiten und Länder in der Kunst zum Gegenstande hat. Die Delikatesse der Behandlung wie der Illustration ist dem Reize des Stoffes vollkommen ebenbürtig. Zeigen die ersten Abschnitte den Ernst und die Eindringlichkeit des Stils, die wir als spezifisch deutsch zu empfinden gewöhnt sind, so ist das letzte Kapitel „Die Frau in der modernen Karikatur“ mit einer wahrhaft französischen Grazie geschrieben. Wir haben hier eins der seltenen Bücher, die die Dinge von einem sehr hohen Gesichtspunkt aus betrachten und doch durch die Einfachheit und Prägnanz ihres Stils dem Verständnis weitester Kreise zugänglich sind. Das überreiche Bildermaterial unterstützt die Darstellung in vorzüglicher Weise und bietet dem Kenner reizvolle Beispiele des Typus „Moderne Frau“.

Studierende Frauen von Dr. Margarete Heine. (Sammlung Die Frau, Band X.) Kart. M. 1.50, in Leder gebunden M. 2.50.

Studierende Frauen: das sind Frauen, die in erster Linie Menschen sein wollen, nicht Weiber. Ein starkes, stürmisches

Freiheitsgefühl durchbraust dieses Buch, das von einer Frau geschrieben ist, der die vielen und reichen Probleme der Emanzipation selbst Erlebnis waren.

Zweierlei will es zeigen: eine besondere Erscheinungsform der modernen Frau, welche recht auffallend hervortritt auf dem Hintergrunde einer so altherwürdigen und rein männlichen Institution wie die Universität sie vorstellt, und die Fülle des Neuen, mit welchem die studierende Frau innerlich und äußerlich sich auseinanderzusetzen als ihre Aufgabe vorfindet. Von diesen Gesichtspunkten aus ist auch die historische Entwicklung des Frauenstudiums behandelt. Das Buch bietet so mancherlei und vielerlei Anregungen nach allen Richtungen hin, daß seine Anschaffung allen denen, die für das Frauenstudium in Frage kommen, ernsthaft empfohlen werden kann.



Früher erschien in der Sammlung „Die Frau“:

- Bd. I. Vom entnüchternden Zauber der Frau von Erich Felder. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ II. Marquise de Pompadour von Carry Brachvogel. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ III. Die Tugendhaften von Lela Davitschhoff. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ IV. Das Verhältnis von Erwald Silvester. Mit 10 Kunstbeilagen.
- „ V. Die Frau als Schauspielerin von Heinrich Stümcke. Mit 16 Kunstbeilagen.
- „ VI. Marie Antoinette von Tony Kellen. Mit 10 Kunstbeilagen.
- „ VII. Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance von Bettina Feistel-Kohmeder. Mit 10 Kunstbeilagen.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben
von J. Jobst. Brosch. M. 2.—, in Leinw. geb. M. 3.—.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Röthe der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressstimmen:

Ein Buch von höchstem jetztgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nichts von Politik wissen wollen (Rhein-Weisf. Zeitung). Das Buch steht in seiner schamlosen Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Flut des Tages an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Wügem. Zeitung).



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■

Bringt Geld ■■■■■ Belehrend.

Bestellen Sie sofort das neue
Prämien-Geduld-Spiel **Pharos**
gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken
(aller Länder) franko vom Verleger:

G. Bahr, Breslau, II, Zobtenstraße 11.



Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:

Dr. Retau's Selbstbewahrung

31. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken dem-
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter für **Weihnachten**
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

THE SMART SET
A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**

General-
Vertreter: **Saarbach's News
Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois
mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck
Loden-Versandt-Haus

empfohl: seine echten Schafwoll-
Loden - Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zell- u. portefreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert
mit über
5000 nützlich. u. unentgeltl. Gegen-
ständen, hervorr. Neuheiten in Stahl,
Leder, Geld, Optik, Spiel-, Musikwaren
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Keiner verläumt solchen un-
sonst und franks zu verlangen.
Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Bellingen.

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange = Mainz

GEORGE NEWNES, Ltd.,
 2-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (8 1/2 in. by 5 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|--|--|
| <p>Evelyn's Diary. Lamb's Works. The Vision of Dante. Peacock's Novels. Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. Hawthorne's New England Romances. Tennyson's Poems. Poems of Wordsworth. The Shorter Works of Walter Savage Landor. Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets. Autobiography of Benvenuto Cellini. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Homer's Iliad. Translated by George Chapman. Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. The Novels of Laurence Sterne. Plays and Poems of Christopher Marlowe. The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.</p> | <p>Letters of Horace Walpole. The Ingoldsby Legends. Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. Shakespeare. 3 Vols. Milton's Poems. Burne's Poems. Don Quixote. Bacon's Works. Shelley's Poems. Peppy's Diary.</p> |
|--|--|

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 5s. 6d. net.

- BOTTICELLI.** By Richard Davey.
SIR JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Watson, R. L.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
O. F. WATTS. By Dr. R. Primmitt.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Ball.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Ball.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Mrs. Alexandra TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By F. J. Kosudy.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELICO. By Edgumbe Staley

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:
GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:
 LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange Mainz

Garda-See

der schönste und größte der italienischen Seen.

Eisenbahnlinie:
Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano
 2 Stunden
Venedig-Desenzano
 3 Stunden

FUNKEN

43
26. JULI
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Gefährliche Fürstennähe | 1329 |
| Kirschner, der Ketzerrichter / von Eduard Goldbeck | 1333 |
| Der Tod und der Goldfisch / von Victor Hadwiger | 1339 |
| Judenmassaker und Judenfrage / von Lucien Drenfuß | 1346 |
| Zweiter Brief eines Patrioten / von Erich Mühsam | 1352 |
| Redaktionsecke | 1354 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 140, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 16a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Salensee, Hornstedterstr. 10.



Gefährliche Fürstennähe

Unzweifelhaft hat unser Zeitalter, dem man so oft eine demokratisierende Tendenz nachrühmt, die Kluft zwischen Fürsten und Völkern verengert. Während es früher nur selten dem Bürger vergönnt war, das Antlitz eines Herrschers (in natura, nicht im Bilde) zu schauen, wird der Mitteleuropäer von heute diesem Glücke kaum entgehen. Früher galt es als Ereignis, wenn ein Monarch irgend einen Ort fern der Residenz einmal betrat; man stiftete ehrfürchtige Erinnerungszeichen; so erinnere ich mich zum Beispiel, daß der Rest einer Linde in Schlessien, an der Friedrich der Große anno dazumal sein Pferd angebunden hat, noch heute pietätvoll in einem dicken eisernen Mantel konserviert wird. Wolte man ähnliche Merkzeichen heute errichten, so wären die dazu erforderlichen Arbeitskräfte kaum aufzutreiben. Auch die Betten, in denen etwa der Kaiser geschlafen hat, zur Besichtigung aufzustellen, wäre ein schwieriges und wenig einträgliches Unternehmen; es gibt ihrer weit mehr als ungenährte Röcke Christi, und das Interesse würde sich zersplittern. Wozu sie auch bewundern, wo man doch — vielleicht gegen einen kleinen

Fazuschlag — in eigener Person darin schlafen kann, eine Aussicht, die der Kaiser selbst als besondere Attraktion für Dankes bezeichnet hat? Möge die Stätte, die ein Fürst betrat, immerhin geweiht sein: sie dauernd zu bezeichnen, wird man nur noch dann unternehmen, wenn an ihr ein besonders markantes Ereignis vorkam, etwa die Erlegung des zehntausendsten Hirsches, die Fällung der fünfzigtausendsten Wildsau oder das Plagen eines Automobilreisens. Im übrigen ist man an die Anwesenheit hoher und höchster Herrschaften überall gewöhnt — was gewiß als erfreulich zu begrüßen ist.

Erfreulich wenigstens, wenn es sich um unsere angestammten Fürsten handelt, in deren Verehrung wir ja alle einig sind und deren Nähe reichen Gewinn ohne die geringste Gefahr bringt. Dagegen gibt es — glücklicherweise nur außerhalb Deutschlands — Monarchen und Fürstlichkeiten, denen weit auszuweichen ratsam ist. Ich meine damit nicht den Fürsten Kotschubey, der ja auch den Romanows verschmärgert ist; wer kein an Devotion gewöhnter Hotelportier ist und über die nötigen Körperkräfte verfügt, würde dessen Fußtritt sofort mit einem kräftigen, die Zähne wankend machenden Backenstreich erwidert haben. Nein, ich meine Fürsten, die an sich völlig gutmütig sind, wie etwa Alfons von Spanien, oder ohnmächtig, wie der taperig gewordene Wladimir von Rußland.

Alfonso's Besuch in Berlin verlief zum Glück ohne Zwischenfall. Ich sah ihn selbst unter den Linden, ohne daß ich seinen Anblick gesucht hätte, durch reinen Zufall. Aber hätte damals nicht auch eine Bombe geworfen werden können, genau so gut wie in Paris oder Madrid? Und wenn Alfons ihr glücklich entgangen wäre: hätte ich nicht unter den 100 Opfern sein können, und zwar ganz ohne mein Verschulden? Ich geriet auf den Weg des Königs, ohne es zu wollen, ja, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er die Straße passieren würde. Wäre es nicht ein Gebot der Humanität, die ahnungslose Einwohnerschaft mindestens vorher zu warnen, sich solcher Gefahr auszusetzen? Es ist ja schon sehr erfreulich, daß man bei Monarchenausfahrten die Straßen möglichst leer fegen und

absperren läßt; das trägt entschieden dazu bei, die Bevölkerung vor allzunahem Herandrängen und der damit verbundenen Lebensgefahr zu schützen. Völlig beseitigt könnte diese aber nur dadurch werden, daß man das Betreten der betreffenden Straßen überhaupt verböte, sowie die offenen Läden schließen und die Fenster der Wohnungen durch solide Holzverschlüsse decken ließe — die beiden letzten Maßregeln darum, weil durch etwaiges Herumspritzen von Scherben die in Läden und Zimmern Verweilenden beschädigt werden können. Ich meine, in einer Zeit, wo man alles daransetzt, Fürsten vor bübischen Mordanschlägen zu schützen und jeden verdächtigen Farbenreiber in die Länge und Breite verhört, sollte man auch ausreichende Schritte zur Sicherung des gänzlich unbetheiligten Publikums tun. Dem Provinzialen aber, der auf Reisen geht, sollte die besorgte Gattin außer dem Rat, nicht zu kalt zu trinken, auch die strikte Ordonnanz mitgeben, Fürstennähe nach Tüchtigkeit zu meiden.

Wie aber, wenn man in die Nähe eines von Mörderhand bedrohten Fürsten kommt, ohne es zu merken? Dieser Fall ist möglich und sehr schlimm. Am Abend des 15. Juli fuhr Großfürst Wladimir von Koblenz nach Trier. Da er einen Drohbrief bekommen hatte, war er für seine Person vorsichtig und wählte zur Fahrt einen Personenzug, obwohl dieser fünfviertel Stunden länger braucht, als der Schnellzug, der nachts geht. Die Attentäter vermuteten ihn im Nachtschnellzug und bauten aus Schienen und Rasen ein Hindernis, das den Zug unzweifelhaft zu einer verhängnisvollen Entgleisung gebracht hätte, wenn der gewissenhafte Streckenwärter Hinze nicht im letzten Augenblick die Gefahr entdeckt hätte. So hat die bloße Vermutung, daß Wladimir im Zuge sei, hunderte von Menschenleben aufs schwerste gefährdet. Ja, fragt man sich da, ist das wohl in der Ordnung? Auf Anordnung des Wiesbadener Regierungspräsidiums wurde der Großfürst Wladimir während seines Homburger Aufenthaltes beständig von Geheimpolizisten bewacht. In diesem speziellen Falle bin ich allerdings der Meinung, daß jeder deutsche brave Untertan an Menschenwert dieser Fürstlichkeit mindestens gleich-

kommt. Wenn es also die Polizei für ihre Pflicht hält, Wladimir zu protegieren, so erwächst ihr auch die Aufgabe, den deutschen Bürger vor der verderbenschwangeren Nähe Wladimirs zumindestens zu warnen. Man könnte das, da das Antlitz des Reussenhäuptlings nicht jedermann hinlänglich vertraut ist, und selbst, wenn es im Inseratenteil der in Betracht kommenden Lokalblätter publiziert würde, sich nicht dem Beschauer definitiv einprägen möchte (denn man sieht heut zu viel abgebildete Physiognomien) — dadurch erreichen, daß man ihm, Wladimir, eine bestimmte, auffällige Tracht vorschreibt: etwa einen lila Frack oder einen zwei Fuß hohen Eschako aus Glanzleder mit einer Pfauensteißfeder. Dann hätte der Bürger, der ihn nahen sieht, Zeit, sich zurückzuziehen, während die Geheimpolizisten darauf achten, daß kein Verdächtiger heranschleicht. Man sage nicht, daß die äußerliche Kennzeichnung das Zielen auf den Fürsten erleichtert; der Attentäter kennt in der Regel das außerlesene Opfer genau (wennschon es, wie die Verwechslung Koslows mit Trepow zeigt, Ausnahmen gibt). Wesentlich vergrößern würde sich die Gefahr für Wladimir in keinem Falle. Und dieser Übelstand würde mehr als ausgeglichen durch den Vorteil, daß sich auf menschenleeren Plätzen der Attentäter schlechter verbergen kann, als im Getümmel, mithin die Chance der Annäherung geringer würde.

Ferner und endlich aber müßte einem derartig bedrohten Manne die Benutzung gewöhnlicher Eisenbahnzüge verboten werden. Er müßte sich eines eignen, schon durch Farbe und Bauart ausgezeichneten Salontrains bedienen. Diesen möge man dann mit allen Mitteln schützen, die nur denkbar sind. Man kann, wie es bei Zarenreisen schon längst üblich ist, einen Militärkordon längs des ganzen Bahndamms aufstellen und die Wagenwände durch Panzerplatten schützen; man kann auch in einem geeigneten Abteil eine Maximkanone aufstellen. Der Lokomotivführer sei ein privater Angestellter; wir haben absolut nicht das Recht, einen unserer unteren Staatsbeamten in eine ungewöhnlich gefährliche Situation zu bringen, das Gehalt trägt's wirklich nicht. Dann möge Wladimir getrost

seines Weges rasselnd; von Koblenz nach Trier und weiter über Wasserliesch, Zimmels, Wellen, Mittel, Diefenhofen nach Paris, wo ihn gewiß das liebe Heer der Kofotten im Triumph empfangen und in bombensichere Verstecke bringen wird.

Ich meine, daß meine Vorschläge nur billig sind. Die Bewegungsfreiheit des Publikums wird oft genug gehemmt, um Fürsten eine erhöhte Sicherheit zu gewähren. Warum soll nicht auch einmal der umgekehrte Fall sein, wenn es sich um Exoten, die uns nicht das geringste angehen, handelt? Denn das ist doch sicher, daß uns an dem Dasein Wladimirs beträchtlich weniger liegt als an dem Leben von hundert und mehr Volksgenossen — womöglich uns selbst und unseren Anverwandten! Wir wünschen Wladimir alles Gute, was er verdient. Aber so ans Herz gewachsen ist er uns nicht, daß wir entgleisen oder in die Luft fliegen möchten um seines willen.



Kirschner, der Rezherrichter / von Eduard Goldbeck

Wir haben an preussischen Bürgermeistern in bezug auf devote Anpassungsfähigkeit, höfisches Mimikry schon viel erlebt und oft genug den Operettenrefrain geträllert: Mir ist manches schon passiert, aber so etwas noch nicht, aber so etwas noch nicht. Jetzt bietet sich wieder einmal Gelegenheit, das horazische *nil admirari* zu betätigen. Am 2. Juli hat der Oberbürgermeister von Berlin, Herr Kirschner, im Herrenhaus eine Rede über das Volksschulgesetz gehalten. In dieser Rede hat er mit der Gelassenheit eines Stadtmonarchen das große Wort

ausgesprochen, daß wir mit gebührender Ergriffenheit vernehmen wollen: „Ich, und ich glaube, auch die politischen Freunde, die hinter mir stehen, stehen auf dem Standpunkte, daß für den Menschen und die Völker der Satz gilt: wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, der ist verloren.“ Dieses Anathema wurde in dem hohen Hause mit kräftigem Bravo in seiner vollen, ganzen und unentwegten Gesinnungstüchtigkeit anerkannt. Die Berliner Blätter, die ich ständig lese — ihrer sechs an der Zahl — verloren vor Schreck die Sprache, und erst als die „Welt am Montag“ dem sonoren Wort des frommen Herrenhäuslers in die weitere Öffentlichkeit verhalf, rafften sich auch die übrigen Blätter aus ihrer Klalie auf. Die „Boss. Zeitung“ schrieb am 12. Juli, die inzwischen erfolgten Angriffe auf die Rede des Herrn Kirschner beruhten wohl zum Teil auf unvollständigen Berichten, sie gebe daher die Rede im Wortlaut nach dem amtlichen stenographischen Bericht wieder. In dieser authentischen Wiedergabe findet sich denn der oben zitierte Satz, der dies denkwürdige Bekenntnis enthält, das weder Hörner noch Zähne hat und Herrn Kirschner zum Großinquisitor qualifiziert, sobald diese unentbehrliche Funktion bei uns eingeführt werden sollte. Quod erit demonstrandum.

Wenn mein Freund Schulze mir das gesagt hätte, was der Oberbürgermeister Kirschner im Herrenhause gesagt hat, so hätte ich ihm mit der schönen Aufrichtigkeit, die uns Berliner ziert, das geflügelte Wort „Quatsche nich, Krause!“ zugerufen. In der Pairskammer konnte die Stimme des Volkes nicht so drastisch zu Worte kommen, und gewiß waren auch die meisten Zuhörer innig beglückt, in dem Beherrscher der Reichshauptstadt die gleiche Gesinnung wirksam zu sehen, die vor einigen Jahrhunderten Johann Hus das wehmütige Sancta simplicitas! abzwang. Und wenn ich auch meinem Freunde Schulze rund heraus sagen würde, daß ich solch einen hahnenbüchernen Blödsinn lange nicht gehört habe, so verbietet mir doch der Respekt vor der kommunalen Charge des Herrn Kirschner nicht nur die Ungeniertheit des Meinungsausdrucks, sondern auch die Meinung selbst. Ich kann unmöglich annehmen, daß

Herr Kirschner gefaselt hat, und so muß ich seine befremdende Äußerung auf ihre innere Berechtigung hin prüfen.

Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, der ist verloren. Zunächst gewahre ich mit Entsetzen, daß ich selbst verloren bin, dann, bei sorgsamer Umschau in meinem Bekanntenkreise, mit wachsender Beruhigung, daß auch alle meine Bekannten verloren sind. Ich ziehe aus dieser Kenntnis den hoffentlich voreiligen Schluß, daß mindestens eine Million Berliner verloren sind und will die Rechnung erst gar nicht auf Deutschland ausdehnen. Unter diesen Umständen begreife ich nicht, daß Herr Kirschner nicht schon seit Jahren Reue und Buße predigt. Mir würde der Gedanke, daß Millionen meiner Volksgenossen verloren seien, jeden Bissen vergällt haben. Wenn dem wirklich so ist, wenn die Religion die einzige tragfähige Grundlage für die Erziehung der Völker und Menschen bildet, dann gibt es doch keine wichtigere Aufgabe als Kirchenbau und innere Mission, und mein alter Gymnasialdirektor hatte wohl recht, als er allwöchentlich in der Sonnabendandacht schluchzend in die Aula hinabrief: „Eins ist Not, ach Herr, dies eine, lehre mich erkennen doch!“ Er hat übrigens jetzt die Brillanten zum Roten Adlerorden.

Wir dürfen annehmen, daß Herr Kirschner sein hohes Amt aus dieser Erkenntnis heraus verwalten wird, denn eine so ernste, lebendige Überzeugung wie die seine begnügt sich nicht mit einer Phrase. Und da in Berliner Schulen Hunderttausende von Knaben und Mädchen eingeschult sind, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie alle seines Geistes einen Hauch verspüren. Dieser Gedanke hat etwas ungemein Erquickliches; werden doch so unzählige Seelen gerettet, die sonst gerichtet worden wären!

Denn wenn Herr Kirschner sagt, alle diejenigen Menschen seien „verloren“, die ihr Leben nicht auf die Basis der Religion stellten, so meint er doch wohl, daß ihr Seelenheil verloren sei. Das irdische Gedeihen scheint von einer derartigen Voraussetzung unabhängig zu sein; macht doch die Stadt Berlin, deren metaphysisches Bedürfnis schon zu Nikolaus Zeiten sehr gering war, fortdauernd enorme Fortschritte.

Freilich hat sich ja auch der Kirchenbau enorm entwickelt und vielleicht besteht zwischen diesen beiden Entwicklungstendenzen eine Kausalneuz. Erstaunlich ist es immerhin, daß eine Stadt, die so viel Verlorne zählt, einen so außerordentlichen Aufschwung zu nehmen vermag. Sollte der Himmel das Spreegomorrhä mit Rücksicht auf den einen Gerechten verschonen, ja sichtbarlich segnen?

Es handelt sich also wohl um das seelische Heil. Dies Heil ist selbstverständlich wichtiger als das leibliche, und jeder logisch Denkende wird von der Kirchnerschen Prämisse in lückenloser Gedankenkette zu dem altbewährten Sage der katholischen Kirche zurückgelangen: Es ist besser, daß der Leib brenne, als daß die Seele Schaden nehme. Die Inquisition handelte in diesem Sinne durchaus zum Besten ihrer Opfer. Wer den Ungläubigen für verloren hält, dessen vornehmste Pflicht ist Intoleranz. Wer auch nur ein Restchen Mitgefühl für seine Mitmenschen hat, muß danach streben, sie zu retten. Wer aber retten will, fragt nicht lange ängstlich nach den Mitteln. Er fühlt sich im Bewußtsein des edlen Zweckes zu jeder Vergewaltigung berechtigt. Die Menschen, die einst die Scheiterhaufen schichteten, standen auf Herrn Kirchners Standpunkt.

Auf welchem Standpunkt stehen Sie denn? könnte ein Leser fragen. Auf dem des Agnostizismus, würde ich antworten und mit Renan hinzufügen: Tout est possible, même Dieu. Ich weiß nicht, daß es einen Gott gibt; ich weiß auch nicht, daß es keinen gibt und habe mich mit diesem Nichtwissen notgedrungen abgefunden. Religion ist eine Privatsache und ich wünsche, sie möge es allen werden. Wäre sie es allen geworden, so würde vielleicht der Tartuffe-Typ verschwinden. Ich habe gegen Frömmigkeit und gegen Fromme nichts einzuwenden, solange diese den süßen Schatz im Herzen tragen, sich in ihrem Kämmerlein mit Gott besprechen und mein Selbstbestimmungsrecht unangetastet lassen. Sobald sie aber die Offensive ergreifen und mich mit Millionen anderer Deutscher im Bullenstil verdammen, erlaube ich mir, sie ein wenig anmaßend und ungeheuer komisch zu finden. Ich

gönne also dem Herrn Oberbürgermeister seine religiöse Überzeugung: die Form, in der er sie zum Ausdruck gebracht hat, scheint mir abgeschmackt. Auch bezweifle ich, daß ein Mann, der seine Ansicht mit dieser Intoleranz formuliert, an der Spitze eines Gemeinwesens an der richtigen Stelle ist, dessen Bürger sich zum weitaus größten Teile von der Religion entschieden abgewendet haben.

Herr Kirschner hat doch vermutlich von der christlichen Religion gesprochen, oder ist nur Religion als Form, von ihrem Inhalt ganz abgesehen, zur Rettung notwendig? Schwerlich dürfen wir eine solche Indifferenz bei einem Manne voraussetzen, der sich selbst als evangelischen Christen bekennt. Und wenn wir sie nicht voraussetzen dürfen, wie steht dann Herr Kirschner der jüdischen Bevölkerung gegenüber? Hält er sie von vornherein für verloren oder bestimmt er nur diejenigen Israeliten für den Höllenpfuhl, die sich von dem Glauben der Väter losgelöst haben? Einigermassen perplex werden ja unsere jüdischen Mitbürger über die religiöse Intransigenz ihres Oberbürgermeisters gewesen sein. Bisher wußte man von ihm nur, daß er warten könne, daß er nicht ganz so trozig wie tüchtig sei und daß auch unter seiner Ägide Berlin sich als die sauberste Stadt der Welt behauptet habe, eine Erkenntnis, die der Sechsdreierrentier aus Rom und Paris freudestrahlend in die Ackerstraße heimbringt. Jetzt entpuppt er sich plötzlich als eine Persönlichkeit und als was für eine! Dagegen ist ja Luegers derbes Draufgängertum harmlos und sympathisch. Herr Kirschner, der Goethe, Schiller und Friedrich den Großen mit erhabener Geste zu den Verlorenen wirft, scheut sich nicht, eine Viertelstunde später die Friderizianischen Anschauungen anzurufen. Der alte Fritz glaubte an nichts, lieber Herr Kirschner! Wie können Sie sich auf diesen Verirrten berufen, der, wenn es nach Ihnen ginge, in der Hölle schmoren müßte? Oder haben Sie eine andere, durchgeistigtere Interpretation des Wortes „verloren“ in Ihren Akten?

Mit der Historie scheint Herr Kirschner nicht auf besserem Fuße zu stehen als mit der Logik. Sonst wäre wohl seine

Feststellung, nicht nur die irreligiösen Menschen, auch die irreligiösen Völker seien verloren, unerklärlich. Das frommste Volk, das wir kennen, ist unstreitig das spanische. Es ist ohnmächtig nach außen, zerrüttet nach innen und Spanier stellen neben den gleichfalls höchst gottesfürchtigen Italienern das stärkste Kontingent zur finstern Heerschar der Terroristen. Lebensfähigkeit und Lebensleistung eines Volkes mit seiner Religiosität in eine Formel zu bringen, ist der Geschichtsphilosophie noch nicht gelungen. Die Ursachen nationalen Niederganges sind auch viel zu mannigfaltig, als daß es möglich wäre, sie so summarisch zu bestimmen.

Entweder die Äußerung des Herrn Kirschner war eine leere Phrase oder wir müssen aus ihr Konsequenzen ziehen. Wir müßten dann das Andenken vieler unserer ersten Geister mitleidig-verächtlich von uns weisen und unser Leben auf die Religion stellen. Herr Kirschner hält sich zwar dem kirchlichen Leben fern, aber dem Durchschnittsmenschen wird es schwerlich glücken, ohne Religionsgemeinschaft religiös zu sein. Es wird sich also, wenn Herrn Kirschners Anschauungen siegen, eine Stärkung der Kirche ergeben. Eine solche Strömung wird aber immer in erster Linie dem Katholizismus zugute kommen. Darüber täuschen sich die evangelischen Christen vom Schlage des Herrn Oberbürgermeisters immer aufs neue.

Was Herr Kirschner einst gesagt hat, kommt neben diesem unzweideutigen Bekenntnis nicht mehr in Betracht. Bisher war er für uns der Inhaber einer Charge; von heute ab ist er ein Individuum und wir wissen, wenn wir seinen Namen hören, was wir uns dabei zu denken haben: Oberhofkirschner. Frommer, bannfluchschleudernder Stadtmonarch. Freisinniger Kegerrichter. Mann nach dem Herzen Wirbachs.



Der Tod und der Goldfisch / von Victor Hadwiger

Ein großes Zimmer mit vielen Möbeln und Dekorationsstücken. Die Gegenstände müßig durcheinander gestreut. Üppiges und Aскетisches. Eine nervöse Willkür in den Stilen.

In der Mitte, auf einem prunkhaften roten Samtsauteuil sitzt der nackte Tod, die Beine gekreuzt, die Hände flach über der gesenkten Stirn. Die Hinterwand ist von einer großen offenstehenden Türe halb erfüllt. Man sieht in ein zweites prunkhaftes Gemach. In dessen Vordergrund ein großer steinerner Tisch mit einem großen Glasbehälter. Darin der Goldfisch. Er glänzt aufdringlich, sobald ihn die Sonne bescheint, und schnappt beständig nach Nahrung.

In der linken Wand noch eine Tür, halb geöffnet durch den ersten Bittsteller Sally Parzival Rosenbaum. Ihm folgend die andern, hungrige Gesichter, alle mager bis auf „den Wassersüchtigen“. Sie treten langsam der Reihe nach ein. Der Dichter, der Wassersüchtige, das kleine Mädchen Susanne, der Denunziant, der Sittlichkeitsverbrecher und der Vogelsteller. Letzterer begleitet von einem Raben und einem Papagei.

Rosenbaum (noch in der Türe): Rosenbaum ist mein Name.

Der Tod: Sind Sie bestellt?!

Rosenbaum: Parzival Rosenbaum ist mein Name.

Der Tod: Ob Sie bestellt sind?

Rosenbaum: Sally Parzival Rosenbaum.

Der Tod: Ob Sie bestellt sind, frage ich Sie.

Rosenbaum (kleinlaut): Schlecht bestellt. (Er kommt näher:) Pleite, zu Duß gesagt, Pleite.

Der Tod (trommelt nervös mit den Fingern auf seinem Schädel, ein klapperndes Geräusch): Der Nächste.

(Rosenbaum setzt sich. Der Dichter tritt vor.)

Der Dichter: Wenn ich mich vorstellen dürfte. Mein Name ist Knochenfraß.

Der Tod: Was sind Sie?! —

Der Dichter: In der sozialen Frage ertrunken.

Der Tod: Bitte, verständlich.

Der Dichter (schweigt verwirrt, reicht dem Tode ein Manuskript).

Der Tod (liest): Eine Legende vom Tode . . . Schon wieder.

Der Dichter: Wenn ich mir mit dieser Widmung die Gunst Euer Gnaden erwerben könnte.

Der Tod (blättert interessiert): Von was haben Sie bisher gelebt?

Der Dichter (verlegen): Almosen, Euer Gnaden.

Der Tod: Wollen Sie bitte inzwischen Platz nehmen oder den Goldfisch dort betrachten.

Der Dichter (tritt vor den Goldfisch. Sieht starr in das Glas. Der Goldfisch ärgert sich und erregt Blasen. Man hört seine Bewegungen).

Der Tod (vornehm): Bitte, der Nächste.

(Der Wassersüchtige kommt asthmatisch atmend mit schweren, unsicheren Schritten. Das Gesicht, aufgeblunsen, hat einen stumpfen Ausdruck.)

Der Tod: Haben Sie nicht schon einmal vorgesprochen?

Der Wassersüchtige: Seit gestern nicht mehr.

Der Tod: Sind Sie vermögend?

Der Wassersüchtige: Nein, hier. (Er greift in die Herzgegend. Nach einer Pause, gequält leise:) Man will mich punktieren.

Der Tod: Das brauchen Sie sich nicht gefallen zu lassen. Wollen Sie vielleicht inzwischen den Goldfisch betrachten. — Der Nächste.

(Der Wassersüchtige tritt neben den Dichter. Der Goldfisch kommt an die Oberfläche und grinst. Man hört den Wassersüchtigen kurz atmen. Pause.)

(Das kleine Mädchen Susanne hüpfet herein. Der Tod erkennt sie an dem Tonfall ihrer Schritte. Er sieht auf, indem er die Hände von der Stirn herabgleiten läßt.)

Der Tod: Mein liebes Mädchen, Susanne.

Susanne (zierlich): Da bin ich, Onkelchen. (Sie setzt sich auf seinen Schoß und läßt sich von ihm betrachten. Er will sie küssen. Sie wehrt ihm.)

Der Tod: Du bist keusch geworden, Susanne. Kannst du die sieben Todsünden noch auffagen und die Geschichte vom König in Babylon?

Susanne: Ach die bösen Krankheiten. (Verträumt:) Ich will einen Akazienbaum und eine Nachtigall haben.

Der Tod (lacht blasirt wie auf alten Bildern): Kleine Hure. (Er will sie wieder küssen. Sie kreischt auf und entschläpft ihm. Während sie aufspringt, gewahrt sie Rosenbaum.)

Susanne (erschrocken): Guten Tag — Herr Rosenbaum.

Rosenbaum (mit Ruchhänden, flüsternd): Gutentagleben! (Der Tod grinst verächtlich. Susanne setzt sich wieder auf seine Knie. Sie streichelt ihm den Schädel. Ihre Hand leuchtet.)

Rosenbaum (entzückt): Gott der Gerechte. (Nimmt auf einem andern Sessel Platz.)

Susanne (dem Tod ins Ohr): Dinkelchen!

Der Tod (lächelnd): Nun, Liebling?!

Susanne: Und — und — du hast — hast du den Goldfisch gefangen?

Der Tod: Ja. (Seufzt selbstbewußt. Deutet in das Zimmer. Wie vorstellend:) Der Dichter — der Wassersüchtige.

Susanne: Was ist das, ein Dichter?

Der Tod: Da! (Reicht ihr das Manuskript. Susanne zerreißt es übermütig und streut die Fegen über den Tod.)

Susanne: Da! — und der Wassersüchtige?

Der Tod: Man muß ihn erst abtropfen lassen.

Susanne (plötzlich aufspringend): Ich will den Goldfisch sehen. (Reife:) Wollen wir ihn dann schlachten?

Der Tod (nachdenklich lächelnd): Sie sind ja alle da. (Susanne ab ins Nebenzimmer. Man hört den Dichter deklamieren und das Lachen Susannes, die mit dem Fische spielt.)

Der Dichter (ekstatisch): Mädchen tanzen auf den Wiesen. Einen roten Schleier werfen sie über die weißen Bäume. Ihre Glieder, wie von schmalen Bändern gebunden, warten auf den Jugendgespielen. Sie spielen sich in den Schlaf hinunter. — Einer geht durch das Dorf der Mädchen und hört sie aus den Träumen lachen. Gebt ihm Gold für die Wächter. — Seht, er ist mager. Seine Hände martern sich in der Anbetung. Ratten wandern quer über seinen Weg. Ein Hund bellt in den Mond.

Susanne (hascht nach dem Fisch): Dankelchen, der Fisch, der Fisch — ich will den Fisch martern.

Der Dichter: Es ist ein Pläsiar, diesen Fisch zu betrachten, der alles verschlingt.

Der Wassersüchtige: Das Wasser ermüdet.

Susanne (lockt): Fischchen! Fischchen!

(Der Denunziant und der Sittlichkeitsverbrecher treten vor den Tod hin.)

Der Tod (zum Sittlichkeitsverbrecher): Sind Sie auch in eine andere Affäre verwickelt gewesen?

(Der Denunziant will antworten. Der Tod winkt ab.)

Der Sittlichkeitsverbrecher (noch im Ornat, aber schon schlecht rasiert, greift sich an das Kinn): Siebzehn Fälle, von zwei bis dreizehn.

Der Tod: Ja, gut, aber Sie sollen auch eine Monstranz gestohlen und verkauft haben.

(Rosenbaum und der Denunziant wollen wieder antworten. Rosenbaum rückt näher.)

Der Tod: Aus welchen Gefühlen haben Sie die Monstranz gestohlen?

Der Sittlichkeitsverbrecher (achselzuckend): Viele Mädchen, magere Sprengel — viel Menschliches — viele Notwendigkeiten. (Er streicht wieder über seine Bartstoppeln.) Ganz kleine — schlaffe. Viel Schweigen — viel, viel Schweigen. (Er macht eine Geste, mit der er die Größe der Kinder angibt.)

Der Tod: Also sehr arm ist Ihr Sprengel gewesen? Wollen Sie nicht etwas über die Psychologie des Sittlichkeitsverbrechens berichten?

(Der Sittlichkeitsverbrecher lächelt und schüttelt abwehrend den Kopf.)

Der Tod: Sie sind ein anständiger Verbrecher.

Der Sittlichkeitsverbrecher (halblaut in Gedanken): Sonntagskinder. (Irrsinnige Mundbewegung.)

Der Tod: Haben Sie nie einen Fisch auf sich zuschwimmen sehn? In der Ferne klein, dann immer leuchtender und mächtiger werdend, verdauend breitmäulig, dickwändig?

Der Sittlichkeitsverbrecher (erinnert sich mit einer pathetischen Geste): Ja! Ja! Einen glühenden Fisch.

Der Tod: Wollen Sie nun an das Glas treten, wo die andern stehen? Ich habe da dieses selten schöne Exemplar in Aufbewahrung. Wollen Sie bitte dort den Goldfisch betrachten?

(Der Sittlichkeitsverbrecher geht. Der Tod räfelt sich. Man hört wieder den Dichter deklamieren.)

Der Dichter: Du mitleidiger Tod. Komm mit mir über die Akazienhügel. Im Meere brennt das rote Gold. An den Küsten landen die Flammen. Es will uns zerfressen. Eine große Flucht kommt in uns Arme.

(Der Tod winkt dem Vogel dieb.)

(Der Vogel dieb, barock mit Fesseln behangen, verbeugt sich. Seine Vögel schreien.)

Der Tod: Wo haben Sie meist Ihre Vögel gestohlen?

(Der Vogel dieb lacht verwildert. Der Papagei antwortet: Alter Affe! Alter Affe!)

Der Tod: Ist Ihnen etwas übrig geblieben von Ihrem Diebstahl?

(Der Dieb lacht. Der Rabe löst sich.)

Der Tod: Verstehen Sie sich nur auf fremdes Eigentum, oder haben Sie in Ihrer Jugend ein ehrliches Handwerk erlernt? Verstehen Sie sich auf Vogelstellerei?

Der Vogel dieb: Brauchen Sie Nachtigallen für Ihre Geliebte? — Ich habe mit glühenden Nadeln umzugehen gelernt. Diese Tiere singen viel besser, wenn man sie vorher geblendet hat. Es kommt dann etwas Schluchzendes in ihre Stimmen.

Der Tod: Sie sind ein gelehrter Dieb.

(Man hört wieder den Dichter ekstatisch deklamieren.)

Der Dichter: Du mitleidiger Tod. Die Sänger im Walde freuen sich deiner. Ihre Gesänge sind heiß. In ihren Gebeten sind wunderbare Worte. Komm du und nenne ihre Namen, damit sie dich erkennen in ihrem Frühling.

Der Tod: Hören Sie doch. Mitleidig nennt man mich. Das ist häßlich, daß man mich wie eine Hure behandelt.

Der Vogeldieb: Ich glaube hier einen Garten gesehen zu haben.

Der Tod: Ja, mein Dieb, Nachtigallen für meine Geliebte. — Wenn Sie ein feines Ohr haben, legen Sie es an die Scheiben.

Der Vogelsteller (tut es): Ich glaube eine zu hören.

Der Tod: Gehen Sie in den Hof hinunter! — Also blind bitte. (Der Vogelsteller will gehen. Der Tod winkt ihn noch einmal zurück:) Daß es sich hier um den berühmten Fisch handelt, wissen Sie. Es wird eine längere Prozedur werden. Ich habe eine Geliebte, die sich auf das Quälen versteht. (Der Vogelsteller lacht.) Inzwischen haben Sie die Nachtigallen gefangen.

(Der Vogelsteller geht. Auch der Tod, gefolgt von Rosenbaum und dem Denunzianten, erhebt sich und tritt an das Bassin.)

(Alle im Nebenzimmer.)

Susanne: Dinkelschen, der Fisch ist jetzt so lustig. Das Maul wird immer größer.

Der Tod: Habt ihr ihn alle gut betrachtet?

Susanne: Ja, es ist zum Tränenlachen, wie er sich gebärdet vor seinem Schicksal.

Rosenbaum (sieht grausam in den Behälter): Der Ganef.

Der Sittlichkeitsverbrecher: Jetzt wird alles schön werden in der Welt. Du süße Jugend, ich will dich um das Grab dieses nichtswürdigen Tieres versammeln.

Susanne: Dinkelschen. Er spritzt so. (Sie taucht einen Finger in das Wasser. Der Fisch glogt ärgerlich.)

Der Denunziant: Sie hat den Finger hineingesteckt.

Der Sittlichkeitsverbrecher (mit priesterlicher Gebärde): Zu komme uns dein Reich. Die Welt wird sich wandeln. Es wird alles gut werden.

Susanne: Dinkelschen, werden alle gleiche Teile bekommen, wenn der Fisch tot ist? — Ich will mich wieder auf deinen Schoß setzen.

Rosenbaum: So is se früher auf mir herumgefessen.

Der Tod (streichelt Susanne): Ja, und deine Nachtigallen bekommst du auch.

Susanne (lacht entzückt, klatscht in die Hände): Viele! Viele!

Der Tod: Viele blinde Nachtigallen.

Susanne: Warum denn blinde?

Der Tod: Weil sie dich nicht sehen dürfen während des Singens.

Susanne: Werden wir dabei sein, sobald sie geblendet werden?

Der Tod (lächelt und streichelt sie wieder): Mein liebes kleines Mädchen Susanne.

Der Dichter (aus der Ekstase erwacht, die Augen auf den Fisch gerichtet): Er ist ein prächtiges Tier.

Der Tod: Er wird auch noch liebenswürdig werden, wenn es mit ihm zu Ende geht.

Rosenbaum: Meschugge zu werden, die langsame Todesart.

Susanne: Parzival, es ist doch so schön. Bist du denn müde?

(Sie stehen in regelmäßigen Zwischenräumen um den Behälter herum, mit den Gesichtern dem Zuschauerraume zugewandt.)

Der Tod in der Mitte.)

Der Tod: Wollen wir anfangen, Susanne?

(Alle, der Dichter, der Wassersüchtige und der Sittlichkeitsverbrecher leise, die andern laut): Ja! ja! (Der Tod taucht seine Hände langsam in das Bassin. Lebhaftes Mienenspiel in den Gesichtern. Der Fisch schwimmt unbeirrt hin und her.)

Er schnappt nach einer Wade auf der Hand des Todes.)

Der Dichter (verbittert): Nicht einmal die Waden gönnt uns das Luder.

(Das Spiel verwandelt sich in eine Pantomime.)

Der Tod läßt seine Finger wie Saugfäden spielen. Die Blicke der Betrachter werden verwirrt und gierig.

Der Vogelsteller mit den Nachtigallen kommt wieder. Er trägt ein dunkelgrünes Bauer langsam und behutsam auf den flachen Händen wie einen Gral. Die Nachtigallen singen.

Der Dichter und Susanne horchen entgeistert. Susanne fällt in die Knie, den Kopf hochgehoben, mit vorgeschobenem Kinn.

Die Finger des Todes spielen schneller. Der Fisch, immer entschlüpfend, wird von den verzerrten Grimassen der andern gefolgt.

Die Szene erstrahlt in den Farben des Fisches, einem hypnotisierenden Rot. —

Einer nach dem andern sinkt nieder. Zuerst der Wassersüchtige, dann der Sittlichkeitsverbrecher und die andern. Der Vogelsteller ringt mit sich in Sorge um die Nachtigallen. Er setzt das Bauer auf den Boden und bedeckt es mit seinem Körper. Zuletzt sinken der Dichter und die knieende Susanne.

Die Nachtigallen singen noch immer.

Die Grenzen der Gestalten verschwimmen allmählich in dem verzehrenden Rot.

Nur die des Todes und des flüchtenden Fisches erhalten sich. Die Bewegung hat Ewigkeitscharakter.

Ein blutig leuchtender, transparenter Vorhang fällt langsam.)



Judenmassaker und Judenfrage / von Lucien Drenfuß

Die vor kurzem erfolgten Judenmorde in Dialekt geben Herrn Eduard Goldbeck den Anlaß dazu, in den „Funken“ über jüdische Verhältnisse einige Bemerkungen zu machen, die zwar nicht widerspruchsfrei sind, aber vorurteilslos und ernst der ewigen Judenfrage ersten Fizes behandeln: Israels Rolle in der Politik. Sie sieht Herr Goldbeck durch die Juden, die im Besitze der führenden Zeitungen seien, in ungünstigem

Sinne beeinflusst. Wegen des Kapitäns Alfred Dreifus hätten die deutschen Juden, die einen der ihrigen bedroht sahen, eine unerhörte Preßkampagne unternommen, ohne lange über gerechte Verteilung von Schuld und Unschuld zu grübeln. Genau so trachte man heute wegen der Pöbelezerzeffe in Rußland eine politische Aktion in die Wege zu leiten, ohne überhaupt den Sachverhalt zu kennen. Das Rassegefühl sei bei den Juden so stark, daß sie in nervöser Aufregung skrupellos Partei ergreifen, sobald irgendwo einer der ihrigen in Frage komme.

Nun mißbilligt natürlich Herr Goldbeck die an den Juden verübten Greuelthaten; diese Leute erscheinen ihm als bemitleidenswerte Opfer der historischen Entwicklung, und er sagt mit Emile Zola: *s'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis*. Die ungebildeten Bauern und Kosaken jedoch stellten keine Überlegung an, die alles zu verstehen und alles zu verzeihen lehrte; sie sahen im Juden nur den wirtschaftlichen Ausbeuter und religiösen Glaubensfeind. Wenn nun das fanatisierte Volk die Gehafteten totschiage, so gehe das uns Ausländer nichts an. Wenn der russische Bauer einmal aufgeklärt sei, dann würden auch die wüsten Gewalttätigkeiten aufhören. Und er frönt seine Ausführungen mit dem diplomatischen Vorschlage: „Wir müssen uns darauf beschränken, den widrigen Vorgängen tatenlos zuzusehen, wie man dem Wüten der Elemente zuschaut.“

Die literarischen Produktionen eines Schriftstellers, zumal eines so achtungswerten und begabten wie Herrn Goldbeck, müssen eine Art oder doch einen Abglanz philosophischer Betrachtung der irdischen Geschehnisse zur Voraussetzung haben, von der aus die Dinge dieser Welt gemessen und beurteilt werden können. Die Anschauungsweise aber, die der zitierten Goldbeck'schen Äußerung zugrunde liegt, ist der trostloseste Quietismus. Ihr Urheber huldigt entweder dem fatalistischen Glauben der arabischen Religionsphilosophen, oder er ist Anhänger der materialistischen Geschichtsansicht, die einen mystischen Gott „Entwicklung“ für den Fortschritt sorgen läßt, auf daß die Menschheit einstweilen die Hände ruhig in den Schoß legen dürfe. Darauf läuft Herrn Goldbeck's Auseinandersetzung hinaus, und dieses sein Endergebnis hätte ihn belehren sollen,

daß seine Stellungnahme für einen abstrakten Einsiedler, für einen Guillot le Songeur vielleicht naturgemäß und praktikabel sein mag, aber nie und nimmermehr für ein zoon politikon, für einen historisch-politisch interessierten Menschen von Fleisch und Blut.

Von vornherein will ich bemerken, daß ich Goldbecks Kritik nicht grundsätzlich ablehne. Daß die an sich furchtbaren Roheiten des russischen Pöbels von überhitzten Reporterphantasien nach amerikanischer Weise ins Ungeheuerliche übertrieben geschildert werden, das ist leicht möglich. In diesem Prüfungspunkte besteht die moderne Zeitung nicht viel besser als die mittelalterliche Chronik. Wer aber deswegen nun gleich alles leugnete, der würde dem wenig geistreichen Irrtume Voltaires verfallen, der die Weltgeschichte für eine fable convenue erklärte, weil in den Historienbüchern stark gelogen wird — oder vielmehr wurde. (!) Auch ist ohne weiteres zuzugeben, um bei Herrn Goldbecks Beispiel zu bleiben, daß in der Affäre Dreyfus von der Presse weit übers Ziel geschossen wurde, als sie meinen Namensvetter zum Zentralkunkte der politischen Interessen Europas machte. Aber kein Kundiger wird leugnen, daß der Fall Dreyfus ein wichtiges Kapitel der allgemeinen Zeitgeschichte und insbesondere des französischen Gesellschaftslebens illustriert, und daß von ihm ab ein Umschwung und der kulturelle Aufstieg des demokratischen Frankreich datiert.

Mir scheint, daß Herr Goldbeck der Presse gegenüber ein zu harter Kritiker ist. Die Zeitungen wollen doch nicht so wörtlich genommen sein. Und braucht man hervorzuheben, daß z. B. die Affäre des französischen Hauptmanns niemals sich zu dem angestaunten Meerwunder ausgewachsen hätte, hätte nicht der romantische Stoff selbst die geeignete Reklame zur Erregung der Sensationslust des abonnierenden Lesers geboten! Man bedenke, ein Offizier, ein Spion, ein Justizmord, eine Teufelsinsel und obendrein ein Jude, mein Liebchen Publikum, was willst du noch mehr? Ob nun die geschäftliche Überlegung nicht so schwer in die Waagschale fiel wie das angeborene Rassegefühl, als man für Alfred Dreyfus

in die Schranken trat, das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Damit gelangen wir zu dem berüchtigten Rassegefühl. Wenn man einer bestimmten Gruppe von Menschen, die nach den vier Enden der Erde zerstreut sind, überall aus demselben Grunde dieselbe Abneigung entgegenbringt, so muß das ihnen zukommende, gemeinsame Merkmal, sagen wir das Judentum, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugen, das kein ehrlicher Christ den Betroffenen verargen wird. So haben jahrhundertlang, wahnsinnige Verfolgungen und Qualen aller Art um die Juden die Bande eines natürlichen Solidaritätsbewußtseins geschmiedet, das durchaus anzuerkennen ist und das ihnen keineswegs zur Unehre gereicht. Die gemeinsame Not, der gemeinsame Feind hält die Träger des Judentums zusammen, und die heftigsten Antisemiten haben sich als die schlechtesten Entjuder bewährt. Was man so jüdisches Rassegefühl nennt, das ist dem Wesen nach nichts anderes als das zusammenbindende Bewußtsein, als Juden verachtet, gehaßt und unterdrückt zu werden. Das in seiner Stärke übrigens weit überschätzte Rassegefühl ist die immanente Begleiterscheinung des welthistorischen Schicksals, das seit der Diaspora das mit dem Kainfluche beladene Volk unsterblich und flüchtig durch Zeiten und Zonen scheucht.

Zwei diskutierbare Versuche zur Beseitigung dieses Zustandes und somit zur Lösung der Judenfrage hat unsere Gegenwart gezeitigt. Am besten wird man Richtung und Ziel der beiden Wege erkennen und beurteilen können, wenn man die Persönlichkeiten, die sie gewiesen, einander gegenüberstellt. Zwei Männer bilden den typischen Ausdruck der Willensmeinung ihrer denkenden Stammesgenossen. Der eine, Maximilian Harden, ist der Typus des konsequenten Assimilanten, der vollständige Anpassung und restloses Aufgehen des jüdischen Volkskörpers in dem großen Organismus des nationalen Staates verlangt. Der Assimilant bricht nicht nur mit anerzogenen und eingewurzeltten alten, lieben Vorstellungen, sondern er scheut auch vor der Taufe und ihrem Odium nicht zurück, da sie ihm bloß eine formelle Konzeßion an die real-

tionäre, noch herrschende Auffassung vom christlichen Staat, somit einen rein politischen Akt bedeutet.

Den diametral entgegengesetzten Standpunkt vertritt der Zionismus Theodor Herzls. Der erklärt, die radikale Assimilation, wenn sie überhaupt physisch durchführbar ist, könne nur eine partielle Lösung der Judenfrage bilden; sie sei eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, angewandt auf eine unbeträchtliche Minorität kulturell vorgeschrittener Juden Westeuropas. Aber die Massen eines Volkes von mehr als zehn Millionen Seelen könnten nicht untertauchen und unter ihren Wirtsvölkern verschwinden; könnten nicht, selbst wenn sie wollten. Aber sie wollen nicht; sie so wenig wie die Wirtsvölker. Vor allem wollen die Juden ihr Leben als Volk nicht negieren; sondern sie wollen es behaupten. Wie aber entzieht man sie dem Schicksal Ahasvers? Die Judenfrage besteht überall da, wo Juden in merklicher Anzahl beisammen wohnen, ohne eine Majorität zu bilden. Um die Judenfrage zu überwinden, müssen die Juden also ein Land besitzen, wo sie selber die Majorität sind, d. h. in einem eigenen Gemeinwesen, im Judenstaat. Die Möglichkeit der Verwirklichung eines solchen Gebildes vorausgesetzt, muß es jedem einleuchten, daß Theodor Herzls Vorschlag eine endgültige Lösung des Problems involviert: den materieller Not erliegenden Desperados Osteuropas würde eine normale Existenz, den westeuropäischen Assimilierten eine Erleichterung ihres Zielstrebens geschaffen. Der Kern der Judenfrage wäre demnach eine Landfrage großen Stils. Wenn sie das wirklich ist, so erweitert sich die Judenfrage zu einem weltpolitischen Probleme, das von den Regierungen der Kulturnationen im Interesse ihrer Staaten über kurz oder lang in Angriff genommen werden muß.

Auf diese Notwendigkeit scheint die Entwicklung der Dinge in Rußland machtvoll hinzudrängen. Herr Goldbeck fragt ironisch: „sollen wir mobil machen und einmarschieren?“ Es wäre in der Tat kein schlechter Witz der Weltgeschichte, wenn zugunsten der notleidenden Judenheit nun einmal ein Kreuzzug gegen Christen inszeniert würde. Wir wollen aber die so ernste Sache nicht ins Lächerliche ziehen. Man kann

wohl Goldbeck's Ansicht teilen, daß die Regierung, auch wenn sie den guten Willen hätte, in ihrer Kraftlosigkeit nichts zu bessern vermag. Ebenso wird die Duma, die ganz vorzüglich bligen, aber nicht mirabeauisch donnern kann, weder Hilfe noch Rettung bringen. Was soll inzwischen mit den Juden geschehen? ich meine, mit denen, die nicht totgeschlagen werden. In Rußland ist ihres Bleibens nicht. Schon ist New York überfüllt. London wird allmählich ihrer überdrüssig. Soll man, nach pharaonischem Muster, sie in den Ozean werfen? Wer weiß, ob sie untergehen? — Es gibt keinen andern Ausweg als den Appell an die politische Einsicht und an das ethische Gewissen der Kulturvölker. Die Kardinaltugend der Gerechtigkeit soll sich hier mit einer Maßregel von weltpolitischer Tragweite verbinden, um über das Schicksal der Juden zu entscheiden. Wenn Amerika, das freie, ruft, wenn England, das stolze, folgt, dann wird Frankreich, das edle, nicht zurückstehen. Dem internationalen Kongresse der Großstaaten, die an der Spitze der Zivilisation marschieren, liegt die Aufgabe ob, die Judenlandfrage zu lösen.

Berehrter Leser, wir unterhielten uns eben über die Juden; bei diesem Thema pflegt auch der objektivste Referent hergebrachte Gefühlsurteile einzuflechten. Deshalb sei hinzugefügt: Herr Goldbeck gab sich als parteilosen Christen; ich bin parteiischer Jude; das möge der berücksichtigen, dem ich zu eifersvoll gesprochen habe.



Kein Weib ist jemals genial. Die Weiber sind ein dekoratives Geschlecht. Sie haben nichts zu sagen, es sei denn, daß sie etwas mit Grazie sagen. Sie repräsentieren den Triumph der Materie über den Geist, gerade wie wir Männer den Triumph des Geistes über die Moral repräsentieren.

Oscar Wilde.

Zweiter Brief eines Patrioten

Lieber Doktor Fischer,

denken Sie sich: die einzige Tugend, die mich meine Bescheidenheit mir noch zubilligen läßt, gerät ins Schwanken, eben diese Bescheidenheit. Sie hat von oben herab einen Stoß bekommen, von dem sie sich so schnell nicht wird erholen können. Das kam nämlich so:

Ich lebte kürzlich in einer süddeutschen Großstadt. Ihren Namen will ich nicht nennen, weil ich mich bestrebe, meine zerrüttete Bescheidenheit durch die Tugend der zarten Rücksicht zu ersetzen. Nur soviel sei verraten, daß mein Aufenthaltsort den Ruf einer Kunst-, Bier- und katholischen Seelsorge-Metropole genießt, auch sind hier die Preußen nicht beliebt. Außer diesen Eigenschaften besitzt die Stadt eine Polizei und ein Kabarett. Und hier setzt der dramatische Konflikt ein.

Sie wissen, daß ich zur Zunft der deutschen Dichter gehöre. Das sind Leute, die davon leben, daß sie friedliche Menschen unentwegt mit ihren Gefühlskatalien bewerfen, und da es immer wieder Käufer für die Bücher gibt, in denen sie das besorgen, tun sie wohl daran. Leider sind aber solcher kaufenden Idealisten nicht allzuvielen in deutschen Landen, daher flüchten manche Dichter ins Kabarett, wo immer Unbeschäftigte hinkommen, die sich lieber vom Munde als vom Papier aus bewerfen lassen. Das bringt dann unter Umständen viel Geld ein. Da ich nun, wie Ihnen nicht fremd sein dürfte, nicht mit so viel Geld gesegnet bin, wie das Wurfgeschos meiner Lyrik, mein Organismus, zur Instandhaltung nötig hat, da auch auf andre Weise wenig abfällt — es gibt im Zahlen säumige Redaktionen und so —, so entschloß ich mich denn, auch meine Kunst auf das hier, wie erwähnt, florierende Kabarett zu tragen.

Daß ich dabei die Rechnung ohne den Wirt gemacht hätte, wäre ein Vorwurf, der mich nicht treffen könnte. Der Wirt, in diesem Falle der Kabarettdirektor, wollte nämlich. Er machte mich mit der Angewohnheit der Polizei bekannt, der vielbeschäftigten Priesterschaft ihre Arbeit dadurch zu erleichtern, daß sie die Sorge für die Seelenreinheit und Staatsstreue der

Bürger in eigne Regie nimmt, indem sie nur polizeilich für gut befundene Poesien zum Vortrag zuläßt. Diese Fürsorge konnte mich nicht überraschen. Ich habe mich in Berlin und Wien schon immer gern dem künstlerischen Urtheil der polizeilichen Zensurbehörden gefügt, und nichts hätte mich auch in Mü — —, pardon, in dieser Kunststadt, deren Gastfreundschaft ich augenblicklich genoß, bewegen können, die Sittlichkeit oder gar die Staatsraison gefährdende Dichtungen vorzutragen. Das sei ferne von mir.

Der Kabarettdirector machte sich also auf den Weg zur hohen Polizei, und theilte dort in aller Ehrerbietung mit, daß er gewillt sei, mich für seine moralische Anstalt zu einem Gastspiel zu verpflichten. Meinen Sie, das hätte dem Polizeimann imponiert? Dann irren Sie sich aber. „Niemals!“ rief er mit schöner Gebärde, „niemals! — Sobald der Mühsam bei Ihnen auftritt, schließen wir Ihnen einfach die Thüre!“ („Thüre“ sagte er respektlos.) Da halfen keine Einwendungen; der Herr Kabarettdirector mußte betrübt abziehen, und erzählte mir weinend sein Abenteuer.

Ja, nun frage ich Sie: da soll man bescheiden bleiben? Vor ein paar Monaten erst war die Berliner Polizei so erpicht auf mein Konterfei, daß sie mich unter Gewaltsanwendung auf dem Alexanderplatz photographieren ließ; das mußte schon meinen Stolz erheblich schwellen lassen. Und nun kommt hier die Polizei und erklärt einem Kabarettdirector ins Gesicht, daß sie mich für eine so bedenkliche Nummer hält, daß sie schon bei meinem bloßen Erscheinen vor dem Publikum für die öffentliche Moral und den Bestand des Staates fürchtet! Jetzt weiß ich's, jetzt habe ich die Bestätigung der zuständigen Behörde: wenn ich selbst katholische Traktätchen vorlese, staatsgefährlich bleibe ich dabei doch! Ermessen Sie die Hochgefühle, die meine Brust sprengen!

Aber sagen Sie mal, halten Sie es am Ende für möglich, daß die Polizei mich aushungern wollte? — Dann schicken Sie mir bitte recht bald das Honorar für diesen Brief.

Womit Sie bestens grüßt Ihr

Erich Mühsam.

Redaktionsbecke

Nachdem Professor von Dechelhäuser während der Kieler Woche auf der „Hamburg“ dem Kaiser und seinen Gästen einen Vortrag gehalten hatte, in dem er aufs schärfste gegen den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses Stellung nahm, soll der Kaiser gesagt haben: „Es wird doch wieder aufgebaut.“

Diese mit apodiktischer Gewissheit ausgesprochene Drohung veranlaßte mich, schleunigst den Atlas zu wälzen. Zu meiner Befriedigung konstatierte ich, daß Heidelberg immer noch in Baden liegt.



Sich über die Siegesallee lustig zu machen, gehört heut zum Programm des freigeitlich gesinnten Spießbürgers, der es höchlichst mißbilligt, daß ein Mäcen eine Anlage nach seinem privaten — und, wie Autoritäten versichern, keineswegs einwandfreien — Geschmacke anlegen läßt. Als aber der liberale Spießer selbst einmal mitzureden hatte — bei Klimschs Entwurf des Birchowdenkmals — da stellte sich heraus, daß es keineswegs sein Geschmack ist, der die versteinerte Trivialität verwirft, sondern sein Snobbißmus. Es ist eine traurige Tatsache, daß die Bspöttelung des „Sangs an Ugir“, der „Wbster Europas“, des Steinbruchs vor dem Brandenburger Thor und des Doms für das Niveau des Geschmacks rein gar nichts beweisen, solange man in „Rosen, Tulpen, Nelken“ schweigt, einen Sichel an die Wand hängt und sich einen Nudelpalast mit Zementkarpatischen am Kurfürstendammbau baut.

Wie der Fall Zeichner seligen und der Fall Birchow jüngeren Angebens beweisen, ist sich das Publikum nicht im geringsten darüber klar, was den Wert namentlich eines Monuments ausmacht. Darum ist es recht zeitgemäß, daß jetzt eine Zeitschrift erscheinen wird, die sich die Pflege und Verbreitung guter Denkmalkunst angelegen sein lassen will. Sie heißt „Der Hügel“ und will, was sehr wichtig ist, auch den Verkauf billiger Kunstwerke vermitteln. Vielleicht wär's ganz gut, wenn der eine oder andre Kuser im Denkmalsstreit seine Nase hineinsteckte.



Dreyfus ist rehabilitiert und seiner Anciennität entsprechend befördert. Das ist gerecht und löblich.

* Kommissionsverlag von Otto Baumgärtel, Berlin W. 30, Nollendorferstraße 81/82.

Er wird in Vincennes seinen Dienst wieder aufnehmen. Der Kommandeur des 12. Artillerieregiments hat ihm einen sehr guten Empfang in Aussicht gestellt. Das ist sehr freundlich.

Ich möchte weder dieser Oberst noch ein sonstiger Vorgesetzter Dreyfus' sein. Ein Mann, der so im Zentrum des Meinungsstreites stand, ist zu einer Untergebenenstelle verdoeben. Aller Augen heften sich auf ihn. Wird er gut behandelt, so heißt's: „Aha! man pouffiert ihn.“ Wird er schlecht behandelt, ruft alles: „Man will dem Ärmsten nicht wohl!“ Dabei wird es gar keine Rolle spielen, ob seine Verdienste Lob oder Tadel herausfordern.

Am sonderbarsten aber berührt es mich, daß Dreyfus die Wiedereinstellung annimmt. Er ist doch ein reicher, unabhängiger Mann. Und Minister kann er bei seiner Popularität auch noch werden, ohne sich die militärische Stufenleiter hinaufzudenken. Er hält's aber wohl für nötig, um die Rehabilitation gleichsam augenfällig zu machen. Die Menschen sind doch alle Marionetten ihrer Ehrbegriffe.



Daß der Major von Sander nun doch noch, wenn schon nur in einem geringfügigen Falle, von den Geschworenen für schuldig befunden und zu einer, wenn auch nur kleinen Geldstrafe verurteilt worden ist, hat wohl allgemein bekremdet. Die ganze Affäre mit ihren gigantischen Dimensionen hat dadurch ein klägliches, groteskes Schwänzchen angehängt bekommen. Mehr als 300 Schuldfragen überdenken zu müssen, kann wohl zu Kleinlichkeit verführen; aber es wäre zu wünschen gewesen, daß der Etan die Geschworenen über diese Kleinlichkeit hinweggerissen hätte. Die Frage — mochte sie nach der Prozeßordnung nun formuliert werden, wie sie wollte — war schließlich nicht: „In welchem Falle war von Sander schuldig?“, sondern: „Ist von Sander schuldig oder nicht?“

Wenn das ganze, auch das intimste Leben eines Menschen vor mir auseinandergepellt würde, wenn ich mehr als dreihundert Fragen über die Strafbarkeit vorgelegt bekäme und alle — bis auf eine — mit bestem Wissen und Gewissen strikte verneinen müßte: dann würde ich als Psychologe nicht wagen, die einzige übrigbleibende Frage zu bejahen. Und ich würde mir zeitlebens einbiten, in aller Bescheidenheit das Richtige getroffen zu haben.



In einer Verfügung, in der Erzellenz von Stndt, gestützt auf eine Kabinettsordre von 1834 und eine Ministerialinstruktion von 1839, den Schwabenstreich begehrt, die Erteilung der Erlaubnis zum Turnunterricht an Sozial-

demokraten generell zu verbieten, wird als die Aufgabe des Schulunterrichts hingestellt, „die Kinder zur Achtung und Ehrfurcht vor den bestehenden Gesetzen, zur Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Königstreue zu erziehen“.

Dies mögen sich alle gesagt sein lassen, die bisher der Meinung anhängen, der Unterricht sei dazu da, daß man etwas lernt.



Den „Zweiten Brief eines Patrioten“ von Erich Mühsam, den ich heut veröffentlichte, habe ich vierzehn Tage liegen lassen.

Ich hatte Angst, von einem so gefährlichen Menschen etwas zu bringen.

Bis ich dieser Tage ein Feuilleton im „Lokalanzeiger“ las, das sich mit Mühsam befaßt; da war ich beruhigt.

Wenn Mühsam — noch dazu in dekolletiertem Zustande — den Majestäten vorgeführt werden darf, dann darf ich ihn auch reden lassen, ohne den Bestand des Staats zu gefährden.

Sie sehen, lieber Mühsam, ich gestehe meine Schwächen. Hoffentlich verzeihen Sie nun auch, daß Sie den Bescheid und — daran anschließend — auch das Honorar etwas verspätet bekommen.



In der Affäre Zugendhat kontra Jacobssohn wird die nächste Nummer Weiteres bringen. Ich erhielt Jacobssohns Antwort erst heute, Mittwoch, also am Tage des Redaktionsschlusses. Herr Dr. Zugendhat weist im Harze. Die Kommunikation war während eines knappen Tags nicht herzustellen. Also bis aufs nächste Mal.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: R. Rief in Leipzig. Verlag der Funks G. m. b. H. in München. Druck: Rosberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben
von J. Jobst. Brosch. M. 2. —, in Leinw. geb. M. 3. —.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Röthe der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Drehstimmen:

Ein Buch von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nichts von Politik wissen wollen (Rhein.-Westfäl. Zeitung). Das Buch steht in seiner schmucklosen Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Zeit des Tages an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Mügem. Zeitung).



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■

Bringt Geld ■■■■■ Belehrend.

Bestellen Sie sofort das neue
Prämien-Geduld-Spiel **Pharos**
gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken
(aller Länder) franko vom Verleger:

C. Bahr, Breslau II, Zobtenstraße 11.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Relau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende solcher Laster
selben ihre Wiederherstellung dem-
beziehen durch das Verlags-
Magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**

besonders für den Photo-Sport im Winter u. für Weihnachten

— in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der —

Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

— die Zusendung erfolgt franco und kostenlos! —

Intentionen von Oscar Wilde

Übersetzt von Ida und Arthur Roebler
Mit einem Vorwort von Arthur Roebler
und dem Porträt Wildes von Gino Paris

8°, 15 Bg. III. 2.— □ Zweite Auflage

Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig

.....

Ein Buch von Wilde hat es heute in Deutschland nicht mehr nötig, empfohlen zu werden; die von Ida und Arthur Roebler übersetzten „Intentionen“ am wenigsten, da sie es sind, die am meisten dazu beitragen, Wilde und sein Werk in Deutschland bekannt zu machen. Die Roeblersche Uebersetzung ist die erste Uebertragung der „Intentionen“ in die deutsche Sprache und eine der ersten Wilde-Uebersetzungen überhaupt. Des berühmten und unglücklichen englischen Dichters und Aestheten philosophisch-künstlerisches Glaubensbekenntnis liegt mit dieser Uebersetzung in kongenial zu nennender Verdeutschung vor. Wohl kein anderes Werk seiner Feder gibt so durchaus die komplizierte Eigenart von Wildes Wesen wieder. Für jeden Freund eines gleicherweise glänzenden wie gediegenen Stiles wird dieses Buch seiner berücksichtigenden künstlerischen Form wegen eine willkommene Gabe sein; wie es andererseits wegen seines Inhaltes für den Psychologen, Künstler, Kunstforscher und Liebhaber schöner Literatur und der Künste von höchstem Interesse ist. In den „Intentionen“ ist feinsten Geist in künstlerischer Form gebannt. Die „Intentionen“ enthalten den Extrakt von Wildes Kunst; wer sie nicht kennt, vermag seine anderen Werke nicht zu würdigen, denn sie sind der Schlüssel zu seinem Wesen und Geist, ein Geist, der in manchem dem Nietzsches ähnlich ist.

Das Edelmetall eines Sprachschatzes ist durch die Roeblersche Uebertragung in ein echtes Gold deutscher Währung umgemünzt. Möge sich jeder Gebildete an dem Werke deutscher Wortkunst erfreuen, das hier geschaffen ward.

Der Bücherfreund, Berlin.

Arthur Roebler, der sich als wortbedachter, sprachkultivierter Essayist selbst schon einen Namen gemacht hat, hat nicht nur eine gute Uebersetzung, sondern öfter wirklich eine Nachdichtung gegeben.

Wiesbadener Tageblatt.

In einem Vorwort, das der Uebersetzer Arthur Roebler dem Buch mit auf den Weg gegeben, ist die Art des Künstlers Wilde ausreichend charakterisiert und es enthält auch zugleich die beste kritische Würdigung des vorliegenden Buches. Man könnte das umständlicher oder unverständlicher, in kostbaren Worten, aber man kann nicht mehr, nichts Besseres sagen.

Oesterreichische Rundschau.

Ihre ist die beste deutsche Uebersetzung dieses Buches meines lieben unglücklichen Freundes, die einzige, die den sinnlichen Reiz seiner Sprache, die Feinheit seines Geistes kongenial wiedergibt.

B. V. C. de Roznyay.

Das größte Aufsehen

hat die soeben in unserem Verlage erschienene Broschüre

Krieg in Sicht!

Von Eduard Goldbeck

erregt!

ooooooooooooooooo Preis 1 Mark. oooooooooooooooooo

|| Binnen 14 Tagen machte sich der Druck von ||
7 Auflagen nötig! ||

Der St. Petersburger Herold schreibt:

Wie der Leser sieht, entwickelt Goldbeck seine Gedanken in einer ungemein logischen und das Interesse auch des großen Publicums fesselnden Weise. Ebenso interessant weiß Goldbeck auch über die Politik der deutschen Regierung zu sprechen und zu — kritisieren. Nicht ohne Berechtigung konstatiert er, daß Deutschland seit dem Rücktritt des eisernen Kanzlers im Räte der Wölter eine große Einbuße an Autorität erlitten habe. Bei der Erörterung dieser Tatsache könne er den Kaiser nicht „aus der Debatte lassen“, da er im Vordergrund der Bühne stehe. Er müsse ihm wieder ans Herz legen, sein stürmisches Temperament zu zügeln, die konstitutionellen Formen innezuhalten und die Tragweite seiner Äußerungen und Handlungen reiflich zu überlegen. An Rückschlägen habe es während seiner Regierung nicht gefehlt und die herrlichen Tage, denen der Markgraf von Brandenburg entgegenführen wollte, seien noch immer nicht erschienen. Von den Vertrauensmännern des Kaisers aber müssen wir, schreibt Goldbeck, fordern, daß sie dem Kaiser die Wahrheit sagen, la vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Ohne Rücksicht auf seine Ungnade. Ohne Rücksicht auf die eigene Karriere. Ein Telegramm wie das an Graf Soluchowski wäre unmöglich, wenn der Kaiser ausreichend informiert würde. Ein General erzählte mir einmal von einer Spezialaudienz, zu der er befohlen war. Zwei Flügeladjutanten empfingen ihn, und der eine sagte ihm, wo Sr. Majestät hereintreten würde, und wies ihm seinen Platz an. „Aber ich bitte Sie“, unterbrach der andere, „wie können Sie den Herrn General so postieren? Wenn der Herr General so steht, muß Sr. Majestät ins Licht sehen und dann ist er ungebüdig.“ Vero, non trovato. Also die Räte der Krone müssen dem Monarchen beifällig sein, daß er ins Licht sehen lerne!

Leipzig.

Friedrich Rothbarth

Verlagsbuchhandlung.

GEORGE NEWNES, Ltd.,
 3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 1/2 in. by 4 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 2/6 net, per volume.

Evelyn's Diary.
 Lamb's Works.
 The Vision of Dante.
 Peacock's Novels.
 Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols.
 Hawthorne's New England Roman-ces.
 Tennyson's Poems.
 Poems of Wordsworth.
 The Shorter Works of Walter Savage Landor.
 Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages.
 Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets.
 Autobiography of Benvenuto Cellini.
 The Poems of Samuel Taylor Coleridge.
 Homer's Iliad. Translated by George Chapman.
 Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman.
 Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.
 Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.
 Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
 The Novels of Laurence Sterne.
 Plays and Poems of Christopher Marlowe.
 The Faerie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.

Letters of Horace Walpole.
 The Ingoldsby Legends.
 Mrs. Browning's Poems. 2 Vols.
 Shakespeare. 3 Vols.
 Milton's Poems.
 Burns' Poems.
 Don Quixote.
 Bacon's Works.
 Shelley's Poems.
 Pepys' Diary.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 8s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcombe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtill.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELICO. By Edgcombe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur-Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange Mainz

Garda-See

der schönste und größte der italienischen Seen. *

Eisenbahnlinie:

Mailand-Venedig

Mailand-Desenzano
 2 Stunden

Venedig-Desenzano
 3 Stunden

THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
 LONDON NEW-YORK
 General-Vertreter: Saarbach's News Exchange, Mainz

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: Saarbach's News Exchange, Mainz.

Rudolf Baur, Innsbruck
 Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
 Loden - Stofffabrikate für Herren
 und Damen.

Zeit- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert mit über 5000 nützlich u. unentbehrlich Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für Jeden. Keiner veräume solchen umsonst und franks zu verlangen.

Fritz Hammerfahr, Foche 2 bei Bollingen.

Bedeutendste Tageszeitung Oesterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange = Mainz

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, das sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmackhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt fest und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die lösslichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Wied' Dickes“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Froh und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und witzigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Feine und Wusch darstelle, ist wertgrädig und die Anschaffung seiner Bücher nur um Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.



Gesetzgeber — Gesetzesverächter

Im allgemeinen waren die Kompetenzen im Deutschen Reiche bisher in glücklichster Weise so verteilt, daß die Regierung tat, was sie wollte, während der Reichstag redete, was er wollte. Dieser idyllische Zustand, der eine geradezu eiserne Garantie für den inneren Frieden bot, weil er, reinlich erhalten, zu Konflikten ernster Art niemals Anlaß geben konnte, ist jetzt bedroht, und bald werden wir das schauerhafte und fürchterliche Verhängnis der parlamentarischen Obstruktion über Deutschland hereindbrechen sehen.

Die Männer, die die Verfassung des Deutschen Reiches schufen, gewährten den Reichsboten die Immunität, d. h. sie schützten sie vor der Gefahr, wegen ihrer Tätigkeit als Abgeordnete irgendwie, sei es gerichtlich oder disziplinarisch, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Dieses ihnen gewährte Ausnahmerecht wäre von ungeheurer Tragweite, wenn der Reichstag ein Ort wäre, in dem politische Konspirationen und freizeitliche Taten vorkämen; unter den bestehenden Zuständen diente es im wesentlichen nur dazu, vor den Folgen der Mund-

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Kontra Jacobsohn | 1361 |
| Chefredakteur Sokrates / von Eduard Goldbeck | 1366 |
| Drei Kleinigkeiten / von Konrad Weichberger | 1371 |
| Die Fertigkeit der Russen und ihre weite Natur / von Nardak | 1375 |
| Kulturbilder aus dem baltischen Osten / von Fritz Hennings | 1380 |
| Redaktionszettel | 1385 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 8, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Dahlemer, Bornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

44. Heft.

Kontra Jacobsohn

In Nr. 29 der „Schaubühne“ finde ich folgenden Passus:

Sommersensationen.

Nach Ibsens Tode habe ich einen kurzen Nachruf geschrieben, dessen Schluß Huttens Ruf: „Es ist eine Lust zu leben!“ sehr einfach dahin variierte, daß durch den Verlust des Dichters unsere Zeit ärmer geworden sei, und daß es nun eine Lust weniger bedeute, in ihr zu leben. Tags darauf erhielt ich von einem jungen Schriftsteller einen kleinen Nekrolog, dessen Schluß das Huttensche Wort genau so variierte. Ich bin auf die Leistung, das berühmte Zitat derartig gebraucht zu haben, keineswegs stolz, erfahre nachträglich von Wab, daß er seinen Nachruf auf Zola mit derselben Variante des Huttenschen Spruches geschlossen hat, und kann die öffentlichen Versuche des jungen Schriftstellers, sich diese Variante patentieren zu lassen, nur mitleidig belächeln.

Der gekränkte Greis, der dieses geschrieben hat, ist Siegfried Jacobsohn, geboren 1881, der Schriftsteller, der unter

zweimaligem Hinweis auf seine Jugend in die gebührenden Schranken zurückgewiesen wird, Dr. Otto Jugendhat, geboren 1880. Die „öffentlich angestellten Versuche“ des „jungen Schriftstellers“, bestanden in der Publikation („Funken“ Nr. 40) zweier auffallend übereinstimmender Wendungen am Schluß eines Ibsennekrologs, den Dr. Jugendhat an den Herausgeber der „Schaubühne“ sandte und der, laut eigenhändiger Bestätigung des Empfängers, Herrn Jacobsohn am 26. Mai vorgelegen hat, und eines Ibsennekrologs, den Herr Jacobsohn als sein Werk unter dem Datum des 31. Mai veröffentlichte. Ich setze die Stellen nochmals hierher.

Jugendhat: „Darum sind wir im Tiefsten traurig: weil wir ahnen, daß an diesem Todestage unsere Zeit kleiner geworden ist, und daß es eine Lust weniger bedeutet, in ihr zu leben.“

Jacobsohn: „Am offenen Sarge ziemt es zu verstummen und im Innersten zu fühlen, daß unsere Zeit ärmer geworden ist, und daß es eine Lust weniger bedeutet, in ihr zu leben.“

Die merkwürdige Tatsache, daß zwei Schriftsteller genau um dieselbe Zeit, genau aus demselben Anlaß, genau an derselben Stelle genau dieselben Worte gebrauchen, sucht Herr Jacobsohn dadurch zu erklären, daß er diese Worte für ein Klischee ausgibt. Und zwar beruft er sich darauf, daß Herr Julius Vab sie, bereits vor zirka fünf Jahren, in einem Zola-nekrolog gebraucht habe. Ich schrieb Sonnabend, den 21. Juli an Herrn Vab, um zu eruieren, wo dieser Nekrolog zu finden sei, blieb aber leider bis heute — den 25. Juli — ohne Bescheid. Die von mir sorgfältig gewälzte „Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur“ und die „Bibliographie der deutschen Rezensionen“ der Jahrgänge 1901 und 1902 führten den Vabschen Artikel nicht auf. Ich bin also nicht in der Lage, festzustellen, ob — und darum handelt es sich! — die Übereinstimmung im Ausdruck bei Vab einerseits, Jugendhat—Jacobsohn andererseits, eine wörtliche ist. Ich glaube es indes nicht, da Vab an Dr. Jugendhat schrieb: „Ich habe vor fünf

Jahren mal einen Zolankrolog geschrieben, in dem beinahe wörtlich dasselbe stand.“ Möge das Huttenwort: „O saeculum! o litterae! juvat vivere!“ also immerhin ein Klischee sein: in dieser Wendung, wie es hier gebraucht wurde, ist es keins. Ganz abgesehen davon, daß die negative Wendung, in der es erscheint, und die Anwendung des scheußlichen Wortes „bedeutet“ für „ist“ die Variante von dem Originalspruch deutlich unterscheiden, handelt es sich, wie jeder sieht, um zwei Sätze; denn „daß unsere Zeit ärmer (bzw. kleiner) geworden ist“ — dieser Gedanke läßt sich aus dem Huttenpruch nicht entwickeln, sondern ist selbständige Zutat. Wenn Herr Jacobssohn andauernd von einer „Variante“ redet, so sucht er, auf übrigens ungeschickte Weise, den Tatbestand zu seinen Gunsten zu fälschen. Es handelt sich für Dr. Zugenhardt nicht darum, sich eine Variante patentieren zu lassen, sondern die Entwendung zweier, voneinander dem Sinne nach unabhängiger Sätze abzuwehren.

Ebensowenig, wie der Inhalt, ist die Überschrift der Jacobssohnschen Erwiderung zutreffend. Was will er mit „Sommer-sensationen“ sagen? Es ist weder meine, noch Dr. Zugenharts Schuld, daß Herr Jacobssohn im Sommer und nicht im Winter plagiiert hat, und der Anlaß zu Dr. Zugenharts Artikel war durch Ibsens Tod gegeben, der, ganz ohne unser Zutun, auf einen Tag des März und nicht des Januars fiel. Und „Sensation“? Kann man das eine sensationelle Aufmachung nennen, wenn man dem angegriffenen Gegner vor der öffentlichen Erörterung der Angelegenheit volle Möglichkeit gibt, sich zu äußern und durch einen Zeugnennachweis die Anklage zu entkräften?

Herr Jacobssohn lehnt die Nennung von Zeugen ab; er schiebt die Beweislast Dr. Zugenhardt zu. Er verwechselt dabei die Überführung eines Löffeldiebs mit der eines Plagiators. Der Löffeldieb kann überführt werden einmal dadurch, daß man ihn in flagranti am Kragen nimmt, oder dadurch, daß man beweist, daß sich der Löffel, der an einer andern Stelle fehlt, in seinem Besitze gefunden wird. Diese Methoden sind bei dem Streit um ein Plagiat ausgeschlossen. Hier ist

allemal — und Herr Jacobsohn nenne mir einen Fall, wo das anders gehandhabt worden wäre! — nur nachzuweisen, daß die in Frage kommenden Sätze oder Gedanken identisch sind, und daß die Arbeit des VERAUBTEN dem RAUBER vor dessen Publikation bekannt war. Beides ist erwiesen. Ich leugne nicht die theoretische Möglichkeit eines Wunders; aber Wunder hat niemals der nachzuweisen, der sie bezweifelt, sondern der, der sie behauptet. Wenn er sich davor zu drücken sucht, so soll er sich nicht beklagen, daß man ihn für einen Aufschneider hält.

Oder glaubt vielleicht Herr Jacobsohn, daß ausgerechnet er in Plagiatsaffären besondere Glaubwürdigkeit beanspruchen kann? Ist es nicht vielmehr gerade ihm nachgewiesen, daß er in mehreren Fällen der Gewohnheit frönte, fremdes Eigentum wörtlich in seine Aufsätze herüberzunehmen? Liegt also nicht der neueste Fall ganz auf der Linie dessen, was wir von ihm wissen?

Freilich ist die Affäre Gold mit der Affäre Tugendhat verglichen harmlos. In dem neuen Falle tritt ein grober Vertrauensbruch hinzu. Ferner aber ist die Plünderung Tugendhats bedeutend dümmer, als die Golds. In diesem Falle war die Möglichkeit gegeben, daß die Entwendung unentdeckt bliebe; in jenem nicht. Aber so schlau war Herr Jacobsohn auch, das vorauszusehen, und deshalb suchte er sich von vorherin zu schützen. Er schrieb an Dr. Tugendhat, als er ihm den Nekrolog zurückschickte:

„Dabei ist sehr fatal, daß sich Ihr Schluß mit meinem Schluß berührt.“

Wir haben gesehen, daß das unwahr ist. Die beiden Schlüsse berühren sich keineswegs, sie sind identisch. Sollte Herrn Jacobsohn, der sich einst eines eisernen Gedächtnisses rühmte, sein — vorher geschriebener — Satz so vollkommen aus dem Gehirn entschwunden sein, daß ihm das nicht aufstie? Die Art, wie Herr Jacobsohn hier die Worte wählte, ist genau dieselbe, die seine Erwiderung in der „Schaubühne“ charakterisiert; er umgeht den konzisen Ausdruck und setzt da-

für einen dehnbaren, möglichst verschwommenen. Während er aus dem Tugendhatschen Manuskript den Schluß entnahm, mag er freilich bedenklich gewesen sein; deswegen schrieb er weiter an Dr. Tugendhat: „Ich werde zum mindesten versuchen, ihn zu ändern.“ Damit hatte er seinen guten Willen dargetan, und durch solche Konzilianz glaubte er Dr. Tugendhat den Mund schließen zu können. Wenn Herr Jacobssohn in seiner Erwiderung behauptet, daß er sich auf den Schlußpaß gar nichts einbilde, so ist doppelt unerfindlich, weshalb er nicht eine andre Phrase einsetzte. Es hätte ihm keine Mühe gemacht, ein Klischee mit dem andern zu vertauschen: vorausgesetzt, daß er Tugendhats Sätze als Klischee empfunden hätte. Offenbar aber hielt er sie, als er sie nahm, für sehr originell. Denn daß Herr Jacobssohn es wagen könnte, gerade beim Tode Ibsens seine Leser mit leeren Redensarten abzuspiesen, kann man wohl nicht annehmen. Es sei denn, daß er sie mit demselben „mitleidigen Lächeln“ betrachtet, durch das er jetzt dem „jungen Schriftsteller“, der ehemals ein geschätzter Mitarbeiter seiner Zeitschrift war, imponieren will. Ich fürchte nur, sein Mitleid wird sich in Behmut verwandeln, wenn er die Erfahrung macht, daß man bei einer heißen Polemik wenn nicht Redlichkeit, so doch wenigstens Logik aufwenden muß. Wenn „der junge Herr Jacobssohn“, wie ihn Harden vor zwei Jahren wohlwollend zu nennen pflegte, sich indessen wie ein Patriarch gebärdet und mit einer ebenso feierlichen wie verlogenen Geste einen ehrlichen und sachlichen Angriff abtun zu können glaubt: dann müssen wir ihm demonstrieren, daß unsre Zeit ein sicheres Gefühl für die Echtheit hat, und daß es darum für Magiatoren „eine Lust weniger bedeutet, in ihr zu leben“.



Chefredakteur Sokrates / von Eduard Goldbeck

Wie gewöhnlich hatte ich auch diesmal einen Zug überschlagen. Ich wollte einmal wieder im „Mecklenburger Hof“ die berühmte „Kalte Küche“ kosten, in der Dämmerung auf die saubere Straße blicken, der Stille lauschen, die man nur in ganz kleinen Städten so deutlich hört, und am anderen Morgen im Bildpark bummeln. Idylle war von jeher das einzige, was mich anzog. Es verlief auch alles programmgemäß und am Abend saß ich in dem Erker des dunkeln, getäfelten Vorderzimmers und sah auf die Straße und in die Jugendzeit zurück, die ich in eben solch einer kleinen Residenz verlebt habe. Wo bist du, Sonne, geblieben?

Aber allmählich wurde es laut um mich und der runde Tisch in der Ecke drüben füllte sich mit Seideln und Bouteillen. Um ihn nahmen allerhand Herren Platz, Typen, die sich im Gespräch bald als Honoratioren und reife Männer befundeten. Sie sprachen laut und gewichtig alte und gefestigte Ansichten aus, die sich alle so ähnlich sahen, wie ihre geröteten Holzschnittgesichter; nur einer unter ihnen stach in Miene, Gebärde und Rede von dem Kreise der biederen Männer ab. Er trug den geistreich-häßlichen Kopf gesenkt, schlug nicht mit der Faust auf den Tisch und griff nur selten und fast immer mit einer Frage in die Unterhaltung ein. Jede dieser Fragen schien einem halb verächtlichen, halb ängstlichen Mißtrauen zu begegnen, mitunter erfolgte auch ein verblüfftes Schweigen, bis dann die ganze Runde den Doutsider — denn ein solcher war es entschieden — zu Boden lachte. „Prost, Sokrates!“ hieß es, oder „Stille, der Chefredakteur Sokrates hat das Wort!“

Um neun Uhr brachen alle auf und nur der sonderbare Kauz mit dem Weinamen blieb sitzen. Jetzt wurde es so still im Zimmer, als ob überhaupt alles Leben auf diesem Planeten erstarrt wäre und ich wendete mich mit einer gleichgültigen Frage an den vereinsamten Abendschöppler. Er antwortete

freundlich und mitteilksam und nach einem kurzen Geplänkel saß ich an dem runden Tisch und vor einer besseren Sorte. Es dauerte nicht lange, so erkundigte ich mich ungeniert nach der Entstehungsgeschichte seines Spignamens.

„Sehr einfach,“ meinte er lächelnd, „irgendein naseweiser Assessor hat meine unerfreuliche Fassade mit der gewiß nur für Blödsichtige häßlichen, herrlich durchleuchteten Erscheinung jenes edeln Mannes verglichen. Und warum Chefredakteur Sokrates? Nun, weil ich einmal oder vielleicht auch öfter behauptet haben mag, unsere Presse müßte nach sokratischen Grundsätzen geleitet werden.“

„Ich verstehe nicht ganz . . .“

„Nun, ich halte die Allwissenheit für einen Krebschaden der heutigen Presse. Sie werden bemerkt haben, daß ein Blatt, das gut redigiert ist, nie einen Irrtum zugibt. Es ist infallibel, denn mit einem Eingeständnis menschlicher Fehlerbarkeit würde es das Vertrauen seiner Abonnenten schwer erschüttern. Im Altertum hatte man die Pythia, heute den ‚Kokalanzeiger‘. Plus ça change, plus c'est la même chose. Haben Sie jemals auf die Berichtigungstaktik geachtet? Jede Berichtigung wird überberichtigt. Mag die Regierung irgendeinen ‚Fall‘ noch so sorgfältig aufklären, der Chefredakteur wird ihr Communiqué stets unbefriedigend finden. Nicht aus Bosheit, sondern, weil es zu den primären Forderungen der Redaktionstechnik gehört, immer überlegen, jedem überlegen zu erscheinen.“

„Und Sokrates?“

„Nun, Sokrates erklärte bekanntlich, er wisse, daß er nichts wisse. Wenn unsere führenden Blätter nur viermal im Jahre den Mut zu einem ähnlichen Bekenntnis aufbrächten, würde es anders mit unserem Publikum, mit unserer Politik stehen. Sehen Sie zum Beispiel jetzt Abessinien . . . Ich weiß nicht, ob Sie diese Vorgänge verfolgen . . .?“

Ich nickte.

„Nun also Abessinien. Wir wissen, daß Deutschland seit einigen Jahren Anstrengungen gemacht hat, um sich dort seinen Platz an der Sonne zu sichern. Im üblichen Stil: durch Entsendung von Soldaten, die über Durchschnitt, und von

Diplomaten, die unter Durchschnitt sind. Eine enorme Diskussion, die von Italien, Frankreich und England mit stiller Arbeit beantwortet wurde. Wir wissen weiter, daß die Westmächte eine Entente geschlossen haben."

"Und das ist leider gerade genug."

"Aber nicht genug für die Presse. Soll sie schlechtweg bekennen, daß sie über die näheren Modalitäten nicht unterrichtet ist? Unmöglich. Wo bliebe dann ihre Allwissenheit? Die Herren stürzen also zum Pressgeheimrat. Dieser versichert ihnen mit ernster Miene, Deutschlands Interessen würden nicht geschädigt werden, der Inhalt des Abkommens sei der Regierung mitgeteilt worden, die offene Tür sei gesichert, und am andern Morgen schwimmen diese Weisheitsbrocken in einer faden Sauce. Der Ruf der Allwissenheit ist vor den Abonnenten gerettet. Hätte die Zeitung einfach erklärt, sie kenne die Abmachungen nicht, könne also über das Materielle noch nicht urteilen, die Tatsache der Entente allein sei ohne Rücksicht auf ihren Inhalt schon bedenklich genug und die Wertlosigkeit der offiziellen Beschwichtigungen habe der Marokkofall nur allzudeutlich erwiesen, so hätte solche Offenheit als die Mordgelei eines Meidischen, von der offiziellen Krippe Ausgeschlossenen gegolten. Unsere leitenden Blätter ziehen es daher vor, sich im Auswärtigen Amt mit Dichtigkeiten pappeln zu lassen und verkaufen gegen dies unschmachhafte Einsengericht die Unabhängigkeit ihres Urteils. Besäßen sie etwas vom Geiste des Sokrates, so würden sie ihre Unwissenheit laut proklamieren. Nun, dergleichen habe ich in schwachen Stunden ausgesprochen, daher der Spitzname."

"Und halten Sie soviel Philosophie für vereinbar mit unserem Zeitungsbetrieb?"

"Warum nicht? Was heut mit apodiktischer Sicherheit hingestellt wird, stößt man ja morgen rücksichtslos um. Immer im Vertrauen auf die Vergesslichkeit des Lesers. Man könnte also mit ein wenig Mut und Aufrichtigkeit als Konjektur geben, was Konjektur ist, und ruhig aussprechen, daß man zunächst nur Fragen stellen könne, die vielleicht Schritt auf Schritt zur Wahrheit zu führen vermöchten. So verfuhr

Sokrates; wir aber sind immer fix und fertig. Vor einigen Wochen schlug der Wind in England plötzlich zu unseren Gunsten um. Der Bitterungswechsel war so jäh, daß er jeden befremden mußte. Wir wissen, wie gut diszipliniert die englische Presse in auswärtigen Angelegenheiten ist, mit wie sicherem politischen Instinkt Natur und Geschichte das britische Volk ausgestattet hat. So lag es nahe, zunächst zu fragen: Was bedeutet die Bewegung, bringt der West und frohe Kunde? Vollzieht sich etwas hinter den Kulissen oder braucht man die gute Gesinnung des deutschen Michel? Diese Fragen haben sich inzwischen bereits beantwortet. Die Wirkung der abessinischen Entente sollte abgeschwächt werden; man fürchtete die Erregung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Diese Erregung wäre den Engländern ganz gleichgültig gewesen, wenn nicht die islamitische Agitation allerhand folgenschwere Möglichkeiten in Aussicht stellte. Deutschlands Neutralität ist wünschenswert, wenn in Ägypten reiner Tisch gemacht, und dem kranken Mann, dem Freunde Wilhelms des Zweiten, ein neuer Aderlaß verordnet werden soll. Also gebot die Not der Zeit, mit deutschen Redakteuren zu fraternisieren, den Besuch des Königs als Fata Morgana schimmern zu lassen, Abrüstungsprojekte zu erörtern und das Hofzeremoniell zugunsten der Juden abzuändern. Wir, wie gesagt, fragten nicht; wir jubelten und schwärmten und sahen eine neue Morgenröte ‚friedlichen Wettbewerbs‘ am politischen Horizont heraufdämmern.“

„Sie empfehlen also die heuristische Methode?“

„Ich empfehle absolute Ehrlichkeit und bin überzeugt, daß eine Zeitung, die diesem Prinzip huldigen wollte, sich als ausgezeichnetes Geschäft erweisen würde. Die heut beliebte Manier, vom Auswärtigen Amt kümmerliche Informationen zu erbetteln — denn jeder Bankdirektor, jeder umsichtige Auslandsjournalist ist besser unterrichtet — und sie mit der internationalen Valuta der Lohhudelei zu bezahlen, ist im höchsten Grade unmoralisch. Das Wort ist in Verruf gekommen, aber ich scheue nicht davor zurück. Was unsere Einsicht zerstört, unsere Entschlußfähigkeit mindert, unsere staatliche Existenz bedroht,

das ist unmoralisch, zum Donnerwetter! Pardon, Sie sehen, daß meine Ähnlichkeit mit Sokrates eine sehr äußerliche ist.“

„Und gewahren Sie noch andere Gesichtspunkte, hinsichtlich deren Sie Sokrates als Erzieher empfehlen würden?“

„Soviel, lieber Herr, daß wir wohl bis zum Hahnenschrei davon plaudern könnten. Da lese ich, daß unser Studt (Denn er ist unser! ein echter deutscher Beamter!) den Professor v. Liszt brüskiert hat. Herr v. Liszt ist unliebsam, er hat liberale Ansichten, kritisiert die Arbeiten der Strafprozeßreform-Kommission, hat neulich eine ausgezeichnete Rede darüber gehalten, daß einem Dissidenten, der sich um das kommunale Schulleben sehr verdient gemacht hat, die Bestätigung als Mitglied der Schuldeputation verweigert wurde, kurz, er ist ein unsicherer Kantonist. Ein solcher Mann darf nicht an der Handelshochschule lehren. Züge, die das Wesen des Sokrates geradezu bestimmen, sind die Achtung vor der Jugend und die Achtung vor wirklichem Können. Die Jugend zu selbständigem Denken zu erziehen und im Gegensatz zum athenischen Dilettantismus den Sinn für Sachlichkeit zu fördern, das war ein nicht geringer Teil seiner Lebensaufgabe.“

„Sokratisch ist es allerdings wohl nicht, den ‚Bildungslugus‘ künstlich zu unterdrücken und die Gehälter der Lehrer gewaltsam niederzuhalten, wenn auch der Grieche in jenen besseren Zeiten in der Lage war, umsonst zu unterrichten.“

„Und vergessen Sie nicht,“ fuhr jener eifrig fort, „daß wir trotz der rückständigen Formen, die uns noch beengen, tatsächlich doch in einer Demokratie leben, in welcher der Sinn für Sachlichkeit besonders gepflegt werden muß, wenn sie nicht zur Demagogie ausarten soll. Deswegen sollte die Presse sich von allen Übertreibungen fernhalten und zu einer klassischen Schlichtheit zurückkehren (ja, lächeln Sie nur!), damit unser Volk den Instinkt für das Wesentliche bewahre. Es gilt, die Dinge und Ereignisse mit sokratischer Mäßigkeit zu sehen und zu zeichnen und aus dem Dauerrausch zu erwachen, in den wir uns hineinschwadroniert haben. Und damit will ich, wenn Sie gestatten, für meine Person den

Anfang machen. Wie ich sehe, ist es schon spät, und Sie werden morgen früh aufstehen wollen.“

„Nur noch eine Frage gestatten Sie mir. Sie hatten die Güte mir Ihren Namen zu nennen, aber Ihren Beruf weiß ich nicht; ich darf wohl annehmen, mit dem Chefredakteur der ersten hiesigen Zeitung . . .“

Er lachte vergnügt. „Mit dem gewesenen, mit dem gewesenen!“

„Sie sind nicht mehr journalistisch tätig?“

„I bewahre. Längst rausgeschmissen. Na, das konnten Sie sich doch denken!“



Drei Kleinigkeiten / von Konrad Weichberger

Besvedere

Schon essen? Nein. Das sollen Sie nicht. Lassen Sie Emil nur hier bei seinem Bier sitzen. Er muß seine Bratwurst erst fertig essen. Emil ist ein guter und gewissenhafter Mensch. Der muß sitzenbleiben. Aber Sie. Kommen Sie und gehen Sie mit. Nehmen Sie Ihren Schal und kommen Sie. Wir wollen den Park ansehen. Ich will Ihnen die Ruine zeigen und das Naturtheater und die Gärtnerei. Und Sie sollen das alles ansehen. Ich kenne es eigentlich schon; aber doch noch nicht; ich sah es noch nie, wie es von Ihnen belebt war. — Emil ißt seine Bratwurst auch ohne das. Was soll da das Belebtsein; jetzt, im Sommer! Emil ist gut und verständig. — Nehmen Sie meinen Arm. Die Menschen starren uns dann viel weniger an. Sehen Sie, wie die Sonne durch die Blätter fällt. Es ist noch gar nicht spät.

Und Sie müssen sich nicht umsehen. Wenn ich Sie küssen wollte, hätte ich Sie längst geküßt, mitten an der Fontäne, wo der Professor seinen Damen die Aussicht nach der Stadt zeigte. Nicht nur sehen. Vorwärts und aufwärts. Emil bestellt sich unterdeß noch eine. Aufwärts mit den Augen zu den Lämmerwölkchen. Vorwärts mit den Schritten über die Schlangenwege. Dort ist die Ruine. Aus dem Grünen ragen ihre grauen Steine. Im Fenster sitzt Joseph und sieht hinaus auf die schwebenden Wolken. Er murmelt seltsame Geschichten. Segen wir uns zu ihm und lauschen schweigend. Er murmelt und sieht hinaus und wird uns nicht beachten. Wir sind in Ruhe und denken sonst an nichts. Nicht einmal an — nein; der bestellt sich indes noch eine —



Lebensabriß des Markgrafen Otto

In Franken herrschte um 1318 Markgraf Otto. Sein Volk nannte ihn zur Unterscheidung von anderen Herrschern gleichen Namens: Otto mit dem Finger in der Nase. Diesen Beinamen erhielt er von einer liebenswürdigen Angewohnheit, welche auch der Künstler auf seinem Grabstein in der Schloßkirche zu Franken zum Ausdruck gebracht hat, wie noch zu sehen ist.

Schon frühzeitig zeigte ihn sein natürliches Wesen als Feind aller steifen Etikette. Als er einst mit seinem Hofmeister über den Marktplatz zu Franken ging, wurde jener ernstlich ungehalten, daß auf der offenen Straße herzogliche Durchlaucht den Finger in der Nase beliebte. Weit entfernt, empfindlich zu sein, lief Otto hinüber zum Kuchenbäcker Hendel, kaufte ein Stück Mohnkuchen und brachte es eigenhändig dem Hofmeister. Solche Freundlichkeit hatte der weißbärtige Alte nicht erwartet.

In dem Hauptbadeorte von Franken geriet einst während einesalles das Kurhaus mit den Schwefelquellen in Brand,

und giftige, stückende Dämpfe verbreiteten sich über dem festlichen Saal. Alles drängte nach dem Ausgang. Eine Anzahl von Personen aber atmeten doch die schädlichen Gase ein und erstickten. Otto dagegen schritt ruhig und unverfehrt hinaus, mit dem Finger in der Nase.

Um sein Sterbebett versammelte er seine Söhne, segnete sie, wies gen Himmel, und dann starb er, wie er gelebt, mit dem Finger in der Nase.



Der philosophische Hausvater

Wenn der Mensch noch jung ist, schlägt er sich als möblierter Zimmerherr, oder als Gasthofsgast, als Eisenbahnreisender durch die Welt, da genügt es ihm, daß er am Abend weiß, wo die Streichhölzer sind, und wo das Bett, wo der Abtritt und wo das Pianino, daß sein Zimmer kalt im Sommer und nicht zu kalt im Winter ist; daß man ihm sein Rasiermesser und seine Liebesbriefe nicht wo andershin aufräumt; da küßt er seine Küsse und trinkt sein Glas Wein, wo er dazu kommt, im Landgasthof oder im Fingeltangel.

Wenn aber der Mensch älter wird, strebt er immer weniger nach dem großen Weiten; er kauft sich lieber an. Da läuft er in Babuschen durch die Stube, und guckt nach dem Barometer und Thermometer und nach dem Wetterhahn. Da will er wissen, ob das Zimmer nach Süden liegt, und wie sich die Treppe eigentlich dreht, und was in der Stube nebenan ist; ob die Mauern dick oder dünn, solid oder aus Fachwerk sind; was das Dach zu decken gekostet hat. Wer gegenüber im vierten früh um acht immer der alte Herr mit der Rutte ist, und alles so; wenn er küßt, will er wissen, wen; wenn er ißt, will er wissen, was; er will eben wissen, was ihn angeht; er will sich um seine Sachen bekümmern und läßt vor seiner Thür kehren und den Schnee wegschaufeln.

So auch sind wir in der Gedankenwelt. Jung bewegen wir uns darin wie Reisende, oder wie der Soldat in Feindes-

land. Zufall leitet unsre Schritte; unsere Überlegung geht von Fall zu Fall; was daneben liegt, das ist mir egal. — Aber man wird solide: man wird dreißig, man wird auch wohl fünfunddreißig; man empfindet das Bedürfnis sich zu ordnen, zu orientieren; das Erfahrene zusammenzubringen; gegenseitig sich beleuchten zu lassen; eine Gesamtanschauung zu fassen: „Was ist das nun alles.“ Aus Menschen möchte man den Menschen, aus Ursachen und Wirkungen Ursache und Wirkung ahnen. Aus „du sollst dich gerade halten“ und „du sollst nicht stehlen“ das Sollen. Man möchte zu Hause sein in seinem Kopf.

Während das Bewußtsein des jungen Gesellen klapperte, während er mit den Sündern zu Tische saß als Sünder, und mit den Heiligen heilig in die Kirche ging, mit den Wölfen als Wolf heulte und mit den Schweinigeln schweinigelte, mit den Franzosen die Marseillaise und mit den Trinkern gaudeamus sang, und mit den Mädchen zu Tanze ging, will der philosophische Hausvater die in seinem Schädel purzelnden Steine mit festem Mörtel zu einem großen Stein verbinden, der, wenn Gevatter exitus letalis ihn heraussprengt, ganz bleibt, einheitlich, eine Seele, ein Festes.

Man will nicht mehr je nachdem sein, sondern derselbe, allen Verhältnissen gegenüber, Teufeln und Engeln, Frauen und Männern gegenüber: eine Weltanschauung.



Treue hat nichts mit unserem Willen zu tun. Sie beruht entweder auf einem unglücklichen Vorkommnis oder sie ist das unliebsame Ergebnis des Temperaments. Junge Leute möchten gern treu sein, doch sie sind es nicht; alte Leute wollen durchaus treu sein, doch sie können es nicht. Das ist alles, was sich darüber sagen läßt.

Oscar Wilde.

Die Fertigkeit der Russen und ihre weite Natur / von Nardak

Die Russen lebten in der Mitte zwischen Asien und Europa. Doch die Verhältnisse gestalteten sich für sie so ungünstig, daß sie eine lange Zeit weder von der östlichen geistigen Welt, noch von der des Westens erheblich befruchtet wurden, und sie hielten mit der fortschreitenden Kultur nicht Schritt. Um so stärker entwickelte sich bei ihnen der Glaube, das orthodoxe Christentum. Aus der Dämmerung des Wahnens wurden sie jäh und widerwillig durch Peter den Großen aufgeschreckt. Von da an treten die Russen in die Welt der Kultur. Die Erzeugnisse und Einsichten stehen vor ihnen fix und fertig da, sie selber brauchen sie nur zu kaufen oder zu nehmen, — und so dünken sie sich als die Fertigesten der Fertigen. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen; ein werdender wird immer dankbar sein.“ Und auch die russische Jugend ist nicht werdend, sie ist fertig. Die Russen sagen nicht etwa: der Jüngling lernte in jener Schule, das Mädchen besuchte diese Anstalt, sondern sie sprechen: er hat den Kursus in der und der Schule beendigt. Aber eine solche Jugend tritt nimmer wie Pallas Athene gewappnet und hoher Einsicht voll aus dem Haupte des göttlichen Vaters ins Leben, vielmehr gleicht sie den Märtyrern, die vom Wahn des Glaubens überwältigt mit der Hingabe des Lebens die Höhe ihrer Gesinnung bezeugen. Alles Wissen ist Stückwerk und nur ein Mittel, der Glaube allein umspannt das Ganze, er allein ist in sich fertig. Das überspannte Frauzimmer, das ist die Pallas Athene der russischen Jugend, der modernen Russen. Es ist Wiß, aber Wahnwitz. Und wo der Wahn für Einsicht gilt, ein Bekenntnis für Kenntniß, da steht das Frauzimmer für den Mann da.

Die modernen russischen Lehrer der klassischen Sprachen halten ihren Schülern tagtäglich vor, daß die klassische Bildung nichts taue und daß der Klassizismus in ganz Europa verachtet sei. Am ganzen Aristoteles sei nichts Reelles, er gebe

nur falsche Urteile, nur schiefe Vorstellungen von den Naturwissenschaften, Aristoteles habe die mittelalterlichen Wahnideen verschuldet, wahr sei nur seine Logik, aber Kant leiste doch viel mehr als Aristoteles und Plato, und Tolstoi sei viel interessanter als Homer, ja Tolstoi — der größte Geist und klarste Denker unsrer Zeit. — In Tolstoi erneuert sich in modern russische Richtung zugestuft der Wahnwitz der Urchristen, wo auch immer Frauen eine hervorragende Rolle spielen. Tolstoi verachtet die Kultur, doch ihre fertigen Erzeugnisse nimmt er gerne in den Kauf, sofern sie ihm Pläsier schaffen. Vor zehn Jahren etwa wurde dem Alten das Radeln in frischer Landschaft zu langweilig und er radelte nun in Moskau in einer für Radler hergerichteten stückigen Manege. Der Moskauer Velozipedistenklub ernannte deshalb den berühmten Grafen zu seinem Ehrenmitgliede; dankbar nahm Tolstoi die Ehrung an, und bewundernd schrieben davon die modernen russischen Zeitungen.

Ich hörte einen Erzbischof folgende Ansprache an russische Schüler halten: „Die Wissenschaft ist eine große Sache, sie hat Stimme dem Draht verliehen, Weltteile nahegerückt und Entfernungen aufgehoben; aber zum Siege über sich selbst hat sie dem Menschen nicht verholfen: so starb Simson, so starb Alexander der Große, ohne sich besiegt zu haben, trotzdem sie die ganze Welt besiegt: denn Demut wohnt nur dem Christentum inne.“ — Und dieselben Schüler werden Studenten, und ihre christliche Demut wandelt sich, ohne das Wesen zu ändern, in Demut vor dem Wahn des Sozialismus und des Anarchismus; durch ihn haben sie sich selber besiegt und sind fertig, in ihm zu sterben. Die russische Jugend geht im Wahn auf, — bei geringer Einsicht große Aussicht.

Taine sagt: „Eine Lehre, die die Menschen hinreißt, wirkt mehr auf ihr Gefühl ein als auf ihren Verstand. Ein System gefällt uns nicht, weil wir es für wahr halten, sondern wir halten es für wahr, weil es uns gefällt.“ Und welches System gefiele wohl der Jugend, wenn es nicht übertriebe? — Professor Georg Adler schreibt am Eingang seiner Schrift über die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben

(Gena 1904): „Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und Kultur wird beherrscht durch Interessen, Einsichten, Leidenschaften und Schein.“ In Rußland herrscht nun die Regierung in Verfolgung ihrer Interessen und Einsichten, und gegen sie kämpfen Leidenschaften der Regierten und Schein. „Wenn alle Illusionen geschwunden wären, so würden ein kümmerlicher Egoismus und ein brutales Genußstreben die alleinige Richtschnur des menschlichen Handelns bilden.“ Die russischen Regierenden sind in gewisser Weise frei von allen Illusionen, daher ihr kümmerlicher Egoismus, ihr brutales Wesen. Nur eine Illusion beherrscht sie, die Illusion von der eigenen Unentbehrlichkeit und Unbezwingbarkeit, die Illusion von ihrer Ganzheit und Fertigkeit. Sie leiden auch an jener Megalomanie, die Lombroso kennzeichnet, daß sie in einer andern unverständlichen Sprache zu sprechen bestrebt sind. Der vornehme Russe besitzt nämlich als vorzüglichstes so viel Bildung, wie der gemeine Franzose auch ohne jede Bildung besäße, er kann schlecht und recht französisch sprechen.

Die Russen sind fertig, und die Kultur der Welt liegt für sie fertig da, soweit nur ihre Mittel reichen. Rußland braucht kein Rechtswesen aus sich und in sich zu entwickeln, es nimmt Geschworenens- und Friedensgerichte fertig zu sich von England, Frankreich und Belgien herüber. Rußland hat es nicht nötig, Wege und Straßen langsam fortschreitend zu bauen, fertig zieht es Eisenbahnen über sein Land. Rußland braucht nicht mühselig zu lernen, braucht nichts zu erfinden, andere besorgen das und verfertigen es für Rußland. Rußland durchleuchtet die Röntgenstrahlen, Rußland lauscht dem Phonographen, Rußland ergötzt sich am Kinematographen; die Russen hören nur auf das letzte Wort der Kultur, denn das ist das beste, nur das allerletzte sprechen sie nach, und so reden sie jeden neuen Tag nur das neuste. Die russische Reichsduma ist das modernste Parlament der Welt, was es fordert, wagen nicht einmal die Parlamente Englands und Amerikas zu verlangen, denn der Russen Fertigkeit überholt im Nu aller andern Fertigkeiten. Die Russen jagen zwar oft einem Vogel nach, der ihnen selber im Kopfe sitzt, doch die Tauben fliegen

ihnen fertig gebraten in den Mund: sie haben sich durch den Berg gefressen und gehungert — aber über den Berg kommen sie nicht.

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen: und der fertige Russe erkennt bald, daß der Kinematograph noch nicht das letzte Wort der Kultur ist; denn das lebendige Bild rollt sich stumm, unhörbar vor ihm ab. Wo bleibt das Spiel der Laute? ohne sie ist es doch unnatürlich.

Diese Fertigkeit möchte man mit der „weiten Natur“ zusammenbringen, denn auf seine „schirokaja natura“ ist der Russe nicht wenig stolz. Zu rühmen sind der Russen Gastfreundschaft und Freigebigkeit. Die wirtschaftlichen Zustände sind eben in Rußland einfacher, dort ist die Geldwirtschaft noch nicht in allem durchgeführt, und so ist auch Gastfreundschaft notwendig und nicht zu kostspielig. Die Russen schweifen hin und wieder aus. Der geizigste russische Krämer, der silzigste Halsabschneider verschwendet an einem Abend Hunderte, Tausende von Rubeln und möchte alle Welt bewirten und umarmen; ein schlechtbesoldeter russischer Beamter gibt dem Kellner ein reichliches Trinkgeld und bleibt dem Wirt die Rechnung schuldig. Und von Peter dem Großen berichten die Zeitgenossen, er sei immer nur mit Komplimenten freigebig gewesen.

Die Russen haben noch nicht gelernt, Maß zu halten. Und dem einen Extrem der Maßlosigkeit steht die schikanöseste Kleinlichkeit gegenüber. Die Russen fangen gar häufig im Großen wie im Kleinen alles zu weit an, ihre Absicht wächst ins Ungeheure, ins Riesengroße, und zum Schlusse kommt nichts heraus, — es verpufft.

„Dem scheidenden Kollegen müssen wir ein Abschiedsdiner geben,“ beginnt ein russischer Beamter, „die Kollegen sind gewiß damit einverstanden?“

„Natürlich! alle.“

„Es muß ein recht opulentes Essen werden.“

„Na! und ob? Auf's feinste im erstklassigen Restaurant.“

„Und Champagner muß es geben.“

„Mur mit Champagner!“

„Ohne Musik geht es nicht; wir nehmen die beste Militärkapelle.“

„Unbedingt! Sie spielt uns die Marseillaise.“

„Wir laden dazu auch unsere Damen.“

„Natürlich! warum sollten denn die Damen zurückstehen?“

„Die Damen sollen aber nichts zahlen.“

„Nein, die Damen nicht.“

„Also macht es für den Mann 25 Rubel.“

„Das ist allerdings etwas viel.“

„Aber billiger geht es nicht: Champagner, Musik, Damen.“

„Na, dann machen wir lieber nichts, der Kollege kann auch ohne Abschiedsbiner reisen.“

In Rußland herrscht in gesellschaftlichen Verhältnissen vielfach eine größere Freiheit als im Westen, und das macht Rußland einem so lieb und wert. Doch auch da müssen kleine Vorschriften einer zu großen Ausschweifung vorbeugen. Wer seinen Rock ausziehen wollte, beim Wandern oder beim Rudern, würde als ungesitteter Flegel schön abgeführt werden. Es ist ausdrücklich verboten, den Rock im Eisenbahnwagen ausziehen. Und das mit Recht, anders zöge der reisende Russe schnell fertig auch seine Hosen gleich mit aus.

Ein russischer Gymnasiast, etwa Obertertianer, reiste nach den Ferien wieder in die Stadt zur Schule. Er hatte es sich am Abend oben auf der Schlafklappe bequem gemacht, unter ihm war die Bank von einem Soldaten in Besitz genommen, auf der Bank dem Soldaten gegenüber ruhte ein Dämchen. Da erschien aus der zweiten Klasse ein Offizier, herrschte den Soldaten an, und der Soldat entfernte sich. Dann rückte der Offizier zum Dämchen heran, — der Obertertianer sah es von oben durch das vorgezogene Netz, wiewohl das Licht der Lampe durch einen grünen Schirm gedämpft war. Der Offizier küßte die Dame, er herzte sie, sie wurden noch zärtlicher, und begannen sich auszukleiden. Dem Obertertianer

wurde es schwül in der Höhe, er sprang aus seinem zweiten Stock herab, rief den Schaffner herbei, und die Sache wurde zu Protokoll gebracht. — Der Obertertianer bedauerte es nicht: er bekam in der Folge einen Schultag frei, da er als Hauptzeuge in der Sache vor den Friedensrichter zitiert wurde. Die Natur der Russen ist eben weit.



Kulturbilder aus dem baltischen Osten / von Fritz Hennings*

Passionierte Jäger

Im hochadeligen Hause derer v. F. wurde Familienrat abgehalten. Der Gutsinspektor war am Delirium tremens erkrankt und hatte bereits unter den Hofesleuten arg gehaust. Jeden Augenblick mußte man seinen Besuch im Herrenhause erwarten. Man war in großer Aufregung. Nur schweren Herzens hatte die alte, sehr gottesfürchtige Baronin v. F. ihre Zustimmung dazu gegeben, daß sich ihre beiden Söhne, übrigens zwei ausgezeichnete Schützen und passionierte Jäger, mit der Büchse auf die Lauer legen sollten. Sie vergaß es auch nicht, ihnen besonders einzuschärfen, daß sie nur im Falle äußerster

* Der Beifall, den die intimen Histörchen vom baltischen Adel in Nr. 34 der „Funken“ — besonders in den dabei interessierten Kreisen — gefunden haben, veranlaßt den Verfasser, für heute noch bei dem nämlichen Thema zu verharrten. Die übrigen Stände müssen sich schon diese kleine Zurücksetzung gefallen lassen. Schließlich sind sie es ja gewohnt, als Menschen zweiter Güte behandelt zu werden. Warum auch nicht? Der Baron ist eben Trumpf in baltischen Landen; in seinen Adern rollt blaues Blut, er fährt in eigener Equipage und ist der Träger und Ausgangspunkt aller Gesittung und Kultur. Selbst die jugendlichen Verfasser der Broschüre „Wir Baltten!“, die doch sicherlich als sehr „liberale“ Leuten gelten wollen, bekennen sich zu der Ansicht, daß die Ostseeprovinzen ihre kulturelle und wirtschaftliche Überlegenheit allen anderen Teilen des Zarenreichs gegenüber in erster Linie dem großgrundbesitzenden Adel zu danken haben. Na also!

Notwehr handeln sollten, denn es sei nicht recht, einen Menschen so mir nichts dir nichts abzumurksen — auch wenn es bloß ein Bauerkerl sei. Das sehe unser Herrgott nicht gern . . .

Gesagt, getan. Die beiden nahmen ihre Posten ein, die Büchse im Anschlag. Ein Augenblick banger Spannung. Dann hörte man unten im Parke einen fürchterlichen Lärm. Mit stierem Blick, ein Beil in der Hand, gefolgt von einer Schar heulender Weiber und Kinder, stürmte der Berrückte geradewegs auf das Herrenhaus los. Einen Moment hielt er inne, dann stürzte er sich auf die Stufen zur Freitreppe . . . Achtung! Zwei Läufe bligten, zwei Schüsse knallten, und blutüberströmt schlug der Unglückliche einen Purzelbaum. Er war tot.

Die alte Baronin hatte die schreckliche Szene von ihrem Fenster mit angesehen. Mit einem gellenden Aufschrei war sie in Ohnmacht gefallen. Unten umstanden die Leute mit bloßem, verstörtem Gesicht den Toten. Der erste, der seine Fassung wiedergewann, war der ältere v. F. Aschfahl, am ganzen Körper vor Erregung bebend, schritt er auf den jüngeren Bruder zu: „Sei froh, daß ich mich beherrsche . . . Du Kerl, infamer! . . . Du hast dich unterstanden . . . und außerdem war das doch — mein Schuß!“



Das Begräbniß

Dieselben Gebrüder v. F. machten die Beerdigung ihres Vaters mit. Mit gesenktem Haupt, ohne auch nur einen Augenblick aufzusehen, schritten sie hinter dem Sarge einher. Man merkte ihnen ihre große Trauer an und man fand das schön, zumal es ein offenes Geheimniß war, daß sie sich mit ihrem alten Herrn bei Lebzeiten schlecht gestanden hatten. Plötzlich stößt der jüngere den älteren Bruder mit dem Ellbogen an: „Du, du — da hat er abgehakt!“ Erst jetzt wurde man gewahr, daß sie auf dem frischgefallenen Schnee — eine Hasenspur verfolgt hatten.



Ein entehrender Beruf

Einer der bekanntesten baltischen Großgrundbesitzer war auf seinem Schlosse von der lettischen Revolution überrascht worden. Gleich vielen anderen hatte er kopflos das Weite gesucht, die Verteidigung seiner Habe beherzteren Standesgenossen, den Herren vom Selbstschuß, überlassend. In Berlin, wohin er sich geflüchtet hatte, waren seine Varmittel bald aufgezehrt. Er wandte sich daher in seiner Not an einige hier lebende Landknechte. „Meine Herren,“ so bat er zu Tränen gerührt, „verschaffen Sie mir doch irgend ein Unterkommen. Mein Stolz ist gebrochen; ich bin bereit, den entehrendsten Beruf zu ergreifen und, sei es, selbst Portier zu werden . . .“ Seine Freunde konnten ihn vor dieser Demütigung bewahren. Und das war gut. Denn schwerlich hätte jemand den Herrn Baron zu seinem Portier gemacht. Allzu große Beschränktheit ist auch bei diesem Berufe nicht am Platze.



Der Freier

Baron K. war nicht nur im Laufe der Zeit sehr corpulent und kahlköpfig geworden, sondern er hatte auch das müßige Junggesellenleben gründlich satt bekommen. Er beschloß daher zu heiraten. Nach reiflicher Überlegung entschied er sich für das lieb reizende Töchterlein des Majoratsherrn von N. Mit dem Vater war die Sache bald geregelt. Gelegentlich einer Partie Whist war die Höhe der Mitgift festgesetzt und Tag und Stunde bestimmt worden, wo Baron K. als offizieller Freiersmann in N. erscheinen sollte.

Als der feierliche Moment gekommen war, ließ Baron K. seine Kappen anspannen, dann zwangte er sich in einen etwas zu eng gewordenen schwarzen Frack, bewaffnete sich mit einem Riesenstrauß knallroter Rosen und machte sich auf den Weg, nicht ohne vorher an einer Flasche alten Burgunders sich Rut getrunken zu haben. Es war ein besonders heißer Julitag. In der engen, geschlossenen Kutsche war es kaum zum Aushalten. Da man noch ein gehöriges Stück zurückzulegen hatte, beschloß Baron K., sich's bequem zu machen. Er entledigte sich des lästigen Fracks, der Weste, der Röckchen usw., bis er schließlich nur noch mit dem Hemde bekleidet dasaß. Dann

lehnte er sich behaglich in den Sitz zurück, schloß die Augen und träumte bald von seinem zukünftigen Eheglück. Der Kutscher Zahne* wußte ja Bescheid; der sollte ihn rechtzeitig wecken. Aber wie nun Kutscher einmal sind, so dauerte es gar nicht lange, bis der biedere Zahne mit dem gnädigen Herrn um die Wette schnarchte. Die Kappen jedoch kannten den Weg und trippelten munter vorwärts . . . Plötzlich hielt der Wagen. Mit einem hörbaren Ruck schnellte Baron K. in die Höhe, aber ehe er noch nach seinen Unausprechlichen greifen konnte, wurde auch schon die Wagentür aufgerissen und vor ihm standen mit strahlenden Gesichtern — Schwiegervater und zukünftige Braut. Aber nur eine halbe Sekunde lang. Dann flog die Wagentür wieder krachend ins Schloß, begleitet von einigen kernigen Flüchen des Majorats Herrn von N., dem diese Kostümierung — zumal für einen Freiermann — denn doch ein bißchen gar zu ungeniert erschien.

Baron K. hat zum zweitenmal eine Brautfahrt nicht mehr unternommen. Er ist als Junggeselle gestorben.



Nur kein Wasser!

Als einer der wackersten Zecher vor dem Herrn ist weit und breit in baltischen Landen der Baron B. bekannt. Noch nie hat ein Besuch sein gastliches Haus in halbwegs nüchternem Zustande verlassen. Die Folge davon ist, daß sich B. einer ungemein großen Beliebtheit erfreut und neben verschiedenen Ämtern und Würden auch die Stelle eines Ehrenfriedensrichters bekleidet. In dieser Eigenschaft bewirtete er eines Tages bei sich das Friedensrichterplenum aus L. Die Herren aßen gut und tranken viel und mußten schließlich die Nacht über dableiben, weil sie den Bahnanschluß versäumt hatten. Am nächsten Morgen hatte nun einer der Herren das ganz erklärliche Bedürfnis, sich den Mund zu spülen. Die Karaffe war aber leer. Er schellte daher nach dem Kammerkätzchen und bat um Wasser . . . „Wasser? Aber ich habe Ihnen doch gestern welches eingegossen.“ — „Gewiß, mein liebes Kind, in der Waschküßel war schon welches drin; aber ich

* Johann = lettisch „Zahne“.

meine Wasser in der Karaffe.“ — „In der Karaffe?!“ — und sprachlos sah das Kammerkätzchen den fremden Herrn an — „freilich, das konnte ich nicht wissen; der gnädige Herr fängt gleich am Morgen früh mit Bier an — und für Sie steht auch welches da unterm Bett.“ Ein Blick dahin belehrte den Herrn vom Gericht, daß D. den Durst seiner Gäste nicht gar zu niedrig einzuschätzen pflegte, denn es stand gleich ein ganzer Kasten Bier da. Für den Tagesanbruch genügt das, sollte man meinen!



Die Tante als General

Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen — auch der Mensch! Der eine sammelt Briefmarken, der andere Mädchenzöpfe, der dritte Strumpfbänder . . . Baron G. hatte aber eine ganz besondere Liebhaberei: er sammelte Leichen und zwar die seiner verstorbenen Tanten, Vasen und Gevattern. Zu diesem Zwecke hatte er ein prächtiges Erbegräbniß aufführen lassen. Starb irgendwo mal irgendwer aus der Verwandtschaft, so war G. gleich hinterher. Eines Tages erhielt er aus Nizza die Nachricht vom Hinscheiden einer entfernten Tante. Sofort telegraphierte er an deren Schwester und bat sich die Leiche für sein Erbegräbniß aus. Die Rückantwort lautete in unverfälschtem Kurisch: „Wenn Fuhrre bezahlst, kriegst teure Fote.“ Natürlich war er dazu gern bereit. Es wurden Ehrenpforten errichtet, die Wege mit Tannenzweigen bestreut und schließlich die Tante mit großem Pomp von der letzten Bahnstation eingeholt. Als man den schweren Eichendeckel vom Sarge abhob, erblickte man zu seinem maßlosen Entsetzen — einen stämmigen Mann in russischer Generalsuniform mit dichtem Vollbart und vielen Ordenssternen . . . Unmöglich konnte das die Tante sein! Das war dem Baron G. ganz klar. Wieder ließ er den Telegraphen spielen, und in kaum vierundzwanzig Stunden war des Rätsels Lösung gefunden. Mit demselben Zuge war nämlich auch die Leiche eines an der Riviera verstorbenen Petersburger Generals a. D. gekommen. An der Grenze hatten die Zollbeamten die beiden Särge einfach vertauscht. Die Tante befand sich also glücklich in Petersburg. Baron G. rastete vor Wut. Energisch

forderte er die Rückgabe der teuren Toten; er sei sogar bereit, die Transportkosten für den General mit zu übernehmen, nur solle man ihm die Tante schicken . . . Und prompt erfolgte darauf aus Petersburg die telegraphische Antwort: „Tante soeben mit militärischen Ehren beigelegt worden!“



Redaktionsbecke

Auf die Gefahr hin, heute ein wenig eintönig zu erscheinen, möchte ich meinen Lesern auch in der Redaktionsbecke von einer Plagiatsaffäre sprechen. Es ist die Angelegenheit Fließ-Swoboda, zu der ich bereits in Nr. 22 der „Funken“ (vom 1. März) in einem längeren Artikel Stellung genommen habe. Gegen Dr. Pfennigs Schrift „Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker O. Weininger und H. Swoboda“* hat Swoboda eine Broschüre „Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher“** ausgegeben, auf die jetzt Fließ persönlich mit einer Schrift „In eigener Sache“*** geantwortet hat.

Wer die beiden letzteren Broschüren liest, dem wird sich der Eindruck, den man schon aus Pfennigs Darlegung empfing, noch erheblich verstärken: die Sache der beiden Wiener steht hoffnungslos. Swoboda kämpft einen wahren Verzweiflungskampf; aber kein Affekt vermag die Gerechtigkeit zu ersetzen, mit der in derartigen Fragen allein etwas zu erreichen ist. In seiner Aufregung vergißt Swoboda immer wieder, worum es sich eigentlich handelt, und versucht etwas wegzubeweisen, was gar niemand behauptet hat. So beweist er höchst eifrig, daß die beiden Geschlechter, Mann und Weib, schon lange vor Fließ als die zwei Faktoren der Art Mensch gegolten haben; und diese Erkenntnis befindet sich, wie Fließ sarkastisch bemerkt, allerdings schon im ersten Kapitel der Genese.

* Berlin, Emil Goldschmidt.

** Wien und Leipzig, Wlth. Braumüller.

*** Berlin, Emil Goldschmidt.

Was aber Swobodas Verteidigung vollends die Überzeugungskraft nimmt, ist die gewundene Art, wie er Professor Freuds Briefe interpretiert. Professor Freud hat, wie meine Leser wissen, Fliessens Resultate, die ihm mündlich mitgeteilt waren, an Swoboda und Weininger weitergegeben. Über den Nuseffekt, den diese daraus zogen, war er später selbst unangenehm überrascht, und hat sich in Briefen an Fliess über beide wenig lebenswürdig ausgelassen. Durch Pfenning's schneidige Attacke hat er sich ins feindliche Lager drängen lassen, und, wie es scheint, Swoboda autorisiert, seine früher geschriebenen Briefe in einer den beiden Wienern günstigen Weise auszulegen. Leider geht das nicht mehr durchzuführen. Wenn Freud schrieb, „daß der selige Weininger ein Einbrecher war mit einem gefunden Schlüssel,“ und wenn er bestätigte, daß Swoboda lediglich Fliessens Ideen aufgriff: so wird man nicht begreifen, wie es Swoboda jetzt überhaupt möglich ist, sich auf Freud zu berufen. Und ich glaube, daß auch jetzt noch Freud zuweilen vor seiner Anhängererschaft graut.

Freud nimmt überhaupt im modernen Geistesleben eine besondere Stelle ein; ich glaube, sein Einfluß geht weit tiefer, als man anzunehmen geneigt ist. Wenn er nicht die Popularität Krafft-Ebing's besitzt, so hat er unzweifelhaft viel Anklang bei gebildeten Nichtmedizinem gefunden. Ich erinnere mich, schon vor Jahren sein geistreiches Buch über die Entstehung der Träume gelesen zu haben. Wenn ich vollends Hermann Bahr von Hysterie reden höre, so höre ich dazwischen immer Freud. Und unzweifelhaft hat er auch den Dichter der „Electra“ intim beeinflusst. Das Studium der Hysterie hat gerade für den Dichter, der sich ex officio mit dem Sexualleben befassen muß, viel anziehendes, und ebenso für den Literaten, der diesen Problemen nahezukommen sucht. Und das ist immer wieder der Kernpunkt: sowohl Weininger wie Swoboda sind reine Literaten, keine Wissenschaftler.

Darum waren sie wohl imstande, sie, und was Weininger betrifft, nicht ohne Geschick hingeworfne Gedanken zu fruktifizieren, nicht aber, entscheidend Neues zu finden. Swoboda hat sich denn auch eine eigentümliche Theorie über die Art, wie die Wissenschaft fortschreitet, zurechtgemacht, die leidlich klingt, solange man sie nicht anzuwenden braucht. Aber er vergißt immer wieder, daß die induktive Reihe bis zu den Resultaten bei jedem Forscher lückenlos sein muß, und daß, etwas beweisen, etwas total anders ist, als es so ungefähr auszusprechen.

Ich muß es mir versagen, die Gedankengänge der Fliessischen Broschüre hier genauer wiederzugeben. Sie ist so kompakt geschrieben, daß ich sie geradezu aufschreiben müßte. Das charakterisiert ihre Echtheit ebenso, wie der gleiche Vorzug der Schreibart die Pfenning'sche, während Swobodas Schrift durchwegs etwas Halbes und Inkonsistentes hat.

Damit können wir den Gegenstand verlassen. Fliess gibt an, warum er in dieser Frage mit einer gewissen Unbarmherzigkeit sein Recht verfocht: „Um für eine spätere, objektive und historische Prüfung der irrigen Meinung

vorzubeugen, ich hätte bei Weininger und Swoboda das Fundament für die exakte Biologie gefunden.“ Nun, dieser Meinung hat er vorgebeugt, gründlich und endgültig.



Was ich immer behauptet habe, daß die sozialdemokratische Partei in Deutschland eminent staatserkaltend sei, das spricht in einem Briefe, den er dem „Berliner Tageblatt“ sandte, nun auch Bernhard Shaw aus. „Die deutsche sozialdemokratische Partei ist die konservativste, die respektabelste, die moralischste und die bürgerlichste Partei Europas. Ihre Parteivertretung im Reichstag ist keine rohe Partei der Tat, sondern eine Kanzel, von der herab Männer von respektablem Alter und mit alten Ideen einer verworfenen kapitalistischen Welt eindrucksvolle Moralpredigten halten. Ihre Unhänglichkeit an ihren unfehlbaren, allwissenden Propheten Karl Marx und ihr Glaube an sein Buch, die ‚Bibel der arbeitenden Klassen‘, lassen sie in unserm skeptischen Zeitalter als ein Beispiel einfältigen Glaubens und einfältiger Pietät erscheinen.“

Die bürgerlichen Blätter werden von dem herrlichen Briefe Shaws Stück um Stück nachdrucken, und sie werden ihn mißverstehn, indem sie im selben Atem wieder gegen die Sozialdemokratie hegen. Man soll sie ehren, nähren und hätscheln: denn sie ist ein Segen — nicht für die Reform, aber für den Bestand unseres Vaterlandes.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inseratenteil: R. Kief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Rosberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

In den nächsten Tagen gelangt zur Ausgabe:

Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst von Lothar Brieger-Wasservogel. Mit 21 Kunstbeilagen. (Sammlung Die Frau, Band VIII/IX.) Kart. M. 3.—, in Ganzleder geb. M. 5.—.

Nachdem in den letzten Jahren mehrfach Bücher erschienen sind, die sich mit der Darstellung der Frau in den verschiedensten Epochen der Vergangenheit beschäftigten, versucht L. Brieger-Wasservogel in seinem neuen Buche zum ersten Male die Rolle der Frau in der modernen Kunst weiteren Kreisen zu schildern.

Die feinsten Ausstrahlungen der Kultur sind in diesem Buche gesammelt, das die Widerspiegelung des Frauenideals der verschiedenen Zeiten und Länder in der Kunst zum Gegenstande hat. Die Delikatesse der Behandlung wie der Illustration ist dem Reize des Stoffes vollkommen ebenbürtig. Zeigen die ersten Abschnitte den Ernst und die Eindringlichkeit des Stils, die wir als spezifisch deutsch zu empfinden gewöhnt sind, so ist das letzte Kapitel „Die Frau in der modernen Karikatur“ mit einer wahrhaft französischen Grazie geschrieben. Wir haben hier eins der seltenen Bücher, die die Dinge von einem sehr hohen Gesichtspunkt aus betrachten und doch durch die Einfachheit und Prägnanz ihres Stils dem Verständnis weitester Kreise zugänglich sind. Das überreiche Bildermaterial unterstützt die Darstellung in vorzüglicher Weise und bietet dem Kenner reizvolle Beispiele des Typus „Moderne Frau“.

Studierende Frauen von Dr. Margarete Heine. (Sammlung Die Frau, Band X.) Kart. M. 1.50, in Leder gebunden M. 2.50.

Studierende Frauen: das sind Frauen, die in erster Linie Menschen sein wollen, nicht Weiber. Ein starkes, stürmisches

Freiheitsgefühl durchbraust dieses Buch, das von einer Frau geschrieben ist, der die vielen und reichen Probleme der Emanzipation selbst Erlebnis waren.

Zweierlei will es zeigen: eine besondere Erscheinungsform der modernen Frau, welche recht auffallend hervortritt auf dem Hintergrunde einer so altherwürdigen und rein männlichen Institution wie die Universität sie vorstellt, und die Fülle des Neuen, mit welchem die studierende Frau innerlich und äußerlich sich auseinandergesetzt als ihre Aufgabe vorfindet. Von diesen Gesichtspunkten aus ist auch die historische Entwicklung des Frauenstudiums behandelt. Das Buch bietet so mancherlei und vielerlei Anregungen nach allen Richtungen hin, daß seine Anschaffung allen denen, die für das Frauenstudium in Frage kommen, ernsthaft empfohlen werden kann.



Früher erschien in der Sammlung „Die Frau“:

- Bd. I. Vom entnüchternden Zauber der Frau von Erich Felder. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ II. Marquise de Pompadour von Carry Brachvogel. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ III. Die Tugendhaften von Lela Davitschhoff. Mit 8 Kunstbeilagen.
- „ IV. Das Verhältnis von Erwald Silvester. Mit 10 Kunstbeilagen.
- „ V. Die Frau als Schauspielerin von Heinrich Stümcke. Mit 16 Kunstbeilagen.
- „ VI. Marie Antoinette von Tony Kellen. Mit 10 Kunstbeilagen.
- „ VII. Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance von Bettina Feistel-Kohmeder. Mit 10 Kunstbeilagen.

Leipzig.

Friedrich Rothbarth
Verlagsbuchhandlung.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben von J. Jobst. Brosch. M. 2.—, in Leinw. geb. M. 3.—.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Röthe der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressestimmen:

Ein Buch von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nichts von Politik wissen wollen (Rhein.-Westf. Zeitung). Das Buch steht in seiner schmucklosen Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Flut des Tages an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Mügem. Zeitung).



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■
Bringt Geld ■■■■■ Belehrend.
Bestellen Sie sofort das neue
Prämien-Geduld-Spiel Pharos
gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken
(aller Länder) franko vom Verleger:
C. Bahr, Breslau II, Zobenstraße 11.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken dem
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter für **Weihnachten**
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

Soeben erschien: **RECHERCHES SUR LA MUSIQUE MODERNE**

Mozart = Heuchelei.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Paul Zichorlich

RECHERCHES SUR LA MUSIQUE MODERNE **Preis 1 Mark** RECHERCHES SUR LA MUSIQUE MODERNE

Diese ungeschminkten Äußerungen über die Musikheuchelei der Gegenwart werden ungeheures Aufsehen erregen! Jeder Musikfreund, ob Laie oder Fachmann, ist interessiert und wird Stellung nehmen müssen zu der Frage, ob er fernerhin sich an der Mozart-Heuchelei beteiligen will oder nicht. **oooooooooooooooooooooooo**

Friedrich Rothbarth, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Aktuell! **RECHERCHES SUR LA MUSIQUE MODERNE Hochinteressant!**

Soeben erschien:

WIR BALTEN!

Keine unzeitgemäßen Betrachtungen über das Deutschtum in den Ostseeprovinzen

Von E. F. KIRSCHSTEIN und V. TORNIUS.

oooooooooooooooooooo 2. Auflage ooooooooooooooooooooo

Preis 1 Mark

**FRIEDRICH ROTHBARTH
VERLAGSBUCHHANDLUNG · LEIPZIG**

Aktuell!

Hochinteressant!

Wegen Zurückziehung der 1. Auflage aus dem Handel wurde mit dem „Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands“ verhandelt. Näheres hierüber besagt die der Broschüre beiliegende Erklärung!

GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 1/2 in. by 4 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

Evelyn's Diary.
Lamb's Works.
The Vision of Dante.
Peacock's Novels.
Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols.
Hawthorne's New England Romances.
Tennyson's Poems.
Poems of Wordsworth.
The Shorter Works of Walter Savage Landor.
Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages.
Marco Polo's Travels. — Rosetti's Early Italian Poets.
Autobiography of Benvenuto Cellini.
The Poems of Samuel Taylor Coleridge.
Homer's Iliad. Translated by George Chapman.
Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman.
Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems.
Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.
Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.
The Novels of Laurence Sterne.
Plays and Poems of Christopher Marlowe.
The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.

Letters of Horace Walpole.
The Ingoldsby Legends.
Mrs. Browning's Poems. 2 Vols.
Shakespeare's 3 Vols.
Milton's Poems.
Barns' Poems.
Don Quixote.
Bacon's Works.
Shelley's Poems.
Pepys' Diary.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 8s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
O. F. WATTS. By Dr. R. Pomtini.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELICO. By Edgumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.



Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant :

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS :

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Etranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.



Une page de musique inédite

Tous les Samedies.



FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.



Abonnements durch :

Saarbach's News Exchange & Mainz



Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu maßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw. gratis und franko.



THE SMART SET
A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS

The Journal of Society
LONDON **NEW-YORK**

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 36 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck
Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
und Damen.

Zeit- u. portofreier Versandt n. ganz Deutschland.

KATALOG. Illustriert mit über 2000 nützlich u. brauchbar, Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner veräume solchen Ansehen und franks zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Sallagen.

Bedeutendste Tageszeitung Osterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

ersch. täglich zweimal

Inseritionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange • Mainz

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmackhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt lesbar und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lehrt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu besriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Krech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rochbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und wichtigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Quichottille, ist wertgrädig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Achtung mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

DIE

FUNKEN

45
9. AUG:
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Der Zarmanifestant / von Eduard Goldbeck | 1393 |
| Haftstrafen und Pönte / von Dr. Georg Lomer | 1398 |
| Vom Johannistrieb des kleinen Rentners / von Paul Zschorlich | 1403 |
| Zwei Symbole / von Peter Hamecher . . . | 1408 |
| Südländsfahrt / von Dr. Ludwig Bauer . . | 1413 |
| Redaktionsseite | 1419 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Quersstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenaufnahme für die Funken: Saardach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Dorustedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

45. Heft.

Der Zarmanifestant / von Eduard Goldbeck

Der Zammermann auf dem Throne . . . wenn ich meinen Artikel mit diesen Worten beginne, so weiß ich, daß ich keinem Mißverständnis begegnen kann. Nur von einem einzigen kann die Rede sein: von dem Zaren Nikolaus. Alle übrigen Kronenträger Europas sind so von Energie strotzende Kraftgestalten, daß ein Irrtum ausgeschlossen ist. Jeder von ihnen würde, wenn er das Russenreich zu betreuen hätte, sicheren Schrittes den rechten Weg einzuschlagen wissen. Jeder würde den Zickzackkurs meiden, die Einflüsterungen der Kamarilla vornehm überhören, die Ordnung, die „segensreiche Himmelstochter“, schützen und doch der Freiheit eine Gasse bahnen, die Bürokratie in ihre Schranken verweisen und die im Volke schlummernden Kräfte zu harmonischer Wirksamkeit wachrufen. Das würde jeder der europäischen Herrscher tun, und ein Blick auf die Persönlichkeit des deutschen, des österreichischen oder des italienischen Monarchen belehrt uns darüber, wie ganz anders die Dinge in Rußland verlaufen würden, wenn eben nicht Nikolaus, sondern irgend ein freundlich lieber Vetter, Bruder und Onkel unter dem russischen Baldachin horstete.

Nun ja, Nikolaus ist kein Recke. Er ist ein Mann von Durchschnittswuchs, der aber auch niemals versucht, den Fuß auf Millionen Socken zu setzen. Er versichert nicht, daß er seine Russen herrlichen Tagen entgegenführen werde. Bescheiden sagt er: „Wir glauben, daß Helden (nicht „Riesen“!) des Gedankens und der Tat erscheinen werden und daß dank ihrer emsigen Arbeiten der Ruhm Rußlands erstrahlen wird.“ Die mystische Färbung müssen wir ihm zugute halten, sie ist russisches Nationalerbe. Seine persönliche Haltung ist korrekt, es scheint ihm nicht an persönlichem Mut zu fehlen. Seine Manifeste sind schlicht, offen und — von seinem point de vue aus — verständig. Aber es ist wahr, er hat hin- und hergeschwankt. Er ist eben kein Recke.

Die Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns sprechen dem Zaren Nikolaus durch den beredten Mund ihrer Presse die tiefste Verachtung aus; im Hinblick auf die unerschütterliche Festigkeit Franz Josephs und Wilhelms verstehen sie gar nicht, wie ein Monarch heute so und morgen anders denken kann. Sie fordern Geradlinigkeit, Folgerichtigkeit, und der Herrscher, der diese Forderungen nicht erfüllt, ist ihnen ein „Zammermann auf dem Throne“. So schrieb ein vielgelesenes, wirksam redigiertes Berliner Blatt, die „Welt am Montag“. Das kommt davon, wenn die Völker verwöhnt werden.

Ich meinerseits stelle nicht so hohe Anforderungen an Monarchen, glaube, daß Nikolaus als Großherzog von Baden ein „allverehrter“ Fürst sein würde, und bedaure nur, daß der arme Mann vor eine Aufgabe gestellt worden ist, der nur ein Genie an Intellekt und Willen gewachsen wäre. Ihn zu beschimpfen, wie es in unserer liberalen Presse täglich geschieht, finde ich ungerecht, geschmacklos und unklug. Aber das Kritisieren fremder Monarchen ist unsere unselige Spezialität; so haben wir uns auch in höchst überflüssiger Weise mit dem kronprinzlichen Privatleben Eduards des Siebenten beschäftigt.

Leider mutet die Geschichte dem Zaren Nikolaus zu, die Welt, die aus den Fugen gegangen ist, wieder zurechtzuzimmern, und das kann er nicht. Er müht sich recht und

schlecht ab, versucht's bald mit diesem Arzt, bald mit jenem Rezept, und hat nun zu einem heroischen Mittel gegriffen, wie schwache Naturen es lieben. Er hat die Duma aufgelöst.

Diese Duma war ein wunderliches Mixtum. Selbstverständlich. In einem Lande, das die größte Spannweite zwischen Dumpfheit und Raffinement, zwischen animalischem Dämmern und selbstzerlegendem Intellektualismus aufweist, konnte sie nichts anderes sein. Sie vollendete nur eine legislative Leistung, die Abschaffung der Todesstrafe. Dieses Votum könnte wie eitel Doktrinarismus erscheinen, war es aber schwerlich. Es war lediglich ein Vorstoß gegen die Regierung. Die Duma wollte eben nicht mit der Regierung gemeinschaftlich arbeiten. Indessen eine geistig überlegene Regierung hätte doch vielleicht den Weg gefunden. War der Phrasenschwall erst verrauscht, das Prestige etwas erblindet, hatten sich die „Arbeitswilligen“ erst zusammengeschart, so ließ sich ein *modus vivendi* vereinbaren. Es waren Männer vorhanden, die ins Kabinett berufen werden konnten. Und unter dem Drucke der Interventionsmöglichkeit von außen her begann bereits die Mauserung. Da, gerade im psychologischen Moment, verlor der Zar die Geduld und inszenierte einen Staatsstreich.

Er hat damit einen schweren Fehler begangen. Die Frage, ob das Recht auf seiner Seite gewesen sei, will ich nicht aufwerfen. Drüben hat eine jener Schicksalsstunden geschlagen, in denen sich unter kreisenden Wehen eine neue Ordnung, ein neues Recht entbindet. Es fragt sich nur, auf wessen Seite die Macht sei. Nun, heute noch auf der des Zaren. Ganz Europa bewundert ja den geschickten Handsreich, mit dem seine Manager die Ruhe eines Kirchhofs hergestellt haben. Aber bald genug wird das Bild andere Züge zeigen. Die internationale Börse hat sich zwar schon wieder beruhigt, aber die Börse lebt vom Optimismus. Die Depression wird sich bald genug als ohnmächtig erweisen; die Agitation mag eine Zeitlang unterirdisch erfolgen: pazifiziert kann das Land mit Albamitteln nicht werden. So bedeutet auch das neueste Manifest des Zaren doch nur eine Manifestation seiner Zah-

lungsfähigkeit, und die offiziöse „Kossija“ hat ganz recht, wenn sie sagt: „Alle sind darin einig, daß das alte Regime insolvent ist.“ Wenn sich doch auch unsere Offiziösen einer so erfreulichen Wahrheitsliebe befleißigen möchten.

Die Regierung hat einige Monate vor sich, in denen es wahrscheinlich ziemlich still bleiben wird. Die Erntezeit zerstört die Landarbeiter räumlich und konzentriert die Truppen in Sommerlagern. Die entscheidende Frage ist die, wie lange die Truppen noch zuverlässig bleiben werden. Es kann noch ein Weilchen dauern. Wenn Stolypin jetzt klug genug ist, der ganzen Regierung einen entschieden liberalen Zug zu geben, so vermag er vielleicht die Monarchie noch zu retten. Die zerflatterte Duma hat bis zum letzten Augenblick gezeigt, daß sie im Bann der konstitutionalen Phrase befangen war; sie empfahl Verweigerung der Steuern und Rekruten. Dergleichen wirkt nicht, wo man den Ruf erwartet: Zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen!

Die Reaktion wird überall das Haupt erheben, das ist die erste Folge der gelungenen Übrumpelung. „Mur fest zugreifen!“ werden allerorten die Stützen des Thrones ihrem fürstlichen Herrn zuraunen, „dann zwingen wir die Unbotmäßigen leicht in die Knie.“ Nikolaus faßte erst den Mut zu seinem gefährlichen Spiel, als er sich davon überzeugt hatte, daß er im schlimmsten Falle auf Deutschland und Österreich zählen könne. Selbstverständlich ist diese Annahme dementiert worden, aber die Psychologie hebt dieses Dementi auf. Es war natürlich, daß dem Zaren neue Entschlußkraft kam, als er sich eines festen Rückhalts versichert hatte. Die Monarchien werden sich ihrer identischen Interessen wieder bewußt, und aus dieser Erkenntnis ihrer Solidarität wird sich überall eine schärfere Zügelführung ergeben. Das Bürgertum — man sieht's ja an dem schwächlichen Verhalten der Duma — ist nicht gefährlich und den Massen imponiert der Herrscherwille. Heute sieht's so aus. In einem Vierteljahr aber vermutlich ganz anders. Lassen wir also der vereinigten Kamarilla aller Länder das Vergnügen. Der Bahn ist kurz, die Keu ist lang.

Ob wir aus den Vorgängen in Rußland Schlüsse ziehen werden? Gewiß, aber falsche. Wir werden uns in der alten Wetternichtheit bestärken lassen, das Volk dumm und gottesfürchtig zu erhalten, während doch die Entwicklung drüben deutlich zeigt, daß die schwerste Gefahr in der Dummheit des Volkes liegt, das den festen Boden der Wirklichkeit nicht von der Luftspiegelung der Utopien zu scheiden weiß. Was da drüben zusammenbricht, ist das System Studt, eben das System, welches wir jetzt aufs neue inaugurieren. Unterjochung der Schule durch die Kirche; behördliche Anweisung, das Leben auf die Religion zu stellen; Eindämmung der Begehrlichkeit der Lehrer, Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit, Bekämpfung der Bildungsschwelgerei. Ergebnis: Landflucht, Lehrermangel, Helotenschulen, Klassenmonstra, Hütejungenbildung. Pobedonoszew regiert auch in Preußen.

Mit der äußeren Haltung unserer Regierung können wir bis jetzt zufrieden sein. Sie hat unkluge finanzielle Engagements, soweit es an ihr lag, verhindert und sich auch politisch — offiziell — zu nichts verpflichtet. Sie kann mit dem Rußland der Zukunft neue Beziehungen anknüpfen und hat doch den Zaren nicht brüskiert, wie der popularitätssüchtige Parteibonze Campbell-Bannerman es für angemessen hielt. Halten wir uns zurück; warten wir ab. In der Presse stehen die Aktien des Zaren heute ziemlich hoch; meiner Auffassung nach ist die Auflösung der Duma der Anfang vom Ende. So chaotisch sie war, sie war nun einmal da, und die Aufgabe der Regierung konnte nur sein, aus dem Chaos den Kosmos zu schaffen. Nikolaus, der seine Macht gezeigt hat, hat mit eben diesem Schritte auch seine Ohnmacht bewiesen. Ein mechanischer Akt genügt; was aber nottut, ist organische Reform. Der Zarmanifestant hat sich als insolvent bekannt.



Haftstrafen und Psyche / von Dr. Georg Lomer

Das altgriechische Wort, der Mensch sei ein „Zoon politikon“, d. h. ein Gesellschaftstier, beruht auf so gründlicher Kenntnis unseres Wesens, daß es noch heute Gültigkeit hat. Durch die aufs äußerste entwickelte Arbeitsteilung ist die Menschheit als solche groß geworden, hat sie alle andern Erdentypen geschlagen. Wie die Zellen im Leibe des Individuums im Säfteaustausch, so stehen auch die Einzelindividuen im Gesellschaftskörper zueinander in innigster Wechselbeziehung. Was die Blut- und Lymphbahnen im Körper, das sind Verkehrsmitel, Zeitungen, mündliche und schriftliche Mitteilungswege im sozialen Organismus.

Wird eine Zelle vom Gesamtleben des Körpers ausgeschlossen, so wird sie krank und stirbt schließlich ab. Müssen nicht ähnliche Folgen die Absonderung des Individuums von der Allgemeinheit kennzeichnen? —

Nur ist eins zu bemerken: Menschen, welche sich durch rechtsbrechende Handlungen irgendwelcher Art in Gegensatz zu der Allgemeinheit setzen, beweisen schon durch diese Tendenzen an sich, daß ihre Konstitution, ihre Willensrichtung eine abnorme ist. Sie sind zweifellos krank im sozialen Sinne, und immer unwiderstehlicher bricht diese Auffassung auch in den Kreisen durch, denen die Ausmerzungen der verbrecherischen Elemente obliegt, in den Kreisen der Juristen.

Wir haben endlich einsehen gelernt, daß jeder Mensch ein Produkt von Anlage und Milieu ist, daß für seine Überschreitungen der Norm in letzter Linie nicht er selbst, sondern die Gesellschaft verantwortlich zu machen ist, welche seine Existenz verschuldete. Und mit dieser fundamentalen neuen Erkenntnis hat sich auch der Begriff gewandelt, den wir mit der „Bestrafung“ solcher Elemente zu verbinden pflegten. Ja, der ganze Strafbegriff als solcher ist hinfällig geworden, und wenn wir die Feinde der Gesellschaft, wie unser gutes Recht ist, unschädlich machen, so wird dieser Akt immer mehr

das Aussehen eines Racheaktes, das ihm noch immer allzusehr anhaftet, verlieren, um in Zukunft lediglich eine Möglichkeitsmaßregel darzustellen, auf welche die Gesellschaft aus Gründen der Selbsterhaltung angewiesen ist.

Ich sage ausdrücklich: in Zukunft! Denn Zukunftsmusik — leider, — ist die praktische Durchführung der oben skizzierten Gedanken noch immer, und — wer weiß! — vielleicht für lange Zeit noch!

Noch ist diese humane Auffassung des Verbrechens und seiner Bekämpfung nicht Gemeingut der gesetzgebenden und verantwortlichen Körperschaften. Noch sperren wir die Delinquenten zu — vollkommen illusorischen — Besserungszwecken in Gefängnisse und Zuchthäuser. Noch wirft man auf die „Schuldigen“ Stein um Stein. —

Ein Brecher des Rechts ist, soviel steht fest, im sozialen Sinne ein Kranker. Können wir aber einen Kranken durch die drakonischen Internierungsmaßnahmen, wie sie heute üblich sind, heilen? Diese Frage beantwortet sich selbst; um so mehr, als ein recht hoher Prozentsatz der Verbrecher auch im rein medizinischen Sinne als krank, sehr häufig direkt als geisteskrank zu bezeichnen ist.

Ein Beispiel für viele. Ein junger Mensch besucht mit bestem Erfolg die Schule und wird zu einem Meister in die Lehre gegeben: plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, entläuft er seinem Lehrmeister und vagiert unstill im Lande umher. Man greift ihn auf, bringt ihn zurück, und — dasselbe wiederholt sich. Ermahnungen, Strafen fruchten nichts. Er passiert Arbeits- und Korrektionshäuser, unter Umständen Gefängnis und Zuchthaus, um schließlich, wenn er Glück hat, in der Irrenanstalt zu landen.

Dieses „wenn er Glück hat“, ist zu betonen. Nicht immer nämlich ist im rechten Augenblick ein Psychiater zur Hand, um den Zustand als das zu erkennen, was er ist, d. h. als eine fortschreitende Geistesstörung, deren erstes Symptom eben jenes unmotiviert Entlaufen war. Dazu kommt einerseits, daß die psychiatrische Ausbildung der Gefängnisärzte noch vielfach zu wünschen übrig läßt. Andererseits weiß jeder Ge-

fängnis- und Gerichtsarzt, wie schwer es oft ist, gegen den einseitigen Disziplinarstandpunkt der Gefängnisverwaltungen aufzukommen. Es heißt gar oft: ach, der Mann simuliert ja bloß! — Als ob nicht auch zum Simulieren einer Geisteskrankheit eine abnorme Geistesverfassung gehörte.

Der Kampfruf: hier Richter! hier Arzt! ertönt in immer bedrohlicherer Schärfe, und immer noch ist ein vernünftiger Modus des Zusammengehens beider nicht gefunden, dem allein die Lösung dieser schweren Sozialprobleme vorbehalten bleibt.

Was in den Strafanstalten verschiedenster Färbung zusammenströmt, ist also alles andere als eine Auslese normaler Individuen.

Von den ausgesprochen Geisteskranken sprachen wir schon. Ihr Zustand kann selbstverständlich durch den Gefängnis-aufenthalt nur verschlimmert werden, sehr oft erfahren chronische oder schlummernde Zustände hier eine akute Steigerung. Diese Kranken werden darum in der Regel sukzessive heraus-gesiebt, um in die großen Irrenanstalten abgeschoben zu werden, denen heute bereits teilweise Sonderabteilungen für „geistes-kranke Verbrecher“ angegliedert sind, d. h. Abteilungen mit spezialisierten Sicherheitsmaßregeln.

Wie verhält es sich nun mit dem Rest der Strafanstalts-insassen? Wie wirkt auf sie die Haftstrafe psychisch ein?

Diese Frage wird seit etwa 60 Jahren von den Ärzten mit Eifer studiert, und gewisse generelle Gesichtspunkte haben sich denn auch bereits übereinstimmend ergeben: Es unter-liegt keinem Zweifel, daß die Haft an sich, und ganz be-sonders die Isolierhaft höchst verderblich auf die Psyche wirkt. Mag man nun, wie Reich, in dem heftigen Affekt und seiner gehemmten Ausgleichung und Lösung die Ursache sehen, oder mit Max-Simon der Meinung sein, daß besonders „die beschränkten und schwachsinnigen Individuen, welche die Langeweile des Einsiedlerlebens nicht durch das Spiel eigener Ideen betäuben können, die Zellohaft ganz besonders schwer“ ertragen, — die depressive, krankmachende Wirkung ist jeden-falls da und unbestritten.

Schon nach mehrstündigem bis mehrwöchentlichem Gefängnis kann sie hervortreten. Gut genug ist der Boden ja vorbereitet durch alles, was voranging. Die — besonders dem Meuling — fühlbare Demütigung der Überführung, die aufregende Untersuchung, die seelische Zerknirschung — das alles sind Faktoren, welche im genannten Sinne wirksam sind.

Der Alkoholiker, dem hier plötzlich das gewohnte Stimulans entzogen wird, verfällt in der erdrückenden Einsamkeit seiner Zelle viel eher dem Delirium als sonst. Ja, oft wird dieses durch die Isolierung geradezu ausgelöst.

Die psychisch Belasteten, die geistig Defekten aller Art, welche bis dahin immerhin noch nicht ausgesprochen geisteskrank waren, werden es jetzt um so leichter.

Dabei sind die Formen des Kerkerirreseins, um mit Krafft-Ebing zu reden, „die gewöhnlichen des freien Lebens, aber modifiziert durch die eigentümlichen hygienischen, sozialen und disziplinären Verhältnisse des Strafhauses.“ Neben all den bekannten Krankheitsbildern jedoch, aufgepfropft auf sie und verquickt mit ihnen, kommt häufig ein Symptomenkomplex vor, der gerade für diese Gefängnisserkrankungen charakteristisch ist: das sind Halluzinationen des Gehörs und Gesichts, Angstzustände und Verfolgungsvorstellungen. Lauter Erscheinungen, die gerade den Gefängnispsychosen ihr eigenartiges Gepräge geben.

Wie sehr es sich hier lediglich um Hafterscheinungen handelt, geht übrigens daraus hervor, daß die geschilderten akuten Symptome sofort nach Aufhebung der Haft zurücktreten können, und die Erkrankten sich wieder der Norm nähern. Die Aufhebung der Haft ist demnach die einzige Therapie, die Erfolg verspricht. Höchstens könnte noch eine systematische Beschäftigungskur von Nutzen sein. Aber damit kommen wir bereits auf ein ganz anderes Gebiet, nämlich auf das der modernen Psychiatrie, in welcher diese „Beschäftigungskuren“ eine bedeutende, stets wachsende Rolle spielen.

Die Konsequenzen der Gefängnispsychosen weisen also ganz von selbst auf das Institut der Irrenanstalt hin, welche gewissermaßen wieder gutmachen soll, was die Justiz gesündigt hat.

Ein Richter ist kein Psychiater, ein Gefangenen-auffeher kein fachmännisch ausgebildeter Pfleger, und eine Zuchthauszelle, mit Wasser und trocken Brot, ja mit Dunkelarrest — dieser barbarischen Erfindung — ist himmelweit verschieden von den humanen Einrichtungen einer modernen Irrenanstalt.

Die Justiz sündigt, wenn sie ihr defektes Menschenmaterial so leichttherzig der geistigen Erkrankung aussetzt, wie es heutzutage geschieht!

Die Justiz sündigt, wenn sie sich zum rächenden Arm macht statt zur heilenden Hand!

Die Justiz sündigt, wenn sie gegenüber den Erkenntnissen moderner Wissenschaft noch immer Watte im Ohr behält!

Sie verschließt sich damit selbst den Weg zukunftsicherer, gesunder Weiterentwicklung, deren Bahn — dahin weiß alles — zu einer viel innigeren Vereinigung und Vermählung mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen leitet.

Der Jurist will dem Arzte nicht wohl, — hier liegt der Grund, — weil er seine Rivalität in gewissen Machtfragen fürchtet. Er wittert stets den Feind, wo er den Kampfgenossen sehen sollte, und erfährt damit eine bedauernswerte Trübung des Blickes.

Aufhalten — darüber muß er sich klar sein — kann er den Gang der Entwicklung aber nie; höchstens unliebsam verzögern. Und diese Entwicklung ist eine unvermeidliche; sie wirft ihre Schatten voraus. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!



Meinst du denn alles, was du sagst?
Meinst du denn ernstlich was du fragst?
Wen kümmert's, was ich meine und sage?
Denn alles Meinen ist nur Frage.

Goethe.

Vom Johannistrieb des kleinen Rentners / eine heikle Studie von Paul Ischorlich

Zwei Typen begegnet man in jedem Ballhaus, in jedem Zingeltangel, in jeder Weinkneipe mit Damenbedienung immer wieder: dem Geschäftsreisenden und dem kleinen Rentner. Untereinander scheiden sich beide ganz erheblich: der Geschäftsreisende ist gut frisiert, sein modischer Anzug ist tadellos gebügelt, er steckt voll bis oben von pikanten und eindeutigen Witschen und Anekdotchen, er pouffiert mit Verve und spielt unter allen Umständen den sieggewohnten Gönner. Ganz anders der kleine Rentner: er macht schon äußerlich eine miserable Figur, jedes dreiste Wort setzt ihn in Erstaunen, er ist und bleibt schüchtern, auch wenn er Lokal und Personal kennt, er liebäugelt mit der täppischen Zärtlichkeit eines Vären und verleugnet nie, daß er des Terrains unkundig ist, auf dem er operiert.

Man fragt sich unwillkürlich: was tut der Mann in dieser Umgebung, in die er doch nicht gehört, in der er sich doch anscheinend gar nicht behaglich fühlt? Und man würde noch mehr erstaunen, wenn man seine Vergangenheit und seinen Ruf künnte: diese Leute rekrutieren sich mitunter aus den solidesten, ehrbarsten und korrektesten Philistern, die man sich denken kann. Einige Jahrzehnte haben sie weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Bedürfnis gehabt, eines der Lokale aufzusuchen, in denen Bacchus und Venus regieren. Jahrzehnte lang hat so ein Krämer oder Händler ein stumpfes, von Leidenschaften durchaus verschontes Leben an der Seite einer phlegmatischen Hausfrau geführt, hat jeden Groschen zehnmal umgewendet, den er ausgeben mußte, hat verständnislos den Kopf geschüttelt, wenn von der dicken Anna oder der blonden Marie pikante Rede ging. Und nun plötzlich, kurz vor Torschluß möchte man sagen, gerät er in jene neue Umgebung. Ein heftiger, durch Gott weiß welchen äußeren Anlaß hervorgerufener Johannistrieb überfällt den ehrbaren Bürger, bringt das Klopfen seines Herzens und das Drängen seiner Säfte

in Konflikt mit der Farbe seiner Haare und entfacht in ihm eine tolle Neugier, all das kennen zu lernen, was Jahrzehnte hindurch nicht für ihn existiert hat.

Die Ehegattinnen dieser abendlichen Ausbrecher merken meist nichts. Entweder sie sind leicht getäuscht oder — sie sind schon tot. Denn gerade die Witwer sind es, die dem Johanniestrieb am leichtesten zum Opfer fallen sollen: sie gewinnen am ehesten, wenn die Macht langjähriger Gewohnheit aufgehoben ist, Einblick in andere Verhältnisse, kommen mit diesem und jenem zusammen, gehen, um sich zu zerstreuen, hierin und dorthin, und bleiben auf diese Weise am ehesten an einer Schürze hängen.

Nach Temperament und Veranlagung halten sich diese neuerwachenden Triebe in zahmen Grenzen oder sie durchbrechen gelegentlich diese Grenzen. In den meisten Fällen spricht wohl die Vernunft und angeborenes Schickslichkeitsgefühl ein entscheidendes Wort darein. In vielen andern siegt der Trieb. Ein Rentner hat Zeit. Er unterscheidet sich vom Lebemann, sobald ihn einmal der Geschlechtstoller plagt, eigentlich nur durch den Mangel an Routine und an Geld. Sein erspartes Kapital ist nicht geeignet, kostspieligen Passionen zu dienen. Er kann sich keine Geliebte halten, die in der Halbwelt eine Rolle spielt, er kann ihr nicht Zucker und Darmstädter Möbel kaufen. Eine Kellnerin, eine Konfektionseuse, eine Choristin müssen für gewöhnlich herhalten. Auch hier gibt es Klassenunterschiede. Genau wie im bürgerlichen Leben. Es gibt Fälle, in denen der Pantoffelheld von ehemals im Laufe einiger Monate zum liebenswürdigen Schwerehdör wird. Diese Spezies, der die Talerstücke locker zu sitzen pflegen, ist bei der Weiblichkeit die beliebteste: sie verbindet farge Ansprüche mit einer gewissen Noblesse. Die meisten aber erleben die Umwandlung nicht. Sie bleiben, was sie immer waren, schüchterne Wittsteller, die schon für einen Augenaufschlag dankbar sind und auch ein gutbezahltes Herz wie ein Geschenk empfangen.

Die Erfahrung zeigt, daß gerade diejenigen, die vordem am wenigsten an Exkursionen im Reiche der Venus gedacht,

sobald sie einmal von einem späterwachenden Geschlechtstriebe übermannt werden, am wenigsten Widerstand zeigen. Und da es tief in der menschlichen Natur begründet ist, daß sich das Alter nach dem Reiz der Jugend sehnt, so bietet die Statistik eine Unzahl von Beispielen dafür, daß alternde Männer mit heranreifenden Mädchen ganz besonders gern anbandeln. Die Verführung Minderjähriger und das Erwachen des Johannistriebs, im Grunde ist es dasselbe Kapitel. Tagtäglich lesen wir in irgend einer Tageszeitung von Sittlichkeitsdelikten, die an jungen Mädchen begangen wurden. Und in sehr vielen Fällen ist der Verführer ein im Grunde hochanständiger, im ganzen völlig harmloser Mann, der nur nicht energigisch genug seine überstarken Triebe zu bekämpfen wußte.

In der Literatur finden wir das Problem des alternden Mannes, der aus den Umarmungen der Jugend neue Kraft schöpfen will, verhältnismäßig selten behandelt. Und doch verdiente dieses Problem, weil es ein menschlich=allzumenschliches ist und durchaus kein kriminalistisches, einmal von berufener Feder dargestellt zu werden. Ob Paul Mathiez, der unter dem Titel „Mit Ausschluß der Öffentlichkeit“ soeben (im Verlag von Dr. P. Langenscheidt in Groß-Lichterfelde) einen Sittenroman herausgegeben hat, der rechte Mann ist, diese Fragen eindrucksvoll zu behandeln, muß fraglich erscheinen. Sein Buch darf zweifellos das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß es aufklärend und belehrend, ja sogar versöhnend wirkt, aber Mathiez ist ein literarischer Photograph, kein Maler. Er schildert ziemlich drastisch und nicht ohne pikanten Einschlag, wie ein kleiner Rentner ganz allmählich dahin kommt, junge Mädchen zu verführen. Herr Johann Friedrich Puzke, der von dem Ertrag eines früher betriebenen Kolonialwarenhandels lebt, nimmt als Geschworener an einem Prozeß teil, in dem ein erotischer Uhrmacher wegen Sittlichkeitsverbrechen zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wird. Die Verhandlung entrollt eine Reihe wüster Bilder vor seiner Phantasie, und er, der seit Jahren nicht mit, sondern neben seiner phlegmatischen Ehefrau geschlafen, verirrt sich selbigen Abends in ein verrufenes Haus. Er kehrt befriedigt

heim. Der Kopf wirbelt ihm von der Neuheit des Erlebten. Bald darauf engagiert er seiner Frau, angeblich um sie zu schonen, ein dralles Dienstmädchen, hat aber das Malheur, im Moment, als er die sanft sich Sträubende abküßt, von seiner Frau überrascht zu werden, welche selbige der Schlag rührt. Pugke weiß sich über das üble Gerede, das im Städtchen nun über ihn entsteht, zu trösten. Auch eine Tracht Prügel, die ihm von Nebenbuhlern um einer Kellnerin willen verabreicht wird, trägt nicht dazu bei, seine Liebeslust zu mindern. Er gerät in Tingeltangel und wirft — ein Fall, der sich alle Tage wiederholt — sein sauer erspartes Geld an ein aufgeschwemmtes Frauenzimmer von mehr als vierzig Jahren weg, die's ihm angetan und die ihn zu nehmen weiß. Als Rentner hat er Zeit. Viel Zeit. Er ergibt sich dem Angelsport. Und auf all seinen Wegen pürscht er sich an dralle junge Mädchen heran. Je mehr Erfolge er auf dem neuen Gebiete erringt, um so mehr wächst sein Zutrauen zu sich selbst, um so mehr auch der Appetit nach den jungfräulichen Lederbissen.

Er hat Feinde. Jemandeiner zeigt ihn an wegen Sittlichkeitsvergehen. Ein Kohlenhändler, dessen Tochter eine Bestellung bei Pugke ausgerichtet und die mit rotem Kopf zurückgekommen war. Was war vorgefallen? Der Rentner hatte sie geküßt und wollte mehr. Aber es kam nicht dazu. Indessen: der Prozeß findet statt. Und die Ausfagen zweier Mädchen oder besser: zweier Kinder klingen so vernichtend, daß der arme Pugke verurteilt wird.

In den Augen der Gesellschaft gilt der Verurteilte ohne Zweifel als ein gemeingefährliches Subjekt von chroser Gesinnung. In Wahrheit liegt keine Handlungsweise vor, die den Ehrbegriff auch nur tangieren könnte. Die objektiv falschen, unkontrollierbaren und plausibel klingenden Zeugenaussagen der Kinder haben den Fall entschieden. Der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Eulenburg sagte einmal: „Es ist zu verlangen, daß in allen Fällen, wo es sich um eine von Kindern ausgehende Verächtigung wegen Sittlichkeitsverbrechen handelt, bereits im Stadium der Ver-

untersuchung eine gerichtsarztliche Exploration der bezichtigenden Kinder von Amts wegen vorgenommen werde. Die Aussagen von Eltern, Lehrern, Geistlichen usw. über die Glaubwürdigkeit der betreffenden Kinder können nicht immer genügen. Hysterisch veranlagte Kinder (deren Zahl nicht gering ist) sind unter allen Umständen absolut unglaubwürdig.“

Man bedenke, daß eine Bierzehnjährige, die übrigens in den allermeisten Fällen recht gut weiß, daß sie nicht vereidigt werden kann, einen gewissen starren Ehrgeiz darein setzen wird, bei ihrem ersten (von Eitelkeit oder Rachsucht diktierten) Bericht zu verharren. Nichts ist einem solchen Mädchen peinlicher, als sich selbst dadurch als unglaubwürdig hinzustellen, daß es seine Aussage widerruft. Sehr oft stehen Eltern und Verwandte im Hintergrund. Die heßende Schande, vor aller Welt als ein lügenhaftes Mädchen dazustehen, will keine auf sich laden. Daß der physische Makel bei einigen, den sie als Folge des Gewaltaktes ausgeben, für alle bisherigen geheimen Sünden einen sehr erwünschten Deckmantel abgeben kann, kommt hinzu. Die Fälle, in denen sich die Unschuld von Männern, die von Mädchen eines an ihnen verübten Sittlichkeitsverbrechens beschuldigt werden, später herausstellt, sind häufig.

Mit andern Worten: der bereits gelegentlich des Sternbergprozesses von Eulenburgs Autorität erteilte Rat sollte nun endlich in die Tat umgesetzt werden. Der Roman von Mathiez hat das Gute an sich, daß er zeigt, in wie leichtfertiger Weise mit der Ehre eines Mannes in solchen Fällen sehr oft umgegangen wird.

Und schließlich: der Johannistrieb ist eine Erscheinung, die zu bewerten der Berufsrichter meist nicht fähig ist. Das Bedürfnis alternder Männer nach Umarmungen, nach Rosen und Küssen ist ein durchaus menschliches. Es wird erst dann unmenschlich, wenn Gewalt im Spiele ist. Nur zu leicht findet sich der Richter (und auch der Geschworene) geneigt, die Triebabüßerungen eines Mannes, der bereits graue Haare hat, als perverse und gesellschaftsschädliche Gelüste aufzu-

fassen, die er für kriminell hält. Die Geschichte des kleinen Kentners Puzke zeigt sehr anschaulich, wie harmlos unter Umständen die Handlung sein kann, die auf das lügenhafte Zeugnis eines unreifen oder vielmehr allzureifen Mädchens hin mit entehrender Strafe belegt wird.

Die gerichtsarztliche Exploration der bezichtigenden Kinder ist also nach Eulenburgs Vorschlag in allen forensischen Sittlichkeitsfällen zu fordern. Und es ist bedauerlich, daß eine so notwendige und so einfache Verbesserung gerichtlicher Funktionen so lange braucht, um in der Praxis eingeführt zu werden. Warum zögert man jahrelang, den im Sinne einer strengen Gerechtigkeit gemachten Vorschlag einer Autorität auszuführen?



Zwei Symbole / von Peter Hamecher*

I.

Der Tempel des Wahnes / Kurt Martens gewidmet

Nachdenklich hatte der Jüngling bei dem Feste gefessen, mit welchem seine Freunde ihn ehren wollten. Die Gespräche waren vorbeigeglitten an seinem Ohre, und als er die tanzenden Paare sah, schien es ihm, als ob steife, ungelenkte Marionetten vor ihm herbewegt würden. Wie auf einem Maskenballe fühlte er sich plötzlich inmitten des Lebens. Und er wollte die Larven lüften. Er wollte den Puppenspieler erkennen, der das Spiel des Daseins an seinen Fäden hält.

* Aus dem bei Brand & Linke, Charlottenburg, erscheinenden Buche: „Die irrende Fahrt“.

Aber er wußte keinen Weg zu den Herzen der andern und zu den Herzen der Dinge; und er schlich sich hinweg in den Garten und setzte sich auf eine Bank.

„O wie bist du traurig,“ sagte ein hoher Priestergreis, der im faltigen Mantel vorüberschritt.

„Ja Vater!“ antwortete der Jüngling, „wohl gibt es keine tiefere Trauer als die meinige. Sie schritt mir entgegen aus den Klängen der Geigen und umflüstert mich im Wehen des Abends. Und wenn ich meine Geliebte im Arme halte, ist es mir, als ob ich ihr das Herz aus der Brust reißen müßte, um das Geheimnis ihres Blutes zu trinken. Ich trage Leid um die Undurchbringlichkeit des Rätsels des Lebens, welches tausendfältig um mich aufsprießt, und dessen Lösung dennoch kein Mund mir zu sagen weiß.“

„Das ist eine erhabene Trauer, mein Sohn!“ sagte der Alte mit unmerklichem Lächeln; „es ist die rechte Besonnenheit; es ist die Vorstufe zur Erkenntnis! Komm! folge mir!“ . . .

Und er führte den Jüngling zu den Stufen eines Tempels und lud ihn ein, hineinzutreten. „Siehe,“ sagte er, „dies ist das Haus der Erkenntnis. Hier dehnt sich Vorhang hinter Vorhang, beschrieben mit der Bilderschrift, durch welche die Philosophen, die Künstler und die Priester aller Zeiten das Wesen der ewigen Wesenheit zu umgrenzen trachteten. Aber du mußt allein deinen Weg suchen. Schreite rüstig weiter, bis auch der letzte Vorhang hinter dir liegt und die äußerste Erkenntnis, die dein menschliches Auge zu ertragen vermag, in ganzer Unverhülltheit vor dir steht.“

Und der Jüngling sah die Teppiche mit ihren Sinnbildern und Zeichen.

Grauenhafte, angstgepeitschte Phantasien aus den Dämmertagen des menschlichen Geistes waren hineingewoben, und die Lichtgestalten, die, wie Venus Anadyomene aus den kristallinen Wogen, herrlich und jung aus der schönheitgenährten Seele Griechenlands emporgetaucht waren. Die Himmelszeichen und die Symbole der Feueranbeter waren da, nicht minder wie das Leidensmal der Christen und die zum Kreise

gerundete Schlange. Und vor allen Bildern lagen Menschen in knechtischer Anbetung, in demüthiger Ergriffenheit, in ekstatischer Verzückung.

Immer lautloser, feierlicher wurde die Erwartung im Herzen des Jünglings. Aber sein Erkenntnißdrang kräftigte seine Schritte, und nach langer Wanderung stand er vor dem letzten Vorhange: grau, wie eine Wetterwand, schien derselbe ins Unendliche hinauszuwachsen; und in seiner Mitte prangte groß und bedrückend ein blutendes Fragezeichen. Und ein altes verhugeltes Männlein stand sinnend, mit fast erloschenen Augen vor diesem Bilde.

Wankend, mit zitternder Hand, schob der Jüngling auch diesen Vorhang zur Seite und er trat ein in das Allerheiligste. Die Oede der Gruft herrschte hier, und kein Bild, keine Inschrift machte die Stille beredeter. Nur ein Spiegel hing an leerer Wand, der nichts als das verzerrte Bild des Jünglings, der vor ihn hingetreten war, zurückgab. Große Trauer erfaßte den Wahrheitsucher, und wie eine Eisfaust krampfte die Angst sich um sein Herz. Und plötzlich schrumpfte er zusammen, und seine Züge wurden uralte; uralte wie das Rätselantlitz der Sphinx. „O mein Gott!“ seufzte er: „warum willst du dich mir nicht zeigen, wie du dich Mose zuneigtest im brennenden Dornbusch! — Ich hoffte, hinter all den Zeichen und Symbolen das Wesen zu finden, das sie umschreiben und verhüllen; und hinter all den Zeichen und Symbolen finde ich nichts als des Menschen engbegrenzte Menschlichkeit, die sich selbst hinaus ins All und sich selbst hinein in die Dinge gedichtet hat. — O! wie trostlos ist die Erkenntniß!“

Dann glitt der Jüngling hin auf die Marmorfliese des Bodens und die Leere des Nichtseins drang langsam in ihn.



Weltuntergang / Elisär v. Kupffer gewidmet

„Sie reden Literatur, mein Freund! Kommen Sie zum Leben.“

„Das war sein Leben! Das äußere Leben kannte er nur als Schattenspiel; wie einer, der am Abend in dem dunklen Zimmer eines Erdgeschosses sitzt und draußen die Menschen vorüberhaften sieht: einen Augenblick im Lichte der Laterne und dann wieder in Dunkelheit. Einen Blick, eine absonderliche Bewegung fing er auf. Und er gebrauchte als Künstler das Leben nur wie einen Schattentanz. Willkürlich gestaltend und umgestaltend schaltete er mit den Dingen, um den wahn-sinnigen Verzerrungen seines gestörten Seelenlebens einen Leib zu schaffen. Sein Stimmungskzeptizismus warf ihn zwischen allen Weltanschauungen hin und her. Wie unheimlich zuckende, schweifende Irrlichter leben die Gestalten, die er auf die Leinwand gebannt hat, in meiner Erinnerung. Nur eine fanatische Untergangsstimmung hatte er sich gekräftigt, schrill und höhnlisch, wie das Lachen eines gefallenen Gottes.

Und als Mensch? — Seine Mutter war ihm ebensowenig nahe gekommen wie seine Freunde. Herzlich und schlicht war er zu allen; aber das Tabernakel seiner Seele öffnete er vor niemandem. Er wußte als Mensch dem Menschen nichts zu geben. Er scheute die Menschen, und ihre Liebe wärmte ihn nicht. Die Blut der Idee, die in ihm Fleisch geworden, verzehrte sein ganzes Leben.

Er war nur der kraftlose Strahl einer blassen Winter-sonne; ruhebedürftig und voll Sehnsucht, wie in einen weichen Nebel, hinabzutauschen in den Tod, in das Vergessen.

Und leise war der Tod zu ihm gekommen. Es war wie eine Auflösung, wie ein allmähliches Zurückströmen der Kräfte ins All. Seine Mutter saß bei ihm. Drei Tage. Sie dachte nicht, was nun aus ihrem Alter werden sollte. Ihr Mund murmelte nur immerfort: „Nun ist er tot! Nun ist er tot!“ und ihre welke, runzelige Hand streichelte immerfort seine weißen kalten Frauenhände.

In einem aschgrauen Kleide saß sie an der aufgebahrten Leiche. Sie weinte nicht. Und als man ihren Zungen einsargte, stand sie starr und aufgerichtet da. Ihre Züge waren wie aus Stein gemeißelt; ihre Augen wesenlos und erloschen.

Und als er dann hinausgetragen war, begann die Ede um sie zu reden.

Sie ging in sein Atelier. Ein Bild stand dort, welches sie nicht verstanden hatte. Ein Hauch der Kälte wehte ihr bisher daraus entgegen.

Ein weites schweigendes Schneefeld, reglos weiß, von keinem Schatten belebt. Darüber ein Himmel, Grau, in dünnes Blau verfließend. Und hinten, ganz am Horizont, eine Bauernkathe in Flammen. Aber keine lodern den roten Flammen. Ein grünes Feuer, verzehrend, sich einfressend, ein kranker, phosphoreszierender Schein . . .

„Weltuntergang“ . . .

Lange saß sie vor dem Bilde. Wie über Urdaß Brunnen gebeugt, sah sie das Leben ihres Sohnes daraus emporsteigen. Und sie verstand zum ersten Male dieses Bild: „Weltuntergang!“ So hatte er sich's gewünscht; so still und reglos zu liegen wie dies Schneefeld . . .

Lange saß sie so. Die Nacht kam und legte die Hand sanft und mahnend auf ihre Schulter. Da stand sie auf und nahm Abschied von allem: von ihrem Sohne, vom Glück, von sich selber . . .

Stumpf, fühllos, schicksalslos fristete sie ihr Leben weiter, und nur mit dem Bilde, das in jener Abendstunde ein Stück ihres Lebens geworden war, hielt sie manchmal stumme Zwiesprache.



Gewissen und Feigheit sind in Wirklichkeit ein und das selbe. Das Gewissen ist nur das Aushängeschild der Firma.

Döscar Wilde.

Südlandsfahrt / von Dr. Ludwig Bauer

II.

Palermo ist sicherlich das, was man gemeinhin eine „schöne Stadt“ nennt: Von mancherlei Schätzen geziert, üppig, lebensvoll. Und dennoch scheidet man ohne Wehmut von ihr. Etwa wie man sich von einer eleganten Salondame verabschiedet: Man wird sich freuen, ihr gelegentlich wieder einmal zu begegnen, aber man ist nicht sehr wehmütig beim Abschied. Der Zauber einer starken Persönlichkeit, der auch Städten verliehen sein kann — man denkt an Paris, Wien oder Venedig — fehlt doch. Viel Interessantes: gelegentlich werden spanische, normannische oder sarazenische Erinnerungen sogar sehr lebhaft. Aber eben ihre Verschiedenartigkeit raubt ihnen das Zwingende. Schließlic guckt durch den fadenscheinigen Domino des Mittelalters immer die moderne italienische Großstadt . . . Sympathisch wirkt allerdings die verhältnismäßige Seltenheit deutscher Reisenden. Sie, die immer ihr Lüneburg und Rößchenbroda an den Stiefelsohlen und im Gehirne mit-schleppen, sie, die einem im Auslande jeden Nationalstolz so sehr erschweren, treten nur in ganz dünnen Rudeln in Palermo auf. Aber dieser nicht unbeträchtliche negative Vorzug besiegt doch unsere Sehnsucht nicht, wenn wir auf das Meer sehen, das blau und verführerisch uns lockt. Immer wieder erinnert man sich daran, daß an den anderen Gestaden dieses winzigen Waschbeckens, an dem unser klein bißchen Geschichte sich ereignete, nur ein paar hundert Seemeilen weit, Afrika liegt, die große, rätsellose. Und eines schönen Abends — die Abende, an denen wir einer Versuchung nachgeben, sind immer schön — trägt uns irgend ein italienischer Dampfer hinüber, und mit einem seltsamen Gefühle, gemischt aus Lust und Grauen, sehen wir die Europa, der wir bisher noch nie entkommen konnten, vor uns versinken. Kommen uns als waghalsige Kulturflüchtlinge vor und erstaunen mit uneingestandenem Ärger, daß es deren mehr gibt als wir meinten und daß das Schiff vollbesetzt ist. Es ist also nichts mit der

snobistischen Erwartung, apart zu fühlen. Alle diese entlaufen der alten Schulmeisterin Europa.

Aber die Sache ist gar nicht so, wie unsere Einfalt vermeint. Diese paar hundert Leute, die mit uns nach Tunis fahren, wollen dort vielmehr die verlassene Europa wiederfinden. Mit dieser Menschentünche wird Afrika fortwährend angestrichen. So ziehen sie hinaus nach dem Kap, Ägypten, dem Transvaal, Algier und Tunis, bauen, jeder für sich, dort ein Stückchen Europa neu auf. Welch dreistes Unterfangen ist doch eigentlich ein ästhetisches Gelüste! Wir suchen eines erotischen Reizes halber Afrika und jene um des Lebens willen. Es waren Auswanderer, die hinüberfuhren. Denn Tunis ist trotz des französischen Protektorates, trotz Zuaven, Trikoloren und französischen Straßentafeln „Piccola Sicilia“. „Piccola“, obwohl es viermal so groß ist wie die Insel. Und wird immerdar zu Italien mehr neigen als zu Frankreich, solange die italienischen Mütter fruchtbarer sind als die französischen. Das Schicksal der Kolonien eines Landes liegt in seinen Kinderstuben. Und in den französischen geht es zu still und einsam zu.

Die Arbeit fährt in der dritten, der Müßiggang in der ersten Klasse nach Afrika, beide Beschäftigung suchend. Und wie der Morgen bleich und trübe aus den Wassern steigt, liegt Tunis schon da. Der erste Eindruck ist wenig fremdartig und wenig erfreulich. Eine dürftige, baumarme Ebene mit einem Gewirr gleichförmiger Häuser . . . Gepäckträger erklimmen das Schiff, die ersten Boten des Morgenlandes: ungeheure Kerle, gelb, braun und schwarz, Pantoffeln auf den nackten Beinen, den Kopf auf die abenteuerlichste Weise bedeckt. Und bald rollt man in einem Wagen ins Hotel, erschrickt über die regelmäßigen Straßen, die elektrischen Straßenbahnen, den allzugewohnten Komfort der Gasthöfe, und schüttelt bedenklich den Kopf über dies Afrika, das doch nur ein fortgesetztes Europa ist. Man erwartete Beduinenzelte und kommt zu einer table d'hôte.

Aber dem ersten Eindrucke, der wie fast überall bei dem gallischen Komödiantenvolke ein trügender ist, folgen andere,

die ihn berichtigen. Dies alles ist nur Schein, soll den Orient in brave französische Provinz umlügen. Hinter diesen paar tausend Franzosen, die sich als Herren so fest in den Vordergrund zu stellen wissen, stehen hunderttausende Araber, Juden, Berbern, Mauren. Das ganze Gemenge des Orients tut sich auf, wenn man durch den die „Avenue“ abschließenden Straßenbogen geschritten ist, der sehr mit Recht „Porte de France“ heißt. In Wahrheit: dies Tor führt nach Frankreich und Europa. Hinter ihm beginnt, verwirrend und betäubend, das Morgenland. Gestalten tauchen auf, die man nimmer vergessen zu können glaubt: üppige Kaufherren, kluge Beziere, verschleierte Schöne, begehrlische Jünglinge, hastige Händler, Glende, denen die Sonne das Augenlicht nahm, ausfällige Bettler und listige Kuppler. Durch ärmliche Gassen, in denen sich der Land des Orients und Oxydentens vereinigt, schiebt sich diese Woge . . . Seltsames übersteht man über Seltsamerem, was unvergeßlich schien, wird im nächsten Augenblicke über noch Unvergeßlicherem vergessen. Die Ausdrucksfähigkeit der menschlichen Kleidung, dem Westen längst verloren, hat sich hier noch erhalten. Die Köpfe selbst sind noch nicht verwischt und gleichgemacht. Hier sieht man noch Augen, die flammen oder in unsäglichem Schwermut ertrinken können. Die Gefühle, bei uns matt und stumpf geworden, scheinen hier noch in ihrer ursprünglichen Gewalt zu leben. „Scheinen“, sage ich; denn wie könnte ein Franke in eines Morgenländers Seele sehen? Der Orient ist das Land der Geheimnisse, und dort wallen die dichtesten Schleier, wo es nichts zu verbergen gibt.

Wie überall, wo der Europäer mit anderen Kulturen, die er natürlich immer für niedrigere hält, denn hochmütiger noch als der einzelne ist die Rasse — in Verührung kommt, ist er diesen schädlich. Er hat den Tunesiern eine Menge neuer Bedürfnisse gebracht, ohne ihnen auch die Mittel zu geben, sie zu befriedigen. Im Gegenteile: er hat ihnen hierfür jede Möglichkeit genommen. Denn die Franzosen haben sich zur Aristokratie des Landes erklärt, sich jede Führung in ihm vorbehalten. Aber es ist eine schlimme Führung und eine traurige

Aristokratie. Es ist so ziemlich der Volksabfall Frankreichs, der, von seinem Schicksale hierhergeweht, einer neuen Kultur als Dünger dienen soll. Was unfähig ist oder zu allem fähig, was nicht gut getan oder eine „Affäre“ gehabt, was nicht vorwärtskommen konnte, das kommt, stolz auf sein echtbürtiges Franzosentum, in die Regentschaft, um sie als rechtmäßiges Eigentum in Besitz zu nehmen. Sie bilden die Kolonisten; aber statt am grünen Felde sieht man sie am grünen Tische. Sie kennzeichnen diese Armee, die man nie bei Übungen, immerzu aber in Schenken sieht. Man muß Frankreich in seinen Kolonien gesehen haben, um den vollen Eindruck seines Niederganges zu haben. Es schickt Beamte, baut Bahnen, fraternisiert mit den Eingeborenen — natürlich immer mit den Minderwertigsten unter ihnen; denn die besseren sind sich dafür zu gut —; aber seine Kaufleute denken nur daran, wenn sie aus dem Lande ein paar tausend Francs Rente geschunden haben, nach Frankreich zurückzukehren, das sie eigentlich nie verlassen haben. Es gibt kein geistiges Leben in diesen Ländern. Der Spieltisch und ein paar in Unehren grau gewordene Kokotten sind seine Zentren. Bei ihnen finden sich die Offiziere, wenn sie nicht gerade beim Absinth von einer Revolte gegen die verhaßte Regierung träumen; hier ist Frankreich, nicht hinter dem Pflug, der Maschine, oder im Kontor.

Die Araber, das einstige Herrenvolk, verschließen ihren Haß gegen die fremden Eroberer mit verborgener Tücke. Aber das Feuer glimmt weiter . . . Und als ich in Kairuan, der heiligen Stadt, einmal unbeachtet mit einigen Arabern während einer blauenden Mondnacht sprach, da schlug es in hohen Flammen empor. Ist dies Volk, das einst der Menschheit eine ihrer großartigsten Kulturen gab, wirklich zur Knechtschaft unter dem Abfalle einer untergehenden Nation bestimmt? Es scheint leider. Leider, sage ich. Denn niemand, der hier Franzosen und Araber beobachtet, kann zweifeln, wo die größere Vornehmheit und die edlere Rasse zu finden sind. Allerdings, die Franzosen haben Literatur und Theater. Aber was für eine Literatur und was für ein Theater! Die übliche

Romanmarktware und die automatisch funktionierende Ehebruchspoffe. In den Auslagen der Kunsthändler Farbendrucke, die Opernszenen illustrieren. Dazu Scheelsucht, Anmaßung, kalte Höflichkeit, rücksichtslose Ausbeutung, verbunden mit der Unfähigkeit, wirtschaftlich neue Werte zu schaffen . . . Zwei Dekadenzen, die einander ablösen.

Der Fanatismus allein ist heute eben unvermögend geworden. Der Gott der Schlachten entscheidet nach der Leistungsfähigkeit der Waffenfabriken. Dies verurteilt die Araber zu dauernder Niederlage. Den alten Fanatismus spürt man noch, wenn man in die während der Gebetszeiten gefüllten Moscheen sieht, den hieratischen Ernst der Gläubigen mit leisem Schrecken beobachtet. Dies kann mit christlicher Frömmigkeit nicht verglichen werden; solcher Glaube wird aus heißeren, vulkanischen Quellen gespeist. Wer der Geißlerfekte der Kiffua bei ihren Übungen zugesehen, der ahnt die Tiefe der Klust, die jene Welt von uns trennt. Ferne von dem fränkischen Barbaren überfüllten Tunis, im uralt ehrwürdigen Kairuan, kann man sie sehen, den Pulsschlag des arabischen Herzens behorchen.

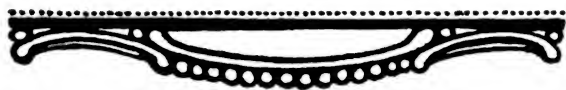
Der Hof einer Moschee. Klein, ohne Schmuck. Oben führt ein Bergweg vorbei, von einer weißen Mauer geschieden. Nebenan hebt sich, schlank und weiß, das Minaret. Hier drängt sich eine sonderbare Menge, die aus unseren tollsten Träumen herzukommen scheint. Greise, Männer, Jünglinge, Kinder. Ihre Lumpen schimmern in allen Farben, ihre Gesichter verzerren sich in gleichem ekstatischen Taumel. Eine dumpfe Musik dröhnt, eintönig, ohne Melodie hämmert sie in die Ohren. Die Gläubigen schließen eine Reihe, wiegen sich auf den Füßen, lange, lange, sich gegenseitig haltend und so davor bewahrend, vor Schwindel niederzustürzen. Dazu stöhnen sie immer dieselben Ausrufe, sich betäubend und so sich dieser Welt entrückend, näher zu Allah hin. Und plötzlich springt einer aus der Reihe, wankend; er schlägt sich auf die Brust, wirft das Obergewand ab. Lauter begrüßen ihn die Becken der Musik; man bringt ihm Rapiere, Schwerter. Er löst die Haare; vom Hinterkopfe flattern sie, während er tanzt

und heult, wie schwarze Schlangen durch die Luft und über das geschorene Haupt. Plötzlich ergreift er ein Florett; und langsam, während dem blasierten Europäer der Atem stockt und ein leichter Schauer über den Rücken fährt, treibt er es sich in die Schulter. Verzückt gleitet er in die Knie; ein anderer schlägt mit einem Hammer auf den Griff, so daß sich die Waffe immer tiefer ins Fleisch bohrt. Kein Schmerzenslaut; der Verzückte rennt, das Florett mit den Händen haltend, im Kreise umher. Und wieder ertönt die Musik lauter; andere springen vor, taumeln wie Besessene, werfen mit zitterndem Eifer die Kleider ab. Der Gott, der Opfer und Blut begehrt, ist in ihnen. Man bringt Schwerter; der eine, fast schon ein Greis, stößt sich zwei davon in den Magen. Ein Knabe schreit auf; man bringt ihm einen zerbrochenen Glaskrug, und er laut große Stücke Glas, will mehr, immer mehr. Dabei beschreiben seine Hände weite Linien in der Luft, in der, wie ein unsichtbares Feuer, der Wahnsinn lobert. Schon kann das Auge der Fülle der Verzückten nicht mehr folgen. Einer, dem der Scheikh die Spitzen aus dem Leibe zieht, wankt; aber der Scheikh murmelt ihm hastig den heiligen Zauberspruch ins Ohr, küßt ihn und wehrt mit dem Daumen dem aus den Wunden quellenden Blute. Für einen jeden hat er den Segen; und nur ein einziger von allen windet sich vor Schmerz am Boden. Alle anderen gehen ruhig und stolz und ohne Zeichen von Schmerz von dem Scheikh. Er ist ein wunderbarer Mann, stattlich, mit mächtigem schwarzem Barte, einem kühnen Munde und blutroten Lippen. Das schönste aber sind seine königlichen, lobenden Augen. Unwillkürlich macht unsere Phantasie aus seinem Turban eine Sultanskrone.

Ich habe ihm nachher einen Frank Trinkgeld gegeben. Er wartet darauf, sagte der Führer. So entstellt das Geld das Heiligste. Noch immer folgen die Aissua inneren Rufes. Wie lange wird es aber dauern, und die Fremden werden aus den wilden Verzückungen ein religiöses Variété gemacht haben? . . . Europa, die Verderbliche, verdirbt alles. Aus dem Spiele mit Leben macht sie einen Handelsartikel. Wir tragen sie immer in uns. Mögen auch Meere zwischen uns

und ihr liegen, wir bringen sie doch nicht mehr los. Darum ist es ein vergebliches Bemühen, ihr entkommen zu wollen. Hier, am Rande der Wüste, da sie überwunden schien, saß die Europa auf einem kleinen, elenden Silberstücke und verlachte den Narren, der vermeinte, ihr entschlüpfen zu können.

Über die Mauer aber guckte, jung und verschleiert, eine arabische Frau. Sie sah auf die blutenden und schreienden Männer und dann auf die Franken, lächelnd und ein wenig begehrtlich. Die Araber, in ihrem heiligen Eifer, bemerkten sie nicht. Sie aber blickte mit sehnächtiger Koketterie auf die Europäer. Das Blut floß; und Blut regt an . . .



Redaktionszettel

Der Kaiser hat sich wieder einmal höchst unfreundlich über die Presse ausgelassen. Er sprach von „mangelndem Verantwortlichkeitsgefühl“ und „zweiundzwanzigjährigen Herren ohne Studien und Examina“, die „in dem größten, geachteten Blatte der Welt Artikel schreiben können“. Der Kaiser ist in diesem Punkte wirklich höchst mäßig unterrichtet.

Die großen Zeitungen sind kapitalistische oder Parteiunternehmungen; wer glaubt, daß in ihnen kein Verantwortlichkeitsgefühl lebendig sei, erkennt das innerste Wesen solcher Unternehmungen. Alle diese Blätter haben eine Instanz über sich, die täglich und stündlich die größte Rücksichtnahme fordert: das ist der spezielle Leserkreis. So viel Verantwortlichkeitsgefühl, wie ein wohlbesoldeter Journalist, hat auf der Welt überhaupt niemand mehr. Wollte er sich unabhängig gebärden: man würde ihm die innere Gebundenheit seiner Stellung von einem Tag auf den andern deutlichst demonstrieren. Die Folge davon ist, daß der Ton der deutschen Presse einen tödtlichen Ernst zur Schau trägt; man trifft nie auf Launen, nie auf Imagination, nie auf eine temperamentvolle Abartigkeit gegen die — Leser. Der Kaiser liest von allen deutschen

Blättern einzig den „Lokalanzeiger“ vollständig; da könnte er die Studien machen, die ihm offenbar fehlen.

Aus dem einen Irrtum ergibt sich der andre. Wo die Konvention herrscht, spielt die ungebärdige Jugend keine Rolle. In den beträchtlicheren Blättern sind fast durchweg ältere Herren, ja betagte Greise maßgebend. Die Bählebigkeit ist durchweg die Signatur der deutschen Pressevertreter. Deswegen ist auch die Tonart der meisten Blätter durch Jahrzehnte hindurch konstant, und deswegen ist der deutsche Leser auch hinreichend versorgt, wenn er ein einziges Blatt liest. Hat er sich einmal die Mühe genommen, sich über die Tendenz der verschiedenen Zeitungen zu orientieren, so kann er sich ihre Urteile und ihre Stellungnahme ganz von selbst konstruieren; er braucht die Beleuchtung der Tatsachen nur aus dem Jargon seines Leibblattes in den des betreffenden andern zu übersetzen. Die Jugend ist nicht immer ein Gut, denn sie ist oft identisch mit Unreife; aber wo die Jugend ganz fehlt, da beginnt die Monotonie. Die Ehrenmänner, die die deutsche Presse bedienen, haben meist eine Praxis hinter sich, die ihre Brauchbarkeit für den Unternehmer besser beweist als Examina irgendwelcher Art. Junge und unverbrauchte Kräfte sind rar; sie haben keinen Marktwert, und das ehrsüchtig gehäufschette Publikum würde sich empören, wenn sie redeten.



In Stuttgart ist die Lehrmittelfreiheit der Volksschüler namentlich durch das energische Vorgehen der Sozialdemokratie durchgesetzt worden. Dieser Erfolg ist aller Achtung wert. Man hat in der Schweiz mit den weitgehendsten Vergünstigungen an die Schulkinder die besten Erfahrungen gemacht; und, wenn irgend wo, sind demokratische Prinzipien in der Schule die allein richtigen. Die Volksschule hat nur dann Berechtigung, wenn die Chancen der Entwicklung für alle Kinder genau dieselben sind; und hier die Wohltätigkeit zu Hilfe zu rufen, heißt die staatlichen und kommunalen Einrichtungen zu Schnorrinstituten herabwürdigen.

Würde die Lehrmittelfreiheit in allen Schulen, auch den höheren, durchwegs eingeführt, so wäre auch der fortwährenden Abänderung der Schulbücher, die den Verlegern und Verfassern reichen Gewinn bringt, kinderreichen Familien dagegen schwere Opfer auferlegt, ein Ziel gesetzt. Sehr zum Segen des Unterrichts. Denn die alten, etwas pedantischen, aber reichhaltigen und gediegne Lehrbücher waren wirklich besser als die jetzt üblichen, pädagogisch

auffrisierten, in denen der Wissensstoff — der Kern der Schulbildung — möglichst bis auf ein Minimum verflüchtigt wird.



Die Kolonialskandale sind durch die Affäre des Majors Fischer glücklich wieder um ein saftiges Kapitel bereichert worden. Erzberger wird schon recht haben, wenn er immer wieder Enthüllungen über Enthüllungen in Aussicht stellt.

Sollte indes das deutsche Volk, das sich jetzt so sehr sittlich entrüstet, nicht an all dem Unrat mit Schuld tragen? Die Behandlung aller kolonialen Angelegenheiten war eine höchst sonderbare. Nirgends werden so viel Kuhhandelsgeschäfte geschlossen, wie hier; nirgends wurde die Behörde so, wie hier, zu einer geheimnisvollen und hinterhältigen Geschäftsführung gedrängt; nirgends feierte journalistische und parlamentarische Kleinigkeitskrämerei ähnliche Orgien, wie hier. Man behandelte prinzipiell jede Frage als politische, mochte sie auch — wie die Errichtung eines selbständigen Staatssekretariats — eine rein administrative sein. Es ist immer so, als hätte man sich an den Besitz von Kolonien noch nicht gewöhnt. Nun: wir haben sie. Wenn die Herren Volksvertreter sich das recht lebendig vor Augen halten und danach handeln, wird schon ein großer Schritt dazu getan sein, die Verhältnisse erquicklicher zu gestalten. Denn dann wird der Behörde die Gänse genommen sein; sie wird weit rücksichtloser und fester durchgreifen, wenn sie weiß, daß ihr nicht aus jeder Affäre noch ein Strick extra gedreht wird.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inzeratenteil: R. Rief in Leipzig. Verlag der Funten G. m. b. H. in München. Druck: Rogberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmackhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt feck und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lehzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und witzigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben von J. Jobst. Brosch. M. 2.—, in Leinw. geb. M. 3.—.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Röthe der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressstimmen:

Ein Buch von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nichts von Politik wissen wollen (Rhein.-Westfäl. Zeitung). Das Buch steht in seiner schmucklosen Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Flut des Tages an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, portisch und politisch von bleibendem Wert (Allgem. Zeitung).



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■
Bringt Geld ■■■■■ Belehrend.
Bestellen Sie sofort das neue
Prämien-Geduld-Spiel **Pharos**
gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken
(aller Länder) franko vom Verleger:
C. Bahr, Breslau 11, Zobtenstraße 11.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
88. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende solcher Laster
selbst ihre Wiederherstellung dem-
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter u. für **Weihnachten**
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt **franco und kostenlos!**



Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.



Une page de musique inédite

Tous les Samedis.



FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.



Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange & Mainz



Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mäßigen Preisen das

**Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27.**

Illust. Broschüre, Referenzen usw. gratis und franko.



GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.C.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6¹/₂ in. by 4 in., and ¹/₄ in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambskin, 3/6 net, per volume.

- | | |
|---|---|
| <p>Evelyn's Diary. Lamb's Works. The Vision of Dante. Peacock's Novels. Boswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. Hawthorne's New England Romances. Tennyson's Poems. Poems of Wordsworth. The Shorter Works of Walter Savage Landor. Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets. Autobiography of Benvenuto Cellini. The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Homer's Iliads. Translated by George Chapman. Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's Plays and Poems. Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Mungo Park's Travels. Herrick's Poems. The Novels of Laurence Sterne. Plays and Poems of Christopher Marlowe. The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols.</p> | <p>Letters of Horace Walpole. The Ingoldsby Legends. Mrs. Browning's Poems. 2 Vols. Shakespeare. 3 Vols. Milton's Poems. Burns' Poems. Don Quixote. Bacon's Works. Shelley's Poems. Pepys' Diary.</p> |
|---|---|

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. **Se. 6d. net.**
BOTTICELLI. By Richard Davey.
Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
GOZZOLI. By Hugh Stokes.
RAPHAEL. By Edgcumbe Staley.
VAN DYCK. By Hugh Stokes.
G. F. WATTS. By Dr. R. Pomtini.
TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.
TITIAN. By Malcolm Bell.
FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
ROSSETTI. By Ernest Radford.
FRA ANGELO. By Edgcumbe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

THE SMART SET
 A Magazine of Cleverness
TOWN TOPICS
 The Journal of Society
LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: **Saarbach's News Exchange, Mainz**

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
 Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 25 fr. 20; six mois, 15 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: **Saarbach's News Exchange, Mainz.**

Rudolf Baur, Innsbruck
Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-
Loden-Stofffabrikate für Herren
 und Damen.

Zell- u. portefreier Versandt u. ganzDeutschland.

KATALOG. Illustriert mit über 2000 nützlich u. unentbehrlich Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner verlässt sich solchen unbesorgt und franks zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Bolligen.

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange = Mainz

Le Figaro, Paris

Der „Figaro“ (Paris) hat in seiner Nummer vom 27. Juli mit dem ersten Artikel einer für uns interessanten und für unsere westlichen Nachbarn hochwichtigen Serie von Aufsätzen über „Das heutige Deutschland“ begonnen.

Der bestbekannte Verfasser und glänzende Feuilletonist Jules Huret bereist seit einiger Zeit studienhalber unseren heimatischen Boden, um mit der an ihm gerühmten feinen Beobachtungsgabe und Gründlichkeit Land und Leute kennen zu lernen. Wir haben aus gleicher Feder bereits eine ähnliche Studie über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich eines durchschlagenden Erfolges in beiden Weltheilen zu erfreuen hatte, schätzen gelernt und glauben daher ein gleich günstiges Resultat erwarten zu dürfen von einer sachlichen, gerechten Darstellung des Deutschland von heute in geistvoller, französischer Beleuchtung.

Daß der begabte, liebenswürdige Verfasser unser Land und seine Bewohner, unser Familien- und öffentliches Leben, unsere staatlichen, kommunalen und privaten Einrichtungen usw. seinen Landsleuten im „Figaro“ vorführen will — dafür können wir dem gefeierten Autor nur Dank wissen — denn eine, wenn auch schmale Planke auf der Brücke der Verständigung zwischen zwei großen wirtschaftlich und kulturell aufeinander angewiesenen Nationen könnte vielleicht dadurch fester gefügt werden.

Abonnementspreis des Figaro M. 6.— netto per Monat; zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch Saarbach's News Exchange in Mainz, London, Mailand, Generalagentur des Auslandes für „Le Figaro“, Paris.



III. Jahrgang

1906

51. Heft.

Der Hausherr

„Schwarzseher dulde ich nicht; und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus, und wenn er will, suche er sich ein besseres Land.“

Die Tonart ist nicht mehr neu. Wir hörten sie bereits vor mehr als einem Duzend Jahren, als die Mörgler ermahnt wurden, den Staub Deutschlands von den Schuhen zu schütteln. Und vor kurzem kehrte sie wieder in dem Ausruf: „Die Schwarzseher verbannt!“ Schon damals gab man sich die redlichste Mühe, auszuknobeln, wer mit den „Schwarzsehern“ wohl gemeint sein könne. Aus dem Worte selbst läßt sich ja leider so gut wie nichts entnehmen. Wenn die Schwarzseher Menschen sind, die nicht alles in Rosa sehen, so würde die übergroße Mehrzahl aller Staatsbürger unter sie zu rechnen sein; aber dann wäre es schwierig, sie loszuwerden, wenn man das Vaterland nicht in eine Wüstenei verwandeln wollte. Jetzt hat ein freisinniges Blatt eine Diskussion der Kaiserrede im Reichstag in Aussicht gestellt, um hinter das Geheimnis zu kommen. Leider wird daraus nichts werden, da die Rede nicht im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht worden ist. Wir

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Der Schneuzprozeß | 1425 |
| Rußland und Europa / von Victor von Ostro- dumoff | 1430 |
| Jens / von Johannes W. Jensen | 1435 |
| Soziale und sexuelle Ehen / von Victor Hädwiger | 1446 |
| Redaktionsecke | 1450 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Durrstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratennannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 13a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Salensee, Bornstedterstr. 10.



III. Jahrgang

1906

46. Heft.

Der Schneuzprozeß

Man braucht sich vor der Justiz — sei's nun die militärische oder die zivile — nicht gerade zu fürchten. Wenn es auch kein Genuß ist, verdonnert zu werden: es gibt immerhin Fälle, in denen man sich damit abfindet, weil der Genuß des Delikts die Pein der Strafe versüßt. Daß sich etwa jeder verurteilte Presssünder kreuzunglücklich fühlt, vermag ich nicht zu glauben; er wird sich, falls er recht flott ins Zeug gegangen ist, während seines Aufenthalts im Cacht immer wieder sagen: „Gut gegeben habe ich's ihnen doch.“ Wer sich ein besonderes Vergnügen leistet und dadurch mit dem Gesetze kollidiert, hat doch wenigstens etwas gehabt; er wird seine Vergehung nicht durch Reue entehren, sondern mit fröhlicher Verstocktheit das unvermeidliche Übel der Gesellschaftsraube auf sich nehmen. Nur das bewusste und gewollte Delikt lohnt die Strafe.

Übel aber ist jeder daran, der aus Versehen sündigt. Er hat das nagende Bewußtsein, eine Dummheit oder Ungeschicklichkeit begangen zu haben, ein Bewußtsein, das eines erwachsenen, gebildeten Menschen nicht würdig ist und in fataler Weise an die Seelenzustände jener Zeit erinnert, wo dem nicht

stubenreinen kleinen Sünder die Höbchen stramm gespannt wurden. Ist der Grund der Bestrafung vollends eine Handlung, die nicht an und für sich, sondern nur unter ganz bestimmten, dem Delinquenten nicht geläufigen Umständen als Vergehung betrachtet wird, dann steigert sich wohl die wehmütige Erbitterung bis zur Naserei; der Gedemütigte, sonst der sanfteste und umgänglichsie Mensch, schlägt vorn und hinten aus und findet, daß die heutige Gesellschaftsordnung keinen Pfifferling wert ist.

So ging es dem Rechtsanwalt Dr. Schmidt aus Magdeburg. Auf der Kontrollversammlung, der er als Ersagreservist (also als Nichtgebienter) beiwohnte, geschah's, daß er nach dem Kommando „Stillgestanden“ die trüfelnde Nase schneuzte. Diese Straftat glaubte der Hauptmann von Heerwarth mit einem Tage Arrest sühnen zu müssen. Denn das Nasenpuzen war, wie der Hauptmann fand, in einer Weise ausgeführt worden, daß darin entweder Hohn lag oder bewußte Mißachtung des militärischen Befehls oder eine ganz außerordentliche Gleichgültigkeit, die Strafe verdiene. Aus den Erörterungen des Schneuzprozesses, der am 6. d. M. in Magdeburg stattfand, geht nicht hervor, inwiefern sich die Ausschleimungsmethode des Rechtsanwalts von der sonst üblichen unterschied; daß er den Nasenextrakt etwa mit zwei Fingern weit von sich geschleudert oder den Riechapparat mit der Ärmelnaht frottiert haben könnte, wird man von einem Vertreter der gebildeten Klassen nicht voraussetzen dürfen, und so wird anzunehmen sein, daß lediglich der Trompetenton, den der Berliner drastischer bezeichnet, jene kräftige und schmetternde Klangfarbe gehabt hat, wie sie verstopften und verknopften Gehäusen leider eigen zu sein pflegt. Das beruht auf einem physikalischen Gesetz, wie schon die Kinder wissen, die die Röhre einer Weidenflöte mit einem Pfropf, der nur ein geringes Luftloch läßt, verschließen. Da man nun, um den Inhalt der Nase zu entleeren, unbedingt die Luft nach außen blasen muß, sind Töne nicht zu vermeiden, die nur ein ausgebildeter Spezialartist auf eine Weise zu modulieren vermöchte, daß sie dem Ohre eines Hauptmanns wohlgefällig klangen.

Da der Rechtsanwalt, dem weder die Verhängung noch die Vollstreckung der Strafe behagte, über den Hauptmann Beschwerde führte, dabei aber weder den ordnungsmäßigen Instanzenweg innehielt noch die Worte so abmaß, wie es der Götlichkeit eines militärischen Vorgesetzten gegenüber vorgeschrieben und ratsam ist, zitierte man ihn nachmals vor ein Militärgericht. Die Verhandlung atmete einen grausamen Ernst. Der Verhandlungsleiter verlas die Beschwerdeschrift Schmidts und hielt dem Angeklagten die maßlose Übertreibung jeder Wendung vor. „Wie kann der Angeklagte“, fragte er, „von drakonischer Strenge bei Verhängung einer milden Arreststrafe sprechen, obgleich er doch als Jurist wissen mußte, daß die drakonischen Gesetze Felddiebstahl und Müßiggang mit dem Tode bestrafen?“ Ich habe selten eine richterliche Frage von so schöner Sachlichkeit gehört und bin fest überzeugt, daß der Verhandlungsleiter, dem als gebildeten Mann die kopernikanische Weltanschauung bekannt sein muß, niemals von einem Aufgehen der Sonne sprechen wird. „Ost ist sogar ein Biwak im Felde eine unangenehmere Sache, als vierundzwanzig Stunden Arrest wegen Rührens im Gliede.“ Die Logik dieses Satzes ist geradezu schlagend für jeden, der der Meinung ist, man biwakiere zur Strafe. Sollte es dem Verhandlungsleiter unbekannt sein, daß nahezu jede bürgerliche Tagesarbeit erheblich mühsamer und unbequemer ist, als ein vierundzwanzigstündiges Müßiggehen in einem wenn schon wenig komfortablen Raum? „Offenbar hat der Angeklagte keine Ahnung von dem Zweck des Heeres, wenn er sich in solchen Übertreibungen, wie vom Austreiben der Militärfreudigkeit, ergeht.“ Wieviel Sätze, soviel Böcke. Man kann vom Zwecke des Heeres eine sehr schleierhafte Ahnung haben und dabei sehr gern dienen, und man kann den Zweck des Heeres vollkommen durchschauen und das Soldatensein hassen. Die pommerschen Grenadiere haben sich im siebenziger Krieg gewiß den Ruhm tüchtiger und freudiger Soldaten erworben; ob sie aber bessere Sozialpsychologen waren, wie jeder Rechtsanwalt schon von Beruf wegen sein muß, ist mehr als fraglich, um so mehr, als gerade jetzt eine Enquête veröffentlicht wurde, die den erschreckend niedrigen

Bildungsgrad der heut, bei fortgeschrittner Bildung, in Pommern stationierten Truppen demonstriert.

So unlogisch zu sein, wie's der Verhandlungsleiter war, hat nur ein Mann den Mut, der von seiner Sache völlig überzeugt ist. Nur die Überzeugungstreue, die von Skepsis nie getrübt wurde, weiß so pathetisch über die moralischen und sozialen Folgen des Schneuzens zu reden. Dieselbe knallende Wiederkeit charakterisiert die Aussage des eidlich vernommenen Hauptmanns von Heerwarth. Er erklärte, sich durch die Beschwerdeschrift des Angeklagten nicht als Mensch, sondern lediglich vom Rechtsstandpunkt aus als Offizier beleidigt gefühlt zu haben. Danach besteht der Mensch, der gleichzeitig Offizier ist, aus zwei Teilen, die man sich futteralartig ineinandergeschoben denken kann, wie etwa das Futter in einen alten Hut. Den Hut darf man besprühen, aber man hüte sich, einen Klex ins Futter zu machen. Das rächt sich. Nach dieser Einleitung beschrieb der Herr Hauptmann erst umständlich die Situation, in der das vorschriftswidrige Schneuzen stattfand, alsdann das Schneuzen selbst.

Hierauf trat der Ankläger, Oberleutnant von Roge, in Aktion. Er beantragte vierzehn Tage gelinden Arrest.

Daß dem Angeklagten bei der feierlichen Prozedur angst und bange wurde, ist schließlich kein Wunder. Er blieb zwar dabei, daß sein Nasenschneuzen eine ganz unwillkürliche, rein reflektorische Bewegung gewesen sei, aber er gab prinzipiell zu, daß man objektiv die Verhängung der Strafe begreiflich finden müsse. Da er nicht Soldat gewesen sei, bat er, auf eine möglichst gelinde Strafe zu erkennen. Man diktierte ihm darauf zehn Tage. Das ist sehr bitter, aber gerecht. Denn, um es gerade herauszusagen, der Rechtsanwalt Schmidt hat sich gar zu taperig benommen. Seine Aufregung über die ihm ungerade scheinende Strafe war begreiflich; aber als gebildeter Preuße hätte er wissen müssen, daß der einzelne mit Entrüstung nichts austrichten kann gegen eine allmächtige Organisation, wie es die des Heeres ist. Er hätte also unter allen Umständen ein Vorgehen vermeiden sollen, daß ihn, wie die Verhältnisse rechtlich und tatsächlich nun einmal liegen, in die

undankbare Lage des Angeklagten bringen mußte. Darum durfte er in seiner Beschwerdeschrift weder auf das Schwindeln der Militärfreudigkeit hinweisen, noch eine persönliche Kritik an dem strengen, aber gerechten Hauptmann üben. Er hätte sich durchaus auf das beschränken müssen, was unter allen Umständen straffrei bleiben mußte, auf eine sorgfältige und ins einzelinste gehende Beschreibung seiner Nasenverhältnisse. Dabei hätte er möglicherweise die Ruhe seines Gemüths völlig wiedergewonnen, denn es wäre ihm alsdann aufgegangen, welcher Fonds von Komik im letzten Grunde dieser Affäre begraben liegt.

Er hätte schildern müssen, wie es in seiner Nase zu kitzeln und zu bohren anfing; wie gerade nach dem Kommando, als der Hauptmann auf die Bedeutung der Kontrollversammlung hinwies, die ohnehin dürftige Öffnung im hinteren Nasenraum zuzuwachsen schien; wie sich bei der Schilderung des Ernstes der Lage aus der Mäuser Tropfen bildeten, während sich inwendig, der Nasenwurzel entgegen, ein stechender Klotz zu blähen begann; er hätte sofort nach der Versammlung zum Arzte eilen und den Inhalt seiner Nase sondieren lassen müssen, um Breite und Länge des Lochs zu messen, und Probe niesen müssen, um die normale Tonstärke seines individuellen Riechorgans feststellen zu lassen; er hätte der höheren Instanz seinen Gesichtserker mit demselben Eifer entgegenstrecken müssen, wie der rabelaisische Panurg seine Braguette den Damen, auf daß sie ihn sähen, befühlten, begutachteten; er hätte die Methoden des Nasenschneuzens aufzählen und diskutieren müssen, wie Gargantua die einer andern säubernden Funktion, um darzutun, daß seine die kürzeste, angenehmste, dezenteste und zweckmäßigste sei; kurz, er hätte das, was er als selbstverständlich voraussetzte, beweisen müssen: daß der gebildete Mitteleuropäer unter bestimmten, hier zutreffenden Umständen durchaus die Gewohnheit hat, sich die Nase zu putzen, und daß er es unter eben diesen Umständen auf keine andere Art tun konnte, wie er es tat. Um Behörden etwas klarzumachen, dazu ist eine lange Leitung notwendig.

Ob der Herr Rechtsanwalt damit etwas erreicht hätte? Ich bin kein Prophet und will's nicht behaupten. Aber hinein-

gefallen wäre er sicherlich nicht, und er hätte nicht den Schneuzprozeß erlebt, der zwar für den Draußenstehenden von köstlicher Komik war, aber nicht für den Bezichtigten und Bedemütigten.



Rußland und Europa / von Victor von Ostrodumoff / aus dem russischen Manuskript übersetzt von Paul Scheerbart*

Der Freiherr Alexis von Engelhardt hat am 5. Juli 1906 in einer Berliner Tageszeitung wörtlich gesagt: „Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Engagierung der westlichen Nachbarn Rußlands bei schrankenlosem Ausbruch des revolutionären Wahnsinnes auf russischer Erde wird wohl kaum zu leugnen sein.“

Mit andern Worten heißt das: wenn in Rußland die regierungsfeindlichen Parteien die Oberhand gewinnen, so werden deutsche und österreichische Truppen „wahrscheinlich“ die russischen Grenzen überschreiten und einen Ton mitreden wollen.

Täten das aber deutsche und österreichische Truppen, so wär's sehr bedauerlich; man begibt sich nicht ohne Not dorthin, wo der Wahnsinn ausgebrochen ist. Westeuropa hat allen Grund, zufrieden zu sein, wenn es der „revolutionären“ Armee Rußlands späterhin nicht einfällt, die deutsche und österreichische Grenze zu überschreiten.

Die anfangs angeführten Worte des Freiherrn von Engelhardt sind frevelhafte Worte — es sind Worte, die in ernstesten Zeiten nicht ausgesprochen werden sollten.

* Der hier zum ersten Abdrucke gelangte Artikel wurde mir vom Verfasser persönlich zur Übersetzung übergeben. Eine Broschüre „Die vereinigten Staaten von Europa“ soll diesem Artikel folgen. Der Übersetzer.

Wie ernst die Zeiten augenblicklich sind, scheint man in Westdeutschland noch immer nicht begreifen zu wollen; wer in den letzten drei Jahren in Rußland gelebt hat, weiß, was er von einem Volke, in dem der Wutwahnsinn bald „alle“ gepackt haben wird, zu erwarten hat.

Als im Jahre 1789 Paris der Schauplatz einer großen Revolution war, da wurde der revolutionäre Wahnsinn im Handumdrehen zum kriegerischen — und die Volksarmeen wandten sich plötzlich nach außen gegen die andern Staaten. Und das förderten die Führer der Bewegung mit gutem Grunde, da sie anders zu Hause nicht die genügende Bewegungsfreiheit erlangt hätten.

Glaubt man, in Rußland wird's anders kommen?

Und sind darum nicht die anfangs angeführten Worte des Freiherrn von Engelhardt „frevelhafte Worte“ zu nennen?

Die gemeingefährliche Expansion des Slawentums befindet sich immer noch in der Entwicklung; die Niederlagen in Ostasien haben dem russischen Volksgeist ganz bestimmt nicht einmal die Haut gerigt.*

Wie ein Gespenst reckt sich dieser russische Volksgeist in die Höhe, und Westeuropa ist um seiner Selbsterhaltung willen schlechterdings verpflichtet, dieses Gespenst im Auge zu behalten; das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts sollte uns immer wieder zum Bewußtsein bringen, was ein wahnsinnig gewordenes — was ein blutdürstig gewordenes Volk vermag.

Hier gibt's nur die eine Frage: wie ist einem solchen Volke zu begegnen?

Und darauf gibt's zwei Antworten: eine negative und eine positive.

Die negative lautet:

„Einem solchen Volke begegnet man um aller Welt willen nicht mit der gepanzerten Faust — denn der Wahnsinnige ist immer stärker als der Vernünftige — und dieser nur hat

* Ich habe an keiner Stelle versucht, den Wortlaut des Original-Manuskripts zu verändern. Der Übersetzer.

was zu verlieren, jener nicht, da er den Verstand bereits verlor.“

Die positive Antwort aber lautet:

„Man muß ein derartig wahnsinnig gewordenes Volk so behandeln, wie ein guter Irrenarzt den einzelnen Wahnsinnigen behandelt: in beiden Fällen hat man zu versuchen, die Kranken auf andere Gedanken zu bringen; man hat die Wutenergie in eine andere Richtung zu bringen.“



Um das letztere im vorliegenden Falle zu realisieren, muß man die erhitzten Köpfe mit der Idee eines Europabundes anfüllen.

Ein solcher Europabund hat natürlich nur für den Antimilitaristen einen greifbaren Sinn.

Wenn es gelingt, das russische Volk rechtzeitig zu entwaffnen, so hat natürlich die europäische Kultur vom russischen Revolutions- und Kriegswahnsinn weiter nichts mehr zu befürchten.

Wenn es möglich wäre, unter dem Druck der drohenden Russengefahr eine helle Begeisterung für „die vereinigten Staaten Europas“ hervorzurufen, so wäre auch bald die russische Revolution in andre Bahnen geführt, die sozialistischen Revolutionselemente würden überall in Europa in den Hintergrund gedrängt werden — und man könnte überall in Europa in allem Ernste an eine Abrüstung im allergrößten Stile denken.

Will man nun der Abrüstung Sympathien schaffen, so muß man zunächst die journalistisch tätigen deutschen Offiziere mundtot machen; diese Herren sind so wenig an Widerspruch in ihrem Kasino gewöhnt, daß sie glauben, auch im größeren Publikum dürften sie ohne weiteres schneidig drauflosreden; die Herren müssen in dieser Hinsicht eines Besseren belehrt werden, damit sie zum Schweigen veranlaßt werden und die Entwicklung der allgemeinen großen Friedenspartei nicht weiter stören.

Der Generalleutnant z. D. von Reichenau sagte kürzlich in einem „Abrüstung“ überschriebenen Artikel: „Wer den Krieg als einen Faktor in der Weltbewegung erkannt hat, der sich ebensowenig ausschalten läßt wie jede andere natürliche Funktion, wird sich usw. usw.“

Demnach ist der Krieg eine natürliche Funktion.

Ein Satiriker würde diese Generalsätze ungefähr so parodieren dürfen:

„Wer die Gehirnerweichung als einen Faktor in der Weltbewegung erkannt hat, der sich ebensowenig ausschalten läßt wie jede andere natürliche Funktion, wird sich usw. usw.“

Statt Gehirnerweichung kann nun auch stehen: Einbrechertum, Gaunerei, Hachstaplertum, Mord und Totschlag usw. usw.

Na — die schriftstellernden Generale werden ja wohl noch ihr blaues Wunder erleben — überlassen wir die Herren ruhig dem Hohne der Zeitgenossen; diese unvorsichtigen „Volkredner“ haben's eben verdient.

Kurzum: der Krieg läßt sich eben genau so leicht ausschalten wie der Mord und das sonstige Verbrechen; die angegriffenen Elemente haben sich nur zusammen zu tun und gemeinsam gegen das Gemeingefährliche vorzugehen.

So wie man die Mörder durch Polizei und Fallbeil unschädlich für die Gesellschaft macht — ganz genau so hat man auch die Kriegsanstifter durch Polizei und Fallbeil für die Gesellschaft unschädlich zu machen. Während aber im ersteren Falle die Gesellschaft immer nur ein einzelner Staat ist, hat im letzteren Falle die Gesellschaft ein Staatenbund zu sein.

Wenn es durch Massenmeetings in allen europäischen Staaten durchgesetzt wird, daß sich die europäischen Staaten zu einem unlöslichen Bunde vereinen, in dem einer Zentralgewalt ganz allein die Entscheidung über Krieg und Frieden zufällt, so ist die Abrüstung danach ohne weiteres vorzunehmen.

Dabei kann ja jedem einzelnen Staate vollkommene Freiheit im Innern gelassen werden — in jeder Beziehung; jeder Einzelstaat kann auch nach seiner Fassung selig regiert werden; die

Zentralgewalt kann ja sämtliche Staatsformen anerkennen. Auch die Kolonialarmeen und Kolonialflotten könnten als Privatsache des einzelnen Staates angesehen werden. Der gesamte europäische Militarismus wird ein europäischer „mit europäischer Uniform“ und der einzelstaatliche Militarismus hat aufzuhören.

Dadurch würden nebenbei viele viele Milliarden für Europa gespart und für Kulturzwecke frei werden.

Dadurch würde auch eine Ablenkung von der Betonung des sozialistischen Elements möglich werden; die national-europäische Agitation würde doch auch die Kulturentwicklung im Innern der Staaten ganz gewaltig fördern.

Dadurch würde — last not least — Rußland auch gerettet werden; und die Rettung Rußlands wäre gleichbedeutend mit der Rettung der europäischen Kultur.

Wie die Deutschen Jahrzehnte hindurch für ein geeinigtes Deutschland schwärmten und kämpften — so müßten jetzt sämtliche Europäer für ein geeinigtes Europa schwärmen und kämpfen.

Die Unzuverlässigkeit der Volksheere im Kampfe gegen das Volk sollte man jetzt doch endlich für erwiesen halten.

Daß man in den meisten europäischen Staaten jahrzehntelang geglaubt hat, die Völker durch Volksheere im Zaume halten zu können, wird den späteren Historiker vielleicht veranlassen, unser Zeitalter als das der Idioten zu kennzeichnen.

Zu meiner Broschüre, die demnächst erscheinen soll, werde ich in präzisester Form die Durchführbarkeit des europäischen Staatenbundes klarlegen.



Die Menschheit nimmt sich zu ernst. Das ist die Erbsünde der Welt. Hätte der Höhlenmensch zu lachen verstanden — die Geschichte wäre ganz anders verlaufen.

Oscar Wilde.

Jens / von Johannes W. Jensen / einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von U. Nothenburg-Mens

Keldby* ist ein Handwerkerdorf, das von den Bauern aus der Umgegend lebt und sich wie eine lange, abgebrochene Straße von Häuschen auf beiden Seiten des Königsweges erstreckt. Auf jeder Türschwelle sitzt ein ganz kleiner Hund allererbärmlichster Rasse, der sich rüftig hält dadurch, daß er hinausstürmt und den Vorbeiziehenden bellend in die Beine fährt.

Eines Sommertages bewegte sich, umwirbelt von sämtlichen Röttern, ein Bauernbursche durchs Dorf die Chaussee entlang, und zwar nicht gehend oder laufend, sondern in Saltomortalen! Einen hohen Luftsprung nach dem anderen machte er, wobei er in der Luft eine ganze Umdrehung nach vorn vornahm und wieder mit den Füßen auf der Erde landete, so daß in dem harten Wege die Holzschuhe wie Kuhglocken sangen und die kleinen Steine unter dem Eisenbeschlag aufspritzten! Zwischen jedem Luftsprung juchheite er und langte mit den Armen glücklich nach den kleinen Hunden aus, die dicht davor waren, sich Darm und Zähne aus dem Halse zu toben!

Schuster Anton, der mit dem Klumpfuß unter dem Tisch und der Nase voller Lampenqualm versauert in seiner Werkstatt saß, streckte sein bleiches Gesicht zur Fensterscheibe hinauf, um zu sehen, wer der Tierquäler sei. Na ja, es war der Verrückte aus Graabblø, Jens Mechanikus. Heute war er doch vollständig außer Rand und Band!

Es fehlte nun auch nicht viel, daß Jens heute Sonnensysteme und Sterne vor sich sah. Er war auf der Post gewesen und hatte einen Brief bekommen, einen glücklichen Brief. Ein Offizier aus Kopenhagen hatte ihm geschrieben und ihm mitgeteilt, daß, falls er nach der Hauptstadt käme, er vorläufig eine Anstellung als Diener an einem Laboratorium bekommen könnte. Wenn er in seiner freien Zeit dann studierte und das Realegamen machte, würden sich schon Mittel und Wege finden, um ihn auf die Polytechnische Lehranstalt zu bringen. Und — wie der Offizier schrieb — obgleich Jens ein Bursch Mitte der Zwanziger sei, hoffte er doch noch zu seinen Lebzeiten ihn als Professor der Chemie an der Universität Kopenhagen zu sehen.

Als Jens den Brief gelesen hatte, nahm er einen Anlauf und saltomortalte sich den Weg entlang. Er sollte nun endlich, endlich das Weite gewinnen dürfen! Er sah seine Bahn vor sich, sein Ziel wie eine Welt von Licht und Reinheit, er sah sich in Wind und Wetter dahinschreiten, fern und hoch, hin zu den Arbeitshallen der Wissenschaft!

Die Bekanntschaft mit dem Offizier schrieb sich her aus Jens' Soldatenzeit. Jens hatte in Kopenhagen bei den Pionieren gestanden und hatte sich von

* Im nordöstlichen Jütland gelegen. (Anmerkung des Übersetzers.)

Anfang an durch seine Kraft und Gelehtigkeit bemerkbar gemacht, Eigenschaften, die sich selten im Körper eines Bauernburschen vereint finden. Er, der, bevor er als Rekrut eingestellt war, zwei Tonnen Roggen auf seinen Nacken hinaufschwlngen konnte, aber niemals den Kopf nach unten gehalten hatte, lernte in wenigen Wochen jede Turnübung nachmachen, die er sah. Etwas, wie die glatten Stangen allein mit den Händen zu erklettern oder über einen mit vier Matrasen bepackten Voel zu springen, war ihm bald eine Bagatelle. Beim Schlusse seiner Rekrutenzeit konnte er mit vollem Pioniergepäck am Körper einen Saltomortale auf bloßer Erde machen.

Das Soldatenseben war ihm keine Würde, sondern eines freien Mannes herrliches Dasein, währenddessen alle seine glänzenden Anlagen zur Entfaltung kamen. Er brachte Leben in die ganze Kompagnie, denn es steckte ein saufendes Tempo in ihm. Er war hell und freundlich, sorglos offen und war ja weder kriechend noch wichtigtuersich. Seine Lebenslust kannte keine Grenzen, mochte er nun singend wie ein Riese arbeiten oder sich in ungeheueren Narrenstreichen Lust schaffen, die ihn zum bewunderten Liebling der Kompagnie machten. Er war aufmerksam lebendig, stets aufgeweckt, er sah und empfand mit jeder Faser seines Körpers, er war äußerst geschwind im Auffassen und wie der Blitz wenn es zu handeln galt! Und zu jeder Zeit strahlte er von ungeheurer Zufriedenheit, seine Sehnen waren stets gespannt, er schnaubte feurig bei jeder Gelegenheit und riß die Augen auf wie ein junges Pferd, das die ganze Weide sein eigen nennt.

Aber gegen Ende seiner Dienstzeit wurde Jens der Liebling seines Hauptmannes und der Erste auch in einer anderen Beziehung. Man entdeckte nämlich, daß er neben seiner einzig dastehenden praktischen Erfindungsgabe und Fingerfertigkeit theoretische Einsicht in die Naturwissenschaften besaß. Der Hauptmann sprach eines Tages, als sie die Feldtelegraphie liebten, laut mit sich selbst darüber, wie er eine Ableitungsstelle für seinen Strom finden möchte.

„Spalten Sie den Baum da und stecken Sie den Draht durch die feuchte Borke hinein,“ schlug 217 vor. Der Hauptmann folgte dem Rat und seitdem wurde also Jens seine rechte Hand bei allen wichtigen Dingen.

Wo hatte Jens sein Wissen her? Das hatte er sich durch einen reinen Zufall verschafft. Einer der Kameraden, der Student der Medizin war, kam eines Tages mit seinem Bargelde in Verlegenheit und veräußerte zwei saubere und hübsch aussehende, aber im übrigen unaufgeschnittene Bücher an den gefälligen Jens. Es waren „Holtens Physik“ und „S. M. Jürgensens Chemie“. Am nächsten Sonntag begann Jens darin zu lesen. Sein Wissen von Haus aus beschränkte sich vor dieser Zeit auf das, was er in der Schule zu Graabille, mit einer mächtigen Nummer Eins ausgezeichnet und auf einem Beine stehend, von vorn und von hinten aus dem Katechismus gekonnt hatte. Die beiden neuen Bücher öffneten ihm die Pforten zur Universität.

Er war ja kein Leser, mit tieffter Verachtung sah er auf jede geistige Angelegenheit herab. Aber hier gab's sicheres Wissen, und er las, verzehrte die Bücher unter einer intensiven Wirksamkeit aller Sinne, einem selbstlichen

Wiedererkennen von allem, er ließ sich von den Worten des Buches durchdringen, erlebte sie bis zum letzten Grunde ihres Sinnes, seine Augen bohrten sich durchs Buch in die Unendlichkeit hinein, er trank Erkenntnis wie ein Docht Öl aufsaugt. Warum sollte er nicht empfinden, erleben ein Buch ebensogut wie einen Sturm oder ein Fieber? Das aber tat er, alle seine Nerven sättigte er mit neuen Reizen und prachtvoller Überzeugung, er schnellte in die H^öh, er lernte auf einmal die H^öhe und die Tiefe der Welt und seine eigene Tragweite darin erkennen, er sah seine Grenzen und verdichtete sich dadurch. Zum ersten Male ahnte er seine inneren titanischen Kräfte.

Die Chemie ergriff ihn am stärksten, denn die hatte fast vollständig den Reiz der Neuheit für ihn. Die Physik dagegen brachte nur Ordnung in eine Welt von bereits selbst gemachten Beobachtungen. Sowohl das Gesetz der Schwere als auch die Haarröhrchenwirkung war ihm im wesentlichen bekannt, seit er als Hirtenknabe auf dem Handrücken die Steine wog und Späne im Wasser schwimmen ließ. Er wußte sogar Dinge, die gar nicht in der Physik erwähnt wurden. So hatte er sich z. B. als Sandgräber überzeugt, daß gewisse ovale Steinchen mit einem aus Schichten bestehenden, braunen Kern immer in der Erde lagen und mit dem Ende nach einem bestimmten Punkt des Himmelsgewölbes zeigten, den er sich gemerkt hatte, aber über dieses Phänomen suchte er bei Holten vergebens eine Auskunft.

Im übrigen war es ja für Jens etwas wie eine wilde seelische Orgie, sich in die Elektrizitätslehre und die anderen Götlichkeiten der Physik zu stürzen. Durch Mark und Bein ging es ihm, wenn er die Geschichte der Dampfmaschine las, gierig machte er sich über dieses Kapitel und verzehrte es mit einem gewaltigen Genuß und einer gewaltigen Spannung und fühlte einen schmerzhaften Hunger nach mehr, als er zu Ende war. Er konnte das Buch, als er es einmal durchgelesen hatte. Aber es hatte die Thür zu einem dunklen Spalt seines Inneren aufgerissen, er war hier und da genötigt gewesen über einen Abgrund zu springen, von dem er nur wußte, daß er Mathematik hieß. Es mußte wohl hierüber etwas zu lesen gehen, sich ein Buch über die Sache verschaffen lassen.

Inzwischen warf er sich in seinen freien Stunden mit flammender Entdeckertlust auf die Chemie. Die Wonne, die er durchlebte, und den Triumph, der sich nun und von da ab stets in seinem Herzen niederließ, können die Menschen verstehen, die daselbe erlebt haben, läßt sich ja aber nicht ausmalen. Die Chemie ging ebenso geschwind und mit ebenso großer Natürlichkeit in sein Wesen über, wie Wasser den Kalk löst. Die Voraussetzung war vorhanden, Jens war ein geborener Liebhaber der sichtbaren und beweglichen Dinge, er hatte sich von seiner ersten zarten Kindheit an darnach geseht, mit der Natur und ihren Wundern eins zu werden. Er kannte alles, was einem frischen Menschen vor Augen liegt, und entbehrte nur den großen Zusammenhang. Beim Geruch reiner Erde, von der er sich ein Stück in einer Apotheke verschaffte, dünkte es ihm, als ob er den Herkunftsort des der ganzen Welt innewohnenden Strandgeruches besäße. Die

Kenntnis destillierten Fuselgeruches war ihm der Brennpunkt seines Erfahrungsmaterials von Triukern, Armenhäusern, Morgenerbrechen, Mattendivisionen und allem, was ihm von Kagenjammer und verpestetem Atem in Graaböle und Umgegend begegnet war.

Die Chemie war ihm nicht ein zwischen die Beine geworfener Knüttel, sondern eine gewaltige Lichtquelle, ein nährendes Fluidum, das in einem Nu sein ganzes durstiges Innere durchdrang. Deshalb wußte er sich keine liebere, süßere Melodie als eine recht endlose chemische Formel, deren Buchstabenreihe eine schöne Schwingung für ihn war, ein formfeines Rosait von Grundstoffen in Verkleidung. Da ihn niemand gelehrt hatte, wie das Wort „Formel“ auszusprechen sei, hatte er es sich beigebracht, als ob es Formeel hieße, welcher Aussprache er sich bediente. Und wäre er späterhin ein Führer geworden, so wäre man wohl genötigt gewesen, den Ton auf diejenige Silbe zu legen, die ihm paßte.

Das Leben bekam für Jens in der Zeit, als er auf den Flügeln seines ersten Kenntniskrausches dahinsog, ein anderes Aussehen. Wenn er studiert hatte, ging er aus, erkannte wieder, bestätigte die Welt, erschuf sie aufs neue. Er war vorher ein großer Beobachter gewesen, aber stets an der Oberfläche. Er trug ein unendliches und buntes Wissen in sich, das er sich aus dem Täglichen holte. Er grub keinen Torf, ohne sich zu merken, ob das, worauf er im Moose stieß, alte Birke oder Eiche war. Er hatte überhaupt niemals etwas an und für sich für langweilig angesehen.

Vollendung und Zweckmäßigkeit waren Punkte, denen sein Wesen stets bewegt zusteuerte. Er freute sich rein unmittelbar über das Weges eines Messers, bis es Wolle im Wasser zerschneidet, oder beim Schmieren eines Wagens. Bloß ein Stück Holz mit dem Messer abzurunden oder ihm eine schmeichelnde Form zu geben, war eine Beschäftigung, an der er sich weidete. Sein Geist an und für sich war also für die Naturwissenschaften bereit. Aber er hatte ja in den schweren Dingen auf Erden niemals etwas anderes als Steine gesehen, obgleich er sie liebte, weil sie schwer und hart waren, und gerade weil sie es waren. Nun gingen alle die einfachsten Befehle der Natur in ihrer unendlichen Perspektive vor ihm auf.

„Kost!“ Ach zum Teufel damit . . . es ist ja oxydiertes Eisen und nicht etwas, was man vom eisernen Pflug abschraubt! Wenn Jens nun einen Stein auf dem Felde aufsammete, so war er nicht damit fertig. Es war ja Quarz, Feldspat usw. Jens saug die Formeel her! Er erfüllte die Wachtstube der Kaserne mit lauten und sonderbaren Wonneliedern — äußerst zuzusammengesetzten, rhytmisch herausgeschleuderten, überchromsauren Verbindungen — er geriet außer sich über einen Eimer Wasser unter der Stimmung, daß er mit der Verbindung zweier vornehmer Luftarten zu tun hatte. Sonntags sah man ihn, den großen ansehnlichen Soldaten, mit Forscherfreude und Gespanntheit auf der Straße stille stehen und einen Kloakendeckel der Stadt betrachten oder sich niederbeugen und auf der Promenade mit dem Finger einen kleinen Haufen feinen Staubes zwischen den Pflastersteinen aufwühlen.

Oh, Jens maß bloß die Masse dieses Eisendeckels mit den Augen, genoß dessen Gediegenheit und memorierte alles über „Fe“. Oder es fiel ihm ein, daß man bei einer mikroskopischen Untersuchung des feinen Staubes auf dem Pflaster natürlich ganz kleine abgenutzte Teile von fast allem, was stofflich in der Stadt war, würde finden können. Nach rechter Soldatenart die Hände mit den beiden Daumen an den Leibgurt hängend, schlenberte er in Kopenhagen umher, angezogen von allen merkwürdigen und nicht merkwürdigen Dingen. Und so hätte er abgebildet werden sollen. Denn es müßte unauslöschlich vor allen stehen, welches Äußere eine Seele barg, die des Daseins Ursprünglichkeit zu eigen hatte.

Jens zog nicht gleich durch seine Person die Aufmerksamkeit auf sich. Und doch war er hübsch. Er war ja groß und stark mit einem Paar mächtiger Handgelenke und stropender Schultern. Sein ganzer Körperbau hatte etwas Kraftvolles, und doch führte er sich schnell und mit Leichtigkeit. Er war blond mit einem Paar blauer, weit geöffneten Augen, die Vertrauen und Kühnheit ausdrückten; sie waren so blau, wie wenn der Himmel sich im Meere spiegelt. Das ganze Untergesicht war von einem gelben, zweiseitigen Bart umgeben, der seidenweich und gleichsam wie von Sonnenschein durchtaut war. Das Haar war ebenfalls hellblond und stand gerade in die Höhe. Er sprühte vor Gesundheit, vor Mut und einer Todesverachtung, die sich mit jedem Blutstoß in seinem Herzen erneute.

Aber die Soldatenzeit ging zu Ende und damit Jens' glückliche Tage. Sobald er den bunten Rock abgeliefert hatte und wieder in sein zu Hause gearbeitetes Frieszeug gekommen war, eilte er mit seinen Schätzen an Fertigkeiten und Kenntnissen den langen Weg heim nach Graabölle, ungeduldig, Weisheit zwischen seinen Bekannten zu verbreiten und die ganze heimische Gegend zu vergolden. Als er einen Monat zu Hause war, bildete sich sein Beiname: der Verrückte aus Graabölle.

Das war nun nicht so sonderbar. Denn bei allen seinen genialen Fähigkeiten fehlte Jens in beträchtlichem Grade das Anpassungsvermögen, das ja fast den Bauern selber ausmacht, und doch war er selbst eine echte Bauernfrucht. Er entbehrte der Scham des gewöhnlichen Mannes, die wohl in nichts anderem als in Feigheit und im Ausweichen des üblichen Neides besteht, die aber nun einmal einen Menschen an seinem Platz sicher hält und ihn verwendbar macht. Jens verstand nicht die unendlich feine Kunst, im Laden eines Kaufmanns zu erscheinen und die Bitterung desjenigen wegzubekommen, der gerade da ist, und sich zu ihnen allen richtig abzustimmen und nicht zu viel zu wiegen und nicht in die Augen zu fallen und doch sich in Erinnerung zu halten. Eines Tages kam er beim Hbker* in Keldby hineingefürmt und beschloß ihn und alle Anwesenden mit Chemie:

„Was glaubst du, daß das wohl ist?“ fragte er drohend und feuerte einen großen Blick aus seinen meerblauen Augen auf den Hbker ab, alldie-

* Krämer, Viktualienhändler. (Anmerkung des Übersetzers.)

weilen er die Faust in einen Sack mit fünf Liebfund Blauslein hineinjagte und ihn steifen Urmes in die Höhe hielt. Herrgott das sei eben Blauslein zum Färben des Kalkes, wenn man die Hausmauern anstreichet, das wußten sie alle. Aber Jens war klüger.

„Das ist Schwefelsaures Kupferoxyd, du Dummkopf!“

„Jh, sieh mal einer an!“ antwortete der Krämer sanft. Alle Augen im Laden krachten aus ihren Winkeln, vorsichtiges Schmunzeln bildete sich um die Pfeifenspitzen. Aber Jens hielt einen Vortrag mit Klang und in einer Stimmung, wo die Gedanken üppig aufschießen, ohne zu merken, wie die Stiegen auf ihm herumkrabbelten. Die Leute, die ihm bei dieser Gelegenheit zuhörten, verbreiteten das erste Gerücht über den Schaden, den sein Verstand sich im Dienste des Königs zugezogen hatte. Sie konnten ihre Aussage, daß er verrücktes Zeug schwäze, belegen mit der Erzählung anderer wahnwitziger Dinge, die sie mit ihren eigenen Augen gesehen hatten. Jens war ja nämlich nach Keldby gekommen, um sich zu amüsieren, und als er erklärt hatte, was alles im Laden wäre, und die dazugehörigen chemischen Formeln abgefunden hatte, fragte er einen im Laden befindlichen Mann, ob er einen Wurzelbaum schlagen könne, ohne mit Kopf oder Händen die Erde zu berühren. Das vermeinte der Mann nicht zu können, der außerdem in der einen Hand eine in ein Tuch gewickelte Stiege Eier und in der andren eine Krute Butter hielt.

„Das aber kann ich, du Knochenarsch!“ erklärte Jens und schnaubte.

„Das sollst du, so wahr der Teufel mich ogodiere, sehen!“

Und damit sprang Jens in die Luft, drehte sich rücklings, so daß seine Holzschuhabsätze die Besen und den Flachswarenkrum unter der Decke streiften und landete wieder mit den Füßen. Zwei Ziegelsteine am Boden des Ladens plakten. Ein altes Weib bat, Gott möge ihr gnädig sein. In den Augen der anderen zitterte es wie bei einem blendenden Licht, aber sie sagten weiter nichts. Dann ging Jens gefolgt von einer Schar stummer Neugieriger in Ove Jørgsens Scheune hinein, wo er sich mit seinen großen Behen und mit dem Kopfe nach unten am Hahnenbalken aufhing und mit großen, rollenden Augen den Untenstehenden eine Rede hielt über das Relative in der Schwere. Er behauptete, die anderen ständen mit dem Kopfe nach unten, sowie, daß das bißchen Privatanziehungskraft der Erde nicht in Betracht käme im Weltraume. Als die Leute weggingen, schnitt es ihnen durchs Hirn, wenn sie sich Jens' inneren Zustand abzuspiegeln suchten. Oh man sich's verfahren, hatte er seinen Spitznamen und behielt ihn.

Den anderen Beinamen, Jens Mechanikus, erwarb er sich nach und nach durch seine Fingerfertigkeit. Ehe Jens Soldat geworden war, hatte er als Knecht auf verschiedenen Gehöften gedient und sich durch seine Ordentlichkeit und große Arbeitskraft ausgezeichnet. Sein heller Kopf offenbarte sich damals nur durch seinen ausgelassenen, geradezu zappelstroschen Humor, der jedoch keineswegs gegen seine Umgebung abfiel. Denn die jungen Bauern können wild ausgelassen und bis oben hinaus mit Lebenslust geladen sein.

Im übrigen war er ungemein erkundsam und fingergewandt gewesen. Aber nun wünschte Jenz sein Wissen fruchtbar zu machen, er wollte Erfinder werden und ging zu diesem Zwecke in die Lehre beim Schmied in Graabölle. Während er da war, bekam er allmählich mit einer Menge aller möglichen Dinge zu tun. Die Leute gewöhnten sich an den Gedanken, daß er trotz seiner losen Schrauben im Kopfe, alles Mögliche und Unmöglichste konnte, und kamen zu ihm mit alten Uhren, die wieder in Gang gebracht werden sollten, und Jenz lernte die Uhrmacherkunst mit der ersten Uhr, die er in seine Hände bekam. Er reparierte Pumpen, lötete und leimte, er deckte Häuser, strich Ziegel, setzte Fenster ein, tischlerte und mauerte, er schmiedete künstliche Schloßer, verstand sich auf Sattlerei, zimmerte und baute Mühlen. Er konstruierte sich ein Fahrrad, es war zur Zeit der hohen Maschinen, es wog 150 Pfund, aber es war auch Schwung darin und Jenz fuhr damit den Chausseeschutt kurz und klein. Er ließ Riesendrachen steigen, arbeitete an einer Flugmaschine . . . und bei all diesem befand er sich wie im siebenten Himmel.

Aber das waren ja alles nur Vorläufigkeiten, nur Vorläufigkeiten selbstverständlich. Die ganze Zeit stand Jenz wie auf dem Sprunge, er wollte ja jeden Tag weg, weiter vorwärts, in die große Welt hinaus, wo sich Verwendung für Klugheit, für Kräfte und für einen klaren Kopf fände. Die Chemie war seine Hoffnung, wie sie seine Lust war, hier fühlte er seine Fähigkeiten sich sammeln und sich waffnen, und hier wollte er der Welt eine Schlacht liefern.

Jeden Sonntag stand er in der schwarzen Schmiede und machte Versuche mit seinen Säuren und Lustarten, und die Vorbeipassierenden hörten Knallen und sahen grüne Flammen von drinnen. Jenz stand da und sang unendliche Beschwörungen ab. Seine Nase war in ununterbrochener Bewegung, er schnüffelte über seinen Gläsern, verliebt, wie er noch war, in dem bloßen Geruch der Stoffe und eine Beute stürmischer Ideenassoziationen. Er benebelte sich mit Schwefelwasserstoff und sättigte sich an dieser Quelle alles verwesten Geruches in Reinkultur, er stellte Knallluft her und schoß sie unter Kriegsgeheul ab. Mal für Mal genoß er die von der Chemie gewährte elementare Befriedigung: daß es zureicht, daß es eintrifft, daß es so ist! Er fühlte ja, wie bald er es dahin bringen würde, alles das zu können, was man weiß. Aber einst würde er wohl an einen Punkt kommen, wo etwas sich nicht einfand wie es sollte, und dann würde er unter diejenigen treten, die die Chemie gefornt hatten, und sprechen, wie er zu seinem Hauptmann gesprochen hatte:

„Spalten Sie dieses Holz da usw.“

Oh, er war gar nicht ungeduldig. Es eilte ja nicht. Das, was kommen sollte, käme — das wußte er.

Und wäre nun nicht hier der Brief? Wäre hier nun nicht die herzogliche Einladung aus der Welt, aus dem Laboratorium?

Jenz sprang direkt in die Luft und zappelte mit allen vierten, wie um da oben hängen zu bleiben. Aber als er wieder auf der Erde landete, be-

gann er mit langen, willensstarken Schritten zu gehen. Jetzt wollte er heim nach Graabötte und seinen Kasten packen. Und dann auf nach Kopenhagen!

Jens ging quer über die Wiesen dahin. Er schlug in gerader Linie den Weg nach Graabötte ein, denn er brauchte nicht den Steg zu passiren, er konnte, indem er seine Kleidung am Kopfe befestigte, über das Fließchen schwimmen. Einige Zeit ging er seines Wegs, stumm und kalt von seinem Entschluß. Aber dann brach er in Gesang aus und warf die Hände in die Höhe der Sonne am Himmel entgegen. Er ging nicht, er schritt dahin, er trug den Kopf hoch in der Sommerluft, die um seine Ohren sauste, er füllte die Lungen und wanderte süßbaß, brüllte seinen Triumph aus.

Es war ein herrlicher Julitag, aufgestapelt stand das Heu auf den Wiesen im Tale, das sich dahinzog mit dem gebuchteren Fließchen und den meilenlangen Abhängen und Winkeln auf beiden Seiten. Der Himmel war so blau und an seiner Bahn standen die Haufen- oder Kuppelwolken wie Ewigkeitszeichen. Die Sonne war gerade im Süden, es war Mittag und still, aus dem reifen Wiesengras, von den Schobern und aller Welt ging ein Duft voller Süße aus, ein Wärmestaub, wie wenn man Gerste zermahlt.

Jens geht den Heuschobern nicht aus dem Wege, er springt auf sie herauf und steht auf seinem Nacken Kopf auf ihnen und läßt sie auf seinem Wege hinter sich wie geschlagene Feinde. Aber plötzlich, als er laufend und mit einem schrecklichen Gebrüll so einem Heustapel erklettert, hebt sich ein Weiberangeficht in die Höh, ein Mädchen, das im Heu gelegen und geschlafen hat. Im selben Nu als sie Jens erblickt, steigt hastig eine wahnsinnige Angst ihr in die Gesichtszüge. Und da geschieht es, daß Jens vielleicht zum ersten und letzten Mal in seinem Leben, keinen Pardon gibt. Nein, der wilde Schreck in ihren Augen läßt ihn alle Besinnung verlieren, in gegenseitigem Entsetzen umklammert das eine des anderen Hals — und so kommt das Schicksal über sie beide!

Als Jens am nächsten Tage gepackt und sich zur Reise bereitet hat, kommt da ein Mann in die Schmiede hinein, der Vater des Mädchens, und beginnt ihn auszufragen, nach diesem und jenem, sehr sanftmütig. Jens leugnet ja nichts. Und da er es nicht tut, treten zwei andere Männer in die Schmiede, die sich draußen verborgen gehalten und gehercht haben. Sie sind Zeugen. Der Vater des Mädchens schlägt jetzt einen andern Ton an, und das Ganze droht sich zu nichts Geringerem als zu einem Falle der Noth zu auswachsen. Was nun Jens lieber wolle, bei der Polizei angezeigt werden oder sich mit dem Mädchen verheiraten?

Da stand Jens. Aber es ging viel leichter ihn vorzuspannen, als man geglaubt hatte. Nichts anderes als sich mit dem Mädchen zu verheiraten! Her mit Mädchen und Varrern! Ho! Das Mädchen sei ja, so weit er gesehen hätte, sehr nett, und er wolle auch gar nicht leugnen, daß sie ihm gefallen hätte. Auf solche Art Fälle verstände sich die Welt hinlänglich, so daß er sich nicht weiter darum den Kopf zerbrechen brauche und sich wieder mit anderen Dingen beschäftigen könne; also nur frisch drauf los mit der

Hochzeit! Liebste Leutchen, hier war wirklich nicht der Prokurator vorrunden, er sei wirklich vergnügt, gratis mit einer Frau glücklich gemacht zu werden. „Grüßet sie, wie hieß sie doch nur gleich, hurra, hurra!“

Jens wurde verheiratet.

Er sah darin nur eine kurze Vorläufigkeit. Er nahm es mit in den Kauf. Später könnte er ja als verheirateter Mann sein Stück machen. Er könnte seine Frau mit nach Kopenhagen nehmen, wenn sich die Mittel dazu fänden, oder sie könnte wohl auch sterben, oder . . . ja kommt Zeit, kommt Rat!

Jens hatte geheiratet und stand sich glänzend dabei. Sein Weib hieß Ane Sophie, aber er nannte sie nie anders als den „Heuschober,“ zur Erinnerung an damals, wo er zuerst über sie fiel. Mit der Zeit paßte der Name sehr gut. Sie kamen beide außerordentlich gut miteinander aus. Jens übertraf sie mit seinen blauen Augen, liebte sie wie jedes andere Ding der Natur. Sie war wirklich wunderhübsch. Alles, was da in sein Lichtbereich kam, wurde ja herrlich.

Es zeigte sich ja nun bald, daß Jens tüchtig heran mußte, um sich und seinem Weibe Unterhalt zu schaffen. Man verlangte von ihm, daß er sich häuslich niederlassen, und daß er und sie wie andere ordentliche Leute leben sollten. Hu hei, so zog Jens und Frau nach Keldby und ließ sich dort als Schmied nieder. Er errichtete mit eigener Hand eine „höchst vorläufige“ Schmiede, mietete zwei Zimmer in einem der kleinen Handwerkerhäuser.

Es war dasjenige, worin Schuster Anton wohnte! Dort saß ein kleiner Hund auf der Türschwelle und knirschte schadensfroh das junge Volk an, als es einzog.

Einige Zeit danach bekam „Heuschober“ sein erstes Kind.

Aber an diesem Tage juchete Jens vor Freude wie ein Wilder. Und im folgenden Jahr, das wie Spreu vor dem Winde flog, ging es ihnen herzlich gut in den kleinen Stuben. Soweit es Eintracht und gegenseitiges Verständnis betraf. „Heuschober“ hörte noch zu mit ein- und demselben Bewunderungslächeln und mit gehorsamen und schwimmenden Augen, wenn Jens in kolossaler Inspiration mit den prachtvollen, seinem Haupte entspringenden Gesichtern singend die Stube erfüllte. Aber sie wurde dessen überdrüssig, und als Jens weniger und weniger als Schmied verdiente, weil er sich mit hundert andern Dingen beschäftigte, wurde sie während, und eines Tages sah Jens, daß sie wie eine Leiche lächelte und ihr die Augen im Kopfe fast gebrochen waren, während sie seine naturwissenschaftlichen Freudenschreie mit anhörte. Das brachte ihn übrigens nicht zum Schweigen.

Aber als die Frau sich eines Tages in der Schmiede, wo Jens experimentierte, einfand und ihm Vorhaltungen darüber machte, wie unmännlich es wäre, da herumzustehen und mit all den Apothekersachen zu spielen, anstatt wie andere Schmiede Holzschuhnägel am Sonntag zu machen, nahm Jens aus dem Wassertoche der Esse den Kohlentappen und ohrfeigte sie damit zur Schmiede hinaus. Auf seinem Gesichte lag ein Grinsen, das sie für ihr

Leben fürchten ließ. Jens schlug sein Weib seitdem niemals mehr, denn dies war das erste und letzte Mal, daß sie ihm zu nahe kam.

Kind Nummer zwei fand sich ein, und Jens geriet über den neuen Sprößling außer sich vor Glück. Aber nun konnte er einsehen, daß er sich dranzuhalten hätte, falls die Not von der Tür fern gehalten werden sollte, und er machte sich hinterher. Er war ja ein gewaltiger Arbeiter, wenn er sich mit all seinen Kräften einsetzte; also Geld verdienen konnte er. Er gab alle die mechanischen Beschäftigungen und alle die Tausendkünste, die er bisher den Leuten gratis gemacht hatte, auf, er entschloß sich, die Reise nach Kopenhagen ein oder zwei Jahre aufzuschieben, um in der Zwischenzeit mit dem Hammer Bargeld herauszuschlagen. Die Schwiegereltern freuten sich über diese Veränderung zum Besseren. Da könnte man doch sehen, daß der Hüne im tiefsten Inneren Pflichtgefühl besäße! Der Hochkrieger ließe sich zur Treue im Kleinen erzihen. Die beiden Alten erwarteten, bald aus ihrer elenden Wohnstatt nach Keitby verzichten und ihren Lebensabend im Hause der Tochter verleben zu können.

Jens sang über dem Umboß, ruhig, schweißig und hingerissen. Ja, und dann kam die Zeit herangeschlichen, wo es ihm Morgen für Morgen schwerer fiel, seine Kräfte wiederzufinden. Der eine Hammer nach dem anderen wurde ihm zu schwer. Er brach sich, er magerte ab. Ging dann eines Tages mit den schlimmsten Ahnungen zum Arzte, kam aber getrübet und hoffnungsvoll heim: es wäre nichts anderes als Tuberkeln im Magen. Eine langwierige Krankheit, nicht? Schwindfucht, eine schleichende, also langsame, langsame Geschichte! Es war ja Zeit genug. Jens verlor da wirklich nicht den Mut. Alles war noch zu erreichen. Außerdem würde er sich ja erholen.

Schuster Anton hatte ein halbwüchsiges Mädchen gehabt, das mehrere Jahre lang an der Auszehrung darnieder gelegen hatte und jetzt tot war. Als es mit ihr zu Ende ging und sie mit großen offenen Wunden dalag und von einem Bett ins andere geschafft werden mußte, pflegte Jens beim Schuster zu verkehren und sie zu tragen, er war ja so stark. So hatte er wohl Tuberkeln in die Finger bekommen und von da in den Magen. Aber, wie er beiblieb sich selbst zu sagen, damit kann man ja lange leben.

Es war ihm nicht unangenehm seinetwegen, er fiel keinen Augenblick zusammen. Aber ein schmerzender Stich ging ihm durchs Herz, aus Schreck, wenn er ans Auskommen, ans Brot für die zwei Kleinen dachte. Jetzt, da es mit seiner Arbeitskraft bergab ging, sah er die Armut vor Augen, die ihm bisher als reine Unmöglichkeit vorgeschwebt hatte, nicht allein weil er im Verrichten von etwas schier allmächtig war, sondern weil er in seinem Unterhalt stets genügsamer als ein Hund gewesen war. Er pflegte über ein Stück geräuchernten Specks und eine duftende Schwarzbrotrinde in Lobgesänge auszubrechen, als kostete er von dem unvergleichlichen Essen zum erstenmal. Er hatte aus bloßer Zähneungier versucht, Borken, rohen Hafer und dergleichen zu verzehren und alles gut gefunden, was sich kauen ließ, so daß er ja niemals selber Mangel zu leiden gehabt hätte. Aber die Angst, wie es seinen

Kindern ergehen würde, steckte wie ein Bolzen in seinem Herzen. Es verbrannte sein Inneres, sie sich hungierend zu denken. Jens hatte ja eine wundervolle Kindheit auf der Graaböller Heide gehabt und hatte sie nicht vergessen, sein ganzes Wesen war eine einzige große Zärtlichkeit zu Kindern. Oh, hier mußte gearbeitet werden!

Jens strengte sich an, ging von der Hufschmiedearbeit, die er nicht länger vertragen konnte, zu leichteren Dingen über. Er mauerte für die Leute, denn das war leichte Arbeit. Aber auch das wurde zu schwer, und er blieb dann zu Hause und lötete Blech, ständig. Er wurde immer kränker.

Das Leben ist kurz. Die Zeit vergeht.

Eines Morgens kann Jens seine Beine nicht aus dem Bette heben. Nein, er kann nicht. Sie sind beide lahm. Seine Sprungbeine, seine guten harten Unterschenkel liegen tot bei ihm im Bette, sind seinem Willen abtrünnig geworden. Da wird Jens still. Ja, ja.

Jens liegt und schreibt mit dem Finger auf die Bettdecke und denkt sich eine Art Wagen aus, der sich mit den Händen vorwärtstreiben lassen und eine beträchtliche Fahrt zurücklegen können soll.

Mit Tuberteln im Magen geht's hurtig. Jens starb binnen weniger Monate, ohne eine einzige Sekunde daran geglaubt, ohne einen einzigen Augenblick seinen lichten Mut verloren zu haben. Als es mit ihm zu Ende ging, sagte es ihm seine Frau. Und da behielt sie dann das letzte Wort. Jens nahm seine letzte Kraft zusammen und brach in Tränen aus. Er starb sehr geschwind aus Kummer, als er erst wußte, daß er sterben sollte . . .

Ach, war es denn nicht er, der hervortreten sollte, gerade wenn etwas nicht eintraf wie es sollte? Denn auf diese Weise entstand ja doch alles neue Wissen . . . was waren das für Finsterniskammern, die nun auf ihn zusprangen? Hatte er den Tod erfunden . . . in seiner letzten Stunde? Lebt wohl ihr Sonnen und Sterne!

Während des Todeskampfes, der bitter und qualvoll war, war er die ganze Zeit klar und sah seine Kinder mit einer Liebe an, die ihm unleidlichen Schmerz zu verursachen schien. Seine blauen, verzweifelten Augen weinten und sahen bis aufs Letzte, bis sich von innen her ihr Licht verlor.



Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die Unfrige nicht achten.

Es ist nichts schrecklicher als eine tätige Unwissenheit.

Goethe.

Soziale und sexuelle Ehen / von Victor Hadwiger

Die Vielqualten sagen: Die Familie ist die Grundlage des geordneten Staatswesens. Gut gebrüllt, mein Löwe, ebenso richtig, wie wenn einer sagen wollte, der Militarismus ist die Grundlage der blutigen Kriegsgreuel. Aber wer fragt euch denn nach Selbstverständlichkeiten. Strenge Logiker seid ihr ja immer gewesen, bis zum Selbstmord logisch, und wenn der liebe Gott eurer Karpfenlogik nicht ab und zu einmal einen impressionistischen Hecht beschert hätte, so wäret ihr längst in logische Fäulnis übergegangen. Uns interessiert es nicht, die schlichte Ehrwürdigkeit eurer famosen Axiome anzustaunen und vor ihrer Unantastbarkeit zu knien, uns beliebt es, einige blau und grün angelaufene Begriffe auf den Grad der Verwesung zu prüfen.

Staatswesen — Ordnung — Familie. Aber wir wollen nicht müßig in salomonischen Weisheiten kramen und über die germanische Fruchtbarkeit im Sachsenspiegel nachblättern, uns eflige Revolutionäre würde man ja ohnedies nicht überzeugen, und von der Ordnung verstehen wir schon überhaupt nichts, wir wollen also die „weiteren“ Begriffe so weit als möglich im Hintergrunde lassen und uns mit den engeren begnügen. Der soziale Detailist bleibt im engsten Familienkreise. Er hält sich die Nase zu und sagt: Der Deutsche hat ein teuerstes Gut, die Familie. Der Deutsche hat eine Geschichte, weil er ein teuerstes Gut hat. Ergo muß er Ehen schließen aus sozialen, staatsverhaltenden Gründen.

Ehe! — Es gibt wohl auch für diesen Begriff, entsprechend dem Dualismus von Gut und Böse, zwei Phasen der Auffassung — die Ehe als ein interimistisches, auf Zuchtwahl beruhendes Zusammensein zweier Menschen, und die Ehe mit Anführungszeichen, d. h. jene unter den Auspizien des Gesetzes geschlossene Besäßehe, ein Übereinkommen über die mehrköpfige Nutznießung staatlich eingetragener realer Güter.

Der Anhänger des Ordnungsprinzipes wird behaupten: Das Ziel jeder Ehe liegt in der Sorge um die Leibesfrucht. Nun ist es eine oft bemerkte, traurige Tatsache, daß das Verantwortlichkeitsgefühl für die Nachkommenschaft bei vielen Menschen nur in ganz geringem Maße, bei manchen überhaupt nicht existiert. Wie natürlich und noch mehr nützlich als natürlich erscheint es da, daß der Mensch als ökonomischer Verwalter seiner Sexualgüter sich selbst einen Vormund bestellt. Ein unpersönlicher wird in dieser intimen Affäre sich am passendsten ausnehmen. Sicher ist der Staat der unpersönlichste Vormund. Auf eine Institution mehr oder weniger kommt es ihm nicht an. Laßt ihn doch auch die Ehe monopolisieren. Er wird sich sein kleines Trinkgeld schon verdienen.

Ja, gewiß, der Staat hat sich seinen Steuerträgern mit Institutionen und Bevormundungen immer erkenntlich gezeigt. Ganz egal, ob es sich um den aristokratischen oder den demokratischen Staat handelt. Er ist der geborene Warenhauskrämer, der mit jedem Artikel umzugehen versteht, bei dem man nackt eintreten darf, um in der Uniform des Gesellschaftslöwen mit Spazierstock und Paletot bewaffnet wieder herauszumarschieren.

Nicht lange hat die Menschheit petitionieren und betteln müssen, um vom Staate die Regelung ihrer Geschlechtsinteressen zu erhalten. Es waren uralte Kulturperioden, in denen er sich zum erstenmal in dieses Privilegium der Götter einmischte, anfangs nur in seiner Eigenschaft als Generalinstanz, später en détail mit der bekannten Geste des Wesens, das nicht genug bekommen kann.

Er schwört: Ich gebe euch ein geregeltes Geschlechtsleben, indem ich der schon ohnedies heiligen Institution der Ehe meine ausdrückliche Zustimmung und Sanktion erteile. Ich will mich aber nicht mit rituellen Phrasen begnügen. Auch für diejenigen, die materiell oder sonst irgendwie nicht befähigt sind, ein Ehebündnis einzugehen, errichte ich sexuelle Bedürfnisanstalten, die durch die bekannte Bezeichnung „Prostitution“ charakterisiert sind. In welcher Weise sich diese Ein-

richtung entwickeln darf, das stelle ich dem guten Ermessen des jeweiligen Landesherrn anheim. Vom moralischen Standpunkt aus empfiehlt es sich natürlich, die geheiligte Institution den profanen vorzuziehen, doch können ich und meine Vertreter sich nicht immer in die Bettgeheimnisse jedes einzelnen einmischen, es müßte denn bei ganz ausgewählten Personen geschehen, d. h. insofern die Erzeugung eines männlichen Erben einer Staatsangelegenheit gleichkommt. Im allgemeinen trete ich nicht bei der Schließung, sondern erst bei einer notwendigen Scheidung eines Ehebündnisses in Aktion. Ich führe in diesem Falle die beiden Beteiligten, sobald sie mit sich übereingekommen sind, das Bündnis zu lösen, auf eine Art Anklagebank und nötige sie, d. h. ich räume ihnen das Recht ein, ihre Zwiespaltigkeiten in intimster Weise zu motivieren. Natürlich bemühe ich mich als oberster Friedensstifter, die beiden Gatten der Verträglichkeit zuzuführen und nehme je nach der Dauer des Prozesses für meine Bemühungen ein juristisches Entgelt. Ich fordere diese meine Entscheidung. Eine freiwillige unoffizielle Trennung und neuerliche Eheschließung bezeichne ich, auch wenn erstere nur durch ein Versäumnis nicht angemeldet wurde und letztere im Einverständnis mit dem andern Gatten geschieht, als Bigamie und bestrafe sie, insofern meine Gesetze die Monogamie verfechten. Ich liebe die Ehebündnisse als Grundlage der Sittlichkeit und verweise die Unzucht hinter die Kulissen des öffentlichen Lebens. Als ein Vertreter militaristischer Athletik liebe und achte ich auch die Fruchtbarkeit, setze dort und da Preise aus und veräume es nicht, bei Rekordgelegenheiten meine Würdenträger Pate stehen zu lassen.

So der Staat — anders der moderne Kulturmensch.

Dieser, oft selbst ein Produkt der trügsten Ehefreuden, denkt mit Neid an die Vastarde Shakespeares und der Weltgeschichte und großt dem Staate auch in diesem Kapitel. Wie ein Stein rolle ich da, sagt er sich, mit meiner ererbten Belastung, die mir als Trägheitsmoment innewohnt. Und ich armer, ehelicher Sohn werde ein Ehemann. Nun habe ich sogar den Sozialismus, diese abgefeimte Rattenphilosophie

erlebt, und noch immer bin ich feige genug, meine Nachkommenschaft von einem Staatsanwalt abhängig zu machen. Bin ich nicht ein armer Teufel, ich theoretischer Volkstribun? Und er nimmt sich sein Sündenregister her, er liest sein eheliches Tagebuch unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

Und der Wackere kommt zu ganz grausamen Resultaten. —

Ja, es gibt keine Ehe, die verdient, über die Flitterwochen hinaus zu dauern. Ein erotisches Dauerglück gehört, wenn es nicht einem stumpfsinnigen Nebeneinandervegetieren gleichkommt, zu den Abnormitäten der Natur, in das große psychische Karitätenkabinett. Das sind Liebeslegenden, die in einer guten Laune des Weltgeistes Wahrheit geworden sind. —

Nun wollen wir uns aber nicht hinter das Pathos des naturwissenschaftlich gebildeten Oberlehrers verstecken, der bei Diederichs oder sonstwo vom Tierchen Mensch ein Übriges zu erzählen weiß und über Frösche und Eintagsfliegen so Menschlich-Paralleles berichtet. Wir wollen uns weiter an den ehemüden Kulturmenschen halten, der nicht mehr arbeiten kann, weil seine Frau eine zu scharf gespitzte Nase hat und ihn mit Zärtlichkeiten verfolgt, die er seinem Stubentkätzchen mit Strömen von Dankbarkeit lohnen würde. — Da raten ihm seine älteren bürgerlichen Freunde das Warten. Man löse eine Ehe nicht im jugendlichen Übermut, nur weil man wieder Flitterwochen erleben möchte, sagen sie, und auf den bärtigen Gesichtern glänzt ein ganzes Menschenalter außer-ehelicher Sünden. Vernünftig, mein Junge. Denk an deine Familie und an Südwestafrika. Wir brauchen Soldaten. Wenn der Rausch verweht ist, dann muß die Freundschaft einsegnen. — Und der ehemüde Kulturmensch antwortet kleinlaut und achselzuckend: Das ist vielleicht Schicksal. Ich muß behaupten, die Freundschaft bei Frauen nicht schätzen gelernt zu haben. Ich glaube, es fehlt ihnen die kosmische Güte dazu. Und dann besinnt er sich auf seinen Schopenhauer, und räuspemd würgt er das hinunter, was ein Kulturmensch gelesen haben muß, aber nicht mehr aussprechen darf, wenn er nicht banal erscheinen will — das ganze Kapitel. — — —

Doch, doch, meine lieben alten Freunde, man darf eine Ehe aus jugendlichem Übermute lösen, man soll nicht zugrunde gehen an einem Schönheitsfehler seiner angetrauten Gattin. Flitterwochen, immer Flitterwochen, ihr alten Freunde, ihr Athleten der Sittlichkeit! Flitterwochen, überall, wo es zeugen und gebären heißt, Geliebte wollen wir haben und Feste begehen mit ihnen!



Redaktionsbette

Daß Voddietsti über die Zippelstirch-Affäre stolpern wird, ist wohl doch nicht wahrscheinlich. Und es wäre auch nicht zu wünschen. Man redet sich in liberalen Blättern den Mund fustelig über die notwendige Integrität der Beamten und tut so, als müsse die sofort schwinden, wenn ein Mann in hoher und einflußreicher Stellung Geschäfte macht. Diese Meinung teile ich keineswegs, ja ich halte sie geradezu für verderblich. Es ist für einen Staat nur segensreich, wenn unter den Beamten, und gerade unter den höchsten, einige gefunden werden, die im praktischen Erwerbtleben stehen bleiben. Sie werden jedenfalls fähiger sein als Bureaukraten, die nie rechts und links gesehen haben.

Und es kann der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands nur dienlich sein, wenn geschäftliche Intelligenz, die etwa im Beamten- oder Offizierstande gebunden liegt, frei wird. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß Amerikas Aufschwung dadurch unendlich gefördert worden ist, daß sich alle guten Köpfe dem Erwerbtleben widmen. Würde von diesem Geschäftsggeist etwas in Deutschland zu spüren sein, so wäre das kein Unglück; amerikanisieren werden wir uns noch lange nicht.

An Vods Handlungsweise ist nur eins zu tadeln: daß er seine Zeithaberschaft an der Firma Zippelstirch seiner Frau übertrug und die Gütertrennung festsetzte. Das sieht aus wie ein Maskierungsversuch. Man soll aber jedes Versteckspiel vermeiden, wo es reell zugeht. Sollten in der Firma Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein, so brauchen sie keineswegs jedem der einzelnen Zeithaber zur Last zu fallen; trafe aber die letztere Annahme zu, so wäre es für einen hohen Beamten genau so peinlich, seine Gattin in eine fatale Affäre verwickelt zu sehn, wie sich selbst. Die Abtretung der Zeit-

haberschaft an Frau von Poddzielski war ein schwerer taktischer Fehler; er beeinträchtigt das Bild eines Mannes, der — möge sein Standpunkt auch von dem unsern noch so weit verschieden sein — ein fähiger und lebendiger Mensch ist und keine Puppe aus Holz und Draht.



Der im Vorurteilsprozeß angeklagte Betriebsführer Müller ist freigesprochen worden. Unzweifelhaft zu Recht, denn ein Betriebsführer, der selbst unter Kontrolle steht, hat nicht die Pflicht, ein Reformator zu sein.

Auch die Grubenverwaltung scheint mir keine Verbammung zu verdienen. Wenn der eine Sachverständige, Bergwerksdirektor Randebrock, ausagte: „Man will doch nicht nur Unfälle verhüten, man will doch schließlich auch Kohlen fördern! Wer die Unfälle im Bergbau verhüten will, der muß den Bergbau überhaupt verbieten“ — so klingt das angesichts der Katastrophe vielleicht frivol, ist aber tatsächlich richtig. Die gesetzlichen Vorschriften zur Sicherung der Arbeiter waren erfüllt; sind sie nicht ausreichend, so muß man sie verschärfen. Man spottet gern darüber, daß der Brunnen allemal erst zugedeckt wird, wenn das Kind schon hineingefallen ist; aber in der Tat ist das die natürliche Entwicklung aller Reformen. Nie in der Welt sind Fortschritte gemacht worden, wo sich nicht vorher Übelstände zeigten.

Der Bergwerksdirektor Meyer setzte sich zu den übrigen Sachverständigen in Widerspruch; er fand die Einrichtungen der Borussia ungenügend. Er mag durchaus im Rechte sein, wenn man die Frage rein sachlich behandelt; er ist aber im Unrecht, sobald man die Anwendung auf die gerichtliche Beurteilung machen will. Als Sachverständiger war er nicht am Platze; dagegen wäre es ratsam, wenn sich die Behörden den Namen des mutigen und klugen Mannes merken wollten, sobald eine energische Neuregelung der bergpolizeilichen Vorschriften in Angriff genommen werden soll. Da wird er mehr leisten, als seine Kollegen, wemgleich er ihnen diesmal unterlag und unterliegen mußte.



Der Angriff Bernard Shaw's auf die deutsche sozialdemokratische Partei hat ein Wunder gewirkt: der „Vorwärts“ holt als Eideshelfer für seine Sache die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ und die „Post“ heran.

Von dem offiziellen Blatt läßt er sich bezeugen: „Shaw's Kritik ist entschieden bezeichnender für den Verfasser selbst als für die deutsche Sozialdemokratie, von der jener offenbar nur eine sehr schwache und dazu falsche Vorstellung hat, wenn er sie ernstlich als Beispiel einfältigen Glaubens und einfältiger Pietät und als selbstlose Idealisten ansieht.“

Und von der Post zeigt er strahlend folgendes Urtest vor: „Von der vergiftenden, verhegenden, infam aufreizenden Tätigkeit, welche sie (die Sozial-

demokratie) auf die Gemüter großer Teile des Volkes ausgeübt hat, in denen sie systematisch alle besseren Regungen abtötet und die schlechtesten Leidenschaften der Menschenbrust aufwühlt, hat er naturgemäß keine Ahnung. Er weiß nichts davon, was für gefährliche, durch kein Band der Moral mehr gezügelte, zu allem fähige Fanatiker die sozialdemokratische Erziehung herangezichtet hat. Darum ist es ganz natürlich, daß er die revolutionäre Gefahr verkennen und unterschätzen muß, welche in unserer Umsturzpartei steckt.“

Ja, ja, es gibt keine größere Furcht, als die, nicht mehr für fürchterlich zu gelten. Wenn man geschimpft, geschmäht, angebonnert und bekämpft wird, darauf kann man sich allenfalls noch etwas einbilden. Aber belächelt zu werden: das ist sehr schmerzlich.



Rockefeller hat in Dresden einem Interviewer anvertraut, daß er über seine europäischen Reiseindrücke ein Buch herauszugeben gedenkt. Es zu lesen, wird in jedem Falle interessant sein — möge sich nun herausstellen, daß in dem Leibe des Doppelmilliardärs Augen und Seele eines gewöhnlichen Proleten stecken oder daß der ungeheure Besitz die Qualitäten des Geistes mehrt. Vielleicht entdeckt man einen neuen, den Milliardärsinn.

Bei der Gelegenheit wird daran erinnert, daß Rockefeller von dem Chicagoer Professor Triggs größer als Shakespeare genannt wurde, was diesem seine Stellung an der von Rockefeller mit vielen Millionen dotierten Universität kostete. Man möchte manchmal wünschen, daß andre große Herren ihre Speichellecker ebenso vortrefflich abzuwimmeln verstünden.



Das Berliner Zentrumblatt ruft immer wieder krampfhaft zum Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild auf und zieht, um die sittliche Verworfenheit zu illustrieren, eine Karikatur F. Jüttners heran, den „japanischen Paris“, der sich für eine der drei großen Religionen — den Buddhismus, den Islam oder das Christentum — entscheiden soll. Buddhismus und Islam sind als nackte Frauen dargestellt, das Christentum als katholische Ordensschwester. „Der schweibende Gegensatz der Ordensschwester zu den beiden schamlosen Weibern wirkt mit empörender Roheit.“

Vielleicht hätte Jüttner mehr Beifall bei der „Germania“ gefunden, wenn er die dritte der Konkurrentinnen auch ausgezogen hätte.



Das katholische „Düsseldorfer Tageblatt“ beschwert sich darüber, daß in den Klassenzimmern mancher Volksschulen Brustbilder der Königin Luise und unserer Kaiserin hängen, die geeignet sind, Anstoß zu erregen, und tatsächlich schon Anstoß erregt haben. „Sollte es nicht schönere und edlere Bilder geben? Der hochedlen Königin Luise wird es gewiß nicht eingefallen sein, in solchem Gewande sich vor Schulkindern zu zeigen; dann soll man ihr aber auch ein ganzes Kleid geben. Abbildungen in solcher Form gehören nicht in die Schulfäle unverdorbenener Kinder.“

Derartige muckerische Uttacken gegen höchste Kreise können nur freudig begrüßt werden; sie sind besser als alle Polemiken geeignet, tatsächlich einflußreichen Personen die Augen zu öffnen.

Aber es scheint uns, als könne man auf dem hier betretenen Wege noch zu besonders erspriesslichen Resultaten kommen. Wenn eine weibliche Büste als unständig gilt, trifft dann nicht eine männliche derselbe Vorwurf? Vollenbs, darf es fernerrhin den kleinen Mädchen in Schulen zugemutet werden, entblößte männliche Beine zu sehn?

Die katholischen Mucker werden gut tun, alle Kreuzfige aus Schulen und Kirchen, von Häusern und Wegen zu entfernen.



Ich habe seinerzeit gelegentlich des Falls Brunke darauf hingewiesen, daß der literarische Dilettant alias Nichtsködnner im Leben eine gefährliche Bestie ist. Die Wahrheit dieses Satzes hat wieder einmal einen Beweis gefunden.

Erich R. Saiben, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling (der vor kurzem gräßlicher Magiate überführt wurde), hat ein zehn Jahr älteres Mädchen, das seine Liebe nicht erwiderte, erschossen und dann einen Selbstmordversuch gemacht.

Diese talentlosen Literaten sind eine elende Bande. Immer schmarröhen sie von andern. Wenn sie schreiben, dann mopsen sie; wenn sie lieben, dann werden sie lästig; wenn sie selbst die Flinte ins Korn werfen, dann muß noch ein andrer daran glauben.



Berantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inzeratenteil: R. Kief in Leipzig. Verlag der Funken S. m. d. F. in München. Druck: Rosberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth in Leipzig:

Soziale Anatomie.

Ein Duzend Aufsätze von Dr. Hans Fischer (Dr. Frosch).

Preis 1 Mark.

Der Staatsanwalt als Erzieher.

Allerhand Sittliches.

Der Hausknecht in der menschlichen Seele.

Rhapsodie über den Ehestand.

Seelenhirten.

Schulmeisterei und Schulmeister.

Vom deutschen Offizier.

Die moralischen Sozis.

Das Recht aufs eigne Leben.

Über die Harmlosigkeit der Fürsten.

Allerhöchste Karikaturen.

Der liebe Gott bedankt sich.

Wir bieten hiermit dem Publikum eine Reihe von Aufsätzen des Herausgebers der „Funken“, die zum Teil in dieser Zeitschrift, zum Teil anderweitig erschienen sind und in ihrer Gesamtheit eine Kritik der heutigen Sitten, der Gesellschaft und der Politik bieten, wie sie in gleicher Schärfe und Überlegenheit in der zeitgenössischen Literatur wohl kaum wieder anzutreffen ist. Die einzelnen Essays, von denen jeder ein kleines Kunstwerk ist, werden durch einen Prolog und einen Epilog zusammengehalten, so daß unsere Veröffentlichung ein rundes Bild der Ansichten eines unserer interessantesten Publizisten gibt, des Publizisten jedenfalls, auf den man die Bezeichnung „unabhängig“ im vollsten Umfange anwenden kann.



Die Frau.

Eine Sammlung illustrierter
— Einzeldarstellungen. —

Herausgegeben von Arthur Köppler.
Jeder Band elegant kart. M. 1.50,
in Ganzleder gebunden M. 2.50.

Diese Sammlung befaßt sich in erster Linie mit unterhaltender Darstellung des Tatsächlichen, einer Darstellung, die sich in der graziösen Gewandung einer Salonplauderei gefällt und daher reizt und anregt.

Band I: Erich Felder, Vom entnüchternden Zauber der Frau.
Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band II: Fela Davitschhoff, Die Tugendhaften. Mit 8 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band III: Ewald Silvester, Das Verhältnis. Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band IV: Carry Brachvogel, Marquise de Pompadour.
Mit 10 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band V: Dr. Heinrich Stümcke, Die Frau als Schauspielerin. Mit 16 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band VI: Tony Kellen, Marie Antoinette. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VII: Bettina Feistel-Rohmeder, Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VIII/IX: Lothar Brieger-Wasservogel, Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Mit 24 Kunstbeilagen. (Doppelband.)

Band X: Dr. Margarete Heine, Studierende Frauen.

Band XI: Carry Brachvogel, Katharina II. von Rußland.
Mit 10 Kunstbeilagen.

Band XII: Rudolf Preisfeder, Die Frau im Hause. Mit Kunstbeilagen.

Band XIII: Josef Ettlinger, Madame Recamier. Mit Kunstbeilagen.

== Weitere Bände folgen in kurzen Abständen. ==

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Aktuell!

Le Figaro, Paris

Aktuell!

Der „Figaro“ (Paris) hat in seiner Nummer vom 27. Juli mit dem ersten Artikel einer für uns interessanten und für unsere westlichen Nachbarn hochwichtigen Serie von Aufsätzen über „**Das heutige Deutschland**“ begonnen.

Der bestbekannte Verfasser und glänzende Feuilletonist **Jules Huret** bereist seit einiger Zeit studienhalber unseren heimatlichen Boden, um mit der an ihm gerühmten feinen Beobachtungsgabe und Gründlichkeit Land und Leute kennen zu lernen. Wir haben aus gleicher Feder bereits eine ähnliche Studie über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich eines durchschlagenden Erfolges in beiden Weltteilen zu erfreuen hatte, schätzen gelernt und glauben daher ein gleich günstiges Resultat erwarten zu dürfen von einer **sachlichen, gerechten Darstellung des Deutschland von heute in geistvoller, französischer Beleuchtung.**

Daß der begabte, liebenswürdige Verfasser unser Land und seine Bewohner, unser Familien- und öffentliches Leben, unsere staatlichen, kommunalen und privaten Einrichtungen usw. seinen Landsleuten im „**Figaro**“ vorführen will — dafür können wir dem gefeierten Autor nur Dank wissen — denn eine, wenn auch schmale Planke auf der Brücke der Verständigung zwischen zwei großen wirtschaftlich und kulturell aufeinander angewiesenen Nationen könnte vielleicht dadurch fester gefügt werden.

Abonnementspreis des Figaro M. 6.— netto per Monat; zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch Saarbach's News Exchange in Mainz, London, Mailand, Generalagentur des Auslandes für „Le Figaro“, Paris.

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-Vertreter: Saarbach's News Exchange, Mainz

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 80. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Represents par: Saarbach's News Exchange, Mainz.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-Loden-Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zelt- u. portefolien Versandt u. postDeutschland.

KATALOG. Manuskript mit über 8000 östlich. u. westlich. Gegenständen, herrort. Neheiten in Stahl, Leder, Gold, Opik, Spiel, Kunstwerke etc. etc. wichtig und interessant für jeden. Keiner verlässt sich auf uns und frucht zu verkaufen.

Fritz Hammesfahr, Fochs 2 bei Salzburg.

Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er scheint täglich zweimal

Insertionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange = Mainz

FUNKEN

47
23·AUG:
20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Weibliche Leichenwürmer | 1457 |
| Wo ist die Grenze? / von Eduard Goldbeck | 1461 |
| Der Zar / von Berner von Heidenstam . . | 1466 |
| Die Blüte des Chaos / von Rudolf von Delius | 1471 |
| Von der Pflanze zum Übermenschen / von Dr. Georg Lomer | 1477 |
| Redaktionsseite | 1482 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Betrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 149, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Ronforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Halensee, Bornstedterstr. 10.



Weibliche Leichenwürmer

Empfindsame Gemüter haben sich darüber entrüstet, daß man dem alten Gebein Karls des Großen die Wickeltücher entführt hat, um sie zu untersuchen und in die wissenschaftlichen Schubladen zu verpacken, in die sie gehören. Wenn man den Toten nur die Grabesruhe störte, um ihre äußeren Hüllen zu beschnüffeln — ach, wie pietätvoll wäre das! Aber es werden Gräfte auch zu andern Zwecken aufgewühlt: genau auf die Manier, wie es die orientalischen Märchen beschreiben. Die erzählen von den Gulen, dämonischen Wesen, die sich nächtlicherweise um Grabhügel scharen, den frischen oder abgelagerten Körper eines Verstorbenen herausgraben und aufessen. An diesen Leichenschmäusen läßt der Fabulant sich auch zuweilen irdische Weiber beteiligen. Er tut's nicht als Phantast, sondern als Realist.

Es ist nämlich eine Erfahrung, zu der das Leben immer wieder Beispiele liefert: daß Frauen sich von den Leichen solcher Männer, die ihnen nahe standen, nähren. Sie essen

alle Bedeutung des Seligen in sich hinein und werden dick und fett, groß und berühmt dadurch. Wie der Kannibale glaubt, daß die Vorzüge des gebratnen und verspeisten Opfers auf ihn übergehen, so spreizen sie sich im Nimbus des Opfers, das sie farcieren und mit literarischen Tunken anrichten. Und man zollt ihnen Verehrung mit demselben Recht, mit dem man eine Boa constrictor anbeten mußte, wenn sie einen heiligen Missionar verdaut.

Furchtbar, dreimal furchtbar sind Wittwen, Schwestern und Freundinnen im Guten oder Bösen hervorragender Männer, wenn ihnen die literarische Ader schwillt — mögen sie sich nun als Tempelhüterinnen, Prophetinnen oder Pamphletistinnen aufstun! Es ist ja wahr, daß sich an jedem Kadaver großer Menschen Würmer mästen, dicke, dünne, lange, kurze, fadenscheinige und fette. Aus jedem Todesfall zieht der Nekrologschreiber, der Sterbedichter, der Reporter, der Biograph, der Nachlaßherausgeber und der ästhetisch=historische Saucenkoch seinen Nahrungsfaß; und dagegen ist ja soweit nichts einzuwenden, als die Ökonomie dieser Welt es gebietet, jeden Stoff möglichst ausgiebig zu fruktifizieren. Aber so gründlich, wie die holde Weiblichkeit, versteht sich niemand auf die Ausbeutung leiblich oder geistig verwandter Verblichener. Sie richten es, mögen sie nun dem Objekte mit Liebe oder mit Haß gegenüberstehn, stets so ein, daß ihre eigne werthe Person dabei nicht zu kurz kommt, und zum Schluß hat man das Gefühl, als habe der, in dessen Licht sie schreiben, nur gelebt um ihretwillen. Für den, der die Werte der Personen objektiv abwägt, hat diese kanarienvogelmäßige Aufplusterung der Weibchen eine gehörige Komik.

Ich maße mir nicht an, ein Peter Hille=Spezialist zu sein. Trotzdem glaube ich, von dem, was von ihm gedruckt ist, das meiste gelesen zu haben, bin auch mehrfach zugegen gewesen, wenn er etwas Ungedrucktes vortrug, und habe mich einige Male mit ihm unterhalten. Bei einer nächtlichen Droschkenfahrt, die ich vor Jahren mit ihm und einem animierten Architekten in Begleitung eines Zweiliterflaskos Rotwein vom Potsdamer Platz nach den Gefilden des nördlichen Berlins unternahm,

behauptete Peter Hille zudem, daß ich ihn ganz erfaßt hätte. Ich möchte nicht drauf schwören, daß das stimmt. Immerhin, vor dem Manne, dessen Werk unter Gestrüpp und Wust manchen kostbarsten Satz birgt und der anderthalb Jahrzehnte hindurch eine Reihe von Literaten (auch solche, denen man's nicht mehr ansieht) gelegentlich mit Geist versorgt hat, habe ich allerhand Respekt.

Der verläßt mich aber leider sofort mit dem Augenblicke, wo eine literarische Clique Hilles Göttlichkeit etablierte und man mit tödender Konsequenz von dem „Kosmos“ seiner Werke zu sprechen begann. Was wurde nicht alles aus dem göttlichen Bagabunden! Ein Jehova, ein Botan, ein pathetischer Wanderprediger, der König eines prächtigen Hofstaats. Es ist eine Prachtgalerie, die Else Lascker-Schüler in ihrem „Peter Hille-Buch“ um ihn herumstellt; lauter Menschen mit feierlichen Namen und großen Gebärden, denen man die Herkunft aus dem Literaturcafé nur noch infolge ihres geistvollen Schweigens und seltenen, mysteriösen Redens anmerkt: Dnit von Wetterwehe, Dtteweihe, Weißgerte, Grimmer von Geyerbogen, Gorgonos der Starre, Ludwill, Hellmüte, Antinous, Bugdahan der Räuber und nicht zu vergessen Goldwarth, der so schön die Gige gogt. An all dieser Erhabenheit richtet die Dichterin ihr dürftiges Persönchen auf. Sie ist Seiner Göttlichkeit Begleiterin und Verkünderin und trägt einen Dolch im Gewande, den sie mit dem Blute einer symbolistischen „Kazin“ rötet. Sie ist halb Psyche, halb Preziosa. Ihre feindige Feder setzt ein geblähtes Wort neben das andre; ihre Schreibart gleicht einer mit Wasser trächtigen Wolke, und nur hier und da bligt durch die Schwaden ein Strahl: ein Strahl von Hilles Geist. Auch von seinem Ungeist, wenn sie etwa ihrem Söhnchen, das auf den Namen Klein-Pull hört, das „Lampenliedchen“ singt:

Lampe Dampe Lampe
 Kämmchen Flämmchen Lämmchen Du
 Döschen Röschen Röschen
 Reinchén Weinchén Du.

Ein geschicktes Weibchen macht eben alles: sie erfindet selbst einen Gott, wenn sie nur dadurch die Möglichkeit ergattert, zu seiner Rechten zu sitzen. „Er heißt, wie die Welt heißt.“

Dahingegen sollte man es gar nicht glauben, was für ein Lasterbalg Leopold von Sacher-Masoch war, dem seine erste Gattin, Wanda, ein Monument auf ihre Art durch ein dickleibiges Buch: „Meine Lebensbeichte“ gesetzt hat. Indessen, wenn man das Buch liest, so glaubt man es. Wanda von Sacher-Masoch schreibt einen bündigen und überzeugenden Stil; nur wendet sie ihn an ein Werk, dem im letzten Grunde die Existenzberechtigung fehlt. Ihre eigne Person, von der das Buch handelt, ist keineswegs interessant; die Person ihres Gatten aber als Prototyp der nach ihm benannten Perverision ist längst mit allem Um und An in die medizinischen Lehrbücher übergegangen.

Immerhin: wenn Wanda auf der Welt überhaupt etwas bedeutet, so bedeutet sie es durch ihren Mann. Sie zehrt von seinem Ruhm und vielleicht mehr noch von seinem Namen, der auf dem Titel eines Buches Assoziationen an allerhand Saftigkeiten wachruft. Und so ist denn das Buch darauf angelegt, daß sich von dem Hintergrunde seiner außerordentlichen Scheußlichkeit ihr Martertum licht abhebt. Ihre Moralität dürfte nicht imstande sein, einem Buche Marktwert zu verleihen; drum kann sie Gott danken, daß Leopold so ein schlechter Mensch war. Wem verdankt sie den Stoff? Ihm. Wem verdankt sie den Verleger? Ihm. Wem verdankt sie — ihr Selbst? Ihm. Der Lebenswandel an der Seite eines weitbekannten Gatten bringt immer seine Vorteile: selbst wenn er ein Scheusal ist. Oder vielleicht gerade dann.

Ich denke manchmal mit Vergnügen daran, wie Heinrich (oder war's Julius?) Hart einst seiner staunenden Gemeinde entwickelte, daß das Lamm, das von einem Löwen verschlungen wird, nicht Grund zur Trauer hat: denn, verliert es gleich seine Sonderexistenz als Lamm, so lebt es dennoch weiter als ein Stück Löwe.

So soll auch der überragende Mensch, der eine literarische Freundin, Gattin, Schwester oder Cousine hat, niemals an seiner Fortexistenz verzweifeln. Zwar, wenn er stirbt, geht er aus dem Reime; aber er wird, sauber gehackt und in eine Papierpelle gestopft, weiter leben als ein Stück Wurst.



Wo ist die Grenze? / von Eduard Goldbeck

Es ist noch nicht lange her, da rief Kaiser Wilhelm dem Grafen Goluchowski Dank und Glückwunsch über die deutsch-österreichische Grenze. Dann ließ Fürst Bülow den italienischen Finanzminister Luzzatti anlässlich der Rentenkonversion bekomplimentieren. Dann gab Prinz Ludwig von Bayern den deutschen Österreichern bei Gelegenheit eines Schützenfestes den Rat, „vor allem Österreicher zu bleiben“. Dann erhob sich Campbell-Bannerman zu lyrischem Überschwang: „Die Duma ist tot; es lebe die Duma!“ Und dann tabelte Wilhelm der Zweite im Gespräch mit einem französischen Schokoladefabrikanten die deutsche Presse und erzählte, anmutig scherzend, wie die Japaner einer rite eingegangenen Verpflichtung durch einen Winkelzug ausgewichen seien.

Ich muß mit Meister Anton sagen: Ich verstehe die Welt nicht mehr. Und entweder hat Dzenstjerna recht oder ich bin ein Idiot. Nicht eine einzige der obigen Rundgebungen — deren Reihenfolge ich übrigens, im Inferno einer Sommerfrische ohne das nötige Material, vielleicht falsch angegeben habe — scheint mir sachlich gerechtfertigt zu sein.

Die Depesche an den Grafen Goluchowski ist oft genug besprochen worden. Sie mußte in der Hofburg arg verstimmen, denn sie ließ Österreich in einer Vasallentrolle erscheinen, und Franz Josef ist gegen den Vorwurf, er lasse sich von Wil-

helm dem Zweiten hypnotisieren, sehr empfindlich. Graf Goluchowski war außerdem schon zu den Toten geworfen und wurde nun mit dem bekannten Berliner Enthusiasmus galvanisirt. Die Ungarn bekehrten höllisch auf, und einige Wochen vergingen, ehe genügend abgewinkt und beschwichtigt war. Es erschienen Communiqués, in denen sich Oesterreich energisch gegen die Insinuation wehrte, es habe dem Deutschen Reich einen Dienst erweisen wollen, der Kaiser verfohlnte Herrn Weyerle und endlich war alles wieder gut. Resultat: banale Deunruhigung. Bestenfalls.

Ein paar Wochen später empfand Prinz Ludwig von Bayern das Bedürfnis, rhetorische Vorbeeren zu sammeln. Wenn dieser Herr sich sachlich über agrarische oder technische Fragen äußert, kann man ihm mit Nutzen zuhören. Seine trockene Art bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu dem vibrato des Kaisers. Deshalb, denke ich, wird er auch so oft in der Presse gerühmt, die Wilhelm der Zweite leider nur par ricochet zu tabeln wagt. Denn was unsern Roten und Köstlichen an dem kreuzbraven, aber pechschwarzen Herrn so über die Massen zusagt, ist mir unerfindlich. Auch die Rede, von der ich spreche, wurde wieder über den Klee gepriesen. Warum eigentlich? Sollte sie das Mißtrauen der regierenden Kreise Oesterreichs beschwichtigen? Das werden die schönsten Worte nicht vermögen. Solange Oesterreich sich — vielleicht nur scheinbar — dekomponiert, solange Deutschland sich — vielleicht nur scheinbar — konsolidiert, so lange wird auch dieses Mißtrauen währen. Sollten aber Worte beruhigen, so müßten sie nicht vom Prinzen Ludwig, sondern vom Kaiser Wilhelm gesprochen werden, denn ihm, dem Fürsten der Finsternis, traut man die schwarzen Pläne der Annexion zu, nicht dem harmlosen Berweser in Bayern. Da nun aber auch die aufrichtigsten Worte des Kaisers keinen Glauben finden würden, so wäre es besser, diese heikle Angelegenheit würde gar nicht berührt. Wir haben wahrlich keinen Grund, die Sympathien der Deutsch-Oesterreicher kühl abzulehnen; sie sind für uns, angesichts der slavophilen Belleitaten des Wiener Hofes, ungemein wertvoll. Reserve ist gut, Prüderie nicht. Was wollte also Prinz

Ludwig? Bei den Habsburgern allgentam prästieren? War diese Rede, die in der Presse als eine „patriotische Tat“ gefeiert wurde, mit ihrem verkläusulierten Kompliment an Wilhelm den Zweiten, ein Rückversicherungsakt, aus partikularistischem Geist und mißtrauischem Fernblick in die Zukunft der deutschen Einheit erzeugt? In tschechischen Blättern wurde der Rat des Prinzen als ein dem Kaiser unter einer Deckadresse erteiltes Admonitorium gedeutet. Der Rat, patriotisch, d. h. quietistisch zu sein, tönt den bedrängten Deutschen mit schrillum Mißklang ins Ohr, und der Vergleich mit der Schweiz läßt nur erkennen, wie völlig unvorbereitet erlauchte Redner selbst dann sprechen, wenn sie ihre Haranguen sorgfältig memoriert haben. Resultat: Verstimmung in der Hofburg; man billigt die Absicht, findet aber die Ausführung nicht sehr taktvoll. Der Zuruf: „Kinder, seid doch ums Himmels willen eurem Herrscher treu!“ ist für das Haus Habsburg nicht gerade schmeichelhaft. Verstimmung bei den Deutsch-Österreichern. Verstimmung bei Kaiser Wilhelm, der an andere Stürkegrade der Eloge gewöhnt ist und schwerlich überhört hat, wie gequält die Anerkennung klingt, die Prinz Ludwig sich abgerungen hat.

Dann veröffentlichte die „Tribuna“ einen Brief des deutschen Botschafters Grafen Monts an den Minister Luzzatti. Der Brief intonierte: „Der deutsche Reichskanzler Fürst Bülow, ein Bewunderer des Genius Eurer Erzellenz, beauftragt mich, Ihnen seinen aufrichtigen Glückwunsch für den glänzenden Erfolg der von Ihnen erdachten großartigen Operation der italienischen Rentenkonversion zukommen zu lassen.“ Und so weiter. Fürst Bülow, in der Nähe gesehen ein müder Skeptiker, hat es für klug erachtet, sich den superlativischen Stil seines kaiserlichen Herrn anzueignen. „Glänzend“, „großartig“, „Genius“, alles dies in einem einzigen Satz. Klare Erkenntnis der Lage, Willensstärke und technisches Geschick wird niemand Herrn Luzzatti absprechen, trotzdem aber wird man die Diktion des Reichskanzlers — oder seines Beauftragten — ein wenig überschwenglich finden. Doch das nebenher, es ist der Hofston. Aber welchen Zweck hat Fürst Bülow eigentlich

verfolgt? Der Versuch, uns als die Intimen Italiens zu gerieren, kann doch jetzt, nach der Haltung Italiens in Algerias, deren Motivation Professor Paulsen neulich meisterhaft dargestellt hat, nach dem Nasenstüber, mit dem der König die telegraphische Affolade der beiden Kaiser erwiderte, nach dem Menelik-Menetekel nur noch belächelt werden. Resultat ist die Frage: Qui trompe-t-on ici? Will Fürst Bülow vor sich selbst die Fiktion aufrechterhalten, daß seine persönlichen Beziehungen dem Dreibund Italiens Treue sichern?

Der deutsche Reichskanzler hat einen Nachahmer gefunden. Herr Campbell-Bannerman hielt es für angemessen, in dem Kampf zwischen dem Zaren und der Duma Partei zu ergreifen. Der englische Premier ist ein Parteibonze, ein Unentwegter, der sich emporgedient hat. Nach dem Dichtersworte: *Ab' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Finger breit vom rechten Wege ab.* Daß er nie eine eigene Idee gehabt hat, erklärt seinen Alterserfolg. Nun hat er sich zum Champion der internationalen Demokratie aufgeworfen. Die einen sagen, er habe sich benommen wie ein Bulle im Porzellanladen; die andern behaupten, er habe geschickt mit der kommenden Macht in Rußland Fühlung gesucht. Auch ich glaube, daß Nikolai nie wieder die zentrale Persönlichkeit der Regierung werden wird; indessen klüger scheint es mir doch, ihn einstweilen nicht zu brüskieren, wenn es ohne Not vermieden werden kann. Mit der Duma der Zukunft zu flirten, ist mindestens verfrüht. Das Resultat des rhetorischen Exzesses ist Verstimmung des Zaren, also ein Minus. Ein Minus, dem kein Plus gegenübersteht, denn die Sympathien der russischen Revolutionäre sind für England auf Jahre hinaus praktisch wertlos.

Leider führt uns die Chronologie nun wieder nach Deutschland zurück. Der Kaiser hat dem Schokoladenfabrikanten Menier viel Süßes gesagt (es ist sein Prinzip, mit jedem „Metier“ zu sprechen) und die deutsche Presse hart getadelt. Das ist kein Wunder, da er nur Herrn Pietsch, den Verfasser lichtvoller Reklameartikel, und Herrn Schiemann kennt, der sich in jeder Wochenschau der „Kreuzzeitung“ einen Wand-

wurm abtreibt. Er liest ein Ragout von Preßabfällen. Sein Urteil kann also virtuell ad acta gelegt werden; mir genügt die Überzeugung, daß kein einziger deutscher Journalist sich zu einem Franzosen, dem er vor einer halben Stunde begegnet ist, absprechend über den Kaiser äußern würde. Dann hat der Kaiser ein Histörchen über japanische Praktiken zum besten gegeben, das mir weder wahr noch gut erfunden scheint. Sollte es sich aber auch wirklich so abgespielt haben, so glaube ich doch, der Kaiser hätte es verschweigen sollen. Denn das Resultat wird Verstimmung in Japan sein.

Der Kaiser, Prinz Ludwig, Fürst Bülow, Campbell-Bannerman, sie alle wünschen den Frieden und säen den Krieg. Sie streben nach Harmonie und schaffen nichts als Dissonanzen. In jedem einzelnen Fall ließ es sich nachweisen, und ein Kenner der auswärtigen Politik, dem das offizielle Material zu Gebote steht, vermöchte diesen Nachweis leicht noch überzeugender zu gestalten. Warum weichen diese Leiter der europäischen Geschichte von den nützlichen Traditionen der alten Diplomatie ab, deren Überlebsel sie sonst so pietätvoll konservieren? Ich sehe keinen sachlichen Grund und nicht einmal ein psychologisches Motiv, denn die Unterstellung eines verblendenden Applausbedürfnisses scheint mir so verschieden gearteten Individualitäten gegenüber allzu summarisch. Und ich frage mich: wohin soll diese internationale Topfguckerei führen? Fürst Bülow lobt Herrn Luzzatti; à charge de revanche natürlich: die Exzellenzen bewundern gegenseitig ihren respektiven Genius. Aber Herr Campbell-Bannerman tadelt schon indirekt den Zaren, und demnächst wird vielleicht irgend ein Lord Feuerbrand die Hemdärmeldiplomatie noch ungenierter betreiben. Wo ist die Grenze?



Der Zar / von Berner von Heidenstam / einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Strine

Es war eine Winternacht mit jenem kalten Sternenlicht, das dem Einsamen Tränen erpreßt, ohne daß er selbst weiß warum. Der bekränzte Schnapsbruder, den man soeben durch Moskaus Straßen geführt, hatte geringeren Beifall geerntet als gewöhnlich, und mitten unter den ausgelassenen Pöffen der Karnevalswoche raunte das Volk von Haß und Berschwörung und Kerker. Wo zwei Menschen ungehört zusammentrafen, verfluchten sie den Zaren. Die Popen murmelten in ihre Räucherschüsseln, daß er in der Fastenzeit Fleisch verzehre und die römischen Götter anbetete statt der Heiligen. Die Bojaren klagten, sie seien Arbeitsklaven geworden, die ganz Rußland vom Keller bis zur Turmhaube umbauen mußten und nicht einmal des Nachts in Ruhe schlafen dürften. Sie erzählten einander, Zar Peter der Große sei wahnsinnig geworden. Saß er nicht im Reisewagen oder bei seinem Mikroskop, so heile er Krankheiten wie ein Arzt, mache Stiefel wie ein Schuster, Boote wie ein Schiffsbauer, Elfenbeinfiguren wie ein Drechsler oder säbele die Köpfe ab wie ein Scharfrichter. Nach einem solchen Tagewerk sah man ihn zuweilen von der Tafel aufstehen und sich unter die Musikanten setzen und mit einer solchen Fertigkeit trommeln, daß er auch in dieser Kunst seinen Meister nicht fand. Die Kaufleute murrten an ihrem Ladenpult über die langen Kriege, und die Bauern rissen erbittert an ihren dicken Röcken und verbargen ihre heiligen abraasierten Wårte in der Tasche.

Je weiter die Nacht vorschritt, desto schärfer funkelten die Sterne, und Alexei, des Zaren Sohn, saß einsam in seiner Kammer, die, ganz und gar scharlachrot und mit grünen Blätterranken bemalt, in das Dach eingewölbt war. Rings um ihn her auf dem Boden lagen theologische Werke und dünne Büchlein mit frommen Heiligensagen. Er hielt noch

die Feder über einem halbgeschriebenen Brief an seine Affrosinja, die rothaarige finnische Sklavin, aber die Arbeit ermüdete ihn, und die Feder sank herab. Er vergaß, daß man ihm seinen Degen und sein Erbrecht an den Thron genommen. Er meinte im Geiste in seinem abgeschiedenen Schlosse, angetan mit dem steifen Seidenpelz und den türkisfarnbesetzten Stiefeln der früheren Zaren, die Arbeit der Hofgoldschmiede zu überwachen und sich mit gelehrten Mönchen zu unterreden. Dann träumte er davon, in die Kapelle hinabzusteigen und in der Winterdämmerung unter dem starrblickenden Christuskopf des Gewölbes seine Andacht zu verrichten, während weit um ihn her ein altwäterisches Reich sich breitete, wo die Dorfglocken sangen und man spät aus dem Bette stieg und beizeiten das Licht löschte. Hierauf aber schlug Zar Peters Blut ihm wieder in die Stirn, und er stellte sich vor, den Abend mit einem Trinkgelage zu beschließen und dankbar jubelnden Bojaren geleerte Zinnkrüge an den Kopf zu werfen.

Die Türe öffnete sich hinter ihm, aber er meinte, es seien die Diener, und blieb in seinen Grübeleien sitzen. Erst als er Schritte und Gelächter in den Gängen hörte, wandte er sein mageres bleiches Gesicht mit den eingefallenen Wangen und schlauen Augen den Eintretenden zu. Es war der Vater. Es war der Zar, der mit seinen Nachtgästen kam, und zwischen sich trugen sie einen langen Tisch, auf welchem zehn brennende Wachlichter in ebensovielen Brotlaiben festgesteckt waren. Wie oft hatte Alexei nicht Medizin genommen, um krank zu werden und sich an dieser Tafel nicht einsinden zu müssen! Wie angstvoll war er verkleidet mit seiner Affrosinja bis in Neapels Weinberge entflohen, um sich vor diesem Vater zu verbergen, der nun den Stock über dem Haupte des Sohnes erhob! Er wich rücklings nach der Zimmerdecke zurück.

„Alexei,“ befahl der Zar, „du sollst heute nacht Wirt sein. Setze dich mir gegenüber!“

Während sie sich alle setzten, gab der Zar seinem Nachbarn eine schallende Ohrfeige und rief:

„Laßt sie weiter um den Tisch gehen! Niemand glaubt, wie redlich solch große Herren, die mit einem Fürsten beisammen sitzen, eine Ohrfeige verdienen.“

Die Ohrfeige flog aus Herzensgrund Schlag auf Schlag um den Tisch bis zu dem Adjutanten Wasemskij, einem jungen und noch unerfahrenen Offizier, der des Zaren Nachbar auf der anderen Seite war. Er erbleichte mit halb-erhobener Hand und sah den Zaren starr an. Zu keinem in der ganzen Runde hatte der Zar eine solche Zuneigung gefaßt wie zu diesem goldlockigen Jüngling, aber heute nacht hatte ein Gerücht ihm zugerannt, daß der junge Offizier sich dem Sohne und den Rebellen angeschlossen. Darum wollte der Zar ihn prüfen, und mit der Raserei Iwan des Schrecklichen im Blick und der Gutmütigkeit eines moskowitzischen Handwerkers im Lachen wandte er sich an ihn:

„Wasemskij, mein Junge, höre! In meinem eigenen Reich wird bald niemand meinen Namen nennen, ohne mich zu verfluchen. Hier ist meine Wange. Bei Gott und seinem Sohn fordere ich Aufrichtigkeit von dir. Schenkst du den Verleumdern Glauben, so schlage zu! Ich verdiene dann nichts Besseres als die anderen. Was ich begehre, ist Wahrhaftigkeit . . . und ich will dir danken.“

Wasemskij erhob sich und rückte den Stuhl beiseite wie um niederzuknien, dann aber heftete er den Blick in die Kerzenflamme und flüsterte:

„Meine Hände sind unrein. Laß mich sie vorerst waschen.“

Der Zar bejahte mit einem schwermütigen Nicken und blickte ihm nach.

„Auch er! Ich hatte anderes erwartet.“

Er hielt den leeren Becher vor sich hin in die Luft, und die Zarin, die ihn den ganzen Tag verstohlen beobachtet, trat in einfachem blauen Kleide ein und setzte sich auf den freigewordenen Stuhl. Er legte seine Hand auf ihren Arm und wandte sich Alexei zu.

„Nun, warum schenkst du nicht ein und trinkst uns nicht zu? So ist es recht, ja! Noch einmal! Und noch einmal! Stehe auf! Rasch! Nein, die anderen bleiben sitzen, du

aber sollst stehen. Du sollst mir Rede stehen. Ist es wahr, daß die Mönche dir einreden, du seist des ganzen Volkes Liebe und Hoffnung?"

Alexei stand an der anderen Seite des Tisches, von Fieberschauern geschüttelt, und sein faltiges Antlitz wurde aschgrau und alt. Der Zar sah aus wie sein Sohn. Bei jeder neuen Frage drehte Alexei das lange Spigenhälstuch fester um den Finger, aber er antwortete kein Wort.

„Ist es wahr, daß du mich hassst, daß du sehnsüchtig meine Todesstunde erwartest, um das Werk meiner Tage und Nächte umstürzen zu können? Ist es wahr, daß dein Weichtvater dich aufforderte, ein Märtyrer des Volkes zu werden? Ach, es gibt andere Märtyrer in der Welt als die, die ihr Blut für die Sache des Volkes am Richtplatz lassen! Ich wollte euch allen ein Vater und Wohltäter sein . . . Aber wer kann von sich sagen, er habe aus den Himmeln eine Goldtafel herabgeholt, auf der eingeritzt steht, daß sein Werk das richtige sei? Vielleicht werdet ihr einmal rufen, dieser Tor, in dessen Abern mein Blut verborben fließt, sei der Mann, den ihr für euere Seligkeit bedurftet. Aber ihr werdet vergebens rufen. Das Leben, das ich angezündet, kann ich auch verlöschen. Katerinuschka, Mütterchen, was habe ich getan, um so einsam zu werden?"

Er neigte sich mit geschlossenen Augen vornüber an der Zarin Arm und lachte und weinte, so daß die Tischgäste einer um den anderen sich erhoben und hinter den Stuhl der Zarin schlichen. Sein Lachen war so gutmütig und warm, wie man es nur in einem ehrlichen Bauernhause zu hören bekommt; aber sie kannten von alters her diese Lustigkeit, die sich Schritt für Schritt mit Verzweiflung und Verachtung sättigte, und sie fürchteten für ihr Leben.

„Katerinuschka, mein Kind . . . Wo über ganz Europa man eine Denkmünze prägt oder eine Flugschrift druckt, da macht man mich zum Narren! Was habe ich getan, um so einsam zu werden? In Schweden, ja, da lebt ein ebenso einsamer Mann, der nun seine Truppen sammelt und sie in die normwegischen Berge führt . . . Auf so verschiedenen

Wegen kommen wir beide zu demselben Punkte . . . Wo bleibt der Adjutant so lange? Ich sehne mich, unter euch allen einen zu finden, der ehrlich genug ist, mir offen zu zeigen, ob er mich liebt oder nicht. Mag er zuschlagen!"

Er hob das verweinte und lachende Antlitz, und die Zarin strich schmeichelnd über sein krauses Haar und sang nach einer Volksweise mit dünner und längst gebrochener Stimme:

So allein ist der Bettler nicht vor dem Tor,
wie die Großen mit all ihren Söldnern und Wachen,
indessen ein schüßender Engelchor
umgibt das Lager der Kleinen und Schwachen.

„Ich frage nach Wjasemskij, dem Adjutanten. Ist er eine Memme, der das Weite gesucht, weil er nicht den Mut hat, den Zaren ins Gesicht zu schlagen? Oder steht er unschlüssig draußen vor der Tür? Oder . . . oder . . . liebt er mich etwa?“

Wensjikow, der bisher sitzengeblieben, erhob sich nun mit seiner großen gepuderten Perücke und seinen Ordensbändern.

„In alten Tagen, als ich bloß ein Zuckerbäckerjunge war, der seine Pasteten auf den Straßen Moskaus umhertrug, da verstand ich dich mit meinen Reden zu erheitern, Väterchen. Ich wußte meine Geschichten so auszuschnücken, daß du unheimliche Eulen und Uhus flattern und närrische Zwerge auf den Händen schreiten zu sehen glaubtest — aber wir sind beide alt geworden, du, mein Wohltäter, und ich . . . Ich habe deinem kaiserlichen Befehle zu gehorchen.“

Er ging hinaus in den Gang vor der Kammer, und der Zar rief ihm nach:

„Warum zögert der Adjutant, frage ich. Waren seine Hände so unrein, daß er sie so lange waschen muß? Dieses Waschwasser möchte ich wohl zu Gesichte bekommen.“

Als Wensjikow zurückkam, trug er eine große runde Zinnschüssel, zur Hälfte mit einer roten Flüssigkeit gefüllt, die wie schäumender Wein aussah.

„Dein Adjutant Wjasemskij ist tot,“ sagte er. „Er wusch seine Hände in seinem eigenen Herzblut.“

Der Zar schloß wiederum die Augen und lehnte sich an den Arm der Zarin, und während sie sein Haar strich und es zwischen ihren Fingern kämmte, hörte sie ihn flüstern:

„Er liebte mich nicht . . . er fürchtete mich nur . . . oh Katerinuschka, Mütterchen!“



Die Blüte des Chaos / von Rudolf von Delius

Alfred Wombert schrieb dieses Buch.* Der Dichter und Orientale. Der einzige Mystiker unserer Zeit aus eigenstem Geblüt. Uraltes poetisches Adelsblut und doch wie ganz anders, wie neu. Die alten Mystiker waren gottgläubig, gottrunken, sie verbrannten sich im hellen Feuer ihres Geistes, stürzten ab in das schlackenlose Licht des All-Einen und fanden durch diesen seligsten Tod ein um so wilderes Leben, ein Leben, das die Gott-Sonne in sich geschlürft und dem nun nichts Irdisches, nicht Tod und Teufel, mehr etwas anhaben konnte. Immer war es das gleiche magnum mysterium: als Leib vergehn in Gott, um aufzuerstehn zur Seligkeit als Geist. Es war schließlich einfach die große Erkenntnis von dem Wesen des reinen Denkens, das die souveräne Macht der Vernichtung, Zermalmung, Verwandlung alles Endlichen in sich fühlt. Die Kraft unseres eigenen Geistes ist Gott, das ist die Grunderlösungslehre aller Mystik. Aber immer war draußen, ferne irgendwo, ein ungeheures Zentrum angenommen. Ein Urschoß aller Dinge, eine Weltsubstanz, der Eine, Gott. Zwar erkannte man, daß wir selber aus demselben Stoff sind wie dieser Eine, so daß er also auch in

* Minden i. W. 1905. J. E. C. Bruns Verlag.

und wirkt und webt. Aber Glück und Erlösung muß immer hindurchgehen durch ein Sichabtöten und Sichaufgeben, durch Demut und Vergehen. Das Dogma des Einen steht auch heute noch überall am Himmel der Spekulation.

Bei Wombert gibt es diesen Einen, diesen Zwingherrn nicht mehr. Es gibt nicht mehr irgendwo ein Zentrum der Ordnung, der Gesetze, der Notwendigkeit, der Weltregierung. Es herrscht das Chaos. Und in dem Chaos das Ich. Dies Ich aber ist der Künstler. Und zwar durch die Phantasie, durch Farbenüberreichtum der Seele. Wombert ist der große Bilderdichter unserer Zeit. Wie jeder reine Phantasiemensch stellt er sich getrost in den Mittelpunkt des Universums, in verträumtem Traum. Und um sich läßt er die Fülle der Gesichte kreisen nach Willkür und Laune. Er ist der Gott, der schöpferische Traumgott, und er allein. Er breitet die Hände aus, und Planeten kreisen durch seine Finger, er reckt den Arm und bahnt der Sonne einen goldenen Weg, in seinem Lustzimmer hoch auf dem Weltturm kommen Äther und Morgenröte zu ihm, in seinem Wald verkehrt er mit dem Feuer. Wie zahme Tiere umschmeicheln ihn die Elemente, das Meer kriecht auf den Strand und leckt seine Hand. Wildheit und Größe und Sturm gebiert aber erst seine Seele. Dies ist der Kern der Wombertschen Dichtung: Erlebnisse der Psyche werden verkörpert in dem Bilderreichtum des Universums. Es gibt nichts Objektives mehr. Der Künstler benützt die ganze Welt nur als Ausdrucksmittel seiner Gefühle. Das Universum ist nur ein Instrument, auf dem das Ich seine Weisen spielt. Schrankenlos-frei nimmt der Dichter sich die Farben, woher er will, und läßt sie alle dem einen Zwecke dienen, seine Seele zu bändigen zu Farbkristallen, zu Gedichten. Dies ist es, was den Philister an Wombert so empört. Diese völlige Nichtachtung des Weltzusammenhanges, wie man ihn doch auf jedem Spaziergang konstatieren kann, wie ihn doch jedes wissenschaftliche Buch lehrt. Auf diesem trunkenwogenden Farbenmeer wird dem Europäer schwindlig. Er vermißt die festen Balken der Logik. Er ahnt nicht die Seligkeit des Übersättetseins von Farben. Darum betonte ich anfangs

an Wombert das Orientalische. Kumi ist ihm wohl am nächsten verwandt.

Sehen wir uns nun einige Gedichte aus der „Blüte des Chaos“ näher an. Der Hauptfehler bei der Lektüre Wombertscher Dichtungen scheint mir zu sein: immerfort zu fragen: was bedeutet das?, nach Gedanken und Grundideen zu suchen. Man muß sich vorerst ganz treiben lassen von den Wellen der Phantasie, nur Malerauge sein, der oft rasenden Flucht der Bilder zu folgen suchen. Dann wird ganz von selbst schließlich hinter der Gestaltung ein Erlebnis, eine lyrische Seele hervorblicken. In eine völlig eigene Welt von Figuren spinnt sich Wombert ein. Er schildert das einmal. Er sitzt nachts in einem mächtigen dunklen Baum. Ganz fern unten sieht man im Mondlicht glänzend Meer und Felsen. Da kriecht etwas zu ihm heran. Eine Riesenspinne mit bunten Märchenaugen, mit grünen geäderten Flügeln. Und die spinnt ihn nun ein. Singend. In ein strahlendes, rötliches Netz. Bis er ganz eingeschlossen ist, er ahnt nur noch draußen die Welt im Mondlicht. Das Tier ist fort. Er sitzt einsam, umweht von vielen Farben, Lichtern, Bildern. Fern, fern ist nun seine Erdenheimat und alles Irdische. Er ruht ganz selig im eigenen Glanznetz. — Oder er liegt auf einer weißen Wolke. Rings stürzen Wasserfälle nieder „in die lichtdurchsungene Tiefe“. Da wachsen aus der Wolke Blumen um sein dunkles Haar herum, rot und blau. Ein silberweißer Vogel hüpfte auf seine Hände, goldene Bienen schwirren und ein großer bunter Falter „auf den Schwingen tragend das Farbenlicht aller buntschillernden Gestirne“ läßt sich nieder auf seine nackte Brust. Was bedeutet das? Es ist eine ideale Landschaft, die rein ästhetische Seligkeit einer Komposition. — Ein anderes: Er fährt als Schiffer auf seinem Meer, das liegt hinter einer dunklen Mauer. Es ist schwarzblaue Nacht. Auf der Erde drüben spielen zwei Jünglinge mit goldenen Kugeln Fangball. Manchmal fliegt eine Kugel über die Mauer in sein Meer. Mit Netzen fischt er das strahlende Gold, zieht es auf Deck, so daß alles leuchtet. Doch er braucht den fremden Glanz nicht, er wirft die Kugel

zurück über die Mauer „in die schwarze Nachtbläue“. Und von drüben erschallt Dankgesang. Hier ist ein ganz einfaches Erlebnis, aber in welcher seltsamen Phantasiepracht getaucht. — Dann sieht er sich auf einem Pferd durch den Himmel jagend, ganz hoch. Ein Engel in goldenem Gewand ganz unten mahnt ihn: „Seht den Abenteurer!“ Er aber rast weiter und pflückt sich eine Blüte. — Er lehnt an eine Säule in einem Marmortreppenhause. Die Dämmerung sinkt nieder, windet sich zu seinen Füßen. Es ist ganz finster. Da hört er seltsame Schritte. Eine Tänzerin mit Sternen im Haar kommt leise die Marmorstufen herunter. — Manche Gedichte sind ganz auf ein paar Farben abgetönt: so eins auf silberweiß und blau. Es spielt in der Gletscherwelt des Hochgebirges. Ein anderes ist ganz gotisch-glasfensterbunt. Eins gold und dunkelblau. Eins ganz in Rot: Abendrot und ein Thron aus rotem Marmor. Es wird langsam dunkel. — Eins ist empfunden aus der Zusammenstellung von Perlenglanz und blondem Frauenhaar. Dann die heißen Traumgedichte, wo die Folge der Bilder schon alles gibt, z. B. Trommeln, Masken, Panther, Teppiche und eine wilde Nachtzeit. Der Ausgangspunkt ist jedenfalls bei Wombert immer Farbe und Bild. Von da aus kommt er dann auch oft zu wunderbarer Musik der Worte. Sätze, die wie Geigenmelodie tönen. „Mir ist, ich habe früh mein Herz verloren, nun irre ich auf seiner roten Spur.“ „Ich lag. Vor Geistesvollendung schier ein Schläfer.“ „Sie hoben alle die Gesichter zu der Sonne und ein paar Nächte schliefen sie im Schatten.“ „Ich ruhe weich in sanftem Blau und singe manchmal einen goldenen Klang.“ „Meervögel flügelnd durchs Gemach: Prachtweiße Schwebler mit hellem Schrei.“ „Als ich erwachte, atmete das Meer und blickte in den Mond.“ „Ein seliger Zecher, bildbegeistert im Gesang.“ „Durch hohe Scheiben wiegen dunkle Bäume.“ „Als draußen die Sonne ihre goldenen Stiere vorübertrieb in der Stille des schwebenden Mittags.“ „Ich fühlte kühl am Haupt den Silberhelm.“

Keineswegs steht nun aber jedes Gedicht zusammenhangslos für sich da. Im Gegenteil. Das ganze Buch hat eine

große einheitliche Handlung. Aber auch bei dieser darf man nicht von einer logischen Forderung ausgehen. Es ist ein kühnes Phantasie Reich. Ein nacktes gekröntes Weib auf einem Thron. Zu ihren Füßen ein Flügelwesen. Ein anderer Thron, auf dem sitzt: der Geist. Neben ihm steht ein Mensch. Im Hintergrunde ein seliger Dichter, lehnt aus dem Fenster in den Weltraum. In die Ferne schaut ein Jüngling. Der Dichter selber sitzt auch auf einem Thron, ihm zur Seite nackte Frauen mit Sonnen im Schoß. Auf seiner Stirne funkelt ein Stern. Weit öffnet sich die Landschaft. Ein Meer, ein Triumphat aus Kristall mit einem Löwen drauf. Hinten drei Schiffe „an des Erdrands dunkler Mauer“. In rotem Mantel auf den Wellen ein Jüngling, an der Brust eine Blüte. Dann tritt ein Knabe zu dem Dichter — „im Auge ein Sterne=Lächeln, ins Ohr mir flüsternd wie ein Saitenspiel“ — und reicht ihm „schriftbemahte Blätter“, darauf sind geschrieben die Bildervisionen, die Seelenkristalle all jener Figuren. Sie werden nun gelesen „mit der Schleier-Stimme eines Traum=Sängers“: Die Bilder der Schiffer, die Bilder der Weiber und des Jünglings auf der kristallinen Woge. Die Blüte des Chaos ist das Leitmotiv, aus allem Wilden, Kastlosen, Ungeordneten ist eine selige bunte Blüte entsprossen. Eine Trompete bläst auf dem Meer und nun naht die Blüte. Und in wildem Sturme hascht sie der Dichter und tanzt mit ihr selig durch die Weltenräume. Mit der Blüte selig vorüber an allen Dingen. Die Blüte ist aber auch zugleich ein Weib: die schöne Tänzerin der Nacht. Und der Dichter ist ein Flügelwesen, ein im Geist Schwebender, ein Vogel.

Man könnte historisch die Quellen untersuchen, aus denen Nomberts Phantasiewelt gespeist ist. Von Assyrisch=Babylonischem bis zu der spät jüdischen Literatur, etwa den Büchern Jezirah und Sohar d. h. Schöpfung und Glanz. Jedenfalls schmilzt er aber alles zu tiefstem Eigentum um. So haben wir hier ein höchst merkwürdiges völkerypsychologisches Phänomen. Nombert ist der erste und einzige, welcher unter den modernen in Europa lebenden Juden die große Phantasiefarbenseele der Orientalen hat. Die übrigen in der neuesten Literatur be-

deutenden Juden verkörpern meist eben den modernisierten Jüdengeist, wie etwa Heine. Das Witzige, Zersetzende, Voss-hafte und dann wieder sentimental Kokettierende, Tränenfelige, immer aber im Grunde verstandesmäßig Kalte. Die wilde Traumphantasie Assens hingegen hat nur Rombert. Und darum ist er auch von dieser Seite gesehen vielleicht die seltsam-interessanteste Figur der heutigen Lyrik.

Zum Schluß möchte ich, um doch auch ein Ganzes als Beispiel zu geben, ein Gedicht folgen lassen, das auch aus dem Zusammenhange genommen völlig verständlich ist. Es ist darin das Gefühl eines Weibes gestaltet, ein Weib sieht diese Vision.

Die Chimära ruht auf meinem Dache,
die Schrecklich-Herrliche. In der Regenschurmnacht
funkeln mörderisch die Drachenaugen.
Sie ruht, vom roten Laube des tiefen Parkes
hauptumwirbelt, auf dem Marmordache.
Ihren Schweif hält sie um sich geringelt
stolz in Wollust — grausig schnaubt ihr Atem.

Ich ruhe unten in Tiefen des Palastes —
in dunklem Schlafgemach, und kann nicht schlafen.
Ich lausche, lausche, immer jenem Atem.
Wann kommt der große Held, der mich befreit
von der Wüterin — wann werd' ich schlafen? —
Bogenschilden liegen rings versteckt
im Park des blutenden Herbstes, tausend zielen
mit funkelnden Augen nach dem Ungetüm:
Keiner wird treffen, keiner treffen.

In meinem Schlafgemach, ich kann nicht schlafen,
es bäumt mein Blut, es stürmt,
glühende Gedanken, unter, über mir. —
Ein Gedanke ist der Schrecklich-Herrliche:
Ich werde schlafen, hochoben werd' ich schlafen:
An der stolzen Brust, unter den Mörderaugen,
in den liebenden Pranken der Schrecklichen Chimära.



Von der Pflanze zum Übermenschen / von Dr. Georg Lomer.

Nachdem durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte die künstlich errichteten Schranken zwischen Tier und Pflanze, eine nach der anderen, gefallen sind, bleiben nur noch einige wenige Merkmale übrig, welche einen wirklich fundamentalen Unterschied beider Typen bedeuten. Dazu gehört vor allem die große Verschiedenheit in den Formen der Fortbewegung.

Man kann kurz sagen: Das Tier besitzt eine Bewegungsfähigkeit aus sich heraus, der Pflanze sind im Durchschnitt lediglich passive Bewegungsmöglichkeiten geboten.

Selbstverständlich gibt es Übergangsformen, auf welche weder das eine noch das andere ganz zutrifft. Aber das Grundprinzip ist doch vorhanden: aktive Beweglichkeit kommt dem Tiere, passive den Pflanzenwesen zu.

Je mehr also die organische Schöpfung sich vom Boden löst, an bodenständiger Verankerung verliert, um so tierähnlicher wird sie damit. Das Tier aber stellt eine höhere Entwicklungsstufe dar als die Pflanze: ein Wesen, das stets an den gleichen Ort gebunden bleibt, kann immer nur unter den beschränkten Einwirkungen und formgebenden Reizen eben dieses einen Ortes stehen. Es kann, da jede Organbildung eine Antwort des Organismus auf äußere reaktive Reize ist, diese seine Organe nur bis zu einem gewissen Grade in einer bestimmten Richtung ausbilden und muß in der Fortentwicklung stehen bleiben, sobald ein Wechsel in diesen Reizen nicht mehr eintritt.

Die Entwicklungsmöglichkeiten der Pflanzen sind also nur beschränkte und hängen einerseits von dem Grade ab, in dem sie für sich oder ihre Nachkommen ihren Standpunkt zu verändern vermag, anderseits von der Mannigfaltigkeit der äußeren, auf sie einwirkenden Eindrücke. —

Der Übergang vom Pflanzen- zum Tierwesen, der sich anscheinend in so schwer abgrenzbaren Übergängen vollzieht, bedeutet nun de facto einen ungeheueren Sprung in der Entwicklung.

Aus kleinen Anfängen hat sich in der Pflanzen-, noch mehr in der Tierwelt dieses Prinzip: Steigerung der Eigenentwicklung durch gesteigerte Außenreizzahl, zu immer reinerer Vollenbung herauskristallisiert. Welcher ungeheuerer Weg ist von den ersten unbeholfenen Taftbewegungen der Urtiere bis zu den graziosen Bewegungen eines Siphonophorenstockes, und von da weiter bis zu der fast schrankenlos erscheinenden Freibeweglichkeit der Vögel und Säugetiere zurückgelegt! —

Indessen, diese Bewegungsfreiheit der tierischen Individuen ist, genau besehen, keineswegs eine schrankenlose, sondern von Fall zu Fall eine mehr oder weniger eng begrenzte.

Zwar ist die Tierwelt in ihren Einzelindividuen nicht derartig stationär an den Nährboden gefesselt wie die Pflanze, sondern erfreut sich einer weit ausgiebigeren Wander- und damit Entwicklungsmöglichkeit. Aber schließlich kann doch kein Walfisch auf dem Festlande, kein Vogel unter dem Wasserspiegel und kein Elefant in den Küsten leben! Sie alle sind eng an bestimmte Elemente gebunden. Ja, noch mehr, — nicht jede landsässige Art vermag in jeder Gegend des Festlandes zu leben; und ein Gleiches gilt für die Wasser- und Lufttiere.

Klimatische Unterschiede, Feuchtigkeits- und Belichtungsverhältnisse, unendliche Abstufungen in den äußeren Lebensbedingungen machen einen bestimmten Erdenstück für eine bestimmte Art geeignet oder ungeeignet. Setzt sie sich hier durch, paßt sie sich organisch an, so lebt sie auch auf dem Neulande fort. Ist sie dazu nicht imstande, so stirbt sie erbarmungslos aus.

Die großen Eidechsen der vortertiären Zeit, die sagenhaften Riesenvögel vergangener Epochen hörten auf zu existieren, als sie sich den wechselnden Lebensverhältnissen der Mutter Erde nicht mehr anzupassen vermochten. In der Anpassungsfähigkeit, wie gesagt, liegen die natürlichen Grenzen der tierischen Entwicklung. Und das Menschthier?

Je nun, mit seiner stufenweisen Herausbildung tat die Natur einen zweiten — diesmal ganz andersartigen — Sprung. Die Menschheit entwickelte zu so wundervoll präziser Vollenbung

wie keine einzige vor ihr existierende Art ein neuerworbenes, ungeheuer wichtiges Organ: das Gehirn. In diesem Konzentrationsorganismus wurden die zahllosen Erfahrungen vergangener Tiergeschlechter teils zu unbewußt-zweckmäßigen Dauerreflexen eingeschmolzen, teils in bewußter Klarheit fixiert. Unter dem Zusammentreffen einer glücklichen Organisation mit dem eisernen Notzwange kosmisch bedingter Veränderungen der Erdoberfläche (Eiszeit!) erhob sich das logische Denken, das sinnvolle Kombinieren des Verschiedenen, die Fähigkeit des Schlußziehens, in langsamem Aufstieg zu einer so umfassenden Bedeutung, daß der Träger dieser Denkkräfte, das Gehirn, fortan der Menschheit unentbehrlichstes Werkzeug geworden ist.

Ein Universalwerkzeug, welches unzählige Anpassungsanstrengungen des Organismus hinfort unnötig gemacht hat.

Die Haut des Menschen brauchte im Norden keinen Winterpelz zu treiben: sein Gehirn machte ihn überflüssig, indem es ihn die Felle toter Tiere benutzen ließ.

Sein Fuß brauchte sich nicht zum flüchtigen Huf der Hirsche umzuformen: denn sein Gehirn lehrte ihn die Schnelligkeit des Rosses bändigen und nutzen.

Erfindung auf Erfindung hat sich seit diesen Urzeiten der Menschheit gehäuft. Was zu Anfang ein unsicheres Tasten, ein zufälliges Finden und Verstehen war, wurde durch zweckmäßige Geistesübung und -schulung zu immer bewußterer Vollendung hochgetrieben. Der Geist, der in grauer Vorzeit das erste Herdfeuer entfachte, ist derselbe, der im Lichte unserer Tage die Röntgenstrahlen und den Phonographen, die drahtlose Telegraphie und das Radium fand.

Ja, ungeheuer ist die Beweglichkeit des menschlichen Geistes geworden, ungeheuer auch ist der durch sie bedingte Kräfteverbrauch, und immer brennender wird heute die Frage: wie lange noch wird diese Maschine, Geist genannt, in dem jetzigen Tempo laufen können? Wo ist die Quelle, die ihre Kraft immer und immer wieder aufs neue speist!? —

Die Pflanze bleibt in stetem, unmittelbarem Kontakt mit dem nährenden Mutterboden. Noch des Tieres Seele ist ein

dumpfes Dämmern, sein Leben ein vorzugsweise vegetatives. Erst in den höheren Tierklassen, den Vögeln, den Säugern, beginnt sich — unter der äußeren immer reiner herausgebildeten Form absoluter Geschlechtertrennung — eine Arbeitsteilung zu vollziehen, indem das eine Geschlecht für sich allein die aktivere Betätigung und damit die Fortführung rassenmäßiger Hochzucht übernimmt, während dem anderen vorzugsweise die mehr vegetativen Funktionen zufallen.

Was der Erdboden dem Pflanzenkeim, das ist der Mutter-schoß dem zu gebärenden Kinde. Erde und Mutterschoß sind vegetativ, sie tragen und nähren den Keim. Eine Aufgabe, deren grundlegender Wert immer noch vielfach unterschätzt wird. Nur durch eine gesunde Keimernährung, die ihrerseits nur von einem elementar-gesunden Weibestkörper gewährleistet wird, ist ja die ungeheuerere Kraftentfaltung im späteren Menschen- und besonders Mannesleben möglich. Mehr als je — und je höher sich die Geistesentwicklung türmt und aufbaut, um so dringender — brauchen wir gesunde, pflanzenhaft gesunde Frauen. Frauen, die an Leib und Seele leistungsfähig sind, keine Intelligenzgenies!

Die Hochkultur der Menschheit wird — und das ist eine bittere, doch unabweißbare Erkenntnis — dadurch erkauft, daß sich ein Teil der Menschheit von dem selbständigen Mitarbeiten an dem Entwicklungsgedanken ausschließt und, im zähnen Festhalten am Elementaren, den kommenden Generationen Kraftquellen schafft, welche die physische Unterlage zu weiteren Anstiegen der Gehirnmenschheit bilden sollen.

Und groß genug sind die Aufgaben, welche uns noch zu lösen blieben! Weit genug ist das Feld, das sich dem vorausschauenden Blicke dehnt! —

Nicht mehr sind wir, wie etwa der Urmensch, an einen beschränkten Fleck der Erde gebannt. Unsere Technik, diese blendendste Errungenschaft der Gehirnarbeit, hat uns den Weg in Wüsten und Einöden gebahnt, hat Gärten aus Steinfeldern geschaffen.

Die Meeresoberflächen sind uns dienstbar geworden, bald werden es auch die Tiefen sein.

Schon streben die Eroberungsfahrten kühner Forscher nach den unwirtlichen Polen der Erde, und wie lange noch, dann arbeiten wir mit den Kräften des unzugänglichen Erdkernes noch in weit erschöpfenderem Maße als heute!

Ja, auch die Luft wird uns tragen dereinst, so wie sie den Vogel so manche hunderttausend Jahre trug! —

Noch stehen wir erst am Vorabend unseres endgültigen Sieges über die mütterlichen Kräfte unseres Sternes. Aber kommen wird es einmal, jenes Zeitalter, wo die „Freizügigkeit“ unserer Nachkommen eine absolute geworden sein wird; wo es — nach dem letzten gewaltigen Ausgleichskampf der Rassen, nach dem definitiven Verschmelzungsprozeß der siegreich gebliebenen Kulturen — keinen weißen, gelben oder schwarzen Menschen im heutigen Sinne mehr geben wird.

Es wird sich vielmehr ein zukunftssicherer neuer Typ herauskristallisiert haben, dem nicht Asien, nicht Europa, nicht Amerika — nein, dem die Erde gehören wird.

Ein neuer Typ, dessen Herrschaft über den Planeten eine nahezu unbegrenzte sein wird.

Und alsdann, wenn die Entwicklung bis hierher nicht durch eine Weltkatastrophe Schiffbruch litt, wird Meisterin Natur vor der Frage stehen, ob diese komplizierte Maschine, „Hirn“ genannt, denn bloß für irdische Zwecke die letzte, höchste Anpassung bedeutet? —

Entweder, dem ist so. Dann ist das chinesische Zeitalter für die Menschheit angebrochen, und der stumpfe Kreislauf des Nichtweiterkönnens tritt ein.

Oder aber, dem ist nicht so, — und die große Weltenuhr schlägt eine neue Stunde. —

Ja, dem Vorausschauenden, der an fernste Ziele glaubt, hat der Gedanke nichts Unmögliches, daß unser Menschengest nicht nur als terrestrische, sondern auch als kosmische Anpassung eine Aufgabe zu erfüllen habe. Blüht nicht das Leben auf tausend Sternen? Blitzen nicht ferne Feuer eine Flammenschrift zu uns herüber? Eine Schrift, die uns zuruft: Wir warten auf euch! Auf und voran, ihr Erdenmenschen! —

Ein Märchen! sagt kopfschüttelnd der Zweifler, und „Anathema sit!“ ruft vielleicht der „gläubige“ Ungläubige. Aber ohne den Glauben an ein Ziel ward noch kein neuer Weg gefunden und gegangen, und sind nicht aus unserer Mitte schon ernste Männer erstanden, die ihn mit heiliger Überzeugung gepredigt haben, den Glauben an den „Übermenschen“!? An ein Wesen, dessen aktive Bewegungsfreiheit ins meßbar gewordene Kosmisch-Ungemessene geht? Das es gelernt hat, zu den kosmischen Intelligenzen geschwisterlicher Gestirne eine verständliche Sprache zu reden, sich ihnen zu vereinigen zur Schaffung neuer, unerhörter Daseins- und Berlehrsöglichkeiten!? — —

Ein Märchen! sagt ihr, — nun wohl, laßt es ein Märchen sein, wenn ihr so wollt. Aber war nicht auch die Lehre von der brüderlichen Menschenliebe, für welche jener Nazarener starb, ein Märchen?

War sie nicht ein gelebtes Märchen, dessen leuchtende Spuren bis in unsere Zeiten herüberglänzen, dessen heilig-schöner Kern aber ein Juwel der ringenden Menschheit bleiben wird für immerdar!? — —



Redaktionsbecke

Professor Kühnemann, der frühere Rektor der Posenener Königlichen Akademie, hat sich bekanntlich dafür ins Zeug gelegt, diesem Institut „die volle Intensität des akademischen Lebens“ zu verleihen, d. h. sie in eine Universität zu verwandeln. Diese Anregung findet gerade in nationalen Kreisen wenig Gegenliebe: denn man fürchtet mit Recht, daß eine Universität Posen der Sentralspunkt für die studierende polnische Jugend werden würde.

Mit dieser Befürchtung hat man jedenfalls recht; recht aber auch, wenn man der Posenener Akademie in ihrer jetzigen Gestalt die Daseinsfähigkeit und Berechtigung abspricht. Ohne der Examenfegerei irgendwie das Wort reden

zu wollen: ein Institut, das weder zur Aufnahme seiner Hörer bündige Ansprüche an die Vorbildung stellt, noch selbst Berechtigungen zu verleihen imstande ist, kann weder Niveau haben noch durch Ausübung eines Arbeitszwangs sichere Resultate erreichen. Es ist lediglich eine Anstalt zur Förderung des ohnehin grassirenden Allgemeine-Bildungs-Paroxysmus, des arroganten Dilettantismus auf allen Gebieten menschlichen Wissens. Mit dieser Unnehmlichkeit sind wir aber bei uns zu Lande reichlich genug gesegnet, um sie nicht noch künstlich mit staatlichen Mitteln züchten zu müssen.

Damit, daß man für überzählige Gelehrte Versorgungsgelegenheiten schafft, kann man sich dagegen einverstanden erklären. Nur sollte man sie an anderer Stelle statuieren, indem man einfach für eine Reihe von Fächern neue Lehrstühle an den bereits bestehenden Universitäten errichtet. Dabei würden die in Frage stehenden Gelehrten nicht schlecht abschneiden; denn, wie Kühnemanns prompte Befolgung des Breslauer Rufs zeigt, betrachten sie ihren Aufenthalt an dieser Lehranstalt zweiten Rangs doch nur als Sprungbrett, um in die höher geachteten Universitätsstellen hineinzukommen.



Der Verein Deutscher Studenten bemüht sich krampfhaft, den Pastor Naumann loszuwerden; Naumann aber wankt und weicht nicht, sondern versteift sich darauf, Mitglied zu bleiben.

Man weiß wirklich nicht, über welche der beiden Seiten man sich mehr wundern soll: über die Studentenverbindung, die einen der sympathischsten und intelligentesten, wenn schon unpraktischen und erfolglosen Politiker abzuwimmeln sucht — oder über eben diesen Politiker, der doch wirklich reif genug sein sollte, das Brimborium verschollener akademischer Zugehörigkeiten gering zu achten.



Immer wieder registrieren die Blätter wieder als ein erfreuliches Symptom Verordnungen einzelner Kommunen gegen die Schleppe; einmal soll sie auf der Straße, ein andermal im Kursaal, ein drittes Mal im Theater nicht mehr geduldet werden.

Die Fanatiker praktischer und häßlicher Moden sind unerträglich; sie sind ihrer Mehrzahl nach häßliche Frauen und deren leidende Gatten. Freilich sieht eine moppelgestichtige und kurzbeinige Figur in einem Schleppteid höchst übel aus; denn das steht nur schlanken und graziösen Gestalten. Wenn die unermüdblichen Agitatorinnen gegen die Schleppe nun wenigstens durchweg hübsche Füße und elegante Schuhe hätten! Leider aber steht man ihrer

genug, die unter dem Saume des fußfreien Rockes einen Fuß hervorstrecken, dessen Bekleidung entweder an Filz oder an Schmierstiefel erinnert.

Die Schleppe wirbelt Staub auf: ein kurioser Vorwurf in der Zeit der Automobile, wo zudem jede Dame den Schleppeprock rafft — was freilich nicht mit beiden Händen direkt in der Kniegegend geschehen darf, wie ich's zum Beispiel oft mit Frauen biedre Schweizerinnen tun sah. Die Schleppe vermehrt die Verschmutzung und Verstaubung der Dessous: auch das nur, wenn man sie nicht rafft; wobei noch zu bemerken ist, daß man bei schleppentragenden Frauen viel mehr von Dessous sieht, als bei lodentrockigen, und darum wohl größere Sauberkeit bei den ersten voraussetzen kann, als bei den zweiten, die sich gern auch der Jägerwäsche bedienen. Und läßt, etwa im Theater, eine Dame wirklich ihren Rock einen Moment schleifen, so scheint es mir sehr nützlich, wenn man darauf achtet und sich die zutrampende Tölpelhaftigkeit abzugewöhnen versucht.

Es gibt viele feine und elegante Frauen, die den fußfreien Rock vorziehen. Sie sind es gewiß nicht, die gegen die Schleppe eifern. Das tun die Ungraziosen, die Dragoner, denen ein Schleppekleid nachsummelein würde wie ein Drachenschwanz.



Schon vor der Ankunft King Edwards wimmelte es in Homburg und in Kronberg von Kriminalschupsteuten. Man hat sogar in Homburg eine polizeiliche Razzia auf Anarchisten abgehalten, da angeblich in Frankfurt a. M. eine anarchisistische Versammlung stattgefunden hat.

Wenn überhaupt ein Monarch vor anarchisistischen Attentaten sicher ist, dann ist's King Edward. Die Anarchisten werden nicht so völlig tödlich sein, sich ihr leiptes europäisches Völk zu verschließen. Man sollte mit dem Schwarzer-Mann-Spiel endlich aufhören. An den englischen Herrscher könnte sich höchstens ein verrückter Doutsider machen — und wie will man den fänden?



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inskriptentheil: R. Rief in Leipzig. Verlag der Junken G. m. b. H. in München. Druck: Rogberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben von J. Jobst. Brosch. M. 2.—, in Leinw. geb. M. 3.—.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Räte der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressestimmen:

Ein Buch von höchstem jetzgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nichts von Politik wissen wollen (Rhein.-Westf. Zeitung). Das Buch steht in seiner schauderlosen Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Blut des Lagers an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Magem. Zeitung).



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■
■ Bringt Geld ■■■■■■ Belehrend.

Bestellen Sie sofort das neue
Prämien-Geduld-Spiel Pharos
gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken
(aller Länder) franko vom Verleger:

G. Bahr, Breslau II, Zobtenstraße 11.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende solcher Laster
sowen ihre Wiederherstellung. Zu
bezihen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter für **Weihnachten**
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franko und kostenlos!

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth in Leipzig:

Soziale Anatomie.

Ein Duzend Aufsätze von Dr. Hans Fischer (Dr. Frosch).

Preis 1 Mark.

Der Staatsanwalt als Erzieher.
Allerhand Sittliches.

Der Hausknecht in der menschlichen Seele.
Rhapsodie über den Ehestand.
Seelenhirten.

Schulmeisterei und Schulmeister.
Vom deutschen Offizier.
Die moralischen Sozis.

Das Recht aufs eigne Leben.
Über die Harmlosigkeit der Fürsten.
Allerhöchste Karikaturen.
Der liebe Gott bedankt sich.

Wir bieten hiermit dem Publikum eine Reihe von Aufsätzen des Herausgebers der „Funken“, die zum Teil in dieser Zeitschrift, zum Teil anderweitig erschienen sind und in ihrer Gesamtheit eine Kritik der heutigen Sitten, der Gesellschaft und der Politik bieten, wie sie in gleicher Schärfe und Überlegenheit in der zeitgenössischen Literatur wohl kaum wieder anzutreffen ist. Die einzelnen Essays, von denen jeder ein kleines Kunstwerk ist, werden durch einen Prolog und einen Epilog zusammengehalten, so daß unsere Verköstlichung ein rundes Bild der Ansichten eines unserer interessantesten Publizisten gibt, des Publizisten jedenfalls, auf den man die Bezeichnung „unabhängig“ im vollsten Umfange anwenden kann.



Die Frau.

Eine Sammlung illustrierter
== Einzeldarstellungen. ==

Herausgegeben von Arthur Köppler.
Jeder Band elegant kart. M. 1.50,
in Ganzleder gebunden M. 2.50.

Diese Sammlung befaßt sich in erster Linie mit unterhaltender Darstellung des Tatsächlichen, einer Darstellung, die sich in der gräßlichsten Gewandung einer Salonplauderei gefällt und daher reizt und anregt.

Band I: Erich Felder, Vom entnückternden Zauber der Frau.
Mit 8 Kunstbeitagen. 2. Auflage.

Band II: Fela Davitschhoff, Die Tugendhaften. Mit 8 Kunstbeitagen. 3. Auflage.

Band III: Ewald Silvester, Das Verhältnis. Mit 8 Kunstbeitagen. 2. Auflage.

Band IV: Carry Brachvogel, Marquise de Pompadour.
Mit 10 Kunstbeitagen. 3. Auflage.

Band V: Dr. Heinrich Stümcke, Die Frau als Schauspielerin. Mit 16 Kunstbeitagen. 2. Auflage.

Band VI: Tony Kellen, Marie Antoinette. Mit 10 Kunstbeitagen.

Band VII: Bettina Feistel-Rohmeder, Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Mit 10 Kunstbeitagen.

Band VIII/IX: Lothar Brieger-Wasservogel, Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Mit 21 Kunstbeitagen. (Doppelband.)

Band X: Dr. Margarete Heine, Studierende Frauen.

Band XI: Carry Brachvogel, Katharina II. von Rußland.
Mit 10 Kunstbeitagen.

Band XII: Rudolf Preißacker, Die Frau im Hause. Mit Kunstbeitagen.

Band XIII: Josef Ettlinger, Madame Récamier. Mit Kunstbeitagen.

== Weitere Bände folgen in kurzen Abständen. ==

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Aktuell!

Le Figaro, Paris

Aktuell!

Der „Figaro“ (Paris) hat in seiner Nummer vom 27. Juli mit dem ersten Artikel einer für uns interessanten und für unsere westlichen Nachbarn hochwichtigen Serie von Aufsätzen über „Das heutige Deutschland“ begonnen.

Der bestbekannte Verfasser und glänzende Feuilletonist **Jules Huret** bereist seit einiger Zeit studienhalber unseren heimatlichen Boden, um mit der an ihm gerühmten feinen Beobachtungsgabe und Gründlichkeit Land und Leute kennen zu lernen. Wir haben aus gleicher Feder bereits eine ähnliche Studie über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich eines durchschlagenden Erfolges in beiden Weltteilen zu erfreuen hatte, schätzen gelernt und glauben daher ein gleich günstiges Resultat erwarten zu dürfen von einer sachlichen, gerechten Darstellung des **Deutschland von heute** in geistvoller, **französischer** Beleuchtung.

Daß der begabte, liebenswürdige Verfasser unser Land und seine Bewohner, unser Familien- und öffentliches Leben, unsere staatlichen, kommunalen und privaten Einrichtungen usw. seinen Landsleuten im „Figaro“ vorführen will — dafür können wir dem gefeierten Autor nur Dank wissen — denn eine, wenn auch schmale Planke auf der Brücke der Verständigung zwischen zwei großen wirtschaftlich und kulturell aufeinander angewiesenen Nationen könnte vielleicht dadurch fester gefügt werden.

Abonnementspreis des Figaro M. 6.— netto per Monat; zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch Saarbach's News Exchange in Mainz, London, Mailand, Generalagentur des Auslandes für „Le Figaro“, Paris.

Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant:

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS:

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.

oooooooooooooooooooooooooooo

Une page de musique inédite

Tous les Samedis.

oooooooooooooooooooooooooooo

FIVE o'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invitées, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, de passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.

oooooooooooooooooooooooooooo

Abonnements durch:

Saarbach's News Exchange & Mainz

oooooooooooooooooooooooooooo

Zeitungs-Nachrichten

In Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw. gratis und franko.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6 1/4 in. by 4 in., and 1/4 in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 2/- net; Limp Leather, 3/6 net, per volume.

- | | |
|--|------------------------|
| Evelyn's Diary. | Letters of Horace |
| Lamb's Works. | Walspole. |
| The Vision of Dante. | The Ingoldsby Legends. |
| Peacock's Novels. | Mrs. Browning's |
| Roswell's Life of Dr. Johnson. 2 Vols. | Poems, 2 Vols. |
| Hawthorne's New England Romances. | Shakespeare, 3 Vols. |
| Tennyson's Poems. | Milton's Poems. |
| Poems of Wordsworth. | Burns' Poems. |
| The Shorter Works of Walter Savage Landor. | Don Quixote. |
| Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain Cook's Voyages. | Bacon's Works. |
| Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early Italian Poets. | Shelley's Poems. |
| Autobiography of Benvenuto Cellini. | Peppys' Diary. |
| The Poems of Samuel Taylor Coleridge. | |
| Former's Illness. Translated by George Chapman. | |
| Homer's Odyssey's and Shorter Poems. Translated by George Chapman. | |
| Swift's Journal to Sicily. — Ben Jonson's Plays and Poems. | |
| Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. | |
| Augo Park's Travels. Herrick's Poems. | |
| The Novels of Laurence Sterne. | |
| Plays and Poems of Christopher Marlowe. | |
| The Fairie Queen, by Edmund Spenser. 2 Vols. | |

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases master-works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

OTTICELLI. By Richard Davey.
 JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.
 CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James D. Linton, R. I.
 VELASQUEZ. By A. L. Baldry.
 GOZZOLI. By Hugh Stokes.
 RAPHAEL. By Edgcombe Staley.
 VAN DYCK. By Hugh Stokes.
 W. F. WATTS. By Dr. R. Pomfrit.
 TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.
 PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.
 BURNE-JONES. By Malcolm Bell.
 PUVIS DE CHAVANNES. By Art. Alexandre.
 TITIAN. By Malcolm Bell.
 FILIPPINO LIPPI. By P. J. Konody.
 ROSETTI. By Ernest Radford.
 RA ANGELO. By Edgcombe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

KATALOG. Illustriert mit über 3000 nützlich u. wünschenswerten Gegenständen, hervorr. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner verzichte soicher umsonst und franco zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Seitzgen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-Loden-Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zell- u. portofreier Versandt z. ganz-Deutschland.

| |
|---|
| <p>THE SMART SET A Magazine of Cleverness TOWN TOPICS The Journal of Society LONDON NEW-YORK General-Vertreter: Saarbach's News Exchange, Mainz</p> |
|---|

| |
|---|
| <p>LA VIE PARISIENNE Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies Voyages = Théâtres = Musique = Modes Un numéro tous les Samedis. Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 00; trois mois 9 fr. 00. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois. Représents par: Saarbach's News Exchange, Mainz.</p> |
|---|

| |
|---|
| <p>Bedeutendste Tageszeitung Österreich-Ungarns Neue Freie Presse Wien Er erscheint täglich zweimal Insertionsorgan ersten Ranges Abonnements und Anzeigen vermittelt: Saarbach's News Exchange • Mainz</p> |
|---|

FUNKEN

48

30. AUG:

20 PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Gesetzgeber — Gesetzesverächter | 1489 |
| Erno, der Mediatifizierte / von Eduard Goldbeck | 1493 |
| Die entlassene Hofdame / von Wite Krennitz | 1498 |
| Justiz / von Roda Roda | 1502 |
| Republik und Geschäft / von Lucien Drenfuß | 1506 |
| Hochzeitscarmen Schelmuffskhs (um 1700) . | 1509 |
| Dritter Brief eines Patrioten / von Erich Mühsam | 1511 |
| Redaktionsecke | 1513 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 6, zu beziehen.

Vertrieb für das Ausland und alleinige Inseratenannahme für die Funken: Saarbach's News Exchange, Mainz, oder deren Filialen in London, 140, Fleetstreet E. C., Paris, 9, rue St. Georges, Mailand, Viale Monforte 15a.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugewiesener Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Solmsen, Hornstedterstr. 10.



Gesetzgeber — Gesetzesverächter

Im allgemeinen waren die Kompetenzen im Deutschen Reiche bisher in glücklichster Weise so verteilt, daß die Regierung tat, was sie wollte, während der Reichstag redete, was er wollte. Dieser idyllische Zustand, der eine geradezu eiserne Garantie für den inneren Frieden bot, weil er, reinlich erhalten, zu Konflikten ernster Art niemals Anlaß geben konnte, ist jetzt bedroht, und bald werden wir das schauerhafte und fürchterliche Verhängnis der parlamentarischen Obstruktion über Deutschland hereindbrechen sehen.

Die Männer, die die Verfassung des Deutschen Reiches schufen, gewährten den Reichsboten die Immunität, d. h. sie schützten sie vor der Gefahr, wegen ihrer Tätigkeit als Abgeordnete irgendwie, sei es gerichtlich oder disziplinarisch, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Dieses ihnen gewährte Ausnahmerecht wäre von ungeheurer Tragweite, wenn der Reichstag ein Ort wäre, in dem politische Konspirationen und freizeitliche Taten vorkämen; unter den bestehenden Zuständen diente es im wesentlichen nur dazu, vor den Folgen der Mund-

vergehungen, namentlich der Beleidigung zu schützen. Die Immunität hatte also keine einschneidende Bedeutung; aber sie gab ihren Trägern diejenige sanfte innere Befriedigung, die der Mensch haben muß, um völlig ungefährlich zu sein. So wurden denn auch die Parlamentarier — und hier nehme ich, mit Shaw, die Sozialdemokraten nicht aus — die Führer des Volks zu dem fetten, grünen Weideland wiederkäuender Selbstgenügsamkeit. Unter dem Schutze der Immunität entledigte sich Veibel einmal im Jahre seiner moralischen Entrüstung über den Militarismus, und unter dem Schutze der Immunität brachte Herr Erzberger in kurzen Zwischenräumen seine kolonialen Enthüllungen an die Mannen. Man ließ sie reden, verhiess Prüfung der Tatsachen und verließ sich auf die Wirkung der Zeit, die auch die Erinnerung an die fulminanteste Anklagerede einmal unter dem Schodder neuer Tatsachen begräbt. Keinem Menschen fiel es ein, den Gewährsmännern der Abgeordneten nachzuforschen und sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Wer wendet sich mit der Illusion, sein Recht zu erhalten oder Übelständen abzuhelpfen, an einen Reichstagsabgeordneten? Doch offenbar nur derjenige, der der Meinung ist, daß er auf ordnungsmäßigem Wege nichts erreichen, durch eine Behandlung der Sache in der Presse aber eine Bestrafung herausbeschwohren würde. Eine solche Person ist also stets durch Rücksichten gebunden, sie hat stets das Interesse, im Hintergrunde oder ganz im Verborgnen zu bleiben. Niemand wird zu bezweifeln wagen, daß im Deutschen Reiche eine gewisse Vorsicht, sich zu exponieren, ratsam ist. Die Immunität der Abgeordneten, die an und für sich wenig auf sich hatte, da gefährliche Individuen nicht in die Volksvertretung gewählt zu werden pflegen, bot also, in ihrer Ausdehnung auf die Gewährsmänner, ein äußerst angenehmes Korrektiv gegen den polizeilichen und gerichtlichen Druck, der auf den nicht immunen Untertanen lastet. Leider aber ist diese Erweiterung gesetzlich nicht sanktioniert. Selbst liberale Blätter, die mit schriller Stimme gegen die Durchschnüffelung und Ausräumung des Erzbergerschen Pulvers protestierten, haben sich davon über-

führen lassen müssen, daß in der Verfassung eine Ausnahmes-
stellung der Abgeordneten gegenüber der Zeugenpflicht nicht
begründet ist; ja, auch der „Vorwärts“ muß zugeben, daß der
Begriff der Immunität wenigstens einer festen Umgrenzung
noch bedarf.

Es sind bis jetzt vier Reichsboten vor den Rabi zitiert
worden: Erzberger, Ledebour, Kopsch, Ablaß. Der Zentrumsmann
folgte dem Rufe mit der Geduld des biblischen Lamms,
daß zur Schlachtbank geführt wird. Der Rote protestierte
von seiner Sommerfrische aus dezidiert und schneidig. Die
beiden Freisinnigen besannen sich darauf, daß sie zur Linken
gehören, und lehnten gleichfalls jede Auskunft über ihre Hinter-
männer ab.

Wir stehen also in Deutschland einmal vor der neuen und
erfrischenden Tatsache, daß einige unter unsern Gesetzgebern
den Mut zur Ungesetzlichkeit haben. Nicht nur der Sozial-
demokrat, sondern auch Vertreter des bürgerlichen Freisinn.
Damit ist zweifellos sehr viel gewonnen. Es steckt bestimmt
ein tiefer Stumpfsinn in der weite Kreise beherrschenden An-
sicht, daß Gesetze dazu da sind, respektiert zu werden. Ge-
setze sind dazu da, angewendet zu werden; und es scheint,
daß sei etwas fundamental anderes.

Staatsanwälte und Richter mögen darüber anderer Ansicht
sein. Die Bedeutung ihrer Person ist mit der Bedeutung der
geltenden Gesetze verquickt, und so müssen sie wohl die Mei-
nung vertreten, daß der Staatsbürger dazu berufen ist, dem
geltenden Rechte nur auf dem Bauche zu nahen. Von der
Heiligkeit der Institutionen fällt ein kleiner Nimbus auch auf
ihre olympischen Häupter, und so begreift man, daß sie zu-
weilen unwirsch werden, wenn sich ein intelligenter Mensch
mit Wissen und Willen zu den geschriebenen Paragraphen in
Widerspruch setzt: er scheint ihnen damit an die Gottähnlich-
keit ihrer eignen Personen zu tasten.

Der Gesetzgeber aber, der wie kein anderer die Mängel,
Lücken, Unbilligkeiten der geltenden Gesetze kennen muß, da
er ja berufen ist, tagtäglich an ihrer Ergänzung und Abände-
rung, ja an ihrem Umsturz zu arbeiten, kann unmöglich von

Respekt durchtränkt sein vor so wandelbaren Dingen. Vor seinen Augen leuchtet beständig in strahlendem, ja grellem Glanze das Recht, von dem die Gesetze nur unvollkommene und trübe Spiegelungen sind. Es ist darum nur natürlich, daß jedem urkonservativen Gemüt der Schöpfer neuer, vollkommenerer Satzungen als Verbrecher gilt. Muß man es nicht förmlich als Mirakel empfinden, daß in Deutschland das Vorhandensein von 397 genial veranlagten Gesetzgebern auf das Anwachsen der Kriminalität noch nicht von erheblichem Einflusse war? Jetzt ist der erste Schritt dazu getan. Ein paar Abgeordnete haben die Courage, sich in offenen Widerspruch mit den gesetzlichen Bestimmungen zu setzen. Eine neue Epoche bricht über uns herein.

Wir hoffen, daß auch Herr Erzberger sich besinnt und, wenn ihm die nächste Zitation blüht, die ja bei seinen weiteren in Aussicht gestellten Enthüllungen nicht ausbleiben wird, die bleiche Unterwürfigkeit mit saftigem Mannesmute vertauscht. Die Konsequenzen können lustig werden.

Sollte das Gericht es riskieren, die vier Abgeordneten in Zeugniszwanghaft zu nehmen? Möglich wäre es immerhin. Dann wäre es Sache der Parteigenossen aller Inhaftierten, die Angelegenheit bis zum äußersten zu treiben. Die Macht, die Verfassung zu ändern, besitzt der Reichstag für sich allein nicht; es ließe sich also nur etwas erreichen auf dem Wege einer großzügigen Obstruktion.

Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie können, wenn sie entschlossen sind, jeden Etat zu Falle bringen. Freilich: ob dieser Weg gangbar ist? Es ist tausend gegen eins zu wetten: die Regierung würde, in solcher Lage, ihren Etat ohne Einwirkung des Reichstags regeln. Das geht also nicht und steht — offen gestanden — zu der Größe des Streitobjekts auch in keinem Verhältnis. Man müßte eine andre Methode finden, um die bestehende Rechtsordnung ad absurdum zu führen.

Sie wäre leicht zu finden. Es wäre dazu nur nötig, daß sich die Angehörigen der beiden in Frage kommenden bürgerlichen Parteien mit ihren abgefaßten Fraktionsgenossen solidarisch erklären; solidarisch erklären nicht mit dem Runde,

sondern mit der Tat. Sie müßten, jeder für sich, eine möglichst knallende Indiskretion vorbringen; Herr Erzberger dürfte ja genug davon im Sack haben, um alle Herren damit zu versorgen. Dann wäre das Gericht gezwungen, alle, alle zu zitieren und mit Bedrohung großer Nachteile zu schrecken. Keiner würde auch nur um Haaresbreite zurückweichen. Ob man es riskieren würde, sämtliche Abgeordnete zweier bürgerlicher Fraktionen, von denen eine Regierungspartei ist, hinter Schloß und Riegel zu setzen? Läte man's nicht, so wäre die Möglichkeit, einen Abgeordneten zum Zeugnis zu zwingen, de facto beseitigt; denn die Gerichte dürfen wohl widersinnig, beileibe aber nicht unlogisch praktizieren. Die vorgeschobnen Posten wären gerettet, und der Reichstag könnte mit einiger Aussicht auf Erfolg eine umfassendere Definition der Immunität stipulieren. Mit einem solchen Vorgehen aber wäre endlich einmal die verderbliche Achtung vor antiquierten, verstaubten, verschimmelten und von Anbeginn an ledernen Gesetzesbestimmungen, wie der über die Zeugniszwangshaft überhaupt, gründlich diskreditiert. Die Gesetzgeber, denen es obliegt, neue, dem modernen Empfinden zusagende Tafeln aufzustellen, hätten erwiesen, daß sie dazu wahrhaft fähig sind, weil sie unzweckmäßige und öde Gesetze verachten können.



Erno, der Mediatisierte / von Eduard Goldbeck

Erno ist ein Mediatisirter, er regiert nicht. Indessen seine Vorfahren haben regiert und die Nachkommen halten wenigstens den Schein aufrecht. Sie haben ihre Hofbäcker und Hofschlächter wie andere Potentaten und auf den Eingaben ihrer Beamten steht links oben vorgedruckt: Alleruntertänigster Vor-

trag betreffend usw. Diese Wagnaten sind mit allen Dynastien Europas verwandt und verschwägert und wenn sie in offiziellen Gesuchen an irgend eine Majestät zu dem üblichen Schluß „Ich ersterbe in Ehrfurcht“ kommen, so setzen sie ärgerlich hinzu: „So lautet ja wohl die Phrase.“ Ich finde diesen verbissenen Grimm begreiflich, denn erstens ist die Floskel wirklich lächerlich und widerlich und zweitens sind die Mediatisierten der Ansicht, daß sie ganz ebensogut regieren könnten wie die Häuser Hohenzollern, Wittelsbach, Wettin e tutti quanti.

Der Erbprinz zu Hohenlohe hatte dies auch durch die Tat bewiesen. Er hatte vertretungsweise in einem kleinen Mittelstaat regiert und dort, unterstützt durch das Pathos der Distanz und Heftig's *savoir-faire*, eine sehr gute Figur gemacht. Das war natürlich, diese Herren wirken alle dekorativ; die Hohenloher sind außerdem gebildet, wohlwollend und liberal. Es ging also alles wie am Schnürchen und in irgend einer ähnlichen Position hätte der Erbprinz auch fernerhin wirken sollen.

Statt dessen ambitionierte er einen Posten im Reichsdienst. Er wollte sich verbürgerlichen und ein schlichter Beamter werden. Da Prinzen alles leicht wird, dachte er, auch diese Haltung sei leicht. Nun kam irgend jemand, der ihm das aufrichtigste Wohlwollen schenkte, auf den Einfall, ihn an die Spitze der Kolonialgeschäfte zu stellen . . . ein Einfall, wie er sich übelwollender nicht ersinnen ließ. Denn kein Beamter im Deutschen Reiche kann sich so rasch den Ruf eines bestgehaßten Mannes erwerben wie der Kolonialdirektor. Nur einem Prinzen konnte dies entgehen, weil ein Prinz eben gar nicht auf die Idee kommt, daß ihm etwas mißlingen oder daß er von dem *profanum vulgus* nicht anerkannt werden könne. Erno nahm also dankbar an und Fürst Bülow war einen Präsumtiverben los.

Ein gewöhnlicher Sterblicher, der auf den schlichten Namen Schulze hört, hätte nun folgende Überlegung angestellt: Woran krank unsere Kolonialpolitik? Am Dilettantismus. An der Spitze der Verwaltung haben bisher stets bürokratische Dilettanten gestanden, die nicht die Kolonien, sondern nur die Akten

über die Kolonien kannten. Ich unterscheide mich von diesen Herren dadurch, daß ich keins von beiden kenne. Mein bißchen Dekretivpraxis aus Gotha reicht nicht hin und jeder Geheimrat macht mir ein X für ein U. Bleibt also, da ich nicht erst informationshalber ein Jahrzehnt Aktenstaub schlucken kann, nur die Möglichkeit, die Kolonien selber in Augenschein zu nehmen. Selbstverständlich keine Operettenreise, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Solche Komödie wäre meiner nicht würdig. Ein jahrelanges Amateurstudium an Ort und Stelle. Komme ich dann — „mit Gottes Hilfe“, wie Bülow seit der Ohnmacht sagt — wieder zurück, so werde ich dem Parlament gegenüber Autorität besitzen, mich durch die theoretischen Bedenken der Geheimräte nicht einschüchtern lassen und allen Afrikanern auf den Zahn fühlen können (denn wir wissen, daß mancher „faule Kopp“ unter diesen Konquistadoren ist).

So etwa hätte Schulze reflektiert. Bei einem Mediatizierten konnten sich diese Gedanken nicht einstellen. Denn wenn er auch nicht mehr regiert, so haben doch seine Ahnen einmal regiert, und die Funktion des Regierens hat sich zu einem character indelebilis und damit auch zu einer immanenten Befähigung des Nachkommen entwickelt. Sich nach den Kolonien zu begeben, wäre dgr reine Zeitverlust gewesen. Die nötige Erfahrung erhält der zu einem Amt erlesene Prinz durch Intuition oder Weihe, ohne Examen, mystisch-journalistisch. Es kann ihm gar nicht fehlen.

So trat denn der Erbprinz Erno — lassen wir's bei dem losenden Diminutiv, in dem sich der psychologische Instinkt des Hofes gefällt — seelenvergnügt seine Stellung an. Aktiva: Volle Gesinnung; der Liberalismus derer, die den Kampf ums Dasein nicht kennen; Bildung und Verebbarkeit, die für repräsentative Posten ausreichen. Passiva: Unkenntnis der Kolonien, Unkenntnis der Bureaucratie und der Akten, Unkenntnis des parlamentarischen Milieus, mangelhafte Menschenkunde, mangelhafte Debattierbegabung und vor allem unzureichende Arbeitskraft. Unglücklicherweise — Glück hat, nach Wolke, auf die Dauer nur der Lächliche — ersteht dem Prinzen ein

Gegner. Keineswegs eine überragende Intelligenz, aber ein Mann an zähem Arbeitstriebe und plebejischem Offensivbedürfnis. Ein Spürer, der überall herumschnüffelt und da, wo der Prinz das parfümierte Taschentuch fest an die aristokratischen Nästern preßt, vergnügt die Luft einzieht und dann mit Stentorstimme brüllt: Es stinkt!

Als Herr Erzberger eine parlamentarische Spielzeit hindurch seine vorurteilslose Konstitution immer aufs neue dokumentiert hatte, war der neue Mann verdammt nervös geworden. Man hatte einen Pogrom auf Geheimräte veranstaltet und es ist nun glücklich aus der Kolonialabteilung so ziemlich jeder höhere Beamte ausgemerzt, der wirklich gut Bescheid weiß, so daß wir auch auf diesem Gebiet einer Ära froher Unbefangenheit entgegensehen können, der Erbprinz aber ging auf Urlaub. Ging auf Urlaub, um, wie die *Wondecar*, „fern von Berlin darüber nachzudenken“. Inzwischen brodelte hier ein wahrer Hegenabbath. Gerichtliche Verfolgungen von Subalternen, Virements von Geheimen, Haussuchungen bei Zeitungen und Abgeordneten, Vernehmungen, Verhaftungen. Jeder sprach, selbst Pobjielski brach schließlich das rätselhafte Schweigen, nur von Erno hörte man nichts. In Berlin war ihm das Pflaster zu heiß geworden; er reiste. An sich war das nicht auffällig; wir sind ja daran gewöhnt, daß Preußen und das Reich in *absentia* verwaltet werden, aber angesichts des doch immerhin ungewöhnlichen Tohuwabohu hätte man wohl annehmen können, daß der Erbprinz seinen Urlaub opfern und am Ort der Tat bleiben würde.

Wer dies glaubt, kennt eben kleine Höfe und große Herren nicht. Wenn eine Hoheit zwei Stunden lang Beamte zum Vortrage empfängt, wobei ja ein huldvolles Schwägchen nicht ausgeschlossen ist, wird der Leibarzt unruhig und der diensttuende Adjutant sieht immer aufs neue nach seiner Stahluhr, einem nicht gerade fürstlichen, aber doch bezeichnenden Präsent der Prinzessin-Tante. Arbeiten, im Sinne des zwanzigsten Jahrhunderts und der amerikanisierten Großstadt, lernt solch ein Hochwohlgeborener nicht. Dafür spielt er meist wundervoll Billard, mit lässiger Anmut, die Herr Schulze wieder nicht

nachmachen kann. Kurz, der Erbprinz kann vermutlich nicht arbeiten. Und so werden wir im nächsten Winter das traurige Schauspiel sehen, daß Herr Erzberger ihn wieder zur Strecke bringen wird. Denn es gibt leider selbst für ein Genie nur ein einziges Mittel, über einen Gegenstand gut zu sprechen, und dieses Mittel ist der Fleiß, „den keine Mühe bleichet“. Ihn besitzt der strebsame, allzu strebsame Matthias und in diesem Zeichen wird er siegen. Mir ist's gleichgültig, ob Hohenlohe in seiner ganzen Länge den Sand mißt oder ob er sich dürftig im Bügel hält; er gehört nicht zu den Persönlichkeiten, die zu Haß oder Liebe zwingen; aber unerfreulich ist es, daß der Nation die Kolonialpolitik noch mehr als bisher entfremdet werden wird und daß das Zentrum seinen Einfluß verstärkt.

In der Presse wurde in der letzten Zeit oft die Frage laut, was wohl Bismarck unter so schwierigen Verhältnissen getan hätte. Er wäre, hieß es dann jedesmal, mit einem eisernen Besen dreingefahren. Man sollte doch endlich aufhören, Bismarck, der eine so wundervoll leichte Hand hatte, als Verserker zu entstellen. Vor allem aber hätte Bismarck bereits den ersten Fehler nicht gemacht. Er hätte dem Kaiser angedeutet, daß eine „annähernd königliche Existenz“ in irgend einer dekorativen Stellung verbraucht werden müsse, daß es ihm für ein Amt wie dasjenige des Kolonialdirektors an gewissen bürgerlichen Eigenschaften gebreche. Der Erbprinz wird nie die maßgebende Persönlichkeit seines Ressorts werden, er ist im Grunde schon heute ein toter Mann. Natürlich wird der Kaiser ihn halten, denn er sieht gern die vornehmsten Dynastien des Reiches im Dienst. (Auch die Hebamme, die bei der Entbindung der Kronprinzessin fungierte, war ablig.) Aber Hohenlohe wird auch im Kolonialamt das bleiben, was er vom Scheidel bis zur Sohle ist, ein Mediatisierter. Regieren wird er nicht.



Die entlassene Hofdame / von Mite Kremnik

Wunderbar ist die Herbstfärbung in Maliso.

Die Laubwälder am Abhang hinter dem rauschenden Flusse stehen im vollen Blätter Schmucke. Die Jahreszeit hat ihre Farbe nur verschönt, ihnen keine Form geraubt. Anstatt in einfarbigem bescheidenen Sommergrün prangen sie in goldig-gelbem, purpurrotem und sattem braunen Kleid.

Die Nadelbäume haben ihr unwandelbares Grün bewahrt: stolz, selbstbewußt ragen sie in starrer Mächtigkeit, in unberührter Hoheit. Riesentannen der Sage. Selbst der Herbstregen, der von den Blättern niederrieselt und sie in zitternder Bewegung hält, gleitet an ihnen ab.

Eva steht im Dickicht, die Gestalt versteckt, nur der kleine Kopf ragt, wenn sie sich reckt, so weit hervor, daß ihr Auge die Wege bis zum Schloß überblicken kann. Und da sieht sie, trotz ihres fiebernden Leids, das wunderschöne Landschaftsbild, sieht den scharfen Gegensatz zwischen dem farbig absterbenden Buchenwald und den majestätischen unveränderlichen Tannen . . . Ja, in ihrer ersten, ursprünglichen Natur lag schon der Gegensatz, nicht erst im Reich des zufälligen Erscheinens . . . Er, die Tanne, weder durch Regen noch durch Sturm bewegt — sie, der Laubbaum, ewigem Werden und Vergehen verfallen; starke Sommer Sonne hat gierig die grüne Farbe aufgesogen, Sturm reißt die Zweige zur Erde.

Wie eigen, selbst hier, selbst jetzt spann sie Vergleiche? Arbeitet denn das Gehirn unbewußt weiter, auch wenn die Seele schon erloschen? . . . Welche Fülle von Erinnerungen schwirrte um sie herum: Dort, wo sie einst ein Mahl im Grünen gehalten hatten, . . . lag nun ein Stück weißes Papier, vom letzten Ausflug der Städter! . . . Ihr war, als müsse sie es mit dem Stock ihres Schirms in die Erde bohren, es unter welchem Laub verstecken: ihn störte solch Stück Papier im Park mehr, als ihn die Hungersnot in Indien bekümmerte . . .

Noch rührte sich nichts auf der Terrasse des Schlosses; nur der Springbrunnen warf weiße Raketen hoch in die Luft, fast bis ans Dach, unermüdlieh, unablässig. Welche Fron! Wie nutzlos, töricht, diese ewige Regsamkeit! Niemand sah sie, das Plätschern verhallte im Regen, vermischte sich den Naturlauten . . .

Jetzt kommt Bewegung in das starre Bild: sie fühlt es, ehe sie es sieht . . .

Der Geheimpolizist benachrichtigt die beiden Schutzleute, die, hinter dem Schloß in Gebüsch versteckt, längst warteten. Der Fürst ist auf der Treppe, vielleicht schon vor der Terrasse! . . . Der Fürst . . . Da biegt er um die westliche Ecke . . . Alles Blut steigt ihr ins Gesicht, ihre Knie zittern . . . Er ist es! Welche Richtung schlägt er ein? Wird der Zufall ihr gnädig sein? Am Rosenbeet? Was macht er dort? Wie schlecht der Spazierstock zur Uniform paßt! Merkwürdig, daß ihr das auch heute wieder auffällt! . . . Will er eine Rose abschneiden? . . . O nein, das wäre nicht seine Art, . . . nie hat sie Blumen in seiner Hand gesehen . . . und plötzlich scheint es ihr charakteristisch . . . Nie eine Blume in der Hand! Er geht schon weiter, er kommt ihr näher! . . . Der liebe, bekannte Gang! Es ist doch, als ob der ganze Mensch im Gange sich ausdrücke! Oder sieht nur ihr Auge ihn so? Geht ein jeder, der sich zu tragen weiß, wie er? Für sie lag etwas Besonderes, etwas Rührendes in jedem Schritt! . . . Wollte er, unwissentlich, an ihr vorbei? Hatten ihre sehnenenden Augen ihn instinktiv angezogen . . . Nein . . . Sie lächelte bitter, nicht sie, nicht Instinkt oder Zufall . . . Das Stück Papier war's — natürlich, er hatte es gleich entdeckt. Und nun stand er fünf Schritt von ihr . . . hob das Papier mit der Spitze seines Stocks, schleuderte es an den Wegrand und bohrte es dort tief ein, unter das abgefallene, dürre Laub . . . Wie sie es beabsichtigt hatte! . . . Ihre Gedanken waren sich noch einmal begegnet . . . beim Blatt Papier unter totem Laub! . . . Welche Ironie!

Sie hatte ihn nur noch einmal sehen wollen . . . Nun sah sie ihn. Nein, ihre Augen verschleierten sich, so über-

wältigend fühlte sie seine Nähe, ihr Herz klopfte so wild, daß sie taumelnd niedersank. Kleine Zweige brachen knisternd ab . . . Er stuzte . . . Stille ringsum . . . Ach, es waren nur die Schutzleute gewesen, die ihm versehentlich zu nah gekommen und sich, aus Angst, von ihm erkannt zu werden — denn das hatte er sich streng verboten —, ihren Weg durchs Dickicht bahnten . . . Jetzt ging er weiter, das Tal hinauf. Sie war zu sich gekommen, schaute ihm gebannt nach. Das schöne Haupt, herrlich, wie der Hermeskopf, am Nacken angefügt, das volle, wellige braune Haar, die schlanke graziose Gestalt! . . . Und wieder der wogende, federnde Gang . . . Er ging, unter der Wölbung des Laubwalds, ging in unerreichbare Fernen, unter rieselndem Regen in die Nebel der Zukunft . . . War jene Zukunft unerreichbar? Nein! nicht für sie! Sie braucht sein Bild nur festzuhalten, dann nahm sie ihn mit, dann gab es keine Trennung.

Um fünf Uhr kommt der Zug aus der Stadt vorüber. Sie hat keine Zeit zu verlieren. Eilig tritt sie aus dem Dickicht; der Wagen wartet am Parkgitter. „Zum Bahnhof“ . . . „Nein, zum Tunnel, — das heißt, hinter dem Tunnel, wissen Sie, wo der Weg den Bahndamm kreuzt!“ . . . Die Worte wollen sich nicht von der Zunge lösen, die Stimme ist tonlos vor Erregung . . .

Es fängt an zu dunkeln . . . Jetzt ist sie angelangt. Sie entläßt den Kutscher, langsam fährt er den Weg zurück. Sie hört das Rollen schläfriger Räder. Sie sieht nach der Uhr . . . Noch fünf Minuten. — Fünf Minuten sind lang! Es ist kalt, sie zittert vor Frost. — Sie will an ihn denken, damit das Herz wieder heiß klopfet und sie erwärme . . . Aber sie kann nicht denken, an nichts, sie steht, an den Holzpflöck gelehnt, als wäre sie angepfählt . . . Wieder sieht sie nach der Uhr . . . Immer noch fünf Minuten? Steht die Uhr? . . . Nein, sie hat wohl vorhin nicht recht gesehen! Ach, käme sie doch schneller, die schwarze Nacht! . . . Hört sie da nicht das dumpfe, grauenvolle Rollen? . . . Es war wohl noch der Wagen? Oder das Blut in ihren Ohren . . . Gleich müssen die großen, feurigen Augen um die Ecke biegen . . .

die feurigen Augen! Da war ihr, als sei sie das kleine Kind, das zum erstenmal mit Bewußtsein die Lokomotive sehen soll . . . Nachts zwei Uhr war es gewesen, in der fernen Heimat, vor langen Jahren . . . Wonnicig schauernd hatte sie sich an die Mutter gedrängt, und, da sie gar so reizend in ihrer ängstlichen Erwartung sei, hatte ein fremder Herr ihr einen Anisbonbon gegeben . . . Sie spürte plötzlich den ihr widerlichen Anisgeruch und schrie auf, schrie wie damals, denn das schwarze grause Tier, das Ungetüm mit den funkelnden Augen, wälzte sich heran, und diesmal verschlang es sie, verschlang sie wirklich . . . nicht wie einst . . .



Der Fürst blickte gerade nach der Uhr, die vor ihm auf dem Schreibtisch stand; es wurde Zeit zur Dinertoilette. Da ließ der Adjutant sich melden. Ärgerlich wandte der Fürst sich um: was gab es denn? Hatte jemand sich noch entschuldigen lassen und mußte die Tischordnung geändert werden?

Des ungnädigen Empfangs wegen brachte der Adjutant seine Meldung ungeschickt heraus: der Polizeidirektor sei herbeigeeilt . . . beim Einfahren des Abendschnellzugs wäre ein Unglück geschehen . . .

Der Fürst, jetzt ganz bei der Sache: „Tote? Verwundete? Viele?“ fragt er gespannt.

„Nur eine Tote — ob Unglücksfall, ob — . . . Selbstmord, weiß man nicht.“

„Wo?“ unterbricht er ungeduldig.

„Beim Bahnübergang, unterhalb des Tunnels.“

„Eine Bäuerin?“

„Nein“ . . . er zögert . . . „es scheint . . . es scheint . . . Frau von Werdo zu sein“ . . .

„Es scheint,“ wiederholt der Fürst heftig — „was kann da ‚scheinen‘? Entweder ist sie es, oder sie ist es nicht!“

„Sie ist ganz . . . zermalmt“ . . . stieß er hervor.

Der Fürst schwieg einen Augenblick, kein Muskel seines Gesichtes zuckte.

„Sorgen Sie dafür, daß die Fürstin es nicht erfährt“ . . . Er machte eine kurze Bewegung mit der Hand, und der Adjutant zog sich zurück.

Ihm traten Schweißtropfen auf die Stirn. „Ganz zermalmt.“ Ihn schauderte. Er dachte an das letzte Mal, daß sie vor ihm gekniet und ihr Haupt an seiner Brust geruht hatte . . . Ein dumpfer Zorn gegen sie bemächtigte sich seiner: Wie töricht, großer Gott, wie irrsinnig von ihr! Es hätte sich ja alles noch machen lassen! Wie oft hatte er ihr Vernunft gepredigt! Sie hatte freilich damit gedroht — aber wer nimmt so eine Drohung ernst! Wenn sie nur alle Papiere verbrannt hatte! Ihm wurde heiß und kalt . . . Nein, das konnte sie ihm doch nicht antun? Das wäre zu stark, wenn sie ihn kompromittierende Briefe, vielleicht einen sentimentalischen Abschiedsgruß, zurückgelassen hätte! Frauen sind so rücksichtslos!

Er ging im Zimmer auf und ab. Konnte er jemand mit der Nachforschung betrauen? Unmöglich! Niemand. Es war zu gewagt. Er durfte sich nicht rühren . . . So ein unangenehmer Tod . . . Die feinen, schlanken Glieder . . . Zermalmt von der Lokomotive! . . . Wie unästhetisch!



Justiz / von Koda Koda

Seine Excellenz setzte sich, bot auch dem Amerikaner einen Stuhl an, und Mr. John William Meier sprach:

„Ich weiß nicht, wie weit Sie unterrichtet sind von Wesen und Zweck meiner Erfindung, Excellenz. Bei alle Mittel will ich Ihnen genau angeben die Gründe, wegen die ich habe

herangegangen an meine Konstruktion. — — — Excellenz, die Justiz von dieser Landschaft steht bei uns in Amerika in keine gute Geruch. Hiesige — und noch mehr die amerikanische Blätter lassen vorüberziehen abfällige Bemerkungen über die Justiz, weil es soll sein ungleiches Recht für Adlige und Arbeiter oder Offiziere und Schriftsteller“

„D — — —“

„Ich bitte euer Pardon, Excellenz, ich bin nicht Partei, ich bin Ingenier. Ob die Papiere sind begründet, nehme ich nicht in Betracht. Ich will nicht ein Zustand verbessern, der mir gleichgültig ist, — oh nein, — ich will Geld machen mit meine Erfindung. Ich rechne nur mit dem Fakt, daß die öffentlich Meinung hat die Überzeugung: die Justiz ist wert gar nichts. Diese öffentlich Meinung ist für die Regierung sicher nicht angenehm. — Hier ich bin und möchte die Regierung freimachen von diese unangenehme Meinung. Kein Körper soll können sagen: das ist Kastenjustiz. Denn mit mein Apparatüs ist absolut Gerechtigkeit, jeder kluge Mann muß das einsehen. — Folgen Sie mir ins nächste Zimmer — so — und vergüten Sie mir, Excellenz, zu vorstellen für Ihnen das Justizklavier J. W. M. — Es ist — Sie sehen — von seine Außenseite gerade wie jedes andre Klavier, aber in sein Innere es ist nichts als eine Maschine zu Rechnen. — Hier an die Front Sie haben schwarze Tasten, und weiße Tasten. Auf die schwarze Tasten Sie sehen geschrieben alle Namen von Verbrechen, gut gefixt nach Begriffe:

Brudermord,
Elternmord,
Gattenmord,
Kindesmord,
Luftmord,
Meuchelmord,
Muttermord,
Raubmord usw.

oder:

Weinbruch,
Ehebruch,

Einbruch,
Friedensbruch,
Leistenbruch,
Schiffbruch,
Treubruch usw.

Kurz, Sie sehen auf schwarze Tasten alles, was den Angeklagten macht schwer, auf die weiße Tasten auf die andre Seite steht geschrieben alles, was ist in Gefallen — oder Sie wissen, was ich meine: gefällig dem Angeklagten:

Alibi,
Betrunken,
Minderjährig,
Schwer betrunken,
Sinnesverwirrt,
Unbescholten,
Wahnsinnig usw.

Sie wollen wissen, wie man anwendet das Justizklavier? — Sicher mehr wie simpel. Der Vorsigende von Gericht prüft den Bestand von Taten sorgenvoll, und wenn die Beweisaufnahme ist fertig, geht er zum Justizklavier und preßt herunter — zum Beispiel die Tasten:

Raubmord — zweimal,
Vorbefraft — sechsmal,
Alibi.

(Wenn mehr als dreimal vorbestraft, wird Alibi dem Angeklagten nicht nützen.)

ober:

Diebstahl —
Unbescholten —
Sinnesverwirrt —
Minderjährig —.

Alles in allem: der Vorsigende preßt herunter jede Taste, was auf den Tatbestand passend sei. — Bei alle Fälle berechnet das Klavier automatisch genau nach die bestehende Gesetze dieses Landes eine Strafe und gibt das fertige Urteil,

niedergelegt auf gedruckte Formulare, sofort heraus. — — —
Und wie gleichen Sie, Excellenz, mein Apparat?

Zwei Monate nach dieser Unterredung ließ Seine Excellenz, der Minister, den amerikanischen Ingenieur zu sich bitten und sprach zu ihm:

„Ihr Justizklavier ist von einer eigens gebildeten Kommission von technischen und richterlichen Beamten geprüft worden. — Das Referat lautet ungemein günstig. Man hat einmütig anerkannt, daß das Klavier geeignet ist, das Volk von der Unabhängigkeit unsrer Rechtsprechung zu überzeugen und (worauf ich besonders Gewicht lege) die Gerichtshöfe von ihrer Arbeitsüberhäufung zu entlasten. — Die Regierung hat also beschlossen, zunächst zwanzig Ihrer Justizklaviere probeweise bei unseren Landgerichten einzustellen. — Wir knüpfen aber eine kleine Bedingung daran, deren Erfüllung Ihrem Genie nicht schwerfallen wird. Eine Abänderung — oder Vervollkommnung, wenn Sie wollen, die sozusagen aus justiztechnischen Gründen notwendig befunden worden ist. — — — Jedes gewöhnliche Spielklavier hat — nicht wahr, Herr Ingenieur? — zwei Pedale: ein Piano- und ein Fortepedal. — — Nun, solche Pedale muß auch das Justizklavier erhalten. Lassen Sie auf das Pianopedal etwa . . . eine Krone malen und auf das Fortepedal lassen Sie schreiben: ‚Sozialdemokrat‘.“



Das Kostüm unserer Zeit ist ganz abscheulich. Es ist düster und niederdrückend. Die Sünde ist das einzige farbige Element, das dem modernen Leben geblieben ist.

Nichts kann die Seele besser heilen als die Sinne, und nichts kann die Sinne besser heilen als die Seele.

Désar Wilde.

Republik und Geschäft / von Lucien Dreyfuß

Angeſichts der Vorgänge in Rußland muß man ſich wirklich manchmal fragen, ob der alte Hegel nicht recht hatte, als er bemerkte, alle großen weltgeſchichtlichen Thatſachen ereigneten ſich ſo zu ſagen zweimal, als Hauptperiode und als Renaissance. (Es ſoll ja noch einige waſchechte Hegelianer geben, z. B. bekennt ſich zum Panlogismus bis zur Stunde überzeugungstreuer der preußiſche Geiſtesminiſter von Studt, der einem drängenden Bedürfnis nachgebend vor dem Schlafengehen in der Phänomenologie des Geiſtes lieſt, allabendlich fünf und zwanzig Druckzeilen.) Ehrfurchtloſe Sozialdemokraten nun, die den Hegel und ſeine Phänomenologie des Geiſtes und ſogar den ſtrahlenden Studt zu „ſchwärzen“ wagen (was nachgerade ſchwierig wird), haben jenen Ausſpruch des königlich preußiſchen Staatsphilosophen dahin erweitert, daß die Ereignisse das erſtemal als Tragödie, das andere Mal als Farce in Erſcheinung träten. Meinem zarten Gemüt iſt dieſe frivole Auslegung zuwider. Sie ſtammt, glaub ich, von dem gottloſen Karl Marx. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß zwiſchen den augenblicklich in bedrohliche Gärung geratenen ruſſiſchen Verhältniſſen und den Begleiterscheinungen der großen franzöſiſchen Revolution ſich Analogien herſtellen laſſen, die eigenartig gemiſchte Empfindungen wecken. Es liegt doch eine merkwürdige Ironie darin, daß das republikaniſche Frankreich, an deſſen Spitze heute die in politiſcher, religiöſer und ſozialer Hinſicht radikalſten Staatsmänner Europas ſtehen, der Hauptgläubiger des moſkowitziſchen Zartums und an einer glattverlaufenden, ſchmerzloſen Sanierung der ruſſiſchen Kriſis am ſtärkſten intereſſiert iſt. Dieſer Umſtand ſoll wohl die hiſtoriſche Vergeltung für die übel angebrachten Sympathien ſein, welche die alte Sündlerin Katharina II., die von St. Petersburg aus mit ſo dezenter Poſe für die Diderot und Rouſſeau ſchwärmte, dem bedauerten franzöſiſchen Königspaar entgegenbrachte! Vielleicht aber ſollen wir darin, im Sinne von Karl Marx, das heitere Satyrſpiel zu einem ernſten, weltpolitiſchen

Ereignis der damaligen Geschichtsepöche sehen und daraus die Lehre ziehen, wie gleichgültig für den wahren Kulturfortschritt die jeweilige, äußere Fassade eines staatlichen Organismus zu sein pflegt.

Die absolutistische Monarchie der französischen Bourbonen wankte ihrem wenig ruhmvollen Ende zu, als jenseits des Atlantischen Ozeans ein junger Freistaat aufzublühen begann. Und sonderbar! ein unheimlicher Witz des Schicksals hat es gefügt, daß ein Erbe Ludwigs XIV., der letzte Inhaber des morsch gewordenen Thronsessels der alten kapetingischen Dynastie, bei der Konstituierung der radikalsten Republik, des burgen- und schloßerfreien Amerikas, die erste unentbehrliche und wirksamste Beihilfe leistete. Der Repräsentant des noch vom Schimmer altehrwürdiger Tradition umflossenen ancien régime führte gegen das englische Königreich den Freiheitskrieg der nordamerikanischen Insurgenten.

Unterdessen — am 4. Juli waren genau 13 Jahresdekaden verstrichen, seitdem die Unabhängigkeitserklärung der 13 Vereinigten Staaten erfolgte — hat sich das Frankreich der absoluten Ludwige zu einer innerlich gefestigten Demokratie emporgeschwungen und die Prinzipien der revolutionären Nordamerikaner im eigenen Lande zu verwirklichen begonnen. Und dieses demokratische Frankreich ist gleichzeitig nicht bloß politischer Verbündeter der russischen Autokratie, sondern auch die barmetallische Stütze des Zaren, der einstweilen den Regierungsstil des roi-soleil weiterzuführen beliebt. Mit dem Geld erklärter Republikaner wird das System des verrufensten Absolutismus der europäischen Staatengeschichte aufrecht erhalten. Dieselbe zufällige Veranlassung, die offizielle, auswärtige Politik der Diplomaten, wirkt jedesmal den vollkommenen Widerspruch: eine unumschränkte französische Monarchie unterstützt die revolutionären Demokraten Amerikas, eine siegreiche französische Demokratie kräftigt die reaktionäre Cäsarenwirtschaft in Rußland.

Waren die Franzosen in einem Falle bessere Republikaner als im andern? Wenn der Amerikaner Henri Harrisse richtig geurteilt hat, sind sie gar jämmerliche Freistaatler. Der schrieb

vor 25 Jahren seiner Freundin George Sand: „Je ne connais rien qui ressemble moins à un vrai républicain qu'un républicain français.“ Jedenfalls tut man gut, die etwa aufgewandte republikanische Überzeugungstreue der Franzosen nicht in die Waagschale zu legen bei ihren staatsräsonnablen Erwägungen. Denn jene hohe Tugend hat dabei kaum mitgespielt. Vielmehr drehte es sich hier wie dort um sehr materielle Interessen. Wie das Eingreifen zugunsten der amerikanischen Kolonien ein wohlberichtetes Handelsgeschäft war, in dem namentlich der Polymetis Beaumarchais als Agent Ludwigs XVI. seine geschickten Hände wusch, so entspringt die russische Hilfeleistung nicht gerade edlen Motiven. Sie gleichen auffallend denen, die der Bundestagesgesandte Bismarck gelegentlich so hübsch geschildert hat. In seiner berühmten Denkschrift über die Notwendigkeit einer Inangurierung einer selbständigen preussisch-deutschen Politik gibt er eine treffende Charakteristik auch des französisch-russischen Handelsgeschäftes, wenn er schreibt: „Wie der Arzt an einem Kranken, der gut bezahlt, so hängen die Kapitalisten an Österreich.“

Wer für monarchischen Absolutismus schwärmerische Gefühle hegt, der mag das gerechte Walten des Himmels darin erkennen, daß ein republikanisches Frankreich dazu verurteilt ist, den russischen Zarenthron zu stützen, nachdem ein royalistisches Frankreich den nordamerikanischen Rebellen gegenüber das Legitimitätsprinzip so schmähslich durchbrochen hatte. Wenn aber Ludwig XVI. damals nicht legitimistische Politik trieb, so stand in diesem Ausnahmefalle seine Regierungshandlung doch nicht in Widerspruch mit dem Empfinden seines freiheitlich gesinnten Volkes, das schon den Sturmwind der Revolution atmete. Ein Lafayette und ein Washington konnten sich wohl verständigen, sie kämpften beide für ein aufstrebendes, freiheitsfüchtiges, zukunftssicheres Gemeinwesen. Aber es ist ein unauf löslicher Widerspruch, wenn die Freimaurer und Voltairianer der dritten Republik die in die Nereva sinkende Welt einer anachronistischen Selbstherrschaft in ihrem jähen Sturz aufhalten. Hier sind die Söhne der Väter nicht Hebel, sondern Hemmschuh des historischen Fortschritts. Ob der Genius

der Geschichte ihnen diese Todsünde verzeihen wird? Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

So sang man in früheren Tagen. Heut ist man nicht mehr so pathetisch gestimmt. Was liegt dem rentenbeziehenden französischen Spießier am Freiheitskampfe des russischen Volkes? — Die Weltgeschichte sei das Weltgericht! Ach was, Geld wollen wir verdienen, wie der Arzt an einem Kranken.



Hochzeitssarment Schelmuffßkyß (um 1700)

Fallt, Leute, auf den Steiß
und rennet haufenweis
 aufs beste
zu Jürgens Hochzeitsteste,
der als ein junger Mann
so hurtig eilen kann
 zum Neste.

Das ist ein guter Sprung!
Ist er gleich noch sehr jung —
 ich wette —
sein Tausendschaz Lisette,
die macht ihn schon zum Mann!
Gnug, daß er steigen kann
 ins Bette.

Will gleich kein Barthaar noch
um sein verfressen Loch
 sich breiten,

was hat das zu bedeuten?
Es ist ein alter Brauch:
die Brummer steigen auch
beizeiten.

Das Ding ist wohl bestellt:
der Vater gibt ihm Geld
zum Essen.

Er aber liegt indessen
beim Weibe, Wein und Spiel,
hat er sonst gleich nicht viel
vergessen.

Ihr Jungfern dieser Zeit,
Herr Jürgen hat gefreit,
wünscht Glücke:
daß ihn kein Horn erdrücke,
daß so viel Glück das Paar,
als Jürgens Bart hat Haar,
beschmücke.

Schelmuffsky wünscht und lacht,
daß in der ersten Nacht
die Liebe
nicht etwa eine Rübe
verför', und daß das Paar
nicht schwarzer Flöhe Schar
betrübe.



Dritter Brief eines Patrioten

Lieber Doktor Fischer,

Sie wissen -- und die intelligenteren Zehntausend Ihres Leserkreises werden es nach meinem zweiten Patriotenbrief wohl auch erraten haben --, daß ich vor nicht langer Zeit in München weilte, und daß die polizeiliche Obrigkeit dieser gastfreien Stadt meine Absicht, die lieben Münchner durch den Vortrag von Schüttelreimen künstlerisch zu erheben und mich somit ehrbar durchs Hofbräuleben zu schlagen, vereitelte und mich damit aus dem Königreich Bayern rauskelfte.

Ich glaubte nun, München würde einfach ausgeräuchert werden und sich dann gleich sorglos der Freude über die Befreiung von meiner anröchigen Person hingeben. Aber weit gefehlt! Die Briefe, die dem Staate übelwollende Menschen noch immer von München aus an mich gelangen lassen, berichten mir von Maßnahmen, die staatsverhälterische Weisheit ausgeheckt hat, um mich im Falle erneuter Versuche, München mit meiner Gegenwart zu verseuchen, dem Hungertode preiszugeben.

Sie können sich denken, wie bedrückt jetzt mein Herz ist: einmal von Mitleid für die geängstigte Kunst-, Bier- und katholische Seelsorgemetropole, dann auch von der Aussicht, dereinst als zermürbtes Gerippe dem Münchner Schinderhund als Fraß zu dienen. Ich flüchte daher wieder zu Ihnen und beichte.

Ich hatte mich, um den guten Münchner Christenmenschen jeden Ärger zu ersparen, zuvorkommend und bescheiden in der Türkenstraße angesiedelt, in welcher Straße ich auch ein Weinstokal ausfindig machte, das mich speiste und tränkte. In diesem Lokal, dessen gastfreier Besitzerin ich heute noch Geld und Dank schulde, verkehrten außer mir eine Unzahl von Dichtern, Malern, Musikern, Ästhetern, Individualitäten, Kunstzeichnern und ähnlichen Figuren aller Geschlechter. Das sang, deklamierte, zeichnete, klavizimbelte dort allabendlich durcheinander, daß der Verein „Froh Sinn“ in Stralau-Kummelsburg

sich ein Beispiel daran nehmen sollte. Sie kennen mich und meine Vorliebe für heitere Geselligkeit: durfte ich mich ausschließen von der allgemeinen Freudeverbreitung? Ich durfte es nicht. Und so gab ich auch des öfteren von meinem Besten — und trug meine Poesien vor: „Amanda, die Kindesmörderin“ und „Das Lied vom bescheidenen und vom unbescheidenen Embryo“. — So ward es ruckbar, wo ich meinen schändlichen Leib agte.

Kaum war ich aus München entschwunden, da kamen auch schon die Häfcher in die Türkenstraße zu der braven Essenswirtin. Früher hatte man diese würdige Dame schon damit geärgert, daß man ihr Strafmandate wegen „Veranstaltung öffentlicher Lustbarkeiten“ (das war meine „Amanda“) ins Haus brachte. Jetzt aber wollte man ihr gar die Ausschankkonzession entziehen, weil ich in ihrem Lokal verkehrte. Ich glaube, nur dem Umstand, daß mich bereits die „Freie Schweiz“ (über die erhalten Sie auch noch mal einen Brief) in ihre liebevollen Arme genommen hatte, ist es zu danken, daß in der Türkenstraße noch immer Deklamation mit Beefsteak à la tatare verfeßt wird.

Unglücklich macht mich an der Geschichte nur eins: das ist die Herkulesarbeit, die infolge meiner niederträchtigen Ansichten Hunderttausenden ehrbarer bayerischer Wirthe auferlegt ist. Denn jeden Gast zu jeder Tages- und Nachtzeit, ehe er bedient wird, auf Herz und Nieren nach seiner politischen Gesinnung prüfen zu müssen, um nicht der Gefahr der Konzessionsentziehung ausgesetzt zu sein, das ist wahrlich ein hartes Los. Und dabei versichere ich Sie mit heiligem Schwure: ich habe — Sie mögen es glauben oder nicht — in dem betreffenden Lokal immer nur mit Poesie, nie mit Bomben geschmissen. Und das werden Sie mir ohne weitere Veteuerungen glauben, daß ich mit Emsigkeit bemüht bin, im Interesse des bayerischen Gastwirtsstandes meine Überzeugungen von Grund aus umzukrempeln.

Womit Sie bestens grüßt

Ihr

Erich Mühsam.

Redaktionszettel

Kürzlich hat der Kaiser wieder einmal zu einem Sangesbruder geäußert, daß das Volkslied in ausgedehnterem Maße gepflegt werden müsse. Jetzt ermahnte der literarische Programmredner des Katholikentages, Herr von Kralitz, die Schriftsteller mit würdigen Worten also: „Sie müssen nicht nur schön, meisterhaft und interessant schreiben — das ist selbstverständlich —, sie müssen dem Volk nicht entnervende Opiumträume bieten, sondern Stärkung, Erhebung, Klärung. Sie müssen vom Volke selbst lernen, was volkstümlich ist. Dabei mögen sie aus dem unsterblichen Schape des Volkstums, des Volkslieds, der Volksbücher, der Volksagen schöpfen.“ Beidemale finden wir die Berufung aufs Volkslied. Es scheint in ihm etwas besonders Staats-, Religions- und Sittenerhaltendes zu liegen. Wie oft hörten wir schon die harmlose Unschuld, die unberührte Naivität, die kindliche Frische der Volksdichtung rühmen! Es hat manchmal den Anschein, als hätten unsre Vorfahren sie nur geschaffen, um Sing- und Deklamierstoff für die Kindlein und die Jünglinge und Jungfrauen, die von der Existenz zweier Geschlechter noch nichts wissen, aufzuspeichern; als sei in ihnen nur von Lieb und Treue, Schmerz, Herz, Blümlein und sonstigem Klingklang die Rede. Dieser Meinung kann nur jemand sein, der die Volksdichtung zeitlebens nur in pädagogisch kastrierter Form gesehn hat. Sie ist vielseitiger und verschmäht massige Wirkungen nicht. Manche sind so groß, wie nur die Vorwürfe der Modernen. Bitte:

Ein Freier lockt die Braut in den Wald.

Sie kamen an einen Brunnen,
der war von Blut umronnen.

Er legt sein Haupt in ihren Schoß; sie bricht in Tränen aus.

„Weinst du um deines Vaters Gut
oder weinst du um dein junges Blut
oder bin ich dir nicht schön genug?“

fragt er. Sie antwortet: „Nein —

da droben auf jener Tannen
seh ich elf Jungferlein hangen.“

„Ach Annchen, liebes Annchen mein,
wie bald sollst du die zwölfte sein.“

Thema dieser Dichtung: Lustmord, begangen von einem gewerbmäßigen Mädchenmörder.

Oder: Es kommen drei Diebe aus Morgenland, als Grafen maskiert, zu einer Frau Wirtin. „Ist das ihr Töchterlein?“

„Es ist mein getreues Töchterlein,
es soll euch zapfen Bier und Wein.“

Der erste sprach: „Das Mägdelein ist mein,
 ich hab ihm gegeben ein Ringelein.“
 Der andre sprach: „Das Mädchen ist mein,
 ich hab ihm gegeben ein Glas voll Wein.“
 Der dritte sprach: „Das Mädchen wär wert,
 daß wir es teilen mit unserem Schwert.“
 Sie gaben der Mutter einen süßen Getrank,
 daß sie vom Stuhle ins Bette hinsank.

Das Mädchen sucht vergebens die Mutter zu wecken. Die Räuber
 legten es auf einen viereckten Tisch
 und teilten es wie ein Wasserfisch.
 Und wo ein Erbspöchen Blut hinsprang,
 da saß ein Engel ein Jahr und sang,
 und wo der Mörder das Schwert hinlegt,
 da saß ein Rabe ein Jahr und kräht.

Thema des Gedichts: Lustmord, von drei rohen Gesellen gemeinschaftlich
 begangen — der Gipfel des Brutalen.

Oder: Ein Mäuler hat kein Geld, drei Mörder bieten ihm welches für
 Weib und Kind. Er willigt ein und geht nach Hause.

Und als er wieder nach Hause kam,
 sein Weibchen hinter der Türe stand,
 für Weh konnt sie kaum reden.

Das bedeutet, für zarte Gemüter sei's gesagt, daß die Frau schwanger ist,
 wie auch aus dem übrigen Gedichte hervorgeht.

Und als sie in den grünen Wald kamen,
 drei Mörder unter dem Eichbaum standen,
 die hatten drei bloße Messer.

Sie kriegten sie bei ihrem krausgelben Haar,
 sie schwangen sie hin, sie schwangen sie her:
 „Jung Fräulein du mußt sterben!“

Thema: Lustmordversuch an einer schwangeren Frau. Genügt das?

Es gibt auch noch andre. Die Juden in Passau haben Hostien ge-
 martert und werden gefaßt.

Da haben wir bekennet,
 daß sie das Sakrament
 gestochen und gebrennet
 und in drei Städte gesend't.

Zwar vier von den Gefangnen,
 die haben sich weisen lahn,
 die Seligkeit zu erlangen,
 den Glauben genommen an.

Die andern sind verbrennet,
die vier, so sich bekehrt,
die Christen sich genennet,
die gab man zu dem Schwert.

Christoph, der's angefangen,
des Sakrament verkauft,
ward auch mit heißen Zangen
nach etlichen Wochen gestraft.

Thema: ein Pogrom, mit trockner Behaglichkeit erzählt.

Oder: Drei junge Schwestern sterben. Zwei kommen in den Himmel,
die dritte weist Petrus ab.

„Denn wenn du in die Kirch sollst gehn,
so bleibst du vor dem Spiegel stehn,
dein Haupt bekrönt, dein Haar geschmiert,
und dich hoffärtig aufgeziert.
Drum geh nur fort und packe dich,
die Hölle wird aufnehmen dich.“

Sie klopft an der Hölle an und der Teufel fragt, wer da ist.

Drauf sprang er auf und ließ sie ein,
und schenkt ihr ein den glühnden Wein.

Als sie nun aus dem Becher trank,
das Blut ihr aus den Nägeln sprang.
Er bracht sie in den höllischen Pfuhl
und setzt sie auf den glühenden Stuhl,
ja, ihre Qual war übergroß.

Thema: die Qual einer armen Seele. Kein Opiumtraum, wie Herr
von Kratik sagt, aber ein Fiebertraum.

Genügen die Beispiele? Soll ich hundert geben? Es ist möglich!

Wahrhaft wundervoll und unaussprechlich herrlich sind einzelne dieser
Dichtungen. In unserm Sinne. In dem des Kaisers und des Herrn
von Kratik schwertich, ebensowenig in dem der himmelnden Liebeslyriker.
Aber wer das Volkslied empfiehlt, empfiehlt diese Dichtungen mit; er redet
also der Verwendbarkeit fürchterlicher, ja verbrecherischer Motive das Wort.
Wir dürfen akzeptieren.



Wie viel ist der Patriotismus wert? Ein Leben? Einen braunen Lappen? Oder wenigstens ein Goldstück?

Die Antwort auf die Frage erteilte ein deutscher, evangelischer Pastor in der Gegend von Gnesen. Er verpachtete das Pfarrland an einen Polen, der 266 Mark bot, während ein deutscher Bieter nur 265 Mark verwenden wollte.

Der Wert eines persönlichen Patriotismus beträgt also in diesen bekrübten Zeitläuften eine Reichsmark.



Die Landwirte klagen dieses Jahr über eine ungewöhnlich harte Leutnot. Der Zuzug von Saisonarbeitern ist bedeutend gegen das vorige Jahr gesunken, und die gekommenen Polen, Russen und Ruthenen machen sich ein Gewerbe daraus, die Arbeit liegenzulassen und fortzulaufen.

Abhilfe gegen diesen miserablen Zustand kann nach der Meinung der Beteiligten nur dadurch geschaffen werden, daß im ganzen Reichsgebiet den Landwirten untersagt wird, derartig kontraktbrüchig gewordne Ausländer ja beschäftigen. Es würde dadurch den unschönen Versuchen, andern ihre Arbeitskräfte wegzueklamotieren, gesteuert werden, und außerdem den Agenten, die aus der mehrmaligen Vermietung ihres Materials vielfachen Nutzen ziehen, der schmutzige Profit geschmälert werden.

Gegen ein solches Gesetz, das ausschließlich auf Ausländer anzuwenden wäre, läßt sich nicht das Geringste einwenden. Wir haben gar keinen Grund, Fremde, die bei uns immer noch günstigere Arbeitsbedingungen finden als daheim, auf Kosten unserer Landsleute zu mästen. Wir werden zu keiner Stunde den Ansprüchen der Agrarier das Wort reden, wenn sie die ärmeren Volksschichten unsrer eignen Nation belasten. Aber unsre Landwirte, unter denen in jedem Falle auch sympathische Eigenschaften zu finden sind, zweifelhaften, wennschon notwendigen fremden Elementen zur Ausbeutung zu überliefern: das wäre eine Politik, die uns als einer vernünftigen Nation nicht wohl anstünde.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin. Für den Inseratenteil: H. Rief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Kogberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt feck und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und witzigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Kothbarth die
5. Auflage von:

Musste es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben
von J. Jobst. Brosch. M. 2.—, in Leinw. geb. M. 3.—.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch den ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Röte der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressstimmen:

Ein Buch von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nicht von Politik wissen wollen (Ahrn.-Weitsäl. Zeitung). Das Buch steht in seiner schmerzlichen Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Zeit des Tages an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Wügem. Zeitung).



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

■ Interessant fürs ganze Leben ■

Bringt Geld ■■■■■ Belehrend.

Bestellen Sie sofort das neue
Prämien-Geduld-Spiel Pharos
gegen Einsendung von 1 Mark Briefmarken
(aller Länder) franko vom Verleger:

C. Bahr, Breslau II, Zobtenstraße 11.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 8 Mark. Les es Jeder, der
an den Folgen solcher Lastor
leidet. Tausende verdanken dem
selben ihre Wiederherstellung. Zu
beziehen durch das Verlags-
Magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter für **Weihnachten**
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!



Le Figaro

Six Pages tous les jours

Directeur - Gérant :

GASTON GALMETTE

INFORMATIONS :

LE FIGARO est outillé de manière à fournir sur chaque événement important, en France et à l'Étranger l'information la plus rapide, la plus complète, la plus sûre.



Une page de musique inédite

Tous les Samedis.



FIVE O'CLOCK

Pendant la saison d'hiver, LE FIGARO donne, dans son Hôtel, des concerts auxquels sont invités, à tour de rôle, ses abonnés.

Les abonnés des départements et de l'étranger, en passage à Paris, reçoivent aussi des invitations sur leur demande.



Abonnements durch :

Saarbach's News Exchange & Mainz



Zeitungs-Nachrichten

In Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mäßigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Illust. Broschüre, Referenzen usw. gratis und franko.



GEORGE NEWNES, Ltd.,
3-12, Southampton Street, Strand, London, W.O.

Newnes' Thin Paper Classics.

These charming and portable Volumes are small enough for the pocket (6³/₄ in. by 4 in., and ¹/₄ in. thick), yet large enough for the bookshelf. Printed in large type on a thin but thoroughly opaque paper, with Photogravure Frontispiece and Title-page to each volume printed on Japanese vellum, and in a dainty binding, they make reading a real pleasure.

Cloth, 3/- net; Limp Lambkin, 3/6 net, per volume.

Evelyn's Diary.

Lamb's Works.

The Vision of Dante.

Peacock's Novels.

Boswell's Life of Dr.

Johnson. 2 Vols.

Hawthorne's New

England Roman-

ces.

Tennyson's Poems.

Poems of Words-

worth.

The Shorter Works

of Walter Savage

Landor.

Keats' Poems. — Poe's Tales. — Captain

Cook's Voyages.

Marco Polo's Travels. — Rossetti's Early

Italian Poets.

Autobiography of Benvenuto Cellini.

The Poems of Samuel Taylor Coleridge.

Homer's Iliads. Translated by George Chap-

man.

Homer's Odyssey's and Shorter Poems.

Translated by George Chapman.

Swift's Journal to Stella. — Ben Jonson's

Plays and Poems.

Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith.

Mungo Park's Travels. Herrick's Poems.

The Novels of Laurence Sterne.

Plays and Poems of Christopher Marlowe.

The Fairie Queen, by Edmund Spenser.

2 Vols.

Letters of Horace

Walpole.

The Ingoldsby Le-

gends.

Mrs. Browning's

Poems. 2 Vols.

Shakespeare.

3 Vols.

Milton's Poems.

Burns' Poems.

Don Quixote.

Bacon's Works.

Shelley's Poems.

Pepys' Diary.

Newnes' Art Library.

Each Volume contains about sixty-four full pages in monochrome, and a Frontispiece in photogravure. These are in many cases made from works which have not previously been reproduced. Each volume also contains a list of the principal works of the artist. 3s. 6d. net.

BOTTICELLI. By Richard Davey.

Sir JOSHUA REYNOLDS. By A. L. Baldry.

CONSTABLE'S SKETCHES. By Sir James

D. Linton, R. I.

VELASQUEZ. By A. L. Baldry.

GOZZOLI. By Hugh Stokes.

RAPHAEL. By Edgcombe Staley.

VAN DYCK. By Hugh Stokes.

G. F. WATTS. By Dr. R. Pomfrit.

TINTORETTO. By Mrs. Arthur Bell.

PAOLO VERONESE. By Mrs. Arthur Bell.

BURNE-JONES. By Malcolm Bell.

PUVIS DE CHAVANNES. By Ars. Alexandre.

TITIAN. By Malcolm Bell.

FILIPPINO LIPPI. By P. J. Kenedy.

ROSSETTI. By Ernest Radford.

FRA ANGELICO. By Edgcombe Staley.

Saarbach's News Exchange, Mainz.

KATALOG. Illustrirt mit über 6000 nützlich u. unentbehr. Gegenständen, hervorr. Neubelien in Stahl, Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Keiner veräume solchen Gesand und franks zu verlangen.

Fritz Hammesfahr, Fochs 2 bei Solingen.

Rudolf Baur, Innsbruck

Loden-Versandt-Haus

empfiehlt seine echten Schafwoll-Loden-Stofffabrikate für Herren und Damen.

Zell- u. portefreier Versandt u. ganzbesonders.

THE SMART SET

A Magazine of Cleverness

TOWN TOPICS

The Journal of Society

LONDON NEW-YORK

General-
Vertreter: Saarbach's News
Exchange, Mainz

LA VIE PARISIENNE

Moeurs Élégantes = Choses du Jour = Fantaisies
Voyages = Théâtres = Musique = Modes

Un numéro tous les Samedis.

Étranger (Union postale). Un an, 35 fr. 20; six mois, 18 fr. 60; trois mois 9 fr. 60. — Les abonnements partent du 1^{er} de chaque mois.

Représents par: Saarbach's News Exchange, Mainz.

Bedeutendste Tageszeitung Oesterreich-Ungarns

Neue Freie Presse Wien

Er erscheint täglich zweimal

Institutionsorgan ersten Ranges

Abonnements und Anzeigen vermittelt:

Saarbach's News Exchange - Mainz



Die Frau.

Eine Sammlung illustrierter
— Einzeldarstellungen. —

Herausgegeben von Arthur Köppler.
Jeder Band elegant kart. M. 1.50,
in Ganzleder gebunden M. 2.50.

Diese Sammlung befaßt sich in erster Linie mit unterhaltender Darstellung des satyrischen, einer Darstellung, die sich in der graziosen Gewandung einer Salonplauderei gefüllt und daher reizt und anregt.

Band I: Erich Felber, Vom entnüchternden Zauber der Frau.
Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band II: Fela Davitschhoff, Die Tugendhaften. Mit 8 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band III: Ewald Silvester, Das Verhältnis. Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band IV: Carry Brachvogel, Marquise de Pompadour.
Mit 10 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band V: Dr. Heinrich Stümcke, Die Frau als Schauspielerin. Mit 16 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band VI: Tony Kellen, Marie Antoinette. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VII: Bettina Feistel-Rohmeder, Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VIII: Lothar Briege-Wasservogel, Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Mit 21 Kunstbeilagen. (Doppelband.)

Band X: Dr. Margarete Heine, Studierende Frauen.

Band XI: Carry Brachvogel, Katharina II. von Rußland.
Mit 10 Kunstbeilagen.

Band XII: Rudolf Preiszcker, Die Frau im Hause. Mit Kunstbeilagen.

Band XIII: Josef Ettlinger, Madame Récamier. Mit Kunstbeilagen.

— Weitere Bände folgen in kurzen Abständen. —

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Erst erschienen im Verlage von Friedrich Neubauer in Leipzig

Soziale Anatomie.

Ein Duzend Aufsätze von Dr. Hans Fischer, Dr. Frolich,

Driss & Naef.

Der Staatsanwalt als Erzieher.

Allerhand Sittliches.

Der Hausknecht in der menschlichen Seele.

Rhapsodie über den Ehesand.

Seelenhüten.

Schulmeisterei und Schulmeister.

Vom deutschen Offizier.

Die moralischen Coys.

Das Recht aufs eigne Leben.

Über die Harmlosigkeit der Fürsten.

Allerhöchste Karikaturen.

Der liebe Gott bedankt sich.

Wir bieten hiermit dem Publikum eine Reihe von Aufsätzen von Herausgebern der „Sünden“, die zum Teil in dieser Zeitschrift, zum Teil anderweitig erschienen sind und in ihrer Gesamtheit einen Abriss der heutigen Sitten, der Gesellschaft und der Politik bieten, wie sie in gleicher Schärfe und Überlegenheit in der zeitgenössischen Literatur wohl kaum wieder anzutreffen ist. Die einzelnen Essays, von denen jeder ein kleines Kunstwerk ist, werden durch einen Vorwort und einen Epilog zusammengehalten, so daß unser Verstehtnis eines so reichen Bildes der Ansichten eines unserer interessantesten Publizisten als des Publizisten jedenfalls, auf den man die Bezeichnung „sozialer Anatom“ im vollsten Umfange anwenden kann.

DIE

FUNKEN

50

13. SEPT.:

20PF

Deutschtum.

I N H A L T:

| | |
|--|------|
| Deutschtum | 1553 |
| Tellheim ist tot / von Eduard Goldbeck . . . | 1558 |
| Leutnant Sorgenfrei / von Otto Brautloff . . . | 1563 |
| Der Jagdgast / von Victor Hadwiger . . . | 1568 |
| Stoffen über Liebe und Ehe / von Lucien Dreyfuß | 1577 |
| Redaktionsecke | 1581 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reich durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Duerstraße 6, zu beziehen.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlins-Hakenstr., Bornstedterstr. 10.



Deutschtum

Haben wir eigentlich zu viel Deutschtum oder zu wenig? Das kommt darauf an, wie man's zu ermitteln sucht. Hört man hin, dann haben wir zu viel; sieht man hin, dann haben wir zu wenig.

Shauvinismus und Schwäche liegen beieinander. Die Hypertrophie des Mundwerks zieht eine Abmagerung der Leibes-
muskulatur nach sich.

Jeder ernsthafte Deutsche sollte es sich zur Pflicht machen, ein Jahr lang weder das Wort deutsch noch eine Zusammen-
setzung davon auszusprechen.

Er wird sich, bei stiller Betrachtung hinterher, darüber wundern, wie sehr sein Nationalgefühl erstarkt ist.



Ich gehe noch weiter.

Wer war der Fels, auf den Christus seine Kirche gebaut hat? War's Johannes, der bei jedem Wahl an seiner Brust

lag? War's Judas, der die Gläubigen molk? War's einer der andern, die schattenhaft hinter den wenigen Charakterköpfen verschwinden und sehr brave und gesinnungstrüchtige Menschen waren, wie ihr Leben und Tod erwies?

Nein, es war Petrus. Es war ausgerechnet derjenige, der hernachmals den Herrn und Meister dreimal verleugnete.

Ich glaube, auch derjenige braucht der schlechteste Patriot nicht zu sein, der einmal sein Vaterland verleugnet hat.



Ich bitte daraus nicht zu folgern, daß etwa der den stärksten Beweis von Vaterlandsliebe gibt, der von einer fremden Macht eine Pension bezieht. Was etwa Heines Patriotismus betrifft, so habe ich stets gefunden, daß es um ihn höchst mäßig bestellt war.

Die Verleugnung, die ich meine, liegt nicht so kraß; aber sie ist am Ende sogar tiefer.

Hat nicht der eine oder der andre von uns zu empfinden geglaubt, daß sein geistiges Vaterland nicht in der Walter von der Vogelweidischen oder Geibelschen Nachbarschaft lag? Ist er, da ihm diese Wunder der Unkompliziertheit als „der Gipfel, die Spitze und der Zipfel“ des Deutschtums gepriesen wurden, nicht unter lautem Ächzen hinweg gestolzt in fremde Kulturen?

Es gibt — Gott sei gepriesen — immer noch junge Leute, die das Land der Griechen mit der Seele suchen. Da lernen sie weder Minnesänger noch Ruhmestrompfer kennen, sondern Männer. Selbst in den Schulbüchern!



Wie meinst du wohl, o Jüngling, oder Mann, daß denen zumute gewesen sein muß, die sich zur Schlemmerei des Schlaraffenlandes hin durch einen Kuchenberg fressen mußten?

Ich glaube: Knitschig, knatschig, hundsgeheim. Durch Kuchen zu Bregelzäunen, durch Kuchen zu fettem Schweinebraten, durch Kuchen zu Würststaketen, durch Kuchen zu Milch- und Honigküssen.

Einen wie üblen, verdorbnen und sauren Magen die Deutschtümler, die nur die landesüblichen Bäckereien zu sich nehmen, haben, das merkt man, wenn sie kritisieren; das heißt, wenn sie ungewohnte Kost verdauen sollen.

Sie verrichten dies Amt unter Külpfen.



Man merkt ihre Kost aber auch an der Produktion.

Es hat mit ihnen eine ähnliche Verwandtnis wie mit dem Prinzen Biribinker, der diesen Namen nachmals mit dem andern: Sacamiello vertauschte. Man lese die graziose Geschichte Wielands!

An seiner Wiege stand — neben einer bösen, die uns hier nichts angeht — auch eine süße Fee. Sie ließ ihn mit lauter Honig von Pomeranzenblüten aufspäppeln. Als er aufwuchs, übertraf er durch seine Schönheit und wunderbaren Eigenschaften alles, was jemals gesehen worden ist. Er spuckte lauter Sirup, er machte lauter Pomeranzenblütwasser, und seine Windeln enthielten so köstliche Sachen, daß sie von Zeit zu Zeit der Königin zugeschickt werden mußten, damit sie an Galatagen ihren Nachtisch daraus verbessern konnte.



Keser, Mann, Mensch, was denkst du von dem Werte der Schelmerei, der Schalkhaftigkeit?

Wird dir nicht gleich ganz quellfrisch zumute? So, du weißt nicht wie süß?

Hast du schon mal Lindenblüten gerochen, die mit Streuzucker bepulsvert waren?

Hast du schon mal eine Nachtigall singen hören, die einen Schnabel hatte von Marzipan und einen Steiß von Marmelade, im übrigen aber ganz von selbst ging?

Hast du je schon einen Lenz gelebt und eine Mär gehört?

Hast du dich schon mal an einem frisch=fromm=frei=fröhlich=minnig=schelmisch=zusammengelalmüfertem Epos erbaut?

Ist ein Mann, heißt Lienhard, streicht gar schön die Fiedel, wohnt in Weimar, links um die Ecke rum. Entleih seine „Schildbürger“.

(Kauf sie nicht! brummt eine Stimme aus dem Keller.)



Was ist ein Läuterungsprozeß?

Nimm einen Menschen, brühe ihn ab und schabe ihn. Dann öffne seinen Wadensack und entwinde selbigem das Gefröse. Darauf schneide seine Knochen aus der Pelle, an ihre Stelle tu Drähte. Die Bauchhöhle füll mit dürrem Laub einer deutschen Eiche. Das Hirn ersetze durch einen Beutel Sägemehl. Über den geschabten Schädel häng eine germanische Flachsperrücke.

Dann hast du einen Urgermanen, wo geläutert ist. Er redet Gemeinplätze wie ein teutscher Literat

Ist ein Mann . . .



Man sollte nicht aus den Gefilden der dünnhalmigsten deutschen Lyrik zu unsern Urahnen gehn. Die deutsche Sage: es ist ein Chaos harter, steiniger, unerbittlicher Symbole und Figuren.

Die Edda:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
neun lange Nächte,
vom Speer verwundet, dem Odhin geweiht,
mir selber ich selbst,

am Ast des Baumes, dem niemand ansieht,
aus welcher Wurzel er sproßt.
Sie boten mir nicht Brot noch Met;
da neigt ich mich nieder
auf Runnen sinnend, lernte sie seufzend:
Endlich stel ich zur Erde.



Man sollte auch so nicht ans Mittelalter gehn. Es war durchschwelt von wilden und unbändigen Lyriern, die der keltischen Sage und dem Orient entstammen. Es ist Bruchiges und Glühendes da zu finden. Nicht bei den Minnesängern freilich.

Zimmermann hat's besser verstanden, als die Deutschthumsapostel von heute:

Wie sieht die Gesellschaft der Helden auf der Graalsburg aus?

„Auf Montsalvatsch gibt's wilde, freche Jugend,
auf Montsalvatsch geraten kühne Sünder:
Sigun', Anfortas, eitle Lüste suchend!“

Und wie qualvoll stellt sich das unerreichte Bild der Seligkeit, der Gral, denen vor, die berufen, aber nicht erwähnt sind!

„Verlangst du Opfer, schwere,
in Lüften schwebender Schrecken?
Begehre nur, begehre,
du heil'ges, düstres, wildes Flammenbecken!
Was haben deine Liebenden verbrochen,
daß du den ält'sten Schrecken
aufwählst in krampfbewegter Ubern Vochen?“

Man lese diese Zeilen in der gleichmäßig festen und geschmeidigen Titirelstrophe, und es wird einen der Atem der Dinge anwehen, die wir manchmal für gestorben halten, wenn sie vergangen sind.



Ich glaube, man kommt zum Deutschtum nicht, wenn man die Alm lang oder über den Harz weg geht. Selbst wenn man eine Gesellschaftsreise nach dem Nordkap mitmacht und dort eine Weile in die Witternachtssonne stiert, wird man weder das Antlitz der Asen noch der Helden schaun.

Ein Volkstum ist etwas viel, viel zu Großes, als daß man es aus sich selbst verstehen könnte. Was weiß die Fliege von der Buttermilch, in der sie ertrinkt?

Ich glaube, die mit ihrem Deutschtum so dick tun, haben dabei weniger das Deutschtum im Auge, als sich selbst. Aber doof und deutsch sind keine Synonyma.



Tellheim ist tot / von Eduard Goldbeck

„Nicht alle Offiziere sind Tellheims“, sagte schon das Fräulein von Varnhelm, und sie hatte gewiß auch für ihre Zeit recht. Wie pessimistisch klingt uns heute, was doch nur als berechtigter Stolz des liebenden Mädchens gelten darf! Ja, wir müssen es mit Wehmut sagen: Tellheim ist tot; der Typus als solcher scheint der Vergangenheit anzugehören. Wenn in der Öffentlichkeit Vergehungen eines Offiziers bekannt werden, so werden sie von der Presse, je nach der politischen Stellung des Blattes, beschönigt oder verdammt. Diejenigen, die beschönigen wollen, pflegen dann immer himmelhoch zu bitten, man solle doch nur ja nicht voreilig generalisieren, nicht von dem Einzelnen auf die Gesamtheit, von dem räudigen Schäflein auf die schneeweiße Herde schließen. Indessen müssen wir doch nun fragen, ob nicht die Fälle Zander, Fischer, Poddzielski, Mühe, zu denen sich noch ein anderer anonym Fall gesellt, ernste Bedenken in bezug auf den moralischen Standard unseres Offizierkorps erwecken.

So individuell auf den ersten Blick der Fall Zander geartet scheint, so ist er doch in die Rubrik einzureihen, über die man die agitatorische Spitzmarke „Verseuchung durch Mammon“ setzen könnte. Ich habe persönlich den Eindruck, daß unsere Armee, die schon vor Jahren empfindlich an dem Übel der Verschuldung krankte, der Infektion durch den Kapitalismus täglich mehr verfällt. Selbstverständlich läßt sich dieser Eindruck nicht beweisen, da ich die mir bekannten Fälle nicht veröffentlichen kann. Ich darf aber wohl hoffen, daß die Leser an meiner bona fides nicht zweifeln werden, wenn ich erkläre, daß der Einblick in die Privatverhältnisse hochgestellter Offiziere ein keineswegs erfreulicher ist. Was mir an Herrn von Zander persönlich ganz besonders unsympathisch war, das war die abgeschmackte Überhebung des „Edelmannes“, dessen Familie erst 1835 nobilitiert worden ist. Präsentierte man ihm einen Wechsel, so antwortete er mit Hidalgoallüren: „Ich bin Offizier und Edelmann!“ Sein Gebaren erinnerte mich an eine Szene aus Augiers „Pierre de Touche“. Dort rühmt sich ein Aristokrat seines Wappenspruches: „Ich zahle mit meinem Blute!“, worauf ein Spottvogel erwidert: „Das ist aber sehr fatal für Ihre Gläubiger!“ Die geschwollene Art und Weise des Herrn von Zander ließ die Erinnerung an den Typus Tellheim auftauchen, der so schlicht, so brav, so preußisch, so völlig anspruchlos vor uns steht.

Nach Herrn von Zander ein zweiter Major: Herr Fischer. Ich muß bemerken, daß ich nicht an eine dramatische Klimax dieser Angelegenheit glaube. Es wird sich im Gegenteil herausstellen, daß die Affäre Fischer keineswegs die Dimensionen aufweist, die man nach der Erregung der Presse vermuten sollte. Ob Herr Fischer von dem Gericht, das über ihn urteilt, grimmig verdonnert werden wird, weiß man nicht; das wird sich — zu diesem Skeptizismus muß ich mich leider bekennen — ganz danach richten, wie der Wind von oben weht. Es ist bedauerlich, daß in den Zeitungen berichtet wurde, der Kaiser selbst habe die Verhaftung des Majors angeordnet und schärfstes Vorgehen anbefohlen. Wie die Dinge einmal liegen, sind die Richter durch solche Meldung bereits für den Delin-

quenten ungünstig prädisponiert. Andererseits wird ihm die Anschauung zugute kommen, daß Schulden ebenso wie Widersacher und Weiber nun einmal zu den Dingen gehören, die kein Ritter los wird, und diese Anschauung ist in der Armeegang und gäbe. Wenn der Spruch des Gerichts bekannt wird, so werden vermutlich die meisten Leser das Wort zitieren, daß die kreißenden Verge ein Müuslein geboren haben. Sollte freilich inzwischen die Auffassung zum Siege gelangen, daß der oberste Kriegsherr ein energisches Durchgreifen wünscht, so wird auch der Spruch des Gerichts ein sehr harter sein. Mir ist ein Ehrengericht unvergeßlich, zu dem ich als junger Leutnant kommandiert war. Es handelte sich nach meiner Meinung um eine Pappalie, und wir waren alle geneigt, die Sache äußerst milde aufzufassen, nur ein Stabsoffizier, der einen der ältesten Namen der Monarchie trug, gab den strengsten Spruch ab, der möglich war. Als ich nachher vertraulich einem andren Stabsoffizier mein Erstaunen über die Härte des sonst überaus konzilienten, ja fast schwachmütigen Mannes äußerte, erwiderte dieser achselzuckend: „Eine strenge Anschauung in solchen Sachen empfiehlt nach obenhin sehr!“ Ich habe diese Antwort, die ja vielleicht die Motive des betreffenden Richters nicht einmal korrekt würdigte, nie vergessen können, denn es handelte sich darum, ob ein junger Kamerad der militärischen Laufbahn erhalten werden könne oder nicht, und mir erschien damals der Gedanke, den Rock des Königs ausziehen zu müssen, als der schwerste Schicksalsschlag, der einen Menschen treffen kann.

Zu den Fällen von Zander und Fischer gesellt sich der Fall Poddzielski. Daß Herr von Poddzielski einen regen Erwerbssinn betätigt, kann ihm selbstverständlich nicht zum Vorwurf gemacht werden; daß er seine geschäftlichen Beziehungen nach seinem Eintritt in den Staatsdienst beibehielt, war meiner Ansicht nach nicht taktvoll; da aber die höchste Stelle sich mit diesem Dualismus einverstanden erklärt hatte, läßt sich formell dem Herrn von Poddzielski nichts zur Last legen. Sein Benehmen wird erst mit dem Augenblick anstößig, wo er die Gütertrennung eintragen läßt, deren verstimmende Absicht

niemandem entgehen kann, und es wird ganz unhaltbar, als er an der Darlehnskomödie teilnimmt und sich zum duldbenden Mitwisser eines Verhältnisses macht, das er sofort aus der Welt schaffen mußte. Der Major von Zellheim war kein Geschäftsmann; er rühmt zwar die Ökonomie sehr, erweist sich aber als ein Verschwender, der armen Witwen ihr Dasein durch verstoßene Zuwendungen erleichtert und sogar den Ständen, die nicht zahlungsfähig waren, die Kontributionen, die er erheben sollte, aus dem Eigenen vorschießt. Wenn heute ein Lustspiieldichter einen Offizier auf die Bühne stellen wollte, der so handelte, so würde man ihm treue Beobachtung der Wirklichkeit entschieden absprechen müssen. Nicht, als ob unseren Offizieren Feingefühl und Noblesse des Empfindens völlig verloren gegangen wäre, keineswegs! aber die Typen, mit denen die Öffentlichkeit sich zu beschäftigen hat, sind durch Mammonskultus und Gewinnsucht entstellt, während früher der preussische Offizier nach dem Rate des großen Königs den Bürgerlichen Kommerz und Handel überließ.

Nicht minder haben sich auf einem anderen wichtigen Gebiete die Ansichten des Offizierskorps gewandelt. Der Fall Mühe in München hat ein ganz besonders krasses Beispiel für diese Wandlung gegeben. Der junge Herr Mühe borgte sich Geld und bestimmte einen bayrischen Prinzen zu dem Freundschaftsdienst, für ihn zu bürgen. Der prinzliche Damon, der selbst Geld braucht und infolgedessen für die diffizile Lage seines Freundes das innigste Mitgefühl zu entfalten vermag, wünscht trotz alledem sicher zu gehen, ist aber ganz beruhigt, als der gelbschnäblige Phintias ihm mitteilt, daß er eine reiche Heirat in Aussicht habe. Als sich dann herausstellt, daß die präsumtive Braut zu hoch bewertet war, sind der Herzog und der bürgerliche Leutnant übereinstimmend der Ansicht, daß Herr Mühe die Braut sans façon sitzen lassen müsse. Der Münchener Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ bemerkt hierzu mit vollem Recht: „Der Arbeiter oder Kneipwirt, der ein Zimmermädchel oder eine Köchin nur wegen ihres ansehnlichen Sparkassenbuches heiratet, begeht nicht mehr und nicht weniger, als es der Leutnant Mühe zu

tun gedachte. Ethisch stehen jene aber höher, denn sie verwenden die Mitgift der Frau in einer weit anständigeren Weise, als es bei der Kaufehe mit der Bezahlung von Schulden geschieht, die zuvor in der Sklaverei des Kastens kontrahiert worden sind.“ Bergegenwärtigt man sich neben diesem Bilde, wie der Major von Zellheim sich zwei Akte hindurch wehrt, die Hand der reichen Erbin anzunehmen, wie er erst dann den Mut findet, aufs neue um die Geliebte zu werben, als er sie verarmt und verlassen glaubt, dann muß man sich fragen, ob denn Lessing ein frecher Schönfärber gewesen sei, oder ob sich der Offizierstypus im Laufe der Jahrzehnte bis zur Unkenntlichkeit verwandelt habe.

Wie der Leichtsinn sich zur Gemeinheit vergrößert, zeigt die folgende Zeitungsnotiz: Ein Oberleutnant L. in Posen erhielt eines Tages einen Brief, worin ihn eine einstige „Flamme“ um Unterstützung in einer augenblicklichen Notlage anging. Der Oberleutnant, eine Seele von Mensch, forderte das Mädchen sofort in einem zärtlichen Brief auf, zu ihm zu kommen, und sicherte ihr Unterstützung zu. Drei Tage und drei Nächte weilte sie bei ihm, dann stellte sich heraus, daß der Herr Oberleutnant hinsichtlich seiner Zahlungsfähigkeit einem durch nichts begründeten Optimismus gehuldigt hatte. Er gestattete aber dem Mädchen, mit seiner Visitenkarte in zwei Geschäfte zu gehen und sich auf seinen Namen neu einzukleiden. Die Dulzinea kaufte sich für 54 Mark Garderobe und Wäsche. Als aber die Rechnung präsentiert wurde, weigerte sich der edle Kavalier, sie zu bezahlen. Die Folge war ein Verfahren gegen das Mädchen wegen Urkundenfälschung und Betrugs. Sie wurde freigesprochen, hat aber zwei Monate in der Untersuchungshaft zugebracht. Auch dieses kleine, leider wahre Geschichtchen zeigt, daß die Anschauungen des deutschen Offizierkorps in vieler Hinsicht dringend einer Revision bedürfen.



Leutnant Sorgenfrei/eine lehrsame Denun- ziantengeschichte von Otto Grautoff

Adalbert Sorgenfrei, Leutnant in der siebenten Kompanie des dritten Infanterieregiments, war ein kluger und gewissenhafter Offizier, der sich durch seine Energie, durch seine Pflichttreue und seine Intelligenz die Zuneigung sämtlicher Offiziere seines Regiments erworben hatte. Aber auch bei seiner Mannschaft war Leutnant Sorgenfrei infolge seiner Leutseligkeit, Nachsicht und Milde sehr beliebt. In seinen Mußestunden beschäftigte sich der Leutnant mit den Künsten. Er hatte Verkehr gewonnen mit einigen Literaten und Malern, hatte im Laufe der Zeit sich ein paar Bilder erworben und besaß eine schön ausgewählte Bibliothek. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß Leutnant Sorgenfrei sich eines schönen Tages mit einer jungen Schriftstellerin verlobte, die er nach einigen Monaten zum Altar führte. Das junge Ehepaar führte ein behagliches und überaus glückliches Leben. Nichts trübte das sonnige Idyll dieses Ehelebens, in dem es keinen Streit, keinen Hader, keine Mißverständnisse gab. Sogar unter Dienstbotensorgen hatten Sorgenfrei nicht zu leiden. Seit drei Jahren hatten sie immer daselbe Mädchen; und dieses Mädchen hieß Marie. Marie war ein kräftiges, gesundes Mädchen, sauber und appetitlich, fleißig und bescheiden, treu und zuverlässig. Marie hatte nur eine Schwäche: sie hatte ein allzu gutes, ein allzu offenes und liebebedürftiges Herz. Des öfteren wurde sie ermahnt vorsichtig und vernünftig zu sein. Aber diese Ermahnungen fruchteten wenig; denn die Dralle selbst empfand sich gerade in dieser Hinsicht nicht schwach, sondern im Gegenteil besonders stark und kräftig. Das traf auf ihre mollig gerundeten Hüften auch durchaus zu. Infolgedessen wird es auch verständlich sein, daß Marie einen Schatz hatte. Das Leutnantspaar wußte davon und wunderte sich nicht weiter darüber, da sie beide in ihrem Eheleben in gewisse Dinge Einblick gewonnen hatten. Wer dieser Schatz war, das wußte der Leutnant allerdings nicht. Der Leutnant wußte keines-

wegs, daß der Schatz seiner Marie der schon dreimal mit Mittelarrest vorbestrafte Gemeine Faver Bumm aus seiner Kompanie war. Das ist erwiesen. Jeden Sonntag, wenn Marie sich für ihren „Ausgang“ vorbereitete, nahm die Frau Leutnant das Mädchen ins Gebet, ermahnte sie mit ihrem Schatz nicht zu weit zu gehen, sich nicht mit ihm auf das Letzte einzulassen. Dann hatte Frau Leutnant Sorgenfrei das angenehme Gefühl, ihre Pflicht vollauf erfüllt zu haben, ließ das Mädchen gehen, sagte ihr noch, daß sie und ihr Mann zum Abendbrot eingeladen seien, und machte dann mit ihrem Gatten einen fried samen Sonntagsnachmittags spaziergang. Marie ging am Arme des Infanteristen Faver Bumm zum Aumeister. Als sie im Sonnenuntergang zurückkehrten, fragte Faver sein Mädchen: „Ist deine Herrschaft heut abend zu Haus?“ — „Nein,“ antwortete Marie und errötete. Faver Bumm preßte ihren Arm und schlug ein schnelleres Tempo an. Vor dem Hause seines Leutnants machte der Infanterist Faver Bumm nicht die geringste Miene sich zu verabschieden und umzukehren, sondern stieg ruhig und selbstverständlich mit seiner Marie die drei Treppen hinan. Marie schloß die Thür auf und der Gemeine Faver Bumm trat ein, besaß sogar die schamlose Frechheit, seine Mütze und sein Seitengewehr im Korridor an den gleichen Kleiderhaken aufzuhängen, an denen der Helm und der Degen seines Leutnants hingen. Dann ließ er von seiner Marie sich ein Abendessen servieren; und man geht wohl nicht fehl, daß Marie sich trotz der Ermahnungen der Frau Leutnant nach dem Abendbrot mit ihrem Schatz auf das Letzte einließ. Ich würde ihr diese Nichtswürdigkeit sicherlich nicht andichten, wenn sie nicht durch spätere Ereignisse erwiesen wäre. So ging es viele Sonntage, viele Monate, ja ein ganzes Jahr lang. Alle Bewohner des Hauses hatten mit der Zeit von dem nichtswürdigen Lebenswandel der Marie des Leutnants Sorgenfrei Kenntnis genommen; aber das glückselige und liebenswürdige Leutnantspaar erfuhr von alledem nichts; denn Faver Bumm blieb niemals länger als zehn Uhr. Einige Leute im Hause waren dafür, den Leutnant über die Abscheu erregenden Dinge aufzuklären, die

sich während seiner Abwesenheit häufig in seiner Wohnung abspielten. Es geschah aber nicht, obwohl ein älteres Fräulein, das sich jedesmal aus moralischem Ekel erbrechen mußte, wenn Marie ihr auf der Treppe begegnete, mit der Zeit sich dadurch, daß sie dieser Unmoral fortgesetzt zuzuschauen gezwungen war, sogar ein schweres Magenübel zugezogen hatte. Monate verstrichen. Endlich beschwerte sich Fräulein Stumpf selbst beim Hausherrn, der aber zuckte die Achseln und sagte: „Dob geht mi nig an.“ Die Dralle erblühte noch bei diesem Lebenswandel; ihre Formen wurden runder und ihr Gesicht hübscher und farbiger. Einmal nun, als das Wetter recht schön war, machten Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei eine Gebirgstour. Marie hatte ihre Herrschaft schon eine ganze Woche vorher von diesem Ausflug, der drei Tage währen sollte, sprechen hören, und hatte nicht verfehlt, ihren Kaver davon zu unterrichten. Kaver also bat seinen nichtsahnenden Leutnant für dieselben drei Tage um Urlaub. Da er in letzter Zeit sich ordentlich geführt hatte, wurde ihm der Urlaub bewilligt.

Raum nun waren Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei eine Stunde abgereist, da stieg schon Kaver Bumm gemächlich die drei Treppen zu seiner Liebsten hinan. Marie trug ihm ein kräftiges Mittagessen auf, kochte ihm Kaffee und gab ihm von ihres Leutnants Zigarren. Nachmittags gingen sie spazieren; zum Abendbrot kamen sie wieder nach Hause. Ich weiß diese Wege von jener älteren Dame, die sich so leidenschaftlich entrüstete und alle Einzelheiten deshalb genau beobachtet hat. So trieben sie es drei Tage. Es wurde schon gesagt, daß Frau Leutnant Sorgenfrei die schwache respektive starke Seite ihrer Marie sehr wohl kannte. Sie hatte Marie darum auch vor ihrer Abreise eindringlich ermahnt und, um während ihrer Abwesenheit das Mädchen ein wenig zu kontrollieren, eine Freundin gebeten, täglich einmal nach dem Rechten zu sehen. Am ersten Vormittag und am zweiten Nachmittag war Frau Dr. Hasensprung gekommen und hatte alles in Ordnung gefunden. Marie folgte ihr sauber und appetitlich, sitzsam und bescheiden durch die Zimmer. Der

Infanterist Faver Bumm lag derweilen ganz ruhig ohne sich zu rühren unter Marie's Bett.

Es mag nun den Lesern für höchst wahrscheinlich gelten, daß Faver Bumm in den Nächten zwischen diesen drei Tagen sich nicht nur unter dem Bett, sondern auch in dem Bett der Marie zu schaffen gemacht hat. Ich wollte, die Annahme meiner Leser träfe zu. Aber leider tat dieses Liebespaar noch einen Schritt weiter auf dem Wege des Leichtsinns, der selbst mich, der ich ein freigesinnter und lebenslustiger Mensch bin, zur Entrüstung zwingt. Das Dienstmädchen Marie Huber und der Infanterist Faver Bumm mißbrauchten in diesen beiden Nächten das Ehebett von Herrn und Frau Leutnant Sorgenfrei. Nichts für ungut. Aber ich finde, das geht zu weit. Ich würde natürlich dergleichen nicht niederschreiben, wenn die Sachlage nicht erwiesen wäre. Die ältere Dame aus dem zweiten Stock hat in der Nacht zwei Stunden lang die beiden im Schlafzimmer des Leutnants Sorgenfrei mit dem Opernglas von der Straße aus beobachtet und alle Einzelheiten festgestellt. Und sie war es auch, die am nächsten Tage zum zweiten Male zu dem Hausherrn ging und kategorisch von ihm verlangte, daß er gegen dieses schamlose Treiben in der Wohnung des Leutnants Sorgenfrei einschreite. Der Hausherr war ein Mann, der in den letzten Jahren viel Geld verdient hatte und nun das dringende Bedürfnis in sich fühlte, im öffentlichen Leben irgend eine Rolle zu spielen. Er wußte aber nicht recht wie. Einmal hatte er in letzter Zeit schon für Wohltätigkeitszwecke 2000 Mark gestiftet; doch niemand hatte ihm dafür einen Orden, niemand einen Titel geboten. Als das ältliche Fräulein ihm ihre Entrüstung vorjammerte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, und er sagte der unglücklichen Dame, ihre Beschwerde würde sofort Berücksichtigung finden. Am nächsten Tage erklärte er seinen Beitritt zum Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Drei Tage darauf denunzierte er den Leutnant Sorgenfrei wegen Kuppelei bei diesem Verein. Gleichzeitig lancierte er in den Bayerischen Kurier einen vor Entrüstung überschäumenden Artikel: Schamlose Zustände in einer Leutnantenfamilie, in der das Vor-

gefallene in der kraßesten Weise übertrieben wurde. Der Artikel klang in einen pathetischen Ruf nach dem Staatsanwalt aus. Und wirklich, der Staatsanwalt nahm sich der Angelegenheit an. Nun kamen für Leutnant Sorgenfrei schwere Tage; er stand unter der Anklage der Kuppelei und mußte sich vor Gericht rechtfertigen. Herr Baumeister Wanner und Fräulein Natalie Stumpf waren als Zeugen geladen. Fräulein Stumpf mußte alles erzählen, was sie mit Hilfe des Opernglases beobachtet hatte. Im Laufe des Processes aber stellte sich heraus, daß Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei von den Liebesfesten, die während ihrer Abwesenheit ihr Dienstmädchen Marie Huber mit dem Infanteristen Kaver Bumm in ihrer Wohnung gefeiert hatten, nichts gewußt hatten, was sie auch eidlich zu erhärten vermochten. Herr und Frau Leutnant Sorgenfrei wurden also freigesprochen. Dagegen aber wurde der Hausbesitzer und Bauunternehmer Michael Wanner erstens wegen fälschlicher Denunziation zu drei Wochen Gefängnis verurteilt und zweitens zu neun Monaten Gefängnis wegen Duldung unsittlicher Vorgänge in seinem Hause; denn er hatte ja, wie der Prozeß ergab, schon vier Monate lang seit der ersten Beschwerde von Fräulein Natalie Stumpf um die unsittlichen Vorgänge gewußt, die sich in der Wohnung des Leutnants so häufig abgespielt hatten, und sie doch nicht gleich unterdrückt. Also hatte er sich der Kuppelei schuldig gemacht. Aber auch der Infanterist Kaver Bumm wurde wegen schwerster Achtungsverletzung und Subordination mit Gefängnis bestraft; und das alles wegen ein bißchen Liebesübermut. Das Dienstmädchen Marie Huber ging straffrei aus, wurde von Herrn und Frau Leutnant Sorgenfrei mit Schimpf und Schande davongejagt, weil sie sich mit dem Infanteristen Kaver Bumm auf das Letzte eingelassen hatte, und sogar im Ehebett ihrer Herrschaft. Aus Mitleid habe ich die Ärmste bei mir aufgenommen. Sie versteht bei mir die Dienste einer Haushälterin und ist sitzsam und bescheiden, treu und zuverlässig, sauber und appetitlich. Fräulein Natalie Stumpf aber ist empörter denn je; allabendlich steht sie mit dem Opernglas wieder auf der Straße.

Ich aber schließe Fenster und Vorhänge, wenn die Dralle auf meinem Schoß sitzt. Nichts vermag unser verschwiegenes Glück zu stören.



Der Jagdgast/von Victor Hadwiger

Felseninsel im Ozean: Staffage Salas y Gomez. Auf den Steinterrassen viele Taucher und Fettvögel. Born der flache Strand sanft gegen das Meer zulaufend. Links die Klause des Einsiedlers, ein kleines Zementhäuschen, sanitär einfacher Typ mit kleinem Anbau für die allernötigsten Bedürfnisse, Vogelfensterchen, Ausblick auf das Meer.

Der Eremit, schwächliches Männchen mit Anflug von Kinnbart und langem, freiwachsendem Kraushaar, geht betend über die Bühne. Kleidung: Sandalen, schwarze Haarstrümpfe, Kniehosen, obenschließender Rock. Physiognomie: Orientalische Mischung.

Von rechts die beiden deutschen Einwanderer Zabel und Pommerening; Mode der Epigonenzeit mit leichten modernen Ausflügen — runder Strohhut, Galoschen.

Zabel: Wir könnten jetzt unsere Gummischuhe ausziehen, Kollege, und in das Meer werfen. Ich fühle eine drückende Schwüle um die Füße herum.

Pommerening: Aus welchem sächsischen Vorort stammen Sie eigentlich?

Zabel: Aus Berlin, Herr Pommerening. Nein, aber ich meine, daß das ungesund ist in dieser Tropentemperatur . . .

Pommerening: Man entäußert sich nicht seiner Kultur bei jeder Gelegenheit, am allerwenigsten, wenn man einen Ausflug macht.

Zabel: Kollege, ich glaube, das ist ein Lebensausflug gewesen. (Er wirft seine Galoschen ins Meer.)

Pommerening: Wollen Sie etwa diesen Vögeln hier Theater vorspielen, Sie Stoiker?

Zabel: Schweigen wir davon, Kollege. Die Schiffe sind verbrannt. (Er bemerkt den Eremiten.) Ach, sehen Sie doch — der Einsiedl.

Der Eremit in seiner Christuspose geht an den beiden vorüber, ohne ihrer zu achten. Von ferne kommt gedämpfte Musik und Gläserklingen. Dazwischen das Brausen der See und müde Vogelrufe.

Pommerening: Sein geistloser Pessimismus hat diesem Manne alle Freude an den fröhlichen Menschen hier verborgen. Sehen Sie doch diese abscheuliche Pose. Er hat einen unausstehlichen Fanatismus in seinen Gebärden. Und dann diese hochgezogenen Schultern. Unappetitlicher Kerl! — Ich glaube, wenn man den kreuzigte, er würde noch immer in der Nase bohren.

Zabel: Dieser Mann hat etwas Ehrlich-Astetisches.

Pommerening: Kommen Sie mir nicht wieder mit diesen Phrasen. Sie sind ganz verblödet durch den deutschen Journalismus.

Zabel: Es hat jeder seine eigene Auffassung vom Seligwerden. Man soll einander nicht im Beten stören.

Pommerening: Schon gut! Schon gut! Wissen wir ja alles. Seit dem alten Frigen ist das in Deutschland der oberste Grundsatz aller Toleranzphilister. — Und wenn einer beharrlich mit dem Messer frisst, soll man ihm auch nicht sagen, daß er ein Schwein ist. Das ist eben dann seine Fassung von Seligkeit, was? Es gibt auch ein psychisches Mitdemesserfressen, Herr Zabel. Wenn ich schon auswandere, dann nicht in eine Gegend, die durch solche Unarten verseucht ist.

Zabel: Sie nehmen dem armen Teufel alles, wenn Sie ihn lächerlich machen. Seine einzige Hoffnung ist nur noch jene respektvolle Entfernung, in der sich seine mißratenen Jünger da drüben angebaut haben. Er lebt in dem Glauben, sie doch noch zurückführen und erlösen zu können. Besonders unter den Frauen meint er viele Anhängerinnen zu haben.

Pommerening: Glauben Sie, daß so etwas Glück bei Weibern hat?

Zabel: Warum nicht. Frauen lassen sich leicht fanatisieren. Ich kann mir ganz leicht vorstellen, daß eine für ihn stirbt.

Pommerening: Aber leben mit ihm wird sie sicher nicht, nicht einmal, wenn er sich die Haare schneiden läßt.

Zabel: Es soll ihm eine besondere Kraft innewohnen. Man redet drüben viel von seinen Augen. Passen Sie auf, die werden alle noch Vegetarier.

Man hört wieder die lustige Musik hinter dem Felsen.

Pommerening: Ich möchte doch diese lustigen Leute bald kennen lernen. Hören Sie doch die Musik, wie suggestiv.

Zabel: Gegen Abend ist Felsenpromenade — heute unserm erlauchten Gast zu Ehren. Haben Sie nicht gehört?! — Graf Dpoponar. Ich halte eine Jagd auf Pinguine für sehr amüsan. Dpoponar ist begeisterter Jäger, nur etwas kurzichtig. — Diese lieben Vögel, wie sie so in Ergebung dasitzen.

Pommerening: So hypnotisiert durch den Einsiedler. Diese fetten Pioniere der Seligkeit. Er hat Macht über sie. Man könnte ihn vielleicht als Treiber verwenden.

Die Musik wird noch stärker. Die Akkorde stauen sich zu einem bachanalischen Rausch.

Pommerening: Entzückend, diese Musik!

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu. Man sieht sie zur Linken der Bühne. Ein Teil des Strandes glüht in gesättigtem Orange. Der Einsiedler dreht sich auf den Hacken und kommt wieder zurück. Während er an ihnen vorbeigeht, bemerkt er sie und bleibt lächelnd stehen. Pommerening grinst satanisch.

Der Einsiedl: Liebe Menschen! — Sie sind fremd auf unserer kleinen Insel?!

Zabel (wischt sich verlegen den Schweiß von der Stirne): Ja, Hochwürden! Die Temperatur bedrückt uns.

Der Einsiedl (näher kommend, lächelt noch intimer): Mut! Mut, meine Lieben. Es liegt nur an der Lebensweise. Wir müssen das Europäische in uns bekämpfen.

Pommerening (plötzlich in seinen Dialekt verfallend):
So sehn se aber auch aus.

Der Einsiedl (zu Pommerening): Sie reden eine seltsame Sprache. Die Jahre der Einsamkeit haben mich verständnislos gemacht den Gebärden und Lauten der Masse gegenüber. Hier die Vögel und das bescheidene Kraut, diese philosophische Dürftigkeit, alles das ist mein Lehrer gewesen. Ich habe kein Bedürfnis mehr. Diese lieben Vögel haben mich gelehrt, bedürfnislos zu sein.

Pommerening: Sie haben diese Vögel auf eine ganz eigentümliche Art verstanden. Der viele Guano lehrt, daß dieselben doch Bedürfnisse haben.

Der Einsiedl (starrt verwirrt vor sich hin): Ich verstehe Sie nicht, mein Lieber.

Zabel: Na, wollen wir das beiseite lassen.

Pommerening: Ja — also Sie haben sich hier so eine Art neuer Heimat geschaffen.

Der Einsiedl: Ich habe keine Heimat. Ich bin im Ozean verloren. Auf einer einsamen Insel irgendwo habe ich mich mir wiedergegeben.

Pommerening: Na und die vielen lustigen Leute da drüben?

Der Einsiedl (verlegen): Ein Mann aus Galiläa, den man kreuzigte, sagte einmal über seine Peiniger hinweg: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Pommerening: Sie fühlen sich also gleichsam ans Kreuz geschlagen, seit diese fidele Leute Sie verlassen haben. Aber da müssen Sie sich trösten. So ist es nun einmal mit den Evangelien. Solange die kleine Lebenslampe noch ein bißchen Öl hat, vermeidet man die religiösen Dürftigkeiten. Ich wenigstens kann das denen dort nicht übelnehmen, daß sie die Gedanken ihres Lehrers so auf ihre Weise interpretiert und modernisiert haben. Askese — Vegetarismus mit Beilage, Inselkloster — Strandhotel. Ich glaube, was so'n richtiger Mensch ist, das kann nicht ohne Saison leben. — Originell, höchst originell, das kleine Badekloster.

Der Einsiedl: Ich verstehe zu leiden.

Pommerening (klopft ihn jovial auf die Schulter): Ach was, nur nicht den Kopf gleich hängen lassen. Sie müssen nur ein bißchen nachdenken über das Leben, so wie die dort, die haben's raus.

Der Einsiedler stöhnt entsetzt, geht, die Hände flach über der Brust gekreuzt, flüchtend ab nach dem Hintergrunde.

Pommerening (ruft ihm nach): Also Kopf hoch, Einsiedlerchen! Immer zeitgemäß. Saisonen, Höhepunkte, Pointen.

Zabel: Der arme Kerl. Es wird noch eine Katastrophe geben. Jetzt flüchtet er wieder in seine Felsen.

Man sieht den Einsiedler zwischen den Felsen mit Hilfe eines Seiles emporklettern.

Pommerening: Wenn nur die Jagd gut ausfiele, daß der Graf zufrieden wäre.

Zabel: Ein lustiges Haus, sag ich Ihnen (schmunzelt) — und vornehm. Leiblicher Schütze auch. Ich glaube, die Vögel da ahnen was.

Die Musik hinter den Felsen fällt aus ihrem bacchanalischen Taumel in einen Marschrhythmus. Gegenüber der Stelle, wo der Einsiedler verschwunden ist, sieht man den Zug der Badegäste. Sie gehen teils einzeln, teils in Paaren. Kleidung: Meist braune, sackartige Kittel; bei den Frauen unter der Brust gebunden und mit bunten Lappen lässig verziert; bei den Männern Lendengurt.

Der Jagdgast (fester Jagdbanzug, Tirolerhütchen, Büchse, kein Monokel): Also das ist der Strand des Einsiedlers (sieht betrachtend umher). Kulisse feenhaft. (Bemerkt die Zementhütte.) N richtiger Einsiedler?! (Alle lachen bis auf einzelne ältere Damen. Bemerkt einige Pinguine, die ins Wasser platschen.) Aha! Aha! Wasserhund sollte man haben. (Sieht sich wieder um.) Tja, tja — Idee großartig — höchst eigenartig ausgewählt. — Einfach Operette.

Die Badegäste, an 50 Personen, kommen allmählich an den Strand und verlieren sich erst wieder im weiteren Verlauf der Szene. Unter ihnen: Zwei Liebesleute, Vater Reinicke mit seinem Diener, Artur Zirbeldruß, Fräulein Puttbus, ein deut-

scher Abt, ein blondes Mädchen. Die Liebeleut Arm in Arm
im Vordergrund.

Sie: Du, da ist ja die Blonde.

Er (lächelnd): Die Blonde?

Sie: Die mir so viel von dem Einsiedler erzählt hat.
Du, der hat Glück bei Frauen.

Er: Der Arme!

Sie (lacht verschmigt, auf den Jagdgast deutend): Und
was ist denn das für einer?

Er: Das ist der berühmte Jagdgast. Der will uns die
Vögel hier wegschießen.

Sie (erstaunt): So viele? Ach, die armen guten Vögelschen.

Er (leise): Du, wollen wir heute wieder zusammen baden?

Sie (klatscht in die Hände): Ja! Ja! — Aber wenn der
schießt?!

Die Musik wird wieder bacchanalisch. Vater Keinicke mit
seinem Diener kommt von links.

Vater Keinicke (gerlumpter Rock, Spuren von Wohl-
habenheit, kostbarer Spazierstock, Doppelfinn, Physiognomie des
pensionierten Schauspielers, viele Kinnbewegungen, lebhaftes
Gesikulieren): Den Schinken, meinen Schinken haben sie mir
gestohlen, die Satans! (Kindische Drohbewegung mit dem
Stock; zu der Blonde gewendet): Du Satan! Du Satan!
(Schiebende Mundbewegung. Sie zupft Keinicke am Rock-
zipfel. Er schlägt nach ihr. Allgemeines Gelächter der Um-
stehenden.)

Einer aus der Berliner Gruppe (ein Beschützer): Ist
det da Einsiedla?

Die Blonde: Ne, det is da Graf.

Wieder Musik und Gesang, Echo, Dissonanzen.

Der Graf (mit einer Hand am Riemen seiner Büchse
spielend, mit der andern die Blonde am Kinn fassend): Na,
Blondchen. Wollen wir mal anfangen. Die lieben guten
Vögel, was. Aber so ein richtiger Jäger, der hat kein Mit-
leid. Überhaupt muß jeder anständige Mensch ein Jäger
sein. Schießen, immer schießen!

Die Blonde: Ach, das macht Spaß. (Begehrliches Lachen.)

Zirbeldrüß (das Misdätige betonend, sehr laut): Aber man muß doch den Mann zuerst warnen. Der Mann is doch in den Felsen. Es kann doch leicht e Malheur passieren.

Die Liebesleute erscheinen wieder.

Sie: Man sollte wirklich. Du, wir kriechen in die Felsen hinauf.

Er: Vielleicht ist er noch in der Hütte.

Sie (lächelt, patscht ihm die Backen): Schweinchen.

Die Puttbus tritt vor.

Puttbus: Dieser Mann hat nur Gutes gewollt. Es ist kein Fehl an ihm. (Gelächter.)

Der deutsche Abt: Er ist ein harmloser Häretiker. (Teuflisches Lachen des Abtes.)

Der Jagdgast: Recht, recht, aber darum können wir Jäger uns nicht kümmern. Wir haben nur eine Religion, und die heißt Schießen.

Die Berliner Gruppe (johlend): Hoch! Hoch! Schießen! Schießen! Hurra! Sedan! Schießen! Hurra! (Patriotisches Gebrüll.)

Der Jagdgast (vornehm): Verehrte Damen! Meine Herren! Es ist ein fataler Irrtum, den wir alle aus Europa mitbringen, dieses Rücksichtnehmen auf nichtgeladene Zuschauer. — Man jagt eben.

Pommerening (pazig): Ich hab's ja gleich gesagt, man soll ihn als Treiber verwenden. Dann kann so etwas nicht passieren.

Zabel: Entsetzlich, diese Perspektive.

Pommerening (kollegial): Zabel, Sie sind jetzt nicht im Feuilleton. — Ich prüde einem tragischen Ausgang entgegen.

Zabel (seufzt): Ja, die Grausamkeit fängt in Deutschland an, Religion und Philosophie zu ersetzen.

Pommerening: Deutschland ist keine Insel. Deutschland hängt am Kontinent mit allen Fesseln der Langweiligkeit. Diese Insel wird die Freiheit des Individuums zu einer Realität machen. Sehen Sie den Grafen, diesen erlauchtesten Gewaltmenschen! — Es lebe die Jagd!

Der Graf (laut in das Stimmengewirr der Gäste und das Rauschen der Musik): Die Sonne beginnt sich dem Untergange zuzuneigen. Es ist an der Zeit, meine Herrschaften. Nur eine Stunde herrlicher Möglichkeit wartet noch über dem Ozean.

Zabel (flüsternd): Wie der sich auszudrücken versteht.

Zirbeldrüß: Entschuldigend Se (drängt sich vor), Herr Grafleben, aber die christliche Nächstenliebe — — — der Einsiedler da oben — — —

Pommerening (schiebt sich vor ihn): Schweigen Sie und drängen Sie sich nicht vor. Trinkgelder gibt's nicht.

Der Graf (rückt seine Büchse zurecht): Es ist ein erhabener Moment, so ein Auszug zur Jagd. Ja, meine lieben Gastfreunde. Ein Jäger muß man sein. Blutfließen muß man sehen. Eine Jagd ist mehr als ein Spiel. Sie muß ein Symbol werden für das Leben. In einem Rausche muß man jagen. Wer seine Kasse in einem Gipfel entwickeln will, muß ein Jäger sein.

Einige Diener kommen mit Gewehren und Hirschfängern.

Zabel (leise dazwischen): Entzückend, wie der Herr Graf das Wort beherrschen.

Der Graf: Nicht das Wort, mein Lieber, die Tat müssen wir beherrschen. Sind die Herren alle bewaffnet?

Die Diener verteilen Waffen an einige der Umstehenden.

Der Graf: Weidmannsheil auf allen Bergen!

Alle: Heil! Heil!

Zabel (der sich auch bewaffnet hat): Die armen unglücklichen Vögel.

Die Jagdgruppe mit dem Grafen an der Spitze ab in die Felsen. — Wieder setzt die Musik ein. Die Badegäste bis auf wenige verlieren sich gut gelaunt in den einzelnen Felsenpartien, wo sie nach guten Ausblicken suchen. — Man hört die verzweifeltsten Schreie der Pinguine und unausgesetztes Gewehrfeuer. — Vater Keinick, gefolgt von seinem Diener, erscheint wieder im Vordergrunde.

Vater Keinick: Meinen Schinken haben sie mir gestohlen, die Satans — meinen Schinken! (Charakteristisches Kieferschießen.) Satan du! Satan!

Der Diener (Tennisanzug, rote Weste mit Glasknöpfen): Ich glaube, es wird nicht nötig sein, den Schinken heute noch suchen zu lassen. Der Herr Graf hat einen brillanten Koch aus Paris mitgebracht.

Die Blonde (tritt vor): Den mit'n Schnurrbart. Ha 'f jesehn.

Der Diener (schmunzelnd): Es gibt heute Pinguinkeulen à la maître.

Die Blonde (leckt an ihrem Finger, dann zu Vater Reinicke flüsternd): Pinguinkeulen!

Vater Reinicke (versöhnt, streichelt ihr die Wacken): Mein Töchterken, mein Töchterken — Ihr seid ja allens, allens chute Kinder. (Schnappende Mundbewegung.)

Alle ab. — Das Gewehrfeuer und die Musik dauern an. Die Sonne steht rot am Horizont. Die Badegäste verlieren sich allmählich. Statt dessen sieht man fette Vögel mit kläglichem Geschrei über die Bühne laufen. — Einen Augenblick bleibt die Szene leer, dann zwei flüsternde Stimmen in einer Schlucht. Die Liebesleute klettern langsam und vorsichtig abwärts.

Er (küßt sie): Du armes mitleidiges Schäfchen.

Sie (wischt eine Träne ab, traurig): Er hat Erlöserhände. — Und sein liebes Gesicht. Und wie er mit den Tieren gut war.

Er: Ja, es hat alles sein Ende.

Sie: Ach Gott, ach Gott. Es ist entsetzlich.

Er: Na, vielleicht steckt er doch noch in der Grotte dort.

Sie: Ach, Frischchen, laß doch jetzt die Späße.

Es fällt wieder ein Schuß mit tausendfältigem Echo wie eine große Detonation.

Sie: Entsetzlich! Entsetzlich!

Er: Das Schießen und die Musik finde ich herrlich. Großer Lärm hat manchmal etwas Gigantisches. — Aber haß du dich wirklich nicht getäuscht, mein Lämmchen?

Sie: Mein, ich sah ihn über die Felsenkante laufen, mit ausgebreiteten Armen die Vögel beschützend — verträumt, wie ein Heiliger!

Er (plötzlich zur Bestie erwachend zwischen den Zähnen):
Ja, es hat alles sein Ende.

Noch einmal das explosionsartige Krachen der Schüsse. Immer mehr Musik. Bacchanalischer Jubel der Badegäste. Rufe des Entzückens und der Bewunderung.

Der Graf (hinter der Szene): Ja, ein Jäger muß man sein. Einsame Gipfel und Waidmannheil!!

Wieder flüchtende Pinguine über der Szene. Sie zeigen Blutspuren auf der weißen Bauchseite. Möglichst nur für einen Augenblick erscheint die Gestalt des Einsiedlers an dem Felsenvorsprung hinter der Hütte. Rufe warnenden Entsetzens zwischen den Schüssen.

Der Graf (hinter der Szene, schnarrend): Pardon wird nicht gegeben!

Der Einsiedler wieder auf dem Felsenvorsprung.

Pommerening (gleichfalls hinter der Szene, ruft): Sie werden sich das Bein brechen!

Der Einsiedler mit den ausgebreiteten Armen der Christuspose stürzt sich vom Felsen herab in die Schlucht. — Entsetzte Rufe der Badegäste. Zusammenlauf nach dem Strande.

Vater Reinicke (lallend): Ihr seid ja allens chute, chute Kinder!

Wieder flüchtende verwundete Vögel. Jagdrufe und Schußlärm. Musik, immer mehr Musik! Bacchanalischer Blutausch.

Vorhang.



Glossen über Liebe und Ehe / von Lucien Dreyfuß

Es gibt große, berühmte Männer, die nicht sehr hoch von der Liebe dachten; sogar Dichter, und überdies Franzosen sind darunter; z. B. Pierre Corneille. Der hat in verschie-

denen Dramen hervortretenden Personen so böse Worte über die Liebe in den Mund gelegt, daß sie nur Ungebildeten unter ihren Verächtern hätten aus der Feder fließen dürfen. Wenn der stolze Eid entgegen seiner zarten Neigung sich für die harte Pflicht der Ehrenrettung seines Vaters entscheiden soll, belehrt ihn der alte Diego verständnißvoll: nous n'avons qu'un honneur, il est tant de maitresses. In der Tragödie Horace heißt es: en la mort d'un amant vous ne perdez qu'un homme, dont la perte est facile à réparer dans Rome. Geradezu fatale Bekenntnisse in dieser Hinsicht legt der Advokat in seinen schamhaften lyrischen Gedichten ab; wir wollen jedoch die Beispiele nicht häufen.

Gewöhnliche Menschen huldigen nicht dieser Auffassung berühmter Leute wie Corneilles. Nach meiner Ansicht gibt es nichts Schöneres auf unfres Herrgotts weitem Erdenrund, als wenn zwei junge, blühende Menschenkinder zärtlich ineinander verliebt sind. Das Gefühl ernster Liebe zu einer gleichgestimmten Seele ist rührend und rein, hoch und himmlisch zugleich. Ich bin nicht Originaldenker genug, um über die Liebe etwas Neues vorbringen zu können; ich bin auch kein moderner Dichter, folglich auch nicht dazu befugt, wieder und wieder das alte Lied zu singen. Nur finde ich, daß trotz der sogenannten Überwindung der mittelalterlichen Weltansicht der Kultus der Liebe noch immer allzu kurz kommt. Spätere, glücklichere Geschlechter werden es, wie ach so manches, unbegreiflich finden, daß ihre Vorfahren die süßesten Liebesstunden einer prüden, verlogenen Gesellschaftsmoral abzulisten und auf heimlich verabredeten Schleichwegen zu genießen gezwungen waren, als begingen Liebesleute verschwiegene und zu verschweigende Sünden, wenn sie ihres Herzens sehndem Drange folgten. Geistig freiere Menschen der Nachwelt werden den unsterblichsten der unsterblichen Götter, Erös, ehrenvoller und würdiger feiern. Die Zukunft muß dem Reiche der Schönheit zurückerstatten, was eine traurige Vergangenheit und eine öde Gegenwart ihr vorenthalten haben. Und aufrechte Ganznaturen werden der Liebe die gebührende, zentrale Stellung anweisen.

Aber selbst schwärmerische Verehrer Amors brauchen Hymen nicht zu lieben. Arge Menschen behaupten sogar, Liebe und Ehe träfen sich selten beisammen; und ausgemachte Bösewichter erklären, die beiden schlossen sich auf die Dauer aus: die Gewohnheit des Ehelebens töte die Liebe; ihr innerstes Wesen würde profaniert. Wenn man auf die Zitaten suche ginge, so könnte man die amüsantesten Belege für diese und jene Meinung zusammentragen. Unter den guten Europäern hat die Ehe jedenfalls weder sehr viele, noch sehr geschickte Lobredner gefunden. In diesem Kreise wird man je nach Stand und Beruf dem reizenden Bonmot des lebenskundigen Spötters Chamfort offen oder insgeheim beistimmen: *l'hymen vient après l'amour comme la fumée après la flamme.*

Indessen gibt es unter uns Göttern auch eine ansehnliche Minorität, die über das Institut der Ehe nicht den Stab brechen mögen, die anzüglichen Bemerkungen der Talleyrand, der Oskar Wilde, der Nietzsche und der Wedekind für elegant-frivole Paradoxien halten und die hohe sittliche Bedeutung menschlicher Gemeinschaft in der Ehe gegenüber losen Mosqueuren und ironischen Skeptikern zur Anerkennung bringen wollen. — Ihnen ist in einem deutschen Philosophieprofessor ein gewichtiger Fürsprecher* erstanden; und da es mir nach schrecklicher Arbeit gelungen ist, in dem schier undurchdringlichen Dickicht neukantischen Wortgestrüppß einige wunderbare Blumen zu entdecken von stiller, ergreifender Pracht, möchte ich noch mehr Zeitgenossen erfreuen. Die hinreißende Gewalt der Sprache erfordert wörtliches Zitieren.

... Wie sehr die Geschlechtsliebe ursprünglich mit dem Begattungstribe eins ist, so ist sie doch mehr als dieser. . . . Was die Liebe von der Geschlechtsliebe unterscheidet? Ein Unterschied muß bestehen; man müßte sonst sagen, daß die animalische Erzeugung der Menschengattung selber der letzte Zweck der Ethik wäre. . . . Wenn anders die Treue ein Wegweiser zum sittlichen Selbstbewußtsein ist, so wird die Treue die Liebe unterscheiden von der Geschlechtsliebe. Und diese

* Hermann Cohen, *Ethik des reinen Willens* S. 549—551.

Begründung der Liebe in der Treue ist die Ehe. . . . Der Unterschied zwischen der Geschlechtsliebe und der Liebe besteht in der Ehe, in der Treue, welche der innere Grund der Ehe ist. Die Treue der Liebe ist die Ehe. . . . Was soll aus den beiden Menschen werden, wenn sie den Geschlechtsakt vollzogen haben? . . . Soll es etwa bei der Depression verbleiben, die der Mensch mit dem Tiere gemein haben mag; sollen sie voneinander gehen, nachdem sie die innigste Vereinigung vollzogen haben, deren das menschliche Gefühl fähig ist? . . . Sie können nicht mehr voneinander gehen, nicht mehr voneinander lassen. Die Scham hat sich in Sehnsucht umgeschmolzen; und die schamhafte Sehnsucht hält sie aneinander gefesselt. . . .

Die Menschen, die sich begattet haben, können sich nicht mehr voneinander trennen, ohne an der stetigen Ausbildung ihres sittlichen Selbstbewußtseins Störung und Einbuße zu erleiden. Wäre es nicht die Kraft der Sehnsucht, die sie zu einander hinzieht, so müßte die Treue eine andere Kraft erschaffen; vielmehr muß die Treue an sich als diese Kraft walten. . . . Nicht wegen der Ehe ist die Treue zu fordern, sondern der Treue wegen muß die Ehe da sein; wäre sie nicht da, so müßte sie erfunden werden. Und wie oft sie auch von der gebrechlichen Schwachheit des Menschenherzens veruntreut werden mag, dennoch muß sie als das Heiligthum, als das Palladium der Sittlichkeit erkannt und hochgehalten werden.“

Was hier zum interessanten Thema Liebe und Ehe von dem ordentlichen Professor gesagt wird, kann nicht wirkungslos verhallen. Ich habe sein Buch vor einem Jahre schon gelesen und seither oft diesen Passus angeblättert. Jedesmal ergreift mich während der Lektüre eine unaussprechliche, moralische Melancholie. Dieser Zustand dauert immer eine bestimmte Zeit; plötzlich weicht er, ohne jedoch mich gänzlich zu verlassen. Und zu meiner Aufheiterung summe ich unter dessen Logaus Epigramm:

Was ist die Ehe denn?
Sie ist ein Vogelhaus —
Die draußen, wollen herein,
Die drin sind, wollen heraus.

Redaktionstische

Es hat mir unlängst einmal furchtbaren Spaß gemacht, die Gefahr, die bombenbedrohte Fürsten ihrer Umgebung bringen, in saftigen Farben auszumalen. In Rußland, wo jetzt jeder Träger hoher Würden und großer Uniformen bedroht ist, beginnt eine außerordentliche Vorsicht vor der Nähe exponierter Personen Platz zu greifen.

Das Palais in Odessa, das bis vor kurzem General Kaulbars bewohnte und jetzt der neue Gouverneur General Blagolef bezogen hat, wird tunsücht gemieden. Die dem Palaste benachbarten Hotels und eine Familienpension ebenda finden keine Mieter mehr. Die Kutscher nehmen Gefängnisstrafe dafür auf sich, daß sie sich weigern, Generale zu befördern.

Bald, glaube ich, wird sich auch kein Lieferant mehr finden, der so gefährdete Häuser betritt. Generale und Gouverneure werden in große Not kommen und die Aushungerung zu befürchten haben. Sollten sie sich, um diesem qualvollen Tode zu enttrinnen, entfernen wollen, so werden sie gezwungen sein, auf ihren Beinen zum Bahnhof zu wandeln; und ach, da wird sich weder ein Gepäckträger finden, der ihnen den Koffer abfertigt, noch ein Lokomotivführer, der die Maschine ihres Zuges bedient.

Es ist tatsächlich eine furchtbare Wirkung des Terrorismus, daß er die Bedrohten nach und nach völlig isoliert. Diese Einsamkeit muß höchst beunruhigend wirken. Früher zitterte man für eine Stadt, die von den Störchen verlassen wurde; jetzt geht der als gezeichnet zum Opfer herum, den die Menschen fliehen.



Pfarrer Naumann hat sich endlich entschlossen, dem Drängen der Mehrzahl seiner Bundesbrüder nachzugeben und den Koffhäuerverband zu verlassen. Der Verein Deutscher Studenten zu Leipzig schrieb ihm noch ein glänzendes Abschiedsattest, in dem ihm bescheinigt wird, daß er „kein Geringer“ ist.

Ich hoffe, daß Naumann nachgerade soweit Optimist geworden ist, daß er über diese freundliche Bescheinigung ebenso zu lächeln vermag, wie über die rauhen Kehltöne der ihn befehdenen Jünglinge.



Das „Reich“ hatte dem Pastor César den Namen „Tanzpastor“ angeheftet, weil er das Tanzen des Pastors an örtlichen Festen befürwortete. Da, wie man der eifernden Zeitung berichtete, das Mittanzen der Geistlichen in Thüringen vielfach Brauch ist, hat sie die speziell für César ge-

prägte Bezeichnung revokiert, allerdings unter ernstlicher Mißbilligung dieser Unsitte überhaupt.

Das „Reich“ hat, vom protestantisch-kirchlichen Standpunkte aus, entschieden unrecht. Der Pastor tanzt, wenn er tanzt, doch nicht im Talar! Im Privatleben verfißt die evangelische Kirche aber keineswegs asketische Prinzipien.

Nur ein Blöbittär könnte auf den Gedanken kommen, daß das Tanzen der höchste der fleischlichen Genüsse sei. Unfre guten Pastoren aber sind — Gott sei's gedankt! — keine Blöbittäre.

Warum in der Welt soll ihnen denn gerade das Tanzen verboten sein?



Im Posenischen tobt unentwegt weiter der Kampf der polnischen Eltern und Kinder um die Sprache, in der der Religionsunterricht erteilt werden soll. Für den Menschen, der religiös nicht interessiert ist, ist dieser Konflikt nahezu unverständlich. Daß hinter dem Eintreten für die Erteilung des Religionsunterrichts in der Muttersprache wirklich Herzensgründe stehen, ist ihm mindestens zweifelhaft. Und, wenn man die Sache bei Licht betrachtet: es ist nicht glaublich. Vielmehr wird hier ein suggestives Vorurteil benutzt, um eine Nachtprobe anzustellen. Der Staat, der so gern die Bedeutung der Religion betont, ist eben darum hier im Nachteil. Er kann zu den Protestlern nicht sagen: „Habt euch nicht so! Die Sache ist im Grunde unwichtig!“ — weil er so oft die Notwendigkeit religiöser Lebensführung betont.

Vielleicht hilft man sich damit, daß man zunächst einmal die Kinder, die am deutschen Religionsunterricht nicht teilnehmen wollen, vom Religionsunterricht überhaupt ausschließt. Das wäre für alle Teile angenehm. Sowohl die Kleinen wie die Lehrer erfreuten sich alsdann einiger Stunden Freizeit mehr. Sollte denn der Versuch der Polen, die Schule zu polonisieren, auf andre Lehrfächer übertragen werden, für die der geistliche, emphatisch vorgebrachte Einwand nicht verwendbar ist, so verfähre man entsprechend weiter. Die Polen werden sich's dann wohl überlegen, ob sie sich aus eigenem Willen des enormen Vorteils der Zweisprachigkeit berauben wollen — des Vorteils, dem sie ihr materielles Hochkommen im Osten wie im Westen vor allem andern zu verdanken haben.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Eisler in Berlin, für den Inzeratenteil: A. Kief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Kopsberg'sche Buchdruckerei Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth in Leipzig:

Soziale Anatomie.

Ein Duzend Aufsätze von Dr. Hans Fischer (Dr. Frosch).

Preis 1 Mark.

- Der Staatsanwalt als Erzieher.
Allerhand Sittliches.
- Der Hausknecht in der menschlichen Seele.
Rhapsodie über den Ehestand.
Seelenhirten.
- Schulmeisterei und Schulmeister.
Vom deutschen Offizier.
Die moralischen Sozis.
- Das Recht aufs eigne Leben.
Über die Harmlosigkeit der Fürsten.
Allerhöchste Karikaturen.
- Der liebe Gott bedankt sich.

Wir bieten hiermit dem Publikum eine Reihe von Aufsätzen des Herausgebers der „Funken“, die zum Teil in dieser Zeitschrift, zum Teil anderweitig erschienen sind und in ihrer Gesamtheit eine Kritik der heutigen Sitten, der Gesellschaft und der Politik bieten, wie sie in gleicher Schärfe und Überlegenheit in der zeitgenössischen Literatur wohl kaum wieder anzutreffen ist. Die einzelnen Essays, von denen jeder ein kleines Kunstwerk ist, werden durch einen Prolog und einen Epilog zusammengehalten, so daß unsere Veröffentlichung ein rundes Bild der Ansichten eines unserer interessantesten Publizisten gibt, des Publizisten jedenfalls, auf den man die Bezeichnung „unabhängig“ im vollsten Umfange anwenden kann.



Die Frau.

Eine Sammlung illustrierter
= Einzeldarstellungen. =

Herausgegeben von Arthur Köpfer.
Jeder Band elegant kart. M. 1.50,
in Ganzleder gebunden M. 2.50.

Diese Sammlung befaßt sich in erster Linie mit unterhaltender Darstellung des Tatsächlichen, einer Darstellung, die sich in der graziblen Gewandung einer Salonplauderei gefüllt und daher reizt und anregt.

Band I: Erich Felder, Vom entnüchternden Zauber der Frau.
Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band II: Lela Davitschhoff, Die Tugendhaften. Mit 8 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band III: Ewald Silvester, Das Verhältnis. Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band IV: Carry Brachvogel, Marquise de Pompadour.
Mit 10 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band V: Dr. Heinrich Stümcke, Die Frau als Schauspielerin. Mit 16 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band VI: Tony Kellen, Marie Antoinette. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VII: Bettina Feistel-Kohmeder, Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VIII/IX: Lothar Brieger-Wasservogel, Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Mit 21 Kunstbeilagen. (Doppelband.)

Band X: Dr. Margarete Heine, Studierende Frauen.

Band XI: Carry Brachvogel, Katharina II. von Rußland.
Mit 10 Kunstbeilagen.

Band XII: Rudolf Preisfeder, Die Frau im Hause. Mit Kunstbeilagen.

Band XIII: Josef Ettlinger, Madame Récamier. Mit Kunstbeilagen.

Band XIV: Karl von Levegow, Louise Michel. Mit Kunstbeilagen.

== Weitere Bände folgen in kurzen Abständen. ==

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Novität!



Novität!

Remington-Desks

amerikanische
Rolljalousie-
und Flachpulte

in wesentlich verbesserter Konstruktion.
Sinnreiche Gefacheinteilung nach den in der
Praxis erprobten deutschen Bedürfnissen.

Proteus-Pulte

deutsche Rolljalousie-Pulte
mit Ausziehpulte

*Jede Pult-Art vereinigt Schreibtisch u. Registratur.
Unsere Pulte stehen bezüglich Solidität, praktischer
Verwendbarkeit u. äusserer Eleganz unerreicht da.*

Kataloge gratis und franko.

GLOGOWSKI & Co.
LEIPZIG, Augustus-Platz 1.

Eigene Filialen und Bureaux in 37 Städten.

A vänden, hervor. Neuheiten in Stahl, Leder, Gold, Sport, Spiel, Spielwaren etc. etc., wichtig und interessant für jeden. Katalog versäume solchen Gesand und frants zu verlangen.
Fritz Hammesfahr, Fochz 2 bei Bologas.



**Lesen Sie
 H. O. Webers
 Satiren.**

Wahrer Schatz
 für alle durch Jugendliches Verirrungen Erkrankte ist das bewährteste Werk:
Dr. Bodan's Selbstheilung
 31. Aufl. Mit 20 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der selbst Tausende solcher Leiden selber ihre Wiederherstellung zu bewirken durch das Verlagsmarkts H. sowie durch jede Buchhandlung.

PHOTO-AMATEURE finden wichtige **NEUHEITEN** besonders für den Photo Sport im Winter- und Weihnachts- in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothardt die 5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben von J. Jöbst. Brosch. M. 2. —, in Leinw. geb. M. 3. —

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Vorkrieges eine besondere Beachtung. Die Art der Enthüllung zeigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Vertretern die Vorwürfe von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Erst jetzt ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefahren, mit schwerem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Fünfte Vorstimmen!

Die Tode von hohem internationalen Interesse (Berliner Tageblatt). Ein hervorragendes Verdienst der Veranschaulichung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika besteht darin, daß von Verfall wider wollen (Berliner Tageblatt). Jedem, der sich in einer literarischen Einbildung und Sachkenntnis hoch über ein vieles Gerede und Schreien, die von der Hand an die Öffentlichkeit zu werfen suchen. Nicht bloß in inhaltl. sondern auch zeitlich von höchstem Wert (Jahrbuch, Zeitschrift).

DIE

FUNKEN

51

20-SEPT:

20PF

Gotteslästerung.

*image
not
available*



III. Jahrgang

1906

51. Heft.

Der Hausherr

„Schwarzseher dulde ich nicht; und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus, und wenn er will, suche er sich ein besseres Land.“

Die Tonart ist nicht mehr neu. Wir hörten sie bereits vor mehr als einem Duzend Jahren, als die Mörgler ermahnt wurden, den Staub Deutschlands von den Schuhen zu schütteln. Und vor kurzem kehrte sie wieder in dem Ausruf: „Die Schwarzseher verbannt!“ Schon damals gab man sich die redlichste Mühe, auszuknobeln, wer mit den „Schwarzsehern“ wohl gemeint sein könne. Aus dem Worte selbst läßt sich ja leider so gut wie nichts entnehmen. Wenn die Schwarzseher Menschen sind, die nicht alles in Rosa sehen, so würde die übergroße Mehrzahl aller Staatsbürger unter sie zu rechnen sein; aber dann wäre es schwierig, sie loszuwerden, wenn man das Vaterland nicht in eine Wüstenei verwandeln wollte. Jetzt hat ein freisinniges Blatt eine Diskussion der Kaiserrede im Reichstag in Aussicht gestellt, um hinter das Geheimnis zu kommen. Leider wird daraus nichts werden, da die Rede nicht im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht worden ist. Wir

werden wohl also vorausichtlich nie erfahren, wer die Schwarzseher eigentlich sind; begnügen wir uns mit dem Troste, daß wenigstens S. M. es weiß.

Mögen die Schwarzseher aber sein, wer sie wollen — eine eigne Klasse, Sekte, Gruppe oder Bande — sie können uns leid tun. Denn aus den kaiserlichen Worten, an denen zu drehn und deuteln unerlaubt wäre, geht hervor, daß sie Staatsbürger niederen Rechts sind. Wir, die wir uns hier miteinander unterhalten, können uns unmöglich zu ihnen rechnen. Denn wir hegen in allem schuldigen Respekt die Meinung, daß Seine Majestät uns dulden muß, ob sie nun will oder nicht. Selbst wenn wir uns zu einer Beleidigung der Majestät verstiegen: es wäre keiner legalen Macht in Deutschland möglich, uns die Duldung zu versagen. Man kann den widerborstigen Untertan wohl aus den weiteren Schranken des Staatsgebiets in die engeren des Kitchens bringen, aber es ist nach den geltenden Gesetzen ganz ausgeschlossen, ihn über die politischen Grenzen gegen seinen Willen hinauszufeuern.

Kurzum, die Redeweise, deren sich der Kaiser in diesen Fällen bediente, ist uns gegenüber unserer Person keineswegs gelauffig. Nur eine Gelegenheit gibt es, bei der wir sie uns bieten lassen müssen; aber diese Gelegenheit ist privatrechtlicher, nicht staatsrechtlicher Natur. Wenn es uns in unserer Wohnung nicht gefällt und wir dem Wirte unsre mannigfachen Beschwerden über tausend Mißstände vortragen, so wird der uns in höflicher oder (falls er ein Knoten ist) in brüsker Form den Rat erteilen, sein Haus am nächsten Ziehtermin zu verlassen. Daran handelt er weise. Es ist kein Vergnügen, unzufriedene Mieter zu haben. Sie werden dem Wirt durch fortwährende Reklamationen lästig, hegen die anderen Hausbewohner auf, schädigen den Ruf des Besitzers und sind imstande, der Tyrannei des Hausagrariers am Ende gerichtlich entgegenzutreten. Solche unbequemen Menschen schafft man sich vom Halse, sobald man kann; und wenn sie nicht von selbst gehen, kündigt man ihnen am nächsten zulässigen Termine selbst.

Es könnte auch in diesem eben vorgetragenen Falle möglich sein, daß ein Wirt verständnisvoll auf etwaige Klagen

seiner Mieter eingeht, ihre Berechtigung vorurteilsfrei prüft und da, wo es möglich und billig ist, Abhilfe schafft. Aber, wenn das auch denkbar ist: es ist keinesfalls zu verlangen. Das Haus gehört dem Wirte, und wenn dem Mieter die Wohnung nicht oder nicht mehr paßt, dann möge er eben sehen, wo er bleibt. Er wird vielleicht mächtig darüber schimpfen: aber machen kann er nichts.

Wer möchte nicht gern auf diese Art Hauswirt sein? Es ist immer ein köstliches Gefühl, andre in der Hand zu haben; zu wissen, daß ihre Rechte nur bedingte, von der eignen Person abhängige sind. Und dieses Hausherrngefühl ist so eminent angenehm, daß sich auch gelegentlich der daran erquickt, dem ein legales Recht dazu keineswegs zusteht.

In einem Aufruf an seine Arbeiter verkündigte Alfred Krupp einmal folgendes: „Nichts, keine Folge der Ereignisse wird mich veranlassen, mir etwas abtrozen zu lassen. Die Verwaltung wird mit dem bisherigen als Gesetz bestandenen (!) Wohlwollen fortfahren, die Fabrik zu führen im Geiste meiner Grundsätze . . . Ich erwarte und verlange volles Vertrauen, lehne jedes Eingehen auf ungerechtfertigte Forderungen ab, werde wie bisher jedem gerechten Verlangen zuvorkommen, fordere daher alle diejenigen, welche sich nicht damit begnügen wollen, hiermit auf, je eher desto lieber zu kündigen, um so meiner Kündigung zuvorzukommen und in geselliger Weise das Etablissement zu verlassen, um anderen Platz zu machen, mit der Versicherung, daß ich in meinem Hause, wie auf meinem Boden, Herr sein und bleiben will.“

Was wir dem Hausagrariar, den wir vorhin heranzogen, zugute halten mußten: daß er den Unzufriedenen einfach auffordert, zu gehen — das können wir dem Fabrikbesitzer bereits nicht mehr zugestehen. Herkner gibt nur die heut unter den maßgebenden Nationalökonomien herrschende Meinung wieder, wenn er sagt: „Diesem Herrenstandpunkte gegenüber ist vor allem hervorzuheben, daß die neuere Entwicklung der Rechtsbildung einen aller sozialen Verpflichtungen entkleideten Eigentumsbegriff nicht mehr anerkennt, daß es ferner ein un-

zulässiges Spiel mit Worten ist, Riesenanlagen, welche Tausende von Arbeitern und Beamten beschäftigen, als ‚mein Haus‘ zu bezeichnen.“ Es scheint demnach, wenn wir modernes Rechtsempfinden befragen, unzulässig, die Verhältnisse enger und kleiner Gruppierungen einfach auf größere zu übertragen. Selbst, wenn gesetzgeberische Kautelen nicht gegeben sind, darf der Besitzer großer Fabrikanlagen nicht mehr damit drohen, den Betrieb einfach zu schließen oder an einen andern zu verkaufen, ohne die heutigen Empfindungen aufs gröblichste zu verletzen. Wollte er aber den Hausherrnstandpunkt auch dann noch herauskehren, wenn seine Rechte durchs Gesetz beschränkt, seine Willkür eingeengt, die Einzelheiten der Betriebe seiner Machtbefugnis entzogen wären: wahrlich, er würde der Gefahr nicht entgehen, persifliert zu werden. Unsere ganze Zeit geht darauf los, an Stelle persönlicher Rechte und Verträge solche größerer Gemeinschaften zu setzen. Kein Unternehmer, auch der selbstherrlichste nicht, kann sich diesem Zuge entgegenstemmen. Und so kommt es, daß die unbeschränkte Souveränität sich immer mehr aus der Welt verflüchtigt. Der Herrscher im Reiche der Industrie, der sich der Beeinflussung durch die Arbeiterorganisationen entziehen will, flüchtet in einen Unternehmerverband, der ihm das Selbstverfügungsrecht vollends beschneidet. Es ist nichts mehr mit dem Hausherrnrechte.

Sollte es nun auf dem politischen Gebiete noch haltbar sein?

Es ist gar kein Zweifel, daß eine kräftige und zielbewußte Regierung die Machtmittel hat, einem mißliebigen Untertan das Verweilen im Vaterlande zu vergällen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, zu berechnen, wieviel schätzbare Kräfte und — nicht zu vergessen! — wie hohe Werte auf diese Weise dem Deutschen Reiche schon verloren gegangen sind. Zahlreiche große Energien haben buchstäblich den Rat, den jetzt wieder unser Kaiser gab, befolgt und sich ein besseres Land gesucht (so der kürzlich verstorbene Multimillionär Veit), und man wird nicht immer behaupten können, daß sie die Verlierenden waren. Aber immerhin: wer als Deutscher heutzutage Deutsch-

land verläßt, tut's freiwillig insofern, als weder ein Gendarm noch des deutschen Kaisers Majestät höchstselbst imstande ist, ihn zwangsweise über die Grenze zu schleppen.

Und darum wollen wir dem neuen Worte über die „Schwarzseher“ nicht ferner nachdenken noch nachtrauern. Uns, lieber Leser, tangiert es nicht im geringsten. Wir hätten nur dann Grund, uns darüber aufzuregen, wenn wir uns selbst getroffen fühlten. Das ist aber unmöglich, da — nach einem ungeschriebenen, aber zweifelsfrei feststehenden Gesetze — es undenkbar ist, daß sich der deutsche Kaiser über die primitivsten Tatsachen des geltenden Rechts täuschen könnte.



Gotteßlästerung / von Eduard Goldbeck

Nach einer statistischen Aufstellung des Professors Kahl sind von 1881—1903 im Deutschen Reich 6921 Verurteilungen wegen Religionsvergehen (§ 166 des StGB.) erfolgt, und zwar ist in diesen 6921 Fällen 22mal das Strafmaß von zwei Jahren erreicht oder überschritten worden, 158mal sind Strafen zwischen ein und zwei Jahren, 1551mal zwischen drei Monaten und einem Jahre verhängt worden. In 5190 Fällen ist auf Gefängnis bis zu drei Monaten, darunter seit 1890 in 569 Fällen auf Gefängnis von weniger als vier Tagen erkannt worden.

Diese Daten geben jedem zu denken, möge er der Kirche und der Religion gegenüberstehen, wie er will. Zunächst erhebt sich die Frage, was denn eigentlich für die Sache der Religion, die ja nicht unbedingt mit der der Kirche zu identifizieren ist, durch solche Verurteilungen erreicht wird. Die Anzahl derer, die da glauben, daß Menschen durch Gefängnisstrafen gebessert werden, ist wohl sehr gering. Jedenfalls ist

der Strafvollzug in unseren Gefängnissen weder ideell darauf berechnet, noch tatsächlich dazu angetan, den Delinquenten zu bessern. Es genügt, daß ihm das staatlich vorgeschriebene Übel in legaler Form zugefügt wird; mit diesem Racheakt begnügt sich die beleidigte Gesellschaft. Schon seit längerer Zeit aber wenden sowohl die Juristen, wie die mit der Exekutive betrauten Beamten ihre Aufmerksamkeit der Frage zu, wie eine sittliche Verschlechterung des einzelnen während seiner Gefängnishaft vermieden werden könne, denn die Tatsache ist anerkannt, daß der Prozentsatz der Rückfälle ein geradezu erschreckender ist und daß die moralische Seuche in den Strafanstalten so reißend um sich greift, daß fast jeder, der einmal „gefessen“ hat, für das Leben, den Staat und die bürgerliche Gesellschaft so gut wie verloren ist. Daß also die wegen Gotteslästerung Bestraften vielleicht durch diese Strafe zur inneren Einkehr, zur Reue und Buße bewogen werden könnten, ist in 99 Fällen von 100 höchst unwahrscheinlich. Die Sache der Religion gewinnt durch diese Verdikte nicht; im Gegenteil, psychologisch wahrscheinlich ist es, daß die erlittene Strafe die Lästerer nur in ihren Anschauungen bestärkt und sie höchstens zur Vorsicht, vielleicht aber zur Heuchelei erzieht. Die Beurteilung ergibt also für den einzelnen kein Plus, sondern ein moralisches Minus. Man sollte glauben, daß alle Pfarrer des Deutschen Reiches, gleichviel welcher Religion sie angehören, gegen die Aufrechterhaltung des § 166 laut protestieren müßten, denn dieser Paragraph nützt der Sache der Religion nicht, er schadet ihr nur. Gläubige wird er ihr nicht zuführen, wohl aber schwankende, schwache Naturen durch seine Härte zurückschonen. Wer die christliche Kirche nicht kennt, müßte, wenn er nach dem § 166 urteilte, auf eine abenteuerliche Vorstellung von ihrem ethischen Wert verfallen. Der Gott, zu dem die Christen beten, ist der Gott der Liebe, der da befiehlt, daß wir unseren Feinden vergeben sollen. Eine Sühnung, wie sie durch das Strafgesetzbuch vorgeschrieben ist, widerspricht diesem fundamentalen Gedanken unserer Religion. Selbst der starke und eifrige Gott des alten Testaments hat die Nachsicht der Menschen mit dem

wichtigen Worte in Schranken gehalten: „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Das Gesetz des Staates steht also hier mit dem Geiste der Religion, die es schützen will, in krassem Widerspruch. Nun sind wir zwar an Widerspruch zwischen Lehre und Leben, Glaube und Handeln, Wort und Tat nur allzusehr gewöhnt, und wir wissen, daß die verweltlichte Kirche nicht mehr der ersten Gemeinde gleicht, die Christus um sich versammelte, und daß die reine Lehre, die der Heiland verkündete, manche irdische Regierung erleiden mußte, um sich hienieden ausbreiten und in einer mächtigen Organisation verkörpern zu können. Trotzdem aber wirken solche ungeheuerlichen inneren Kontraste zerstörend auf den Glauben und schrecken naive Gemüther von den Pforten des Tempels zurück. In einer Zeit, in der die Abwendung von der Kirche so oft von den Stützen der Gesellschaft aus bitterste beklagt wird, sollte eben jede mögliche Maßnahme getroffen werden, um derartige „Unstimmigkeiten“ zu vermeiden. Der Sache der Kirche würde die Aufhebung des § 166 sicher nur zugute kommen. Zwangsmittel sind heutzutage ohnmächtig, und gerade die Kirche handelt weise, wenn sie sich auf die moralische Einwirkung beschränkt, ohne den Staat als die ancilla ecclesiae zur Hilfe zu rufen.

Nehmen wir an, die Schmähungen, die jene Unglücklichen ausgestoßen haben, wären ungefühnt geblieben. Welcher Schaden würde dadurch entstanden sein? Es läßt sich hierauf antworten, daß die berechnete Empfindlichkeit gläubiger Christen geschont werden müsse. Gewiß ist dies an sich richtig, und man wird es bedauern, wenn ein so tief wurzelndes Gefühl in roher Weise verletzt wird, aber gerade diese gläubigen Christen können ja, wenn sie sich wirklich mit dem Geiste ihrer Religion ganz durchtränkt haben, die Bestrafung des Beleidigers unmöglich wünschen. Ihr eigener Glaube wird durch die Schmähungen kaum erschüttert werden. Gerade die Duldung stählt ihn, wie die ganze Geschichte der christlichen Religion unwiderleglich beweist. Wenn aber diese Schmähungen vor solchen Menschen ausgesprochen werden, die der Religion schon entfremdet sind, so richten sie ja keinen Schaden mehr an.

Und weiter. Alle diejenigen, die noch nicht völlig verroht sind, werden sich durch Beschimpfungen von Lehren und Institutionen, die immerhin ehrwürdig sind, auch wenn sich unser Glaube ihnen bereits versagt, nur angewidert fühlen und geneigt sein, die Partei der Religion zu ergreifen. Derjenige, der eine Gotteslästerung begeht, treibt also unbewußt religiöse Propaganda. Rude und stumpfe Menschen freilich werden wohl an diesen Lästerungen ein niedriges Gefallen finden, aber der Schade, der angerichtet wird, ist hier nur gering, und jedenfalls entsprechen Strafen von ein bis zwei Jahren Gefängnis nicht der Schädigung, die durch jene Schimpfworte bewirkt worden ist. Selbstverständlich läßt sich zwischen zwei völlig inkommensurablen Dingen, wie Vergehen und Strafe, überhaupt ein exakter Vergleich nicht anstellen, indessen liegt doch nun einmal unserm ganzen Recht die Fiktion zugrunde, daß eine bestimmte Schuld ein bestimmtes Maß von Sühne erfordere, und wenn wir diesen Gedanken einmal gelten lassen, so wird wohl jeder gesund Empfindende sich zu der Ansicht bekennen, daß selbst die rohste Gotteslästerung mit einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe viel zu schwer geahndet ist.

Der Begriff der Gotteslästerung ist ja überhaupt logisch nicht haltbar. Die Lästerung kann doch nicht gegen den Willen des Allmächtigen erfolgen, und Gott, der allgegenwärtig ist, ist auch in dem Lästerer selbst. Der Gedanke, daß Gott sich durch die Beschimpfung eines Menschen gewissermaßen beleidigt fühlt und Sühne heischt, ist geradezu blasphemisch zu nennen und zeugt jedenfalls von dem kindlichen Anthropomorphismus, mit welchem wir uns, uns zum Ebenbilde, unsern lieben Gott erschaffen haben. Dieser Gott gleicht dem Phantom, von welchem Ibsen sagt:

„Du stelltest ihn als Greis wohl dar?
 Rathlich langes graues Haar,
 Spärlich, nach alter Leute Weis
 Der Bart wie Silber oder Eis, —
 Gutmütig zwar, doch streng genug,
 Um Kinder in das Bett zu jagen.
 Ob er auch wohl Pantoffeln trug,
 Das will ich weiter dich nicht fragen.“

Auch bleibt immer zu bedenken, daß die meisten derer, die sich ein solches Vergehen zuschulden kommen lassen, den unteren Ständen angehören, daß sie die Tragweite ihrer Worte nicht zu bemessen wissen und läppisch herauspoltern, was der Gebildete — vielleicht wirksamer — leise andeutet. Es sollte daher eine solche Ausschreitung von vornherein schon milder beurteilt werden. Der Kirche muß ja eine Schmähung Gottes immer noch lieber sein, als die eisige Indifferenz, mit welcher unsere Gebildeten aller Metaphysik gegenüberstehen. Die Kirche selbst sollte gegen den § 168 eine Agitation eröffnen, sollte die Bütteldienste des Staates von sich weisen. Der Erfolg dieses Vorgehens würde, wie ich glaube, kein geringer sein.



Geduld / von Friedrich Dufmeyer

Wir kamen mit meinem würdigen Freunde Hadschi Alim Junus von Samarkand und fuhren am Nordabhange des Kaukasus entlang. In Beslan mußten wir den Zug wechseln. Wir fanden in einem Wagen des Zuges, der von Wladikawkas einfuhr, zwei Plätze rechts am Fenster frei, belegten sie mit unsern Sachen und gingen in den Wartesaal. Als wir zurückkehrten, waren meine Sachen vom Plage weg, und in meiner Ecke saß eine Dame und blickte zum Fenster hinaus. Das Blut stieg mir zu Kopfe; mein alter Freund raunte mir jedoch ins Ohr: „Geduld!“

„Gnädige Frau!“ sagte ich, „Sie gestatten mir die Bemerkung, daß Sie meinen Platz eingenommen haben.“

„So? — Ihren Platz?“ — fragte erstaunt die Dame. „Diesen Platz brauche ich, mein Träger hat ihn mir ausgesucht.“

Der Träger leuchte unter einem schweren Koffer herein. „Verdammter Kerl!“ herrschte ich ihn an, „hattest du keine Augen zu sehen, daß dieser Platz besetzt ist?“

Der Mann blickte gekränkt auf seine Dame: „Sagt ich es Ihnen nicht, Herrin? doch Sie befahlen mir, den Platz frei zu machen.“

Der weise Hadschi unterbrach die peinliche Stille: „Madame!“ sagte er, „es ist mir leid um Sie, weil Sie soeben ein Fiasko erlitten, und deshalb sind Sie erbittert. Meine Devise lautet: durch nichts eine Frau erbittern zu lassen! Es geschah jedoch eine zwiefache Erbitterung, ja eine vierfache: Sie und ich wurden erbittert, ebenso mein junger Freund und dazu noch als vierter Ihr Träger.“

„Behalten Sie Ihren Platz!“ sprach die Dame zu mir, „aber zur Nacht, wenn die Schlafklappen aufgeschlagen werden, klettere ich nicht nach oben.“

„Das ist auch nicht nötig,“ sagte ich, „Sie schlafen hier unten; doch müssen Sie dulden, daß ich über Ihnen die Nacht zubringe.“

Es erscholl das dritte Glockenzeichen, und im letzten Augenblicke vor der Abfahrt jagte an unserm Fenster ein Trupp Kosaken vorbei, singend und johlend; besonders einer von ihnen schaute feck ins Leben, schief saß ihm die Mütze auf dem Lockenkopf, und die Hacken der Stiefel schlug er aneinander wie beim Tanze. „Es geht zu Muttern!“ Die Kosaken stolperten und stürzten in ihren Wagen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, und an uns vorbei zogen die Gesichter der Begleiter und der Gaffer auf dem Bahnsteige.

Wir gelangten bald in die Ebene, die sich unabsehbar vor uns ausbreitete, durchflossen vom gewaltigen Terek. Links starrten himmelansteigend die Berge des Kaukasus, eine steile Wand. Oben leuchtete der Schneeeisberg in der Abendsonne, durchzogen von schwarzen Streifen, die abwärts im dunkeln Rande zusammenliefen, und unten grünte das weite Feld. Daher sprengt ein Sohn der Berge und späht von seinem Rosse durchs Schilf nach Beute aus, und seine Burka, der schwarze ärmellose Mantel, flattert im Winde. Der Zug saust durch

grelle Sonnenblumensfelder, und die Maschine speit zischend weißen Dampf vor sich aus, und erschreckt springen die Knaben vom Bahndamm beiseite, wie die Kamele in der turkmenischen Wüste vor dem sprühenden Ungeheuer Keißaus nahmen. Allmählich senkt sich Nacht über die Erde, noch leuchten die Berge; dann scheinen sie blau, dann grau — tot — vor uns Finsternis.

Ein Schaffner steckte die Lichter an, und zu mir links ans Fenster, wo ich stand, trat ein junges Mädchen. „Mein Nachbar langweilt mich,“ sagte sie, „er erzählt zu dumme Geschichten.“

„So setzen Sie sich zu uns!“

„Ist das Ihr Freund, der Alte mit dem Turban? er streicht sich seinen weißen Bart vor Vergnügen, so sehr gefällt ihm die Armenierin; eine Armenierin ist sie sicher, ihre Nase ist wundervoll und verrät sie.“

Die Armenierin war aus einer Feindin meine Freundin geworden, sie rief mir zu: „Trinken Sie mit uns Tee!“ und reichte mir ein Glas; ich nahm es dankend. „Wenn Sie fertig sind, kommt das Fräulein an die Reihe; ich habe nicht mehr Gläser. Der Schaffner holt uns kochendes Wasser aus dem Speisewagen.“ Das Fräulein setzte sich zu uns.

Da trat ein Herr in unsere Abteilung: hoch von Wuchs, der Schnurrbart weiß, das Kinn schlecht rasiert, auf dem Kopfe eine Uniformsmütze. „Das ist der langweilige alte Major,“ flüsterte mir das Fräulein zu.

„Was laufen Sie von mir weg?“ fragte scheltend der Major, „ich beiße Sie nicht.“

„Ich laufe vor niemand weg,“ versetzte das Fräulein.

„Ist es einem abgedankten Major erlaubt, neben Ihnen Platz zu nehmen?“

„Ich bitte,“ sagte ich, und reichte dann mein leeres Glas der Armenierin. Diese spülte es in einer Schale aus, trocknete es mit einem gestickten Handtuch und füllte es mit Tee für das Fräulein.

„Mademoiselle!“ sprach der Meßkapilger Alim Junus, neigte das beturbante Haupt anmutig vor dem jungen Mäd-

chen und legte die Linke über die Brust: „Die Rosen des Paradieses können sich nicht mit deiner Schönheit vergleichen; nur wenn sie sich zu deinen Füßen neigen, wird ihnen von deiner Schönheit ein Abglanz zu eigen.“

„Bei Allah und Mohammed dem Propheten“, sagte der Major und lachte: „Unser Fräulein ist vom Ballett und kommt aus Eiflis, wo sie Triumphe feierte, wie sie mir erzählte; aber ihre heißblütigen kaukasischen Verehrer müssen vor diesem alten bucharischen Tataren die Segel streichen.“

„Wie? Sie sind eine Ballerina?“ rief die Armenierin, „ich schwärme fürs Ballett, und besonders für das Petersburger. Waren Sie in Petersburg?“

„Die Brillantgehänge, die ich in den Ohren habe, schenkte mir in Petersburg ein Großfürst,“ berichtete die Ballerina, „so sehr begeisterte ihn mein Tanz. Mein Vater brachte mich nach Petersburg auf die Ballettschule. Er war Gutbesitzer in Bessarabien, nicht weit von der Donau, er ist eigentlich ein Deutscher, meine Mutter eine Rumänierin. — Drehen Sie mein Ohr gegen das Licht!“

Ich bewunderte die Brillanten und hielt das zarte Ohrklappchen zwischen meinen Fingern. Dann erzählte ich folgende Geschichte: „Ich war noch recht jung, da schlief ich einmal in den Ferien allein in einer Sommerwohnung bei offenem Fenster, und mir träumte: Ich lag im Bett und schlief, doch war mir, als sei ich ein Mädchen, und ich hatte goldene Ringe in den Ohren. Da! Entsetzen! stieg durchs Fenster ein Räuber und ging auf mein Bett zu. Ich wollte schreien, doch der Atem stockte mir. Der Mann trat näher und näher, griff nach einem Ohrring und riß mit Gewalt an ihm. Ich schreckte erwachend auf und warf ein Kätzchen unsanft auf den Boden, denn dieses hatte mich ins Ohr gebissen.“

„Im Traume waltet unsre Phantasie,“ sagte die Armenierin.

„Nicht nur im Traume,“ erzählte lebhaft die Ballerina. „Als ich noch auf unserm Gute lebte, aß ich für mein Leben gern saure Sahne; doch durste ich sie nicht essen, meine Mutter hatte es mir verboten. Ich aß sie aber dennoch heimlich und

bestrich auch mit der Sahne das Bild des heiligen Nikolaus, das in der Kammer in der Ecke hing. Da schrien unsre Gutswreiber gläubig: Oh! ein Wunder! Wunder über Wunder! jetzt haben wir es heraus: der heilige Nikolaus frißt uns die saure Sahne weg.“

„Sehen Sie, ich höre Ihre Geschichte ruhig an,“ sprach der Major, „aber meine wollen Sie nicht hören. Und doch, war das ein Spaß! Ich war selber Geschworener in der Gerichtsverhandlung; acht Monate hatte sich schon die Voruntersuchung hingezogen. Abwarten! Ein Oberst hatte nämlich ein Frauenzimmer genotzüchtigt, ein Frauenzimmer mittlerer Jahre. Sie klagte sofort, aber erst nach acht Monaten kam ihre Sache zur Verhandlung; ich saß als Geschworener im Gericht. Was sagt nun das Weib, als sie aufgerufen wird? — Ich ziehe meine Klage zurück, sagt sie. — Warum so? — Es ist ohne Folgen geblieben, sagt sie, es ist glücklich vorbeigegangen, und damit bin ich zufrieden, ich bin befriedigt.“ Der Major lachte laut und wiederholte die letzten Worte.

Nach einer Weile sagte die Ballerina und wies auf mich: „Er erzählte zum mindesten witzig; an Ihrer Geschichte finde ich nichts Witziges.“

Der Major richtete beleidigt den Kopf in die Höhe und schnaubte mit der Nase: „Wie? meine Geschichte ist sehr witzig.“

Die Tänzerin eiferte weiter: „Er unterhält uns und verschafft uns Vergnügen, Sie langweilen und genieren uns bloß. Mein Vater ist doch auch Offizier, aber solche Geschichten —“

„Ich meine,“ unterbrach sie der Major, „Sie sagten, Ihr Vater sei Gutbesitzer.“

„Kann denn ein Gutbesitzer nicht Offizier sein?“ fragte spöttisch das Fräulein.

„Sachte, sachte! meine Herrschaften!“ mahnte Hadschi Alim Junus. „Warum ereifern Sie sich wegen der Geschichte? Manches sieht gefährlich und peinlich aus, und betrachtet man es in Ruhe, so ist es etwas anderes. Ich will Ihnen zur Erläuterung eine alte Geschichte erzählen.“

„Und dabei essen wir die Arbuse auf,“ sprach die Armerin, „die Wassermelone kühlt und erfrischt uns: es ist richtig im Wagen.“

„Madame! wie bei Firdusi der König der Könige Kai Kawus zur schönen Ferengis sagt, so spreche ich zu deren lebenden Abbilde: O Frau der Frauen! nie mag dein Auge Leid noch Unglück schauen!“ Also sprach der würdige Hadschi Alim Junus. Und nachdem er sich an einem Riesenstück von der Arbuse gelabt hatte, begann er die Erzählung: „Ein junger Mann, der eben geheiratet hatte, begab sich auf eine berühmte Medresse, — so nennen wir Moslems unsere Akademien, — um dort zu studieren. Nach einigen Jahren kehrte er in die Heimat zurück und gelangte in der Nacht vor die Tore seiner Stadt. Der Wächter forschte ihn aus, und als er von dem Wanderer hörte, dieser kehre von einer Studienreise heim, fragte er ihn: Welches ist die Wurzel alles Wissens?“

„Hol ihn der Henker! ist das ein gescheiter Wächter!“ rief der Major dazwischen.

„Sie müssen auch immer stören,“ sagte die Vallerina ärgerlich.

Hadschi Alim Junus erzählte ruhig weiter: „Der junge Gelehrte wußte auf die Frage nicht zu antworten, er kehrte um und lernte und studierte in der Fremde noch an die zwanzig Jahre. Die Weisen lehrten ihn erkennen, daß die Wurzel alles Wissens Geduld ist. Nun wandte sich der Gelehrte heimwärts und kam wiederum in der Nacht vor sein Haus. Er guckte unvermerkt hinein und sah, wie sein Weib mit einem jungen Manne schön tat. Da entbrannte der Gelehrte vor Zorn und wollte mit dem Gewehr, das er bei sich führte, den jungen Mann niederschießen. Doch besann er sich, eingedenk der Lehre, daß in allen Dingen Geduld zu üben sei, und klopfte an. Da rief seine Frau erfreut dem jungen Manne zu: Sohn, öffne! Dein Vater ist heimgekehrt. — Bald nach seiner Abreise hatte sie ihm einen Sohn geboren, und der junge Mann war es.“

Hadschi Alim Junus hatte geendet, und alle schwiegen. Die Vallerina gähnte.

Der Mond war aufgegangen, und durch die offenen Fenster wehte es kühlend. Die Lichter im Wagen waren niederge-

brannt und flackerten im Erlöschen, und die mitternächtliche Dämmerung lagerte über uns einschläfernd. Der Major brummte und verschwand. Die Tänzerin wünschte uns gute Nacht; ihr Gesicht erschien blaß und zart, die Augen müde und hingebend. Sie ging. Die Armenierin bereitete ihr Lager, und ebenso tat Hadschi Alim Junus. Ich machte die Schlafklappe über der Armenierin hoch, kletterte hinauf und streckte mich aus, den Kopf oben am Fenster. Eine niedrige Scheidewand, die nur ein wenig meinen Kopf überragte, trennte mich von der andern Abteilung. Ich stützte mich auf meinen linken Ellbogen und blickte hinüber: neben mir ruhte in weißer Nachtjacke die Ballerina.

„Gute Nacht!“ hauchte sie leise, „fallen Sie nicht hinunter auf die Armenierin.“

„Gute Nacht!“ sagte ich, „träumen Sie schön!“

Ich konnte lange nicht einschlafen, drehte mich von einer Seite auf die andere und knallte einmal mit meiner Stirn hart an die Scheidewand. Meine Nachbarin drüben fuhr auf, tastete mit den Fingern nach ihren Ohrgehängen und murmelte: „Bist du es?“ Wen meinte sie wohl? — Dann sank sie zurück und schlief weiter.

In der Frühe schwang ich mich hinunter und fand Hadschi Alim Junus und die Armenierin schon wach. Bald kam auch die Ballerina. Im Morgenlichte erschien sie bei weitem nicht so jung und verführerisch. Wir tranken gelangweilt unsern Morgentee. Der Major trat zu uns, setzte sich und berichtete: „Sahen Sie die Kosaken, die mit uns fahren? Beim Anblick solcher kecken Jungen geht einem das Herz auf. Sie kommen aus den turkmenischen Steppen und Wüsten jenseits des Kaspi-Sees; dort haben sie ihre Jahre abgedient und kehren nun in die kaukasische Heimat zurück. Wie sie in ihrem Wagen singen und lärmen, als wollten sie vor der Zeit ausbrechen. Sie steigen bald aus, in Tichorezk, wo sie von den Ihrigen erwartet werden.“

Ich beugte mich zum Fenster hinaus. Aus einem Fenster des Wagens neben uns schaute ein junger Kosak froh in die morgenfrische Weite; schief saß ihm die Mütze auf dem Locken-

kopf, und lächelnd rief er mir zu: „Gott zum Gruß, Landsmann!“ Der Zug rast dahin, als sollte er Versäumtes einholen. Ein geller Pfiff! Der Kosak verschwindet vom Fenster, da steht er schon draußen auf dem Tritt seines Wagens und schaut ungeduldig dem Zug voraus in die Ferne. Die Bahn wendet ein wenig, und man erblickt deutlich die Gebäude von Tichorezk. Langsam fährt der Zug hinan. Nun erkennt man schon die Menschen auf dem Bahnsteige, die dem Zug entgegensehen. Der junge Kosak schreit: „Mütterchen! bist du es?“ Die Mutter hört es und eilt von den anderen hinweg, und der Sohn springt ihr entgegen aus dem heranrollenden Wagen; er stürzt, die Räder fassen ihn — ein furchtbarer Aufschrei!

Eine alte Frau sitzt auf dem Steinboden vor dem Bahngelände und hält den Toten im Schoße, den Kopf hat sie ihm mit ihrer Schürze bedeckt, und ohne Tränen starrt sie auf das Tuch. Um sie herum stehen die Kameraden des Kosaken, und Männer und Frauen, und sie singen das Sterbelied.

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung, und der greise Hadschi Alim Junus spricht leise vor sich hin: „Wann lernt die Jugend Geduld?“ Und wir fahren hinein in den Tag, und hinter uns verhallt die Totenklage.



Begegnung / Ein Idyll aus einem Badeort von Hans Schönfeld

In dem geräumigen Gartenrestaurant des kleinen Badeortes hatte fast jeder seinen festen Tisch. Die Tischnachbarn kannten und grüßten einander, und da die Zeitungen, die einmal am Tage gebracht wurden, den Sensationshunger der

Vadegäste nicht stillten, war jeder dem anderen dankbar, wenn er ein wenig von sich erzählte. Diese rasch angesponnenen persönlichen Beziehungen gingen zwar nicht sehr tief, aber sie waren eine Art gegenseitiger Versicherung gegen Langweile und erfüllten als solche vollständig ihren Zweck.

Dann gab es auch Tische, die aus einer gewissen Reserviertheit nicht hinausgingen. Menschen, die sich selbst genügten und kein Bedürfnis nach gesellschaftlichem Anschluß hatten, saßen an ihnen. Zu diesen Tischen gehörten zwei im Hintergrund des Gartenrestaurants, die von einer breiten Buche überschattet wurden. An dem einen erschien täglich gegen halb zwei Uhr eine mit großer Eleganz gekleidete alte Dame am Arme eines etwa dreißigjährigen jungen Mannes. Es war die verwitwete Geheimrätin Vader mit ihrem Sohn Doktor Vader, Privatdozenten für neuere Geschichte. An dem Tisch daneben nahm regelmäßig eine alte Dame Platz, die ungefähr um dieselbe Zeit erschien. Sie hatte keine Begleitung und war stets in Schwarz gekleidet. Aus der Kursliste wußte man, daß es eine Rentiere Brockmann war, die Witwe eines Kaufmanns. Kurgäste trafen sie oft auf einer Bank im Klementinentale, dem schönsten Promenadenweg des Bades. Sie hatte fast immer ein Buch bei sich, in dem sie eifrig las, und machte den Eindruck, als ob sie nicht gestört sein wollte.

Doktor Vader war heute in besonders guter Laune. Professor Kramer, der gegenwärtige Dekan der Fakultät, hatte ihm geschrieben, daß seine Untersuchung über die Voraussetzungen des Siebenjährigen Krieges, die er auf Anregung Professor Kramers geschrieben hatte, wegen ihres mit großem Fleiß zusammengestellten Quellenmaterials in Fachkreisen sehr günstig beurteilt werde, und daß demnächst in der kleinen Universitätsstadt K. eine Professur für Geschichte frei werden würde, für die Vader primo loco vorgeschlagen werden sollte. Dann hatte Professor Kramer einen Gruß an „seine verehrte Freundin, die Frau Geheimrätin“ beigefügt und sich mit Vergnügen daran erinnert, welche enge Freundschaft ihn mit ihrem verstorbenen Gatten, dem Geheimrat Vader, verbunden hatte.

„Nun bist du bald so weit, mein Junge,“ sagte die Geheimrätin stolz. „Du wirst dein Ziel noch früher erreicht haben, als dein Vater. Er wurde erst mit 35 Jahren Professor. Was hast du aber auch in diesen Jahren gearbeitet. So fleißig wie du ist sicher kein Zweiter. Ja, die Gewissenhaftigkeit, die hast du von deinem Vater geerbt.“

In dem Augenblick trat der Kellner an den Tisch heran.

„Bitte, meine Dame, wollen Sie nicht hier Platz nehmen? Die Herrschaften gestatten doch!“

Der Nachbartisch, an dem die alte Frau sonst zu sitzen pflegte, war von Neuangekommenen besetzt worden, und so nahm sie diesmal an dem Tisch der Geheimrätin Platz. Mutter und Sohn empfanden das gerade heute, da sie mit ihrem frohen Gedankenaustausch gern allein geblieben wären, nicht besonders angenehm.

Die alte Frau legte ihren Pompadour und einen schwarz eingebundenen Bibliotheksband neben sich. Frau Geheimrat Vater war höflich genug, das übliche Gesellschaftsgespräch anzuknüpfen, nachdem sich Frau Brockmann in aller Form vorgestellt hatte. Die Geheimrätin klagte über die Kurmusik, kritisierte das Essen und versicherte, daß sie bereits zwanzig Väder genommen habe, die ihr sehr gut getan hätten.

Doktor Vater war unterdessen nachdenklich geworden. Er studierte die Gesichtszüge der Frau Brockmann und forschte in der Erinnerung nach. „Gnädige Frau,“ sagte er. „Ich hatte auf dem Gymnasium einen Kollegen namens Brockmann. Wir verkehrten als Duben freundschaftlich. Ihre Gesichtszüge erinnern mich so lebhaft an ihn, daß ich vermute, Sie — Sie sind eine Verwandte.“

„Hans Brockmann?“ sagte die alte Frau.

„Ganz recht.“

„Ich bin seine Mutter.“

Doktor Vater wurde lebhaft.

„Welch interessanter Zufall!“ sagte er. „Seine Mutter! Nun erinnere ich mich auch. Sie sind die Dame, der wir einmal einen Topf eingemachter Aprikosen heimlich aufgeessen haben. Und Sie lachten darüber, ja, Sie lachten. Aber nun

müssen Sie mir von ihm erzählen. Ich habe seit zehn Jahren so gut wie nichts von ihm gehört, eigentlich seit unserer Abiturientenkneipe. Allerdings bin ich nur wenig aus meiner Studierstube herausgekommen."

Doktor Vaber lachte.

"Wissen Sie," sagte er. "Hans Brockmann war der faulste von uns Schülern, aber vielleicht auch der genialste. Wir dachten alle, aus dem wird entweder etwas ganz Großes oder . . ."

"Oder?" wiederholte die Mutter.

"Wir dachten, er hätte auch das Zeug dazu, sich zu verbummeln," meinte der Doktor verlegen.

"Wenn Sie es so nennen wollen," sagte Frau Brockmann, dann hat er sich auch verbummelt, Herr — Herr Doktor wohl?"

Die Geheimrätin nickte statt seiner.

"Wald, Herr Professor," sagte sie, nicht ohne Stolz.

Der Sohn, feinfühlicher, winkte ab.

"Nun, da darf man ja gratulieren," sagte Frau Brockmann. "Bei meinem ging es anders. Aber doch nicht so, daß ich mich seiner zu schämen habe, meine Herrschaften. Alles wollte er studieren. Belegte gleichzeitig philosophische, juristische und medizinische Fächer. Und konnte sich an der Schulweisheit nicht genügen lassen. Schrieb in die Fachzeitungen Aufsätze voller neuer Gedanken, wie Sie sagten. Das hat ihn wohl zersplittert. Dazu kam dann noch die unselbige Frauengeschichte. Sie werden kaum davon gehört haben. Da war die junge Frau eines Professors — —"

Frau Geheimrätin Vaber räusperte sich:

"Liebe Frau Brockmann, mein Sohn interessiert sich ja gewiß für das Schicksal seines Schulgenossen, aber wir erlassen Ihnen gerne Details, deren Auffrischung Ihnen doch peinlich sein muß."

"Nun," sagte Frau Brockmann. "Menschliches, liebe Frau Geheimrat. Es tut auch nichts zur Sache. Mein Sohn mußte die Universität verlassen. Das kostete mich viele schlaflose Nächte. Aber er beruhigte mich. Er hatte ein so wunder-

bareß Vertrauen in seine Kraft. Er ging unter die Literaten. Er schreibt unter dem Pseudonym Karl Wende. Wende — Sie verstehen wohl, weil dieser Schritt eine Lebenswende für ihn bedeutete. Sein erster Roman erregte sogar einiges Aufsehen. Ich habe mir ihn hier in der Bibliothek geben lassen — es machte mir als Mutter Spaß, den Roman zu verlangen — und lese mir ihn noch einmal durch. Da finde ich immer wieder neue Schönheiten darin.“

„Karl Wende?“ bemerkte die Geheimrätin. „Ich bin doch sonst in der modernen Literatur beschlagen — —“

„Ich kenne den Roman,“ sagte Doktor Vader lächelnd. „Nichts für dich, Mama. Zu stark erotisch.“

„Doch nicht so ganz, Herr Doktor,“ meinte Frau Brockmann errötend. „Gott ja, ein Mädchen muß ja da immer eine Rolle spielen. Aber er hat doch auch seine politischen Ideale entwickelt. Erinnern Sie sich nur an die große Volksversammlung und an die flammenden Worte, die er da braucht.“ Sie holte ihre Brille hervor und schickte sich an, die Stelle in dem Buch nachzuschlagen. Aber Doktor Vader sagte trocken:

„Ich glaube es Ihnen auch so gerne. Es ist auch schon längere Zeit her, daß ich den Roman gelesen habe.“

Da klappte die alte Frau das Buch wieder zu und schwieg. Es war ihr, als ob sie zuviel gesagt hätte.

Es entstand eine Verlegenheitspause.

„Also Karl Wende und Hans Brockmann sind eine Person!“ begann Doktor Vader wieder, während er ein paar Brotkrügelchen formte. „Und wo lebt Ihr Sohn jetzt?“

„Vom Herbst an in der Universitätsstadt K.,“ sagte Frau Brockmann. „Denken Sie nur, er hat, wie er mir heute schreibt, eine Stellung als politischer Redakteur in K. angenommen.“

Doktor Vader war unangenehm berührt. Das war ja die Stadt, in die er als Professor kommen sollte. Aus einer gewissen Entfernung war die Auffrischung von Jugenderinnerungen ganz hübsch, aber an einer persönlichen Wiederaufnahme dieser Beziehungen hatte der Doktor kein Interesse.

Die Geheimrätin mahnte zum Aufbruch.

„Wenn Sie Ihrem Sohn schreiben, grüßen Sie von mir,“ sagte Doktor Vader beim Weggehen, während er der alten Frau die Hand reichte. „Im übrigen, liebe Frau Brockmann, bringt uns das Leben alle voneinander weg. Ich glaube kaum, daß Hans Brockmann und ich uns heute noch verstehen könnten.“

Die alte Frau war wieder allein mit ihrem Bibliotheksband, dem Roman ihres Sohnes. Auch sie brach bald auf und ging langsam nach ihrer Lieblingsbank im Klementinental. Die Bank befand sich am Rande einer Schlucht, durch die sich ein Bach, melodisch plätschernd, seinen Weg bahnte. Mit einer gewissen Feierlichkeit schlug die Mutter das Buch des Sohnes auf und grübelte in dieser Umgebung, die sie so sehr an ihn selbst erinnerte, seinen Gedanken nach.

Am nächsten Tage war der Tisch im Gartenrestaurant neben Frau Brockmann leer. Auch an den folgenden Tagen blieb er unbefetzt.

„Frau Geheimrätin Vader und Sohn sind wohl schon abgereist?“ fragte Frau Brockmann gelegentlich den Kellner.

„Nein,“ sagte er. „Aber den Herrschaften scheint unsere Kost nicht gemundet zu haben. Sie speisen jetzt drüben — bei unserem Konkurrenten!“



Nichts was wirklich geschieht, hat den geringsten Wert.

Nur wer seine Schulden nicht bezahlt, ist sicher, im Gedächtnis vom Händler zu leben.

Keute, die einmal im Leben lieben, sind richtige Flachköpfe. Was sie als Liebe und Treue bezeichnen, ist auf geistige Trägheit oder Mangel an Phantasie zurückzuführen.

Döscar Wilde.

Erotische Epigramme aus der Anthologia Palatina*

Rufinus auf die Hetäre Melissias

Sich zu ergeben, verweigert Melissias, aber ihr Körper
Schreit: denn die Pfeile des Gotts haben sie zehnfach
durchbohrt.

Das verrät der unstete Schritt, der stürmische Atem,
Und der Schatten, der hohl liegt auf dem unteren Lid.
Auf ihr Eroten, bei curer in Kränzen prangenden Mutter!
Setz diese Spröde in Brand, bis sie gesteht: „Ich bin Glut!“

Rufinus an Thaleia, seine Geliebte

Oftmals erleht ich vom Himmel, dich nachts zu fassen, Thaleia,
Satt zu machen mein Herz, rasend in quellender Lust.
Nun, da du neben mir liegst, entblößt die lieblichen Glieder,
Bin ich müde und matt, sind meine Kniee voll Schlaf.
Herz, du armes, was mußt du leiden! Erwache, sei munter!
Greif hier das Glück, das dich mehr als beseligen kann.

Paulus Silentarius auf die Hetäre Doris

Doris zog ein einziges Haar aus den goldenen Locken,
Band mir die Hände damit, wie dem Gefangnen im Krieg.
Aber ich lachte zuerst darüber, ich meinte, die Fessel
Abzuschütteln sei leicht, die mir die Reizende schlang.
Als mir indes die Kraft, sie zu brechen, versagte, da stöhnt ich,
Wie in ein ehernes Band ganz unauflöslich verstrickt.
Und so hänge ich nun, Unsel'ger, vom Haare gehalten,
Wenn meine Herrin nur zieht, schleppt sie gefesselt mich fort.

* Aus den Druckbogen eines demnächst im Verlage von Friedrich Rothbarth in Leipzig erscheinenden Werkes: Die Hetärenbriefe Alciphrons, nebst ergänzenden Stücken aus Lucian, Aristänet, Philostratus, Theophrastus, der Anthologie und der Legende, übersetzt und eingeleitet von Dr. Hans W. Fischer.

Meleager auf die Hetären Timo, Demo und Ilias

Bei dem Gelock der Timo, dem Spielwerk lieblicher Stunden,
Und bei dem Duft, der der Haut Demos im Schlafe
entströmt,

Bei den reizenden Künsten der Ilias, und bei der Kerze,
Die mir geleuchtet so oft, wenn mir das Schwärmen
geglückt:

Wenigen Atem liegest du, Eros, mir auf den Lippen —
Aber, wenn du es so willst, sprich; und ich hauche ihn aus.

Meleager auf eine vergnügungsfüchtige Hetäre

Sterne und Mond, der Verliebten so herrlich scheint, und du,
Nacht, gebt
Antwort, und Flöte, auch du, Werkzeug des schwärmenden
Fests:

Treff ich in ihrem Gemache die Freundin üppiger Lüste,
Schlaflos, wie sie beim Licht sehnende Klagen ergießt?
Oder schläft ein anderer bei ihr? — Dann bind' ich, von
Tränen

Ganz entkräftet, den Kranz stehend am Torweg ihr an,
Schreib drauf: Hier diesen Kranz, o Kypris, hing Meleager,
Der deinem Dienste geweiht, Opfer der Liebe dir auf.

Meleager auf Zenophila

Weiß schon. Was soll mir ein nichtiger Eid? Du schwelgst
unerfülllich:

Das verrät mir dein Haar, duftend von frischem Parfüm,
Das verrät mir dein Auge, verwacht vom nächtlichen Trunke,
Und der Faden vom Kranz, der dir die Haare umschlingt.
Frech stehn deinem Gesichte die Locken, zerraut und ver-
worren,

Und deine Kniee, vom Wein zitternd, sie tragen dich kaum.
Fort mit dir, Dirne, die allen gehört! Es ruft dich die Flöte
Wilde Gelage, es ruft der Kastagnetten Geklirr.

Plato auf den Spiegel, den Laïs der Aphrodite weihte
Laïs, die einst hochfahrend auf Hellas lächelste, deren

Türen die schwärmende Schar junger Geliebter bestürmt,
Weiht diesen Spiegel der Paphia: denn, wie ich bin, mich zu
sehen,

Wünsch ich nicht; wie ich war — ach, das vermag ich
nicht mehr.

Meleager auf Eros

Furchtbar ist Eros, furchtbar. Was weiter soll ich noch sagen?

Schluchzend ruf ich es aus, immerzu: Furchtbarer Gott!
Aber der Knabe, er lacht nur darüber, und heftig gescholten
Freut er sich; wenn ich ihn gar schmähe, dann wächst er
an Kraft.

Seltzam erscheint mir das, wie du, die selber aus blauen,
Feuchten Fluten entstieg, Kypris, das Feuer gebarst.



Treue eines Zigeuners / von Noda Noda

Eine — beinahe rührende — Geschichte von der Treue
eines Zigeuners findet sich in den Papieren des gräflichen
Hauses Wálnay.

Des gegenwärtigen Majorats Herrn fünfter Vorfahr, Desi-
derius Wálnay (gestorben 1753), war einem seiner leibeigenen
Zigeuner besonders wohlgesinnt. Eines Tages starb dieser
Zigeuner und hinterließ einen halbwüchsigen Jungen, Daniel
geheißen, den der Graf aufs Schloß nahm und zum Kutscher
ausbilden ließ. Daniel erlernte seine Kunst denn auch aufs
beste und war viele Jahre hindurch des Grafen Leib- und
Paradekutscher.

Da geschah es einst, daß Desiderius Wálnay, damals schon
hochbetagt, nach Preßburg gefahren war und dort die Nach-
richt von einer schweren Erkrankung der gräflichen Gemahlin

empfang. — Allsogleich ließ er anspannen, um in höchster Eile nach Málna zurückzukehren. —

Um jene Zeit war die ganze Strecke zwischen Preßburg und Málna noch ein einziger Hochwald. — Der gräfliche Biererzug, von Daniel geschickt und kühn geführt, ging über Stock und Stein dahin, als plötzlich die Felge des linken Vorderrades an eine Baumwurzel stieß und in Stücke brach.

Der Graf war verzweifelt. Eine Ansiedelung gab es auf Stunden im Umkreise nicht, Hilfe von fremden Fuhrwerken war nicht zu erwarten, und zum Reiten war der greise Graf schon seit Jahren zu gebrechlich.

In dieser schwierigen Lage war es die Dankbarkeit des Zigeuneruntertans, die es dem Grafen ermöglichte, an das Krankenslager der hohen Gemahlin zu eilen.

Als nämlich der treue Daniel den Schmerz seines Herrn wahrnahm, kniete er nieder und sprach mit tränenden Augen:

„Dieweil mich Ew. Gnaden, der Herr Graf, aus niederem Stande zu dero Leib- und Paradekutscher erhoben und so vor gar vielen, die des Dienstes um die hochgräfliche Person würdiger gewesen wären, ausgezeichnet haben: also will ich, der arme Zigeuner, in dieser Stunde einen Teil meiner über- großen Dankeschuld an das gnädige Haus Málnay de Málna et Felsch-Gasány abtragen und bitte:

Ew. Gnaden mögen persönlich und mit dero eigenen Händen die Zügel des Gespanns zu führen geruhen, während ich das fehlende Rad ersetzen will, indem ich mir den linken Achsstengel in mein Abdomen einführe und bis zur Erreichung unseres Zieles, des Schlosses Málna, Zigeunerräder schlagend, den Wagen tragen helfe.“

Und so geschah es: der Graf nahm die Zügel, Daniel aber ersetzte das zerbrochene Rad so geschickt, daß die gräfliche Equipage in schlankem Trabe dahinrollen konnte.

Nur mußte der Graf von Zeit zu Zeit auf Daniels in- ständiges Witten ein wenig anhalten, damit die Achse neu geschmiert werden konnte.



Redaktionsbecke

Schon früher habe ich einmal mit vielem Vergnügen konstatiert, daß die sozialdemokratische Organisation immer mehr zu einem ähnlichen Gebilde auswächst, wie es der Staat ist. Sie schafft ihre Bourgeoisie, ihre Arbeiter, ihre Behaglichkeit. Nun stellen sich in ihr auch dieselben Unzuträglichkeiten ein. Wer hätte es je für möglich gehalten, daß in der internationalen Arbeiterbewegung, deren spiritus rector, die Sozialdemokratie, sich stets mit solcher Inbrunst für nationale Minoritäten ins Zeug legte, nationale Streitigkeiten ausbrechen würden?

Die Tschechen verlangten bereits 1896 auf dem zweiten österreichischen Gewerkschaftskongresse die Teilung des Sekretariats der Gewerkschaftskommission in ein deutsches und ein tschechisches. Der Kongress kam den Tschechen dadurch entgegen, daß er dem Sekretär der Kommission einen tschechischen Stellvertreter gab und die Gründung eines tschechischen Sekretariats in Prag zugestand. Neuerdings aber regte sich in dem Prager Sekretariat die Begier nach vollständiger Autonomie. Es entsandte einen eigenen Vertreter auf die 1905 in Amsterdam stattfindende Konferenz der Landessekretäre und beantragte, diesen als Vertreter der tschechoslawischen Kommission an der Konferenz teilnehmen zu lassen. Alle anwesenden Vertreter der internationalen Gewerkschaftsorganisation lehnten diesen Antrag einmütig ab.

An dieser Ablehnung tragen, wie der „Vorwärts“ versichert, keineswegs politische oder nationale Erwägungen die Schuld, sondern einzig und allein gewerkschaftliche Beweggründe und Notwendigkeiten. „Diese bedingen eben, daß es in einem Lande nur eine Zentrale geben kann, und Österreich ist, obwohl von vielen Nationen bewohnt, doch immer ein Staat mit einer Gesetzgebung, es kann also in gewerkschaftlichen Fragen nur von einer Zentrale vertreten werden, die natürlich weder eine deutsche noch eine tschechische, überhaupt keine nationale sein kann, sondern gemäß der Zusammenfassung dieses Staates eine an sich internationale sein muß.“

Es sind keineswegs bloß gewerkschaftliche Fragen, die eine Zusammenfassung größerer Komplexe nötig machen. Es gibt wirtschaftliche, geistesgeberische, kulturelle Aufgaben genug, die über jeden Rahmen der einzelnen Nationalität hinausgehen. Und wenn der Staat erklärt, daß er seine auf diesen Gebieten liegenden Ziele nur erreichen kann, wenn er die selbständige Existenz der nationalen Minderheiten ignoriert, so dürfte er dazu genau dieselbe Berechtigung haben, wie die internationale Gewerkschaftskonferenz.



Die Debatten über eine Wehrsteuer treiben die seitfamsten Blüten.

Ein erfindereicher Kopf schlägt vor, die Steuer pränumerando von den Vätern der künftigen Vaterlandsverteidiger zahlen zu lassen; ein anderer, dem die Belastung zahlreicher Familienväter zu drückend dünkt und (wohl aus eigener Erfahrung heraus) den alleinstehenden weiblichen Personen nicht hold ist, befürwortet, die Wehrsteuer den unverheirateten weiblichen Personen, die als Angestellte, Buchhalterinnen, Kassiererinnen, Verkäuferinnen oder Arbeiterinnen in den verschiedenen Zweigen der deutschen Industrie, im Handel, im Handwerk usw. gegen Gehalt und Lohn tätig sind oder von ihren Renten leben, das 16. Lebensjahr überschritten haben und über mehr als 400 Mark jährliches Einkommen verfügen, aufzubürden. Wenn jede derartige weibliche Person 3 Mark jährliche Steuer zahlt, so, meint der Ausknobler, könne man auf 6 Millionen jährlich getrost rechnen.

Die Damen allein zu besteuern, ist wohl absurd. Indessen, wenn eine Wehrsteuer überhaupt einmal ernsthaft zur Debatte stünde, sie auf das weibliche Geschlecht mitauszudehnen, wäre ganz in der Ordnung. Die Frauen, die so gern die spezifisch männlichen Rechte in Anspruch nehmen, werden sich gern bereit finden lassen, auch männliche Pflichten zu übernehmen.



Nach einem Besuch, den Herr Breitenbach den Reichslanden abstattete, ist die Generaldirektion der Eisenbahnen in Straßburg mit großer Entschiedenheit gegen den Anschluß der Eisenbahner an den Süddeutschen Eisenbahnerverband eingetreten. Damit ist, wie auch der Generaldirektor Wackerzapp in einer Audienz ausdrücklich bestätigte, das Koalitionsrecht der Eisenbahnarbeiter tatsächlich aufgehoben.

Die Öffentlichkeit hat ein Interesse daran, daß möglichst überall Freiheit herrscht. Nur ein Gebiet gibt's, wo die Ordnung höher steht als die Freiheit: das Gebiet des öffentlichen monopolisierten Verkehrs. Ich halte es für besser, wenn hier erbarmungslos der Schwächere vergewaltigt wird, als wenn je wegen einer Tarifstreitigkeit der Verkehr gefährdet werden könnte.



Bibliothek Rothbarth.

Eine Auswahl der besten Romane und Novellen.

- Band 1:** J. Jobst, *Musste es sein? Briefe aus Südwestafrika.* 5. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 2:** W. Schulte vom Brühl, *Die Revoluzzer.* 3. Auflage. Preis 5 Mark, gebunden 6 Mark.
- Band 3:** Maria Janitschek, *Mimikry.* Ein Stück modernes Leben. 5. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 4:** Paul Brulat, *Ein Paria.* Aus dem Französischen von Wilhelm Thal. 3. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 5:** Paul Brulat, *Eldorado.* Aus dem Französischen von Wilhelm Thal. 2. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 6:** Bernhard Kellermann, *Nester und Li.* Die Geschichte einer Sehnsucht. 6. Auflage. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.
- Band 7:** Otto Erich Kiesel, *Ebbe und Flut.* Hamburger Geschichten. 2. Auflage. Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.
- Band 8:** Thomas Dixon, *Weiß und Schwarz.* Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerikas. 3. Auflage. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

- Band 9:** W. Schulte vom Brühl, Der Prinz von Pergola. 2. Auflage. Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.
- Band 10:** F. G. Pernaum, Der junge Kurt. Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.
- Band 11:** Otto Erich Kiesel, Mors imperator. Novellen. Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.
- Band 12:** Camille Lemonnier, Die Hysterische. Deutsch von Dr. Emil Singer. 3. Auflage. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.
- Band 13:** W. Schulte vom Brühl, Sachsenhädel. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.
- Band 19:** Maria Janitschek, Auf weiten Flügeln. Novellen. 3. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 20:** Hans von Kahlenberg, Die starke Frau von Gernheim. 5. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Unsere Bibliothek Rothbarth bietet nur vorzügliche Unterhaltungsliteratur, die in vornehmer Ausstattung — Buchschmuck von Lucian Bernhard — geboten wird. Die einzelnen Bände sind bei allen Buchhändlern käuflich

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.



Die Frau.

Eine Sammlung illustrierter
== Einzeldarstellungen. ==

Herausgegeben von Arthur Köhler.
Jeder Band elegant kart. M. 1.50,
in Ganzleder gebunden M. 2.50.

Diese Sammlung befaßt sich in erster Linie mit unterhaltender Darstellung des Tatsächlichen, einer Darstellung, die sich in der graziösen Gewandung einer Salonplauderei gefällt und daher reizt und anregt.

Band I: Erich Felder, Vom entnüchternden Zauber der Frau.
Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band II: Fela Davitschhoff, Die Tugendhaften. Mit 8 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band III: Ewald Silvester, Das Verhältnis. Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band IV: Carry Brachvogel, Marquise de Pompadour.
Mit 10 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band V: Dr. Heinrich Stümcke, Die Frau als Schauspielerin. Mit 16 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band VI: Tony Kellen, Marie Antoinette. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VII: Bettina Feistel-Kohmeder, Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VIII/IX: Lothar Brieger-Wasservogel, Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Mit 21 Kunstbeilagen. (Doppelband.)

Band X: Dr. Margarete Heine, Studierende Frauen.

Band XI: Carry Brachvogel, Katharina II. von Rußland.
Mit 10 Kunstbeilagen.

Band XII: Rudolf Preiszeker, Die Frau im Hause. Mit Kunstbeilagen.

Band XIII: Josef Ettlinger, Madame Récamier. Mit Kunstbeilagen.

Band XIV: Karl von Levegow, Louise Michel. Mit Kunstbeilagen.

== Weitere Bände folgen in kurzen Abständen. ==

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt lebhaft und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles lechzt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mixed Pickles“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Frech und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Kothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und wichtigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgrädig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

Kolonialskandale.

Soeben erschien im Verlage von Friedrich Rothbarth die
5. Auflage von:

Mußte es sein? Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben
von J. Jobst. Brosch. M. 2. —, in Leinw. geb. M. 3. —.

In unserer Zeit, in der eine Enthüllung der anderen über grauenhafte Mißstände in unserer Kolonialverwaltung folgt, beansprucht dieses Buch des ersten Opfers des afrikanischen Aufstandes eine besondere Beachtung. Die Röte der Entrüstung steigt bei seiner Lektüre in die Wangen, wenn man immer und immer wieder sieht, wie von den maßgebenden Personen alle Warnungen von sachkundigen Leuten in den Wind geschlagen worden sind und wie es dann schließlich so gekommen ist, wie es kommen mußte. Leutnant Jobst ist als erstes Opfer dieses Systems auf dem Felde gefallen, mit seinem Leben mußte er die Kurzsichtigkeit der Regierung büßen!

Einige Pressstimmen:

Ein Buch von höchstem zeitgeschichtlichen Interesse (Berliner Tageblatt). Eine überaus anschauliche Darstellung der Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika (Deutsche Kolonialzeitung). Ein Buch, das auch denen Interesse für Südwestafrika erwecken muß, die nicht von Politik wissen wollen (Rhein.-Westfäl. Zeitung). Das Buch steht in seiner schlichten Einfachheit und Schönheit hoch über den vielen Büchern und Schriften, die von der Situation an die Oberfläche geworfen werden. Dieses Buch ist stilistisch, poetisch und politisch von bleibendem Wert (Allgem. Zeitung).

PHOTO-AMATEURE Finden wichtige **NEUHEITEN**
besonders für den Photo-Sport im Winter u. für **Weihnachten**
in dem soeben erschienenen Prachtkatalog der
Photo-Abteilung der Aktiengesellschaft Fritzsche-Leipzig
die Zusendung erfolgt franco und kostenlos!

KATALOG. Illustriert mit über
8000 nützlich u. unentbehrlich. Gegen-
ständen, hervorr. Neuheiten in Stahl,
Leder, Gold, Optik, Spiel-, Musikwaren
etc. etc., wichtig und interessant für
Jeden. Keiner versäume solchen um-
sonst und franco zu verlangen.
Fritz Hammesfahr, Foche 2 bei Solingen.



Lesen Sie
A. O. Webers
Satiren.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
irrungen Erkrankte ist das be-
rühmte Werk:
D. Relau's Selbstbewahrung
83. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Leset es Jeder, der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken dem-
selben ihre Wiederherstellung. Zu-
beziehen durch das Verlags-
magazin in Leipzig, Neu-
markt 21, sowie durch jede
Buchhandlung.

REMINGTON



SCHREIBMASCHINEN

sind unübertroffen durch

¾ Modernste Ausstattung ¼

Höchste Leistungsfähigkeit

Unverwüstliche Konstruktion

GLOGOWSKI & Co.

*image
not
available*

FUNKEN

52

27-SEPT:

20PF

I N H A L T:

| | |
|---|------|
| Nekrolog | 1618 |
| Sieben Sonaten einer Liebe / von Victor Hadwiger | 1619 |
| Die unhaltbaren Zustände in den Ostsee- provinzen / von Nardak | 1627 |
| Kindersebstmorde / von Dr. Georg Lomer . | 1633 |
| Militarismus und Fleischnot / von Paul Scheerbart | 1639 |
| Mädchensehnsucht / Wiener Couplet von J. A. Stranitzky (1711) | 1641 |
| Redaktionsseite | 1647 |

Die „Funken“ sind im Deutschen Reiche durch alle Buchhandlungen, Zeitungshändler und Postanstalten oder direkt von der Geschäftsstelle der „Funken“, Leipzig, Querstraße 8, zu beziehen.

Alle Rechte werden ausdrücklich vorbehalten. Abdruck und Übersetzung ganzer Artikel ist nur nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verlage gestattet, auszugsweiser Abdruck nur unter genauer Quellenangabe.

Alle redaktionellen Sendungen sind zu richten an den Herausgeber der Funken, Herrn Dr. Hans Fischer, Berlin-Hakenstr. 10.



III. Jahrgang

1906

52. Heft.

Wir erfüllen hiermit die traurige Pflicht, unsere Freunde und Leser von dem sanften und schmerzlosen Verschwinden der

Funken

geziemend in Kenntnis zu setzen. Sie waren mitunter ganz nett, haben manchem sympathischen Menschen Spaß gemacht, auch manches Rhinoceros geärgert, und mir, der ich ihnen hiermit die obligaten drei Hände voll Erde in die Grube nachwerfe, Gelegenheit gegeben, ein Jahr lang mein Hauptgeleit aufs trefflichste zu üben. Darum, Geliebte im Herrn, räuspert euch mit männlicher Fassung zwei- bis dreimal; freut euch, daß ihr wie ich noch auf der saftigen Erde wandelt, und tanzt auf dem frischen Grabe, das bald von Vergiftmeinnicht und Kaktus umblüht sein möge, den temperamentvollen Cancan des Lebens.

Dies schrieb mit gespaltener Feder

— zum letzten Male —

Der Herausgeber.

Nekrolog

Ich habe von dieser Stelle aus ein ganzes Jahr hindurch allwöchentlich die Wahrheit gesagt. Die Wahrheit: das heißt das, was ich je an dem Tage, wo ich es niederschrieb, für die Wahrheit hielt. Ich habe niemals zurückgeblättert, um nachzusehen, ob jedes Wort mit einem früher etwa gesagten übereinstimmt, und habe es im wesentlichen durchaus vermieden, mich selbst zu zitieren. Denn ich bin der Meinung, daß eiserne Konsequenz die Intelligenz verdirbt und den Stil verwüstet, und daß nur da Temperament und Frische sein kann, wo jeder Tag sein eignes Gesicht, seine eigne Wahrheit, seinen eignen Ausdruck vor sich her trägt. Darum kann ich sagen, daß ich nahezu jedes Wort, daß in diesen Blättern von mir enthalten ist, mit wahrhaftem Vergnügen niedergeschrieben habe. Es wird sich mehr als eine Nummer auffinden lassen, die deutlich dartut, daß hier nicht getagelöhnet wurde.

Daß eine Zeitschrift, die dieses Prinzip vertritt, nicht notwendig ist, liegt auf der Hand. Sie entspricht keinem vorhandenen Bedürfnis und würde nur lebensfähig sein, wenn es ihr gelänge, ein solches Bedürfnis neu zu schaffen. An eine derartige Illusion zu glauben, fiel mir stets überaus schwer; und wenn ich mich dazu überredete, tat ich's, weil ich mich bei der gegebenen Situation wohl befand. Daß der Versuch aber einmal gemacht wurde, halte ich trotzdem für ganz angebracht. Die Besitzer des Jahrgangs der „Funken“, der unter meiner Leitung stand, mögen ihn ruhig einbinden lassen. Arbeiten von Rudolf v. Delius, Eduard Goldbeck, Victor Hadwiger, Arno Holz, Johannes W. Jensen, Nardak, Friedrich Perzyński, Paul Scheerbart, August Strindberg sind auf jeden Fall wert, aufgehoben zu werden. Und wenn auf diese Art meine Arbeit bei ein paar Leuten bleibt, wird's mich freuen.

Primum vivere necesse est, deinde philosophari. Leben ist wichtiger, als Artikel schreiben und lesen. Es ist sehr schön, ab und zu das Band der Gemeinsamkeit zu fühlen, das von einem zum andern geht, und geistigen Verkehr zu pflegen.

Aber die Hauptsache ist und bleibt man sich selbst. Der intensive geistige Egoismus, der darin besteht, sich so zu geben, wie man ist, bedarf nicht der Form des Essays. Kulturelle und soziale Fragen so zu traktieren, wie es bisher allenfalls bei ästhetischen gemacht wurde: impressionistisch, lediglich unter Bezugnahme auf das Subjekt — das ist ein Vergnügen, aber, wie Figura zeigt, ein entbehrliches sowohl für den Schreiber als für den Leser. Es wäre ganz und gar stumpfsinnig, darüber irgendwie zu lamentieren.

Wenn bei der Entwicklung der Dinge ein Leidtragender vorhanden ist, so ist's der Verlag, der — wie ich Grund zu glauben habe — mit den „Funken“ keine glänzenden Geschäfte gemacht hat. Aber das ist ja die melancholische Einrichtung des Daseins: daß einem Plus von Genuß auf der einen Seite ein Minus auf der andern entspricht. Der Hinblick auf das Weltganze birgt stets einen mächtigen Trost für den bedauerlichen Einzelfall.

Also, lieber Leser, drücken wir uns noch einmal die Hand. Wir werden uns gewiß noch einmal im Leben wiedersehn. Bis dahin!



Sieben Sonaten einer Liebe / von Victor Hadwiger

Miriam, du kommst zu mir von den Bergen! — Über den Schnee ist ein junger Wind gegangen, mit seinen dicken, kleinen Füßen trollte er dir voran, und jetzt wachsen Weilchen in der Furche, wo es ihm wohl war. Miriam, ein Brand ist angezündet in meiner Hütte, und treue Tiere sitzen mir zu Füßen; verständig, einer alten Bucht entsprossen, bewahren sie die Feier meiner Hütte und sind mir lieb im Herzen deinetwegen. Ihre Augen, die südllich tiefen, schwarz und weiten Rätselfen offen, suchen dich, bedächtig ist ihre Gebärde und lästern der Leib, ein Schemel dir zu sein, Miriam.

Blumen schütte ich aus dem Kofse, das dich trägt, und in den Wäldern ging ich tagelang, den Vögeln das Beste meiner Nahzeit zu streuen. So hab' ich ihre Herzen genommen für diesen Tag. Still hockten sie, wo ich gefüttert, und warten, bis ich sie wecke. — Der Wald wartet, Myriam.

Ich höre dich! Ich höre dich! Deine Schritte erzählten vom Paradiese und von weißen Engeln, die dich lieb haben. Sanfte Rosen sind in dein Kleid gewirkt, blaß und mit schüchternen Ketten, und Tau liegt auf den Rosen, der selige Gerüche strahlt.

Kommt, ihr sanften Rosen Myriams. Über meinen armen Acker laßt euch tragen, daß ein Hauch von euch meine Früchte segne. —

An meinen Rainen wachsen die Gräser jugendzart und weich, da will ich meinen Kopf hinlegen und Myriams Füße erwarten, die seine Fessel entlang mit meinen Blicken wandern, und die seidnen Schnüre ihrer Schuhe will ich mit meinen Augen lösen.

Sieh', Myriam, ich war ein Bettler. Aus Wogen schwarzer Erde tauchte ich jahraus, jahrein nach Wurzeln und Halmen gierig. Hier, in meinem Norden fror ich, und der Haß fraß mir die Stunden ab von meinem Stamm. Jetzt such ich sie nicht mehr. — — —

Kommt, ihr sanften Rosen Myriams. Ihr Falten göttlicher Gewebe, hält mich ein. Laßt mir die Tage über den Scheitel gleiten, daß ich nichts mehr fühle von mir in dem Jenseits Myriams.

Da ist ihre Hand! — Sie kommt! Ich weiß, daß du kommst, Hand Myriams. Noch verbirgt ein geiziger Felsen dich, aber Minuten, und du bist mein. —

Ich zählte meine Pulse, die im Fieber jagen, und meine Tiere wimmern. — Jetzt werde ich sie sehen, die dir vorangeht, deine Hand, schüchtern in den Bügel geflochten und doch stark, so stark. Wie eine junge Pflanze wächst sie aus der Seide, von keuscher Zeichnung umweht. Einen Frühling bringt sie, aus dem noch keiner getrunken, einen Gott, zu dem noch keiner gebetet hat.

Wacht auf, ihr Vossamen im Walde, eures Eides eingedenk! Beugt euch, ihr Blumen! Da ist Myriam! — — —

Und ich führe sie auf Wegen, die ein Traum sind. Lachst du, Myriam, weil ich dich so führe!? Sieh', wie dein Hengst mich haßt, weil ich deine Fessel berührt habe und deine Behen küsse. Myriam, meine Augen fürchten sich, aber doch sehe ich das Lächeln deiner Liebe. In meinem Nacken sitzt es und wärmt mich, über meinen Hals streicht es leise und hält mir hundert Worte fest, weil wir alles wissen, ich und du, meine Myriam!



Da sind Herrlichkeiten gekommen über unsere Hügel. Myriam ist eingetreten in mein Haus. Stirbt Myriam nicht, wenn sie Glück vergießt, seid starr und feierlich, ihr Türen und Tische, wenn ihre Finger euch liebkosen,

schauert, ihr Wände, wenn ihre Falten euch gestreift haben. Myriam hat so süße Hochzeitsgewänder. Und ihr, die ich zog zu meiner Freude, sehnsüchtige Sklaven, gießt aus den Gott aus euren stillen Sternen; seid Wunder für die Seele Myriams. Geh' du und grüße, was ich dir geweiht. Komm' zu den Keimen, die das Fenster hütet, gib ihnen deinen Blick, geh' an den Herd, wo ich ein Opfer angezündet, und lächle, daß die Flammen sich umarmen in heißer Kraft. Schenke den Spiegeln dein Bild, und wenn verworren dann in hundert Jahren nur eine Nythe mich bezeugt, bewahren sie dich noch in ihrem Glanz. Komm', liebe Myriam, rühre flüchtig mit des Gewandes allerletztem Saum die Lagerstatt, auf der die Narben vieler böser Nächte vom Schicksal eingegraben sind. Komm', liebe Myriam!

Sieh' nur, du bist für alle ein Himmel, du liebe Fee. Es summen süße Stimmen um dich, und alle Gegenstände hier haben einen Schein, alle wollen heilig sein und stumm die Ewigkeit erwarten. — Die Uhren sind verstummt. Mörderisch haben sie meine Stunden zerteilt bis heute. Jetzt mußten sie sich ihrer Arbeit begeben. Myriam, nimm dir mein armes Reich und sei ihm gut.

Und ich sehe, wie ihr alles gefällt, was mein Teil ist. Es ist keine Wand mehr zwischen mir und Myriam, überall sehe ich sie, ihre blühenden Arme tragen meine Seele, ein dunkles Geschmeide ist ihr Haar, ein Stirnschmuck für den Eroberer. —

Aber nun laß mich hinausgehen und deinen Hengst abzäumen. Ich weiß auch ein Ross zu satteln, einen Riemen zu schnüren und zu lösen. Ich will um deines Tieres Liebe werben und sein Gespieler sein. Noch ist ein Schatten zwischen mir und ihm, aber seine Augen sind tief und klug, wie schwarze Sonnen in der Steppe. — Wie hasten meine Finger durch die Schnallen, und verwogen knirscht das Sattelzeug. Für die Bäume aber muß ich einen neuen Griff ersinnen, dann ist alles bereit und behaglich, die Streu knistert reich geschichtet unter den schmalen Hufen deines Reittieres. Es legt seinen schönen Kopf an meine Schultern. Sieh, wie es wittert, das ist sein Glaube an dich, der es mir gefügig macht. —

Myriam hat alles in einen Traum gekleidet. Myriam rief die Felder und Schluchten an, auf den Hängen der Waldberge ging ihre Stimme, und wo ein Zauber wohnt, da hat sie ihn zu Gast. Ferne Wege der Seele geht ihr Blick, indes die Finger, sorgsam auf das Linnen gereicht, die Mahlzeit erwarten, artig wie eines Kindes Finger.

Durch mein Fenster ragt mit einem roten Arm der Abend und bringt süße Düfte und haucht sie auf Myriam. Blüten liegen überall, ein Kranz ist um jeden Teller.

Bartes Fleisch der wilden Berghühner und saure Kräuter leg ich vor Myriam, und Milch von einer edlen, schbungehbruten Rasse schenk ich ihr ein in den Becher aus Onyx.

Myriam, ich bin ein Kind, mir muß man Märchen erzählen. Du bist so stumm zu meinen Gaben?! — Aber da sehe ich, wie ihre Lippen ein selts-

fames Leben haben, und die Linien in ihrem Gesicht geben mir das Reichen ihrer Gnade.

Verzeih, das Graben in der Erde hat mich tödlich und stumpf gemacht. Lehre mich wieder das andere, stillere begreifen.

Aber Myriams liebe kleine Finger falten sich, und während sie mir so zulächelt, betet sie. Ihre Andacht ist wie schwere Gerüche, die der Regen in unwegsamen Abgründen geweckt hat. Myriams gefaltete Finger erzählen mir göttliche Märchen.

Immer mehr, immer mehr Blüten, weiß und leicht gerötet in hochzeitlicher Scham bringt der Abend, und der Wind ordnet ihren Tanz um uns herum, wie keusche Knaben haben sie sich schlichtern erst und dann berauscht in einer wirbelnden Seligkeit.

Silbern ist dein Tellerchen, Myriam, golden die Gabel und aus Damastus der Stahl, mit dem du den mürben Muskel zerteilst zu unserer Labung.

Loben muß ich mich, damit der Ehre kein Ende werde über dir. —

Und dann liegt ihre Hand in der meinen, ihre Finger zittern wie Saiten einer wunderbaren Harfe, auf der man heiße Liebeslieder spielt.

So tafeln wir, und auf dem Baum der Zeit welkt ab ein Blatt — ein Tag in süßes Sterben abwärts.



Myriam, wenn eine Nacht so kommt wie diese, dann wachen die Gefahren auf für jeden, der sich sehnt. Und in den Wäldern brennen heiße Lieder, die Nachtigallen fallen tot herab, erwürgt von einer Luft, von einem Stück verzehrt. Die Märc baden sich im Tau und schaukeln sich im Schiff. Sie finden Worte, die vergraben längst ein Schicksal waren einst in alten Tagen, verfehnte Worte werfen sie einander zu und lachen häßlich mit verworrenen Gebärden. Lüstern hebt der elbisch runzelige Leib, und dann begreifen sie der Erde ganze Kunst.

Der Glaube ist kein Glaube mehr, und wirklich wandeln Lichter in den Sümpfen, von leichten Händen über Halm und Busch getragen. Heiß atmet das Moor. Von Gristern und Gerüchen voll ist jeder Grund, vergiftet ist der See, und hundert böse Tore hat der Garten, Tore, die verführen, fortzugehen. Ein Fremdling wird man da in seinem Glück, und endlich fällt man tot vom Stamm wie jene Vögel. —

Myriam! — Es wandert einer um das Haus. — Siehst du, auf seinen Schultern lasten gestorbene Blätter, er sucht sich, was da fliebt um uns und trägt es fort. Siehst du, der Mond liegt fragend über ihm, die Sterne sind erfüllt von seiner Sorge. Ein Wanderer trägt alles fort, was welkt. — — Und um die Gipfel hebt sich ein Gefang. Horch! — Horch! — — Der

Fremdling singt. — Die Stimme, verloren tief, ist schön und tröstet. Tiefe Stimmen sind immer voll des Trostes, Myriam.

Nimm alle Rätsel fort von meiner Brust, du, den die Götter schicken, unbekannter Wanderer, und die Geräusche der Geister töte und die Blumen pflücke, die verwirren mit ihrem Duft. An alle hundert Türen geh' im Garten und sing'. So soll es sein. So dichtet mir ein Gott die Liebesnacht.

Myriam, der Vorhang ist leicht. Kein Pförtner lauert und befehlt die Lösung. Heiß liegt die Hand am Saum der Seligkeit. Der Wanderer singt — singt tief an jedem Tor. Ich trete ein zu dir, und meine Seele rauscht hinab in deine Liebe, wie junge Wellen bin ich vor der Sonne bang, und rein und herrlich, für dich und in dir, Myriam. — Der Wanderer singt, mit seinen Worten würgt er den Zauber, der den Garten trübt und schrecklich macht. —

Ich aber lausche stumm, bis deine Seide fällt. — Ihr süßen Rosen!



Fühlst du, Myriam, die Flügel der Engel dich streifen? Kannst du sie atmen hören? Alle Engel sind hier, verwaiste Himmel weinen in dem Garten.

Ein Fest geht an um uns, in weiße Blüten steigen wir hinab, geweihte Glieder, Augen voll von Märchen. Ewigkeiten aufwärts glühen wir, Sphären sind unsere Küsse. — Die Gräber staunen, daß wir ewig sind, und ihre Toten von tausend Jahren kommen und trinken taumelnd, was den Rand in reichen Bächen überströmt.

O Myriam, heilige Myriam, die Toten kommen an die Ufer unserer Seligkeit. Laß auferstehn, was in der Erde hungert, laß ihre Augen wieder blühen, aus tausend Jahren ruf' sie her in dieses Fest. — Sieh, wie sie wandern, tief gebückt, beladen mit Gram und Rätseln, die in tausend Jahren über sie und ihre Welt hinweggewachsen sind.

Kommt, ihr Toten, kommt, ich will euch trinken lassen von Myriam. — Hier ist ein Fest. Die Mauer ist geschleift. Die Wachen feiern. Und gleich sind alle vor dem Glück. Die Hand, ihr Toten!

Myriam, ewige heilige Myriam. Wo ist mein Weg. Die Lippen suchen ihn, die Hände sind ferne Pilger über dir, und alles möchte endlos wandeln, alles in mir will Väter sein und blutendblind heimkehren in die Zeit, die keine Stunden hat.

O Myriam, da blühest du, eine große, stille Blüte, und öffnest dich hinauf in meine Welt, und ich, ein Tau auf deine schöne Krone hingestreut, warte, bis Jericho vergeht und keine Rose mehr den Felsen krönt, die Rose

von Jericho. — — Engel und Tote bewachen die Nacht und scheuchen den Morgen ins Meer zurück. Über den Tiefen des Frühlings suchen sich ihre Fingel. Feiertlich sind ihre Farben, feiertlich wie stumme Fragen in der Seele der Götter.

Und müde werden die Linnen unter meinem Glück. Die ganze Welt ist hier und bettelt, die Götter kommen, der Wald, das Meer. Erlöschen sind die Sterne über meinen Wiesen und schreiten schweigsam himmelab zu mir. Die Fenster fassen den Glanz nicht mehr. Ein tausendköpfiges Licht bricht aus, Licht! Myriam, Licht! Licht!



Licht muß kommen, Myriam, viel, viel unfäglich süßes Licht, breit in Akkorden ausgreifend.

In den roten Morgen sind kleine graue Wolken gestreut, eine fiebernde Sonne steigt hinauf mit kleinen, grauen Sorgen. Sieh, wie sie wandern, kleine, graue Gefahren in einer tief roten, zitternden Sonne. —

Aber du schläfst. Ja, Myriam, schlaf. Noch bist du nackt, und der Tau meines Atems liegt zärtlich auf deinen Gliedern. Noch betest du mit deinem stillen Leib. Auf deiner weißen Brust sind die Narben meiner Küsse, aus deinem jungen Schoß atmet die Freude, die ich gezeugt in dieser Nacht.

Und Myriam lächelt aus ihren Träumen zu mir hinauf. Ob du mich ahnst, du Liebe, weiß ich meine Arme so in Angst über deinen Schlaf ausbreite. Das Glück ist wie Gewitter, Myriam. Grausam sind, die sich neben den Sternen brüsten.

Und sie lacht noch immer; ihre schwarzen Wimpern sind ungezählt, wie Fäden von Geweben, die nicht mehr sind, Gewebe, von denen Bücher sprechen als von einem Stolz versunkener Völker. Alt, uralt muß etwas sein, was nicht in einer tödlichen Klugheit enden will, verwegen alt und abwärts weisend in Anfänge hinunter. Da sind Ritter, die dich zeugten, just eh' sie starben im Turnier. Mütter sah ich lächeln aus Ahnungen heraus. Hundert Mütter ahnten dich, und daß du so herrlich nackt sein wirst, so betend nackt.

Mein Lieb! —

Myriam, so klein sind diese Wolken, die da wandern über die Morgen-sonne. Lüftig wimmeln sie in der Feier des Aufgangs.

Und ich suche Myriams Mund, sie zu wecken. Ich hab' noch viele, viele Küsse, die ich nicht geküßt habe. Ihre Lippen zucken mir im Traume entgegen.

Und ich küsse sie wieder, immer wieder, alle Teile, die ich mit meiner Liebe berührt habe, küsse ich wieder. Dazwischen rede ich, arglos voll kleiner

Torheiten und Ängste — so von mir hinweg rede ich — über Wolken — klein und grau, in die Sonne gestreut.

Mein liebes Lieb.

Und Myriam in ihren Träumen regt sich leise, glücklich dehnt sich ihr weißer Leib in den Kissen, wie ein weißer Wildvogel auf den Schneefeldern zittert er von leichten Flügelschlägen der Seele.

Da bin ich noch immer, Myriam! Du! Du! Süße schlafende Myriam! —

Ein feuchter Hauch von Morgenrot, zart, wie der Glanz der Apfelblüten, färbt ihre Knie. Die wachsen, zwei jungen Knospen gleich, in ein verlegenes Paar gedrängt, und auch um ihre Hüften tasten blühende Farben. Die Brüste sind warm, wie Rosen im Licht der ersten Stunden.

Bis an ihre Lippen kommt ein Schein und zu den Augen. Die öffnet er — die Augen; küßt sie wie ich, noch lieber, fast noch sanfter und sammelt alles, was in Träumen zerstreut ist, Bäche von Liebe und Glück in einen Tag empor. — — — Alle Geister sind fort. Nur noch ganz kleine Elfen springen als Feintchen über das Gras. Nicht eine Wolke mehr, nicht ein tödtlicher Gott.

Da löst sich das erste Lächeln von Myriams⁸ Lippen und flattert in den Tau hinaus. Die lieben kleinen Hände tun den ersten Gang nach meiner Stirn, und Glied um Glied steigt aus der Startheit des Schlafes zu mir hinauf. —

Draußen ist ein hundertsätziges Fragen, und jeder erzählt von seinen süßen Sünden. Neugierig horcht der alte Wald, veröhnlich nickt seine grauen Gipfel.

Ströme von Herrlichkeiten sind ausgegossen und münden in das Land, die Ferne überflutend.



Stille Tage, die einen Frühling erfüllen. — Brütende Sonne. Nachdenkliche, wartende Geschöpfe. Mittagschwüle. Pausen und schwere Gebärden, Weiblichkeit auf allen Wegen. — —

Da wandere ich um das Haus und lege meine Hand auf alle Dinge in dieser Zeit der Hoffnungen. Ich prüfe und suche, ob jedem sein Teil ist. Ein ewiges Wärmen und Liebkosen ist in mir, und einen guten Rat hab' ich für alle, die sich erwarten.

Keinen finde ich mehr, der den andern begehrt. Kirchen überall, Nestfriede und ein weises Welterfassen. Die Liebe ist ein Sakrament geworden.

Myriam, heilige Myriam! — Laß mich mit den Wäldern allein sein und sie fragen. Es gibt tausendjährige Bäume bei uns. Weise und Wahrsager sind unter ihnen.

Und am Abend will ich heimkehren, leise mit betenden Schritten, und meine Bürde vor dich hinlegen, die Weisheit des Waldes, das, was wir wissen müssen für deinen Tag.



Früher waren viele Wege im Walde, und jeder hatte einen Namen aus Myriams Mund, und wir wußten, wo sie mündeten. Alle fanden einander, alle waren gezählt und von einem Wort geädelt. — Ihr Sonntage meiner Liebe, ihr Märchentage seliger Müßiggänger, ihr vielen Sonntage, in denen man Worte fand, und Gänge feierlich gewölbt und liebe Orte.

Jetzt ist alles wieder wirr und namenlos geworden, seit Myriam starb. Viele Gewitter sind niedergebrochen über viele Wege. Verwirren ist die Welt in den Wäldern, bekrübte Vögel sitzen auf kahlen Ästen, und fröstelnd schleicht das Getier in der Niederung.

Sieh', Myriam, süße, tote Myriam, da liegt, was wir gelebt, und die sich lieben, werden sich erkennen an diesem Jahr der Liebe.

Da war ein Frühling, der sich müde geblüht hat, und ein Sommer voll wahrer Pracht und ein Herbst, der sich erfüllen wollte, und ein Winter still sterbend, weiß, unendlich weiß. Ihr winterlichen Wiesen, wie seid ihr aufgeblüht, endlich still unter Sternen.

Hinunter aus den Birnüssen der Berge steige ich und bringe dir immergrüne Kräuter. Stolze Stauden von Immergrün trag' ich für dich hinab. Auf unsern Wegen wächst so viel, was nicht verwehrt. Was waren wir in diesem Wachsen, Myriam!?

Myriam ist tot! — Was wird nun dieser Frühling sein. Die Raben sitzen auf den Stufen meines Hauses und halten ihm die Türen zu.

Zerbrecht mich, ihr Stürme!

Löscht aus, ihr Brände!

Goldene Worte hast du mir gegeben, verborgener Gott, um dieses einen Menschen willen, den ich liebte. Gehorchen will ich dir in dieser Zeit, die kommt, und meine Särge schichte ich zu Stufen und baue mich hinauf zu dir. — — — Dies Fest ist aus.



Die unhaltbaren Zustände in den Ostseeprovinzen / von Nardaf

Wir lesen jetzt in der Kreuzzeitung: „Die baltischen Zeitungen sind gefüllt mit Nachrichten über die fortwährenden Schreckenstaten und Greuel der Revolutionäre, deren Opfer jetzt vielfach nicht mehr (deutsche) Großgrundbesitzer, sondern (lettische) Lehrer, Krugbesitzer und selbst Gesinde werden.“ Also: Von den aufrührerischen Letten werden bei weitem mehr Letten als Deutsche geschädigt und getötet. Es ist aber nicht lange her, da wollten nationale Schmeichler und Heuchler hüben und drüben den sozialen Kampf in den Ostseeprovinzen — wider die Wahrheit — zu einem Vernichtungskampfe der Nationalitäten oder Rassen machen, zu einer Götterdämmerung, wo herrliche Asen gegen die giftspeiende Midgardschlange und den grimmen Fenrirwolf ihr Blut versprechen. Und alles horchte begeistert auf:

„Sollen wir freudig horchen und gehorchen, so mußt du Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen

Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheint, Was sie wünschen.“

Goethe spottet so in einer Epistel.

Bei den Griechen wurden erlauchtete Männer nicht müde, vor dem Schmeichler zu warnen; Schmeichler und Schmarotzer galt für eins. Die Ergänzung zum Schmeichler bildet der Schimpfer; es sind die beiden Seiten derselben Prägung. Rationale Schmeichler und schimpfende Sozialdemokraten haben das gleiche Wesen: der nationale Schmeichler schimpft auf die andere Nation, und der schimpfende Sozialdemokrat schmeichelt dem Pöbel des vierten Standes. Denn Pöbel oder träge Masse ist in jedem Stande — auch im höchsten — vorherrschend. Und wie der Schimpfer, so ist der Schmeichler ein arger Streber.

„Was ist national?“ Diese Frage stellt und beantwortet Professor Alfred Kirchhoff dahin, daß nicht die Nationalität, nicht Bluts- oder Sprachverwandtschaft die Nationen machen, sondern der Raum, und daß große Nationen das Produkt einer geistigen Assimilierung sind, und je größer und älter nun die auf gemeinsamem Boden entstandene Nation ist, desto gemischter ist sie ursprünglich gewesen. — Und war etwa Bismarck anderer Meinung? Durch die Tat hat er bewiesen, daß er den Raum für das Maßgebende hielt: das Land in bestimmten

Grenzen macht die moderne Nation. Die deutsche Nation bilden die im Deutschen Reiche wohnenden Menschen, die gemeinsame Rechte genießen und große gemeinsame Pflichten zu erfüllen haben und, wenn es gilt, mit Gut und Blut für ihr Land einstehen müssen. Die außerhalb des Deutschen Reiches wohnenden Deutschen sind Nationen für sich, so die Schweizer, die Österreicher. — Und die Balten? Das ist eben der Fluch der Balten, daß sie — abgetrennt von den Deutschen — ein eignes begrenztes Land bewohnend, keine Nation aus sich gemacht haben und selber nicht recht wissen, zu welcher Nation sie gehören, von welcher Nation ihnen das Heil kommen soll, ob von Russen oder von Deutschen? Denn es ist etwas anderes, was alle deutschredenden Reichsdeutschen, Österreicher, Schweizer, Russen, Amerikaner, Afrikaner — und wie sie heißen mögen — verbindet. Das ist eine geistige, eine kulturelle Gemeinschaft, ähnlich wie die katholische Kirche durch ihren Kult die fremdesten Nationen eint. Aber das neue Deutsche Reich hat nicht alle Deutschen der Welt zu einer Nation geeint, sondern geeint hat es Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberger, Hessen und die andern, und durch diese Einigung ist ein so mächtiges und gewaltiges Deutschland entstanden, daß es allen Deutschen der Welt im Geiste und in der Wahrheit ein Hort und ein Felsen geworden ist, auf dem sie Rettung finden können, wenn sie selber ihr Deutschtum nicht mehr retten können, aber wohl — und sei es mit Drangabe aller andern Güter — dieses eine hohe, für sie höchste geistige Gut retten möchten.

Sobald aber das Nationale, sei es nun deutsch oder russisch, den realen Boden verläßt, über die Grenze hinaus-schweift, hier zum Vangermanismus, dort zum Panflavismus wird, und nicht etwa eine geistige Einigung, sondern vielmehr eine realpolitische anstrebt, ohne jedoch über irgendwelche realen Mittel zur Durchführung seiner fixen Idee zu verfügen, so wird diese Erscheinung staatenauflösend, anarchistisch, und anstatt daß sie sittigt, wie wahres Volkstum, wirkt sie ver-rohend. So war das Christentum als rein sittliche Macht von wohlthätiger Bedeutung, als es aber als katholisches Papsttum sich realpolitisch über die Nation und über Nationen erhob und sie in einem sich zu unterwerfen trachtete, da wurde es verderblich Staaten und Nationen.

Und auch die modernen nationalen Überspanntheiten sind psäffisch streberhaft, — der politische Nationalismus ohne räumliche Grenzen ist verschwommen, schmeichlerisch; vom Patriotismus wagt er aber kaum zu sprechen, denn Patriotismus

ist doch zu real, er legt zu viele und zu große Pflichten dem einzelnen auf, als daß sich ein geschwägiges und eitles Schmaroger- und Strebertum auf die Dauer dahinter unerkannt stecken könnte.

Die baltischen Zustände, wie sie sich 700 Jahre lang hielten, sind weiter unhaltbar, weil eben aus mittelalterlichen ständischen Staaten Nationalstaaten geworden sind. Gegen diese kämpfen die Sozialisten an, und die Sozialisten hätten in den Ostseeprovinzen nie die Übermacht gewonnen, wenn sie nicht vornehmlich nur mit privilegierten Ständen zu tun hätten, die im Grunde den Nationalstaat verachten und verwünschen. Für den Sozialismus sind also die Ostseeprovinzen der beste Nährboden, das Gelobte Land.

Die Ostseeprovinzen setzen sich, solange sie lutherisch sind, aus vier Ständen zusammen: dem Adel, den bürgerlichen Patriziern, den Kleinbürgern und den Bauern. Die Regierung übten der Adel und die Patrizier gemäß ihren Privilegien aus, zuletzt autorisiert durch die russische autokratische Gewalt. Sie wie die meisten Kleinbürger waren in der Regel deutscher Herkunft, die Bauern Letten und Esten.

Hören wir an, wie ein guter Deutscher, der Bremer J. G. Kohl, der viele Jahre in Kurland lebte, in seinem Buche über die deutsch-russischen Ostseeprovinzen — 1841 — das Geschick der Letten geschichtlich darlegt: Schon aus dem 13. Jahrhundert haben wir päpstliche Verordnungen, welche zugunsten der lettischen Bauern reden, „damit dieselben nunmehr nicht schlimmer daran sein möchten als sie gewesen, da sie noch Diener des Teufels waren“. Ernstlich aber und nachdrucksvoll erhoben erst nach der Auflösung des livländisch-deutschen Ritterstaates die fremden Regierungen, denen das Land anheimfiel, ihre Stimmen zugunsten der Bauern. Die schwedische griff systematischer durch als die polnische. Besonders lag dem edlen Stephan Bathory die Verbesserung des Schicksals der Bauern am Herzen. Unter Gustav Adolph geschah vieles, er starb aber leider zu bald. Peter der Große, der die Liebe der neu erworbenen deutschen Provinzen für sich gewinnen wollte, schmeichelte dem Adel und gestand ihm alles zu: und über die schöne Morgenröte, welche in der schwedischen Zeit begonnen hatte, zogen sich die alten dunklen Wolken der Sklaverei wieder finsterner als je zusammen. Vor der französischen Revolution 1783 und 1784 kam es zu einem sehr weit verbreiteten livländischen Bauernaufstande, der nur mit militärischer Gewalt und Blutvergießen beendet werden konnte. Während die Konvente und Wohlfahrtsausschüsse in Paris

versammelt waren, saß man auch in Riga wieder beisammen und beriet sich über die livländische Bauernfreiheit. Mehrere edle Männer, der Adelsmarschall Sievers und andere traten unter dem livländischen Adel selbst auf und erhoben die Stimme im Namen der Humanität für ihre Leibeigenen. Aber die träge Masse unterdrückte wieder die edle Anwendung: es blieb beim alten. Es war kein Wunder, daß die Bauern wieder die Geduld verloren und im Herbst des Jahres 1802 wieder unter einem neuen „armen Konrad“, den man in Riga den „lettischen Bonaparte“ nannte, auffässig wurden und revoltierten. Sie wurden mit militärischer Gewalt unterdrückt. Erst nach 1815 kam durch den pacificator Europae Kaiser Alexander I. die Befreiung der leibeigenen Bauern zustande.

Mit der Befreiung begann auch ein verstärkter Aufstieg der Bauern in die höhern Stände, eine beschränkte Germanisierung.

Doch konnte bei der ständischen Gliederung eine allgemeine Germanisierung der Bauern den Ständen nicht eben sehr erwünscht sein, weil damit eine außerordentliche soziale Beförderung verknüpft war. Das Deutschtum war besonders wichtig und wertvoll, weil es eine höhere soziale Stellung begründete, weil es das Grundprivilegium eines jeden höhern Standes für sich bildete. Sonst aber war die ständische Scheidung unter den baltischen Deutschen sehr einschneidend, die durch die Zugehörigkeit zur selben Nation oder zum selben Volke durchaus nicht gemildert wurde. Der Adel sonderte sich unnahbar und stolz vom Bürgertum ab, der Patrizier oder Literat vom Kleinbürger. Ja, der Schwede, Pole, Russe, in ganz seltenen Fällen auch ein Lette, Esthe, der einmal in den höheren Stand aufgenommen war, galt für näher und echter als der Volksgenosse aus dem minder hohen Stande, durch den Stand wurde die fremde Nationalität ausgewischt.

Doch wie stolz und fest auch die Balten an ihrem Deutschtum hielten, solange sie in den Ostseeprovinzen lebten, so leicht gaben sie es auf, wenn sie ins eigentliche Rußland übersiedelten. Kohl schreibt 1841: „In Esthland teilt sich fast jede (adlige) Familie in einen russischen und deutschen Zweig, doch lebt dann der russische auch immer außer Landes und hat Sprache, Sitte, Religion der Russen bloß mit Beibehaltung seines deutschen Namens angenommen.“ Wie sollten auch Leute, die im Deutschtum vor allem ein sozialpolitisches Privilegium schätzten und hüteten, am Deutschtum festzuhalten, wo es kein Privilegium mehr war, sondern eher für etwas Minderwertiges galt? Der russische Adel und das höhere

russische Beamtentum, zu denen sich die nach Rußland kommenden Balten hielten und zu denen sie auch am ehesten gehörten, waren französisiert, und gegen dieses russische Franzosentum vertauschten gar bald die höheren Balten ihr Deutschtum, da es aufgehört hatte, eine melkende Kuh zu sein. Die deutsche Gemeinde jedoch in jeder gewöhnlichen russischen Stadt ist kleinbürgerlich und ohne irgendwelche Privilegien.

Die Balten rühmten sich, die loyalsten Untertanen des russischen Selbstherrschers zu sein, und die Autokratie stellten sie über alles. Nun ward aber der Zar eins mit dem Panславismus, er nahm den Balten die Privilegien und gefährdete ihr Deutschtum. Die Balten setzten dem einen nicht gar zu hochsinnigen passiven Widerstand entgegen und kämpften dagegen bloß mit bureaukratischen Schachzügen an, denn die Schwarzseher stimmten keine Kriegsglieder an, dazu waren sie zu loyal; doch hallte die Welt von ihren Klageliedern wider.

Wittlerweile waren auch bei Letten und Esthen nationale Schmeichler und Schmarotzer aufgetreten und erstarkt, und sie predigten Haß gegen die Deutschen. Doch wie sollte ein Volk ohne politische, ohne soziale Selbständigkeit, ohne eigene Kultur sich in unsrer modernen Zeit eine nationale Kultur im Handumdrehen schaffen? Und so war es natürlich, daß die Letten, die als Nation nur zum vierten Stande gehörten, nun gleichsam mit dem vierten Stande der deutschen Nation, mit den Sozialdemokraten, sich als eins erkannten: so kämpften sie gegen die höheren, die herrschenden Klassen.

Im Bannkreis des vierten Standes lebten zusammengespercht auch die Juden. Kohl schreibt 1841 von den Juden in Mitau in Kurland: „Die ärmlichste und elendeste Klasse der Bewohnerschaft sind die Juden, die hier ein Leben führen, von dem man nicht begreift, welchen Wert es noch für einen Menschen haben könnte, und an dem man sie doch mit einer Bier festhalten sieht, als wenn es ein kostbares Juwel wäre.“ Na! jetzt wirft der eine oder andere mit dem Juwel um sich, und Bar-Kochba scheint in manchem wiederzuerstehen; doch die Masse bangt bloß um ihr Leben.

Die armen Juden! Spanische Statthalter hetzten in Amerika zähnefletschende Bluthunde gegen wehrlose Menschen, russische Machthaber verwenden ebenso Soldaten gegen unglückliche Juden. Der neunjährigen Tochter eines Rabbiners gelang es aus Siedlce nach Warschau zu flüchten: Ohren und Hände waren dem Kinde abgeschnitten, sie war skalpiert, aber, Gott sei Dank, sie lebte. Den Vater hatte ein christlich rechtgläubiger Offizier im Tempel Gottes niedergestochen; so

waren die Wächter in St. Petersburg nicht in der Lage, ihn telegraphisch zu beglückwünschen, daß durch Gottes Schutz sein Kind gerettet. — Nehmt euch, ihr Herren, in Acht vor Gottes Gericht! Wenn sich nun die Blutgier der entmenschten tollten Soldaten gegen euch lehrte? Vielleicht aus Mißverständnis, wie das schlechte und feige Gewissen auf der englischen Dogger-Bank japanische Gespenster sah und in blutrünstigem Säuerwahn friedliche Fischer und die eigenen Kameraden aus Hunderten von Schlünden mit Feuerkugeln überschüttete. Eure hochgeborenen Töchter gelten vor Gott nicht mehr als das Judenkind! Verfolgt euch nicht in euren Träumen ein Mädchen ohne Ohren und ohne Hände, blutig mit blutendem Kopfe? — Da! — gleicht sie nicht einer deiner Töchter? — Aber, ob wohl jene Anbeter der Heiligenbilder von Blech und Holz den Gott kennen, der Geist ist? — Und Jesus Christus ließ die Judenkindelein zu sich kommen und sprach: „Wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“ — Aber wo nähme man die Mühlsteine her, sie reichten nicht für all die Blutmenschen, die dort wüthen, zum Argerniß der Welt. Und das Meer, in das man sie würfe, daß sie versöffen, das Ostmeer würde aus seinen Ufern gedrängt und überschwemmte die Länder der Anwohnenden, und sie flehten zum Himmel: Herr, bewahre uns vor dem sinkenden Aas!

Und mit solchen Bestien sollten die Balten gemeinsame Sachen machen können? Als Freiwillige wollten sie im Bunde mit mordbrennerischen Kosaken und Dragonern bei Strafexpeditionen auch gegen unschuldiges oder verführtes Landvolk mitreiten? Wer möchte das glauben? — Ein starkes autokratisch zarisches Rußland hatte das Deutschtum der Balten dem Untergange geweiht. Die Balten selber gaben es verloren. Ein Wunder ist geschehen durch die Revolution, die den bureaukratischen Absolutismus schwächte: In den Ostseeprovinzen erstehen wieder deutsche Schulen, und bei der Wiedereröffnung einer ritterschaftlichen Landesschule sprach ein livländischer Landrat: „Bildung ist die Grundlage aller Kultur und die deutsche Bildung die Grundlage der baltischen Kultur.“ So muß aber auch die baltische Volksschule deutsche Bildung zur Grundlage erhalten, denn eine baltische Kultur ohne ein baltisches Volk ist ein Unding. Deutsche Kultur muß Petten und Esthen mit den baltischen Deutschen zu einer baltischen Nation einen, die sich siegreich behaupten kann. Ständische

Kleinlichkeit und Torheit darf Letten und Esthen deutsche Bildung nicht vorenthalten, denn Deutschthum ist Kultur, — und wehe den Balten! wenn sie die Größe und auch die Gefahr der Zeit nicht verstehen lernen und unbelehrbar rückständig und täppisch eigennützig verharren. Wenn Letten und Esthen nicht jetzt noch der deutschen Kultur einverleibt werden, so verfallen sie unumgänglich dem Ruffentum und die Ostseeprovinzen der russischen Kultur, und die baltischen Deutschen sind dann vorübergehende Erscheinungen und bedeuten so viel wie eine deutsche Schule in Konstantinopel, wie eine deutsche Kolonie in Mexiko.



Kinderselbstmorde / von Dr. Georg Lomer

Im Kinde verkörpert sich die Zukunft unserer Rasse, unseres Volkes. Nicht nur fallen die Länder der Erde am ehesten den kinderreichen Völkern zu. Nein, auch die Art, wie sich Staat, Gesellschaft, Schule, Familie zu den Kindern stellen, ist von Wichtigkeit für die Rolle, welche sie im Wirtschaftsleben spielen. Und da bietet sich uns denn neben vielem Erfreulichen und einhergehend neben einem liebevollen Studium, einem eifrig angestrebten Verständnis der Kindesseele, eine Erscheinung, welche allem psychologischen Erfassen des kindlichen Geistes geradezu ins Gesicht zu schlagen scheint. Die Erscheinung der Kinderselbstmorde! —

In alten Zeiten hatte das Wort keinen Klang. Jene Völker, welche nach dem Worte: „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!“ lebten, waren in mehr als einer Richtung weiter wie wir.

Sie hatten zwar nicht die Eisenbahn, das Telephon, die drahtlose Fernschrift. Sie konnten auch nicht im elektrischen Wagen über die Erde sausen, bei elektrischem Licht ihre Pa-

pyrusrollen lesen und ahnten nicht, daß man sich einst im Luftballon bis über die Wolken erheben werde.

Aber sie kannten andererseits auch nicht unsere Neuras-
thenie, unsere atemlose Jagd nach Gewinn und unsere — ganz
universelle — Überbürdung. —

Kinderselbstmorde! Es liegt etwas Alarmierendes in dem
Wort. Ein Menetekel in flammender Schrift, das lange genug
— die Vorstellung ist auch gar zu peinlich! — übersehen
worden ist, aber nun einfach nicht länger übersehen werden
kann, zumal Forscher wie Guttstadt, A. Vaer, Eulenburg sich
durch Veröffentlichung gewisser statistischer Zahlen längst
ernstlich um Bekanntwerden der nackten Tatsachen bemüht
haben.

Alein in den Jahren 1884—1888 fanden in Preußen
936 Kinderselbstmorde statt, davon fielen 735 auf Knaben,
201 auf Mädchen. In Anbetracht der größeren Aktivität, wie
sie im männlichen Wesen begründet liegt, kann dieser Unter-
schied zwischen den Geschlechtern nicht überraschen.

Eine Ursache ließ sich bei 337 nicht ermitteln. Bei 70 v. H.
der Knaben, 72 v. H. der Mädchen gaben heftige Affekte, wie
Neue, Scham und Gewissensbisse, Furcht vor Strafe, Kummer
usw. den Ausschlag.

Die Seele des Kindes ist ja viel labiler, beweglicher als
der in festen Formen erstarrte Geist des Erwachsenen. Das
Kind denkt und fühlt elementarer, ist noch nicht durch die
Hemmung der Reflexion beirrt. Dazu besitzt es eine Leb-
haftigkeit der Phantasie, die den schwerfälligen Großen — so-
fern sie nicht künstlerisch veranlagt sind — abzugehen pflegt.

Aus dieser Verschiedenheit der seelischen Konstitution er-
klärt es sich zur Genüge, daß die Zweifel des Kindes, daß
seine Begeisterung, sein Jauchzen und sein Weinen so oft
unverstanden bleiben. Daß so manches frisch aufblühende,
jugendliche Leben zu einem stummen Leidensweg, zu einer
Tragödie wird. —

Seit den achtziger Jahren ist übrigens eine relative wie
absolute Zunahme der Kinderselbstmorde zu verzeichnen. Un-
verändert aber ist ihre Motivierung geblieben.

Akute Affekte, wie gesagt, spielen die Hauptrolle. Indessen dürfen auch langdauernde depressive Einwirkungen nicht gering veranschlagt werden. Ich meine z. B. körperliche Leiden in ihrer die Seele bedrückenden Wirkung, unglückliche Liebe, — das Kind liebt nicht weniger intensiv als der Erwachsene! — Eifersucht, sittliche Verwahrlosung.

Gerade in den unteren Ständen fällt diese letztere sehr in die Wagschale, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß alle Kinder der oberen Klassen reinen Herzens sind. Gerade sie stehen heute vielmehr oft unter Erziehungsbeeinflüssen, die aller natürlichen Instinkte spotten. Denn unnatürlich und wesensfremd erscheint dem Kinde jene Jagd nach dem raffinierten Augenblicksgenuß, nach dem „Für Geld zu Habenden“, wie sie unser Zeitalter kennzeichnet. Jene systematische Überfütterung von Magen und Hirn, mit welcher heute selbst das heranwachsende Geschlecht nicht verschont bleibt!

Das gesunde Kind will selbst nachdenken, forschen und phantasieren, um im Vollgefühl des Schaffens in seiner eigenen kleinen Welt zu leben. Ihm taugt nicht die tote Moral unserer Erziehung und nicht die starre Dogmatik des fertig gekauften Spielzeugs.

Alles haben können, alles sich leisten dürfen, das bringt die bildsamer, nach Leben hungrige Seele schließlich zum Ekel, zur Übersättigung, zum Lebensüberdruß. Und hier ist der Punkt, wo oft genug der Keim gelegt wird zu der Decadence späterer Jahre. —

Auch unsere Schulverhältnisse sind vielfach nicht dazu angetan, günstige seelische Dispositionen zu schaffen.

Von den Schülerelbstmorden der höheren Schulen waren in den Jahren 1883—1888 ganze 51 v. H. auf Examensfurcht, gekränkter Ehrgeiz und ähnliche Gründe zurückzuführen.

Daß die Examina, wie sie heute üblich sind, mehr Schaden als Nutzen stiften, hat ja schon mehr als ein Sachkundiger gesagt. Überhaupt hat das ganze System seine ungeheueren Schattenseiten: Man muß nur einmal unseren Nachwuchs ansehen, wie er — nach glücklich bestandnem Abiturium — die Schule verläßt.

Bebrillt, blaßwangig, häufig krummgesessen, und in der Mehrzahl der Fälle mit altklugen, über die Jahre reifen Gesichtern, — so kommen sie daher und wollen uns weismachen, sie seien die Elite der Nation, der die führenden Ämter und Stellungen im Lande gebühren.

Ja, hätten wir nicht die Dienstpflcht, so läge unsere Volkskraft in den oberen Schichten wohl noch ganz anders da nieder, als sie es ohnehin tut. —

Übrigens liegen die Verhältnisse in den höheren Schulen durchweg ungünstiger als in den unteren. Die ersteren schleppen leider allzuviel relativ ungeeignetes Menschenmaterial mit durch, dem der elterliche oder eigene Ehrgeiz eine höhere Laufbahn zu erzwingen sucht, als die Natur, d. h. die Begabung, gestatten will. Da kommt es denn häufiger vor, daß der über die Kräfte belastete junge Geist am Ende einfach zusammenbricht.

Das „Ultra posse“ ist ein schönes Wort, nur selten leider in der Praxis befolgt. Wann werden die Durchschnittseltern der „besseren“ Klassen so weit in vernünftiger Weltanschauung gediehen sein, daß sie sich ihrer Kinder erbarmen, statt den Unfähigen mit der Moralspeitsche im Nacken zu sitzen, verständnislose Bekenner des allliebenden Gottes, Fanatiker des Ehrgeizes!? —

Den höheren Schulen eigen, wie gesagt, ist die geradezu grassierende Examenfurcht und der glatte, strebende Ehrgeiz.

Bei den niederen sind es andere Dinge, die als Selbstmordmotive obenan stehen. Bei 50 v. H. der männlichen, 74 v. H. der weiblichen Schüler ist hier Furcht, Ärger, Zorn, Trotz, harte Behandlung angeführt. Es sind also im ganzen elementarere Affekte, die hier vorzugsweise wirksam sind, während sie bei den höheren Schulen nur in etwa 10 v. H. der Fälle verantwortlich gemacht werden können.

Der bedeutende Unterschied zwischen den Geschlechtern ist in der Schule ebenso wie im Leben zu konstatieren.

Von 289 Schülerelbstmorden fielen nur 50 auf das weibliche Geschlecht. Davon wiederum nur 3 auf die höheren Schulen.

Dies scheint mir — abgesehen von den im Geschlecht selbst liegenden Ursachen — darauf hinzudeuten, daß die Belastung des weiblichen Geschlechts, ob hoch, ob niedrig, doch noch immer eine erträglich geringe ist. So bleiben allerdings wird es nicht, das ist sicher.

Wenn unsere höheren Töchter mit Gewalt in die höheren männlichen, in die akademischen Berufe hineingetrieben werden und demgemäß auch unsere musterhafte Gymnasialvorbildung genießen, so kann der Umschwung nach der ungünstigen Seite unmöglich ausbleiben. „Quod licet Jovi“ — heißt es hier mit ganz besonderer Verechtigung.

Und dann: Unsere Gymnasialbildung ist nicht nur ganz speziell auf die männliche Geistesrichtung zugeschnitten; sie ist auch mit einer Anzahl von Rückständigkeiten, mit zahlreichen aus dem Mittelalter herüber „geretteten“ scholastischen Atavismen belastet, welche ihr — bleibt sie so — für die Zukunft Licht und Luft zu nehmen drohen.

Alle diese Staubfänger sollen nun der um so viel empfindlicheren, zarten Frauenpsyche zugemutet und eingepflanzt werden?! In Gestalt einer rapiden Zunahme geistiger Erkrankungen bei Mädchen, in einem bedeutsamen Anstieg der Selbstmordziffer bei Schülerinnen werden wir die unheilvollen Folgen zu tragen haben. Ist es doch Tatsache, daß auch die Zahl der geisteskranken Lehrerinnen viermal so groß ist, als sie nach dem Durchschnitt der weiblichen Bevölkerung sein sollte! Also: videant consules! —

Wohl die geringste Rolle beim Zustandekommen der kindlichen Selbstmorde ist bis jetzt den eigentlichen Geisteskrankheiten zuzusprechen. Dies liegt vor allem daran, daß die mit Selbstmordneigung einhergehenden Psychosen überhaupt höhere Altersstufen bevorzugen. Dann aber auch daran, daß ein unzweifelhaft geisteskrankes Kind wohl nie lange in der Schule verbleibt.

Erst die volle Erkrankung also schützt diese ärmsten der Kleinen vor weiterer psychischer Mißhandlung und führt sie einem Asyl zu.

Alle die unzähligen Zwischenstufen aber zwischen dem Normalen und Abnormen müssen, ehe man ihnen das Joch der Macken nimmt, ein Fegfeuer von kameradschaftlichen Dummheiten, von Verständnißlosigkeit seitens des Lehrpersonals sich ergehen lassen.

Selten greift eine menschenfreundliche Hand in ihr dunkles Schicksal und rettet sie vor der Geistesbildung, deren unbedachter Erwerb ihnen nur eine Quelle der Pein, ein Ausgangspunkt rachsüchtiger Vergeltungspläne oder den Stoß zum völligen Zusammenbruch bedeutet.

Ja, selten nur, und oft zu spät findet sich das einsichtsvolle, weisende Herz, das diese von Geburt wegen Ausgestoßenen rechtzeitig zu retten unternimmt vor ihren — Eltern und Erziehern.



Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausdrücke, Mißfallen erregen müßte.

Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen, als der Betrachtende.

Aufrichtig zu sein kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht.

Es gibt Menschen, die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsehen.

Die Deutschen sollen in einem Zeitraum von dreißig Jahren das Wort Gemüt nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Rücksicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Goethe.

Militarismus und Fleischnot / von Paul Scheerbart

Wir leben auf der Erde in einem aufgeklärten Jahrhundert.

Unsre Technik macht täglich die bedeutksamsten Fortschritte.

Nur unsre moralischen Anschauungen wollen sich immer noch

nicht weiter entwickeln. Die Völker kleben noch an unzähligen

Vorurteilen — eines der größten ist aber, daß wir uns

scheuen, das Fleisch frisch getöteter gesunder Menschen zu ver-

speisen. Ein lächerliches Vorurteil! In den vielen blutigen

Kriegen, die wir jetzt gegen die wilden Völker und gegen

einander führen, werden so viele Menschen getötet, die, trotz-

dem sie ganz gesund vor ihrem Tode waren, nach Empfang

der Todeswunde ohne weiteres in die bereit gehaltenen Erd-

gräber geworfen werden und dort verfaulen müssen. Wir

sind der Ansicht, daß ein derartiges Wegwerfen gesunder

Fleischmassen ein himmelschreiendes Unrecht gegen unsere oft

in sozialer Not befindlichen Volksmassen ist. Es wäre doch

viel praktischer, das frische Fleisch der gefallenen Feinde sofort

auf die Märkte der Sieger zu schicken und dort zweckent-

sprechend zu verkaufen. Wir sind der Überzeugung, daß dabei

ein gutes Stück Geld verdient werden kann, da Menschen-

fleisch bekanntlich als Nahrungsmittel den allerersten Rang

einnimmt; das Fleisch der Auster steht an Nährwert und

Wohlgeschmack dem des Menschen in jeder Hinsicht nach. Es

ist doch geradezu albern, eine derartige Delikatesse, der wir

auf Erden schlechterdings nichts an die Seite setzen können,

einfach abzulehnen — aus „moralischen“ Rücksichten — weil's

mal zufälligerweise bei uns nicht usuell ist! Diese Sitte!

Na — wir haben durchaus keine Veranlassung, diese Sitte

fürderhin zu schonen. Mit Hilfe unserer vortrefflichen Waffen

können wir in einer Sekunde Tausende von gesunden Wilden

niederschließen und kurz und klein schlagen. Wenn wir uns

nicht genieren, dieses zu tun, so brauchen wir uns auch nicht

zu genieren, die Getöteten zu verspeisen. Das bringt doch

das ewige Kriegesleben einfach so mit sich.

Auch bei den immer häufiger werdenden Revolutionen hätten wir's doch wahrlich nicht nötig, die Erschossenen in die Erde zu verscharren. Wer sich gegen die Obrigkeit auflehnt, darf nach menschlichem Rechtsgefühl wohl auch von den Inhabern der Machtstellen verspeist werden; das kann das Ansehen einer jeden Regierung nur vermehren. Der gebratene oder geräucherte Revolutionär wird zu allen Zeiten einen ganz besonderen Leckerbissen abgeben. Es erscheint daher notwendig, unsere Gesetze entsprechend dem oben Mitgetheilten umzuformen, damit der Vergeudung gesunder Fleischmassen ein für allemal ein Ende gemacht werde. Der Mensch gehört den Menschen und nicht den Würmern. Fort mit der Gefühlsduselei! Die schiebt sich nicht für unser aufgeklärtes Jahrhundert. Wer Menschen tot macht, kann sie auch aufessen. Wozu sich genieren? Wenn das eine nicht strafbar unsern Gesetzgebern erscheint — so kann's das andere doch auch nicht sein. Wir verstehen es, trefflich mit unsern durchschlagenden Waffen umzugehen — lernen wir's auch, mit unsern Zähnen so trefflich umzugehen. Wir dürfen annehmen, daß uns unsre Küche das Fleisch unsrer Feinde in sehr appetitlicher Zubereitung vorsezen werden; unsere moderne Küche ist doch zu allem fähig. Und was für Preise werden gezahlt werden für die „feindlichen“ Delikatessen! Da wird mancher Lebemann feste sein Portemonnaie rühren! Das veresse man nicht! Da lassen sich feine Geschäfte machen! Wir werden uns doch all die fetten Bissen nicht wegschnappen lassen — von den Würmern. Nochmals sagen wir: Fort mit der Gefühlsduselei! Sie führt zu nichts und verweicht nur die kriegerische Manneskraft unsrer stets kampfbereiten, mut- und glorreichen europäischen Nationen, die allen ihren Glanz der Entwicklung ihrer schneidigen, allzeit schlagfertigen Volksheere verdanken.



Mädchensehnsucht / Wiener Couplet von F. A. Stranitzky (1711)

Ach, Cupido, erbarme dich
und gib mir einen Mann!
Und weil ich ihn so eigentlich
jegund nicht nennen kann,
so komm und bring ihn diese Nacht,
daß er vor meinem Bette lacht,
so bin ich wohl daran.

Ist er nicht groß und lang genug,
so mag er kleine sein;
ist er nicht mehr an Jahren jung,
so mag er ältlich sein;
ist er nicht sittsam bei der Freud
und hat zu wenig Frömmigkeit,
so mag er böse sein.

Weiß und versteht er gar nicht viel,
so mag er albern sein;
wo er nicht Hunger leiden will,
so mag er fressig sein;
und wo er ja vom Morgen an
den Durst nicht wohl vertragen kann,
mag er versoffen sein.

Ist er des Schweigens nicht gewohnt,
so mag er plaudret sein;
wo er das liebe Geld nicht schont,
mag er verschwendisch sein;
und wann es sich so wohl nicht fügt,
daß er im Bette trocken liegt,
so mag er garstig sein.

Ist er am Leibe nicht gesund,
so mag er unpaß sein;
hat er nicht einen glatten Mund,
so mag er runzlicht sein;
und zeigt sich sein Angesicht
in unbefleckten Farben nicht,
so mag er küpfern sein.

Ist er kein feiner Edelmann,
so mag's ein Bauer sein;
gibt sich kein großer Doktor an,
so mag's ein Schüler sein;
hält mich ein Kaufmann nicht so wert,
daß er mich zu der Frau begehrt,
so mag's ein Wächter sein.

Sollt er auch sein gar kein Regent,
so mag's ein Küster sein;
und ist kein Doktor, der mich kennt,
so mag's ein Schreiber sein;
und wo der Bürgemeister nicht,
mir in der Zeit die Eh' verspricht,
so mag's der Türknecht sein.

Wo er nicht tausend Taler schafft,
so mögens zwanzig sein;
hat er kein Kleid von Doppeltafft,
so mag's von Leinwand sein;
und wenn er in und aus der Stadt
auch nicht ein eing'ges Häußlein hat,
so mag's ein Zinsmann sein.

Wo sich kein Junggeselle find't,
so mag's ein Witber sein;
ist er kein ehrlich Mutterkind,
so mag's ein Dankert sein;

und ist es kein bewährter Mann,
der neunmal neune zählen kann,
so mag's ein Flegel sein.

Ach, Cupido! ich trage doch
die Keuschheit mit Verdruß.
Drum komm, mein Trost, und gib mir noch
was gutes zum Beschluß,
damit ich nicht in kurzer Zeit
vor übermachter Wangigkeit
zur Dirne werden muß.



Redaktionßecke

Nach den wohlverdienten und saftigen Prügelein (ich spreche höflich), die Herr Leo Horwitz, der Herausgeber der „Kritik der Kritik“, seinerzeit von Erich Schlatkjer bezogen hat, ist anzunehmen, daß auf seinem Rücken kein Raum für mehr vorhanden ist. Ich kann mir also den Bohn sparen und will nur einige kleine Tatsächlichkeiten auf seine Unrempelungen gegen Dr. Tugendhat und mich beibringen.

Herr Horwitz findet meinen Stil und meine Logik maßig. Damit macht er für die Urteilsfähigkeit Herrn Jacobssohns, den er in Schutz nimmt, gerade keine Propaganda. Während er in seiner Expektoration vermeidet, meinen Namen zu nennen, findet sich dieser ein paar Seiten weiter, im Inzerat der „Schaubühne“, unter den Mitarbeitern. Herr Jacobssohn muß demnach (wie ich noch anderweit ausführlich erhärten könnte) von mir ganz anders gedacht haben, wie Herr Horwitz.

Von sich dagegen hält der Jüngling, wie aus dem Tenor seines Artikels hervorgeht, sehr viel. Auch darin differiert er mächtig mit seinem Hintermann. Als ich seinerzeit die Unterredung wegen der Plagiataffäre mit Herrn Jacobssohn hatte, sprachen wir auch von einigen andern Dingen. Auch von Herrn Horwitz und seinem Angriff auf Schlatkjer. Und siehe: während wir

vorher über gar manches total verschiedener Meinung gewesen waren, fanden wir uns völlig in dem einen: in der Konstatierung der Unfähigkeit des Herrn Leo Horwip.



„Glaubt ihr, eine Überzeugung habe ihre Stärke den Argumenten zu danken? Ihr irrt sicherlich, sonst müßte jeder, der sie hätte, überzeugt werden, so gut als ihr. Voltaire ist verblendet, sagen die Theologen; und er sagt: ihr seid verblendet. Da sie aber nicht gerichtlich dartun können, daß sie mehr Kenntnis haben, als er, und er mehr Weltkenntnis und Philosophie besitzt, als sie, so ist noch ein Übergewicht auf seiner Seite. Man kann so gut für als wider einen Satz verblendet sein. Gründe sind meistens nur Ausführungen von Ansprüchen, wodurch man etwas, das man in jedem Falle doch getan haben würde, zu verteidigen und ihm einen Anspruch von Rechtmäßigkeit und Vernunftmäßigkeit zu geben sucht. Es scheint, die Natur habe eine so nöthige Sache, als ihr die Überzeugung beim Menschen war, nicht gern auf Vernunftschlüsse allein antommen lassen wollen, indem diese leicht betrügerlich sein können. Der Trieb kommt uns, dem Himmel sei es gedankt! oft schon über den Hals, wenn wir mit dem Beweis der Nützlichkeit und Nöthigkeit noch nicht zur Hälfte fertig sind.“

Lichtenberg.



Weil demnach sanfter ruht die ehrliche Schlampampe,
So geht ihr Leute nun fein wiederum nach Haus,
Und wenn der Tod auslescht uns unsre Lebenslampe,
Hernach ist's mit uns auch, wie dieses Schauspiel, aus.

Ehr. Reuter 1696.



Verantwortlich für die Redaktion: Der Herausgeber Dr. Hans Fischer in Berlin, für den Inkeratenteil: H. Rief in Leipzig. Verlag der Funken G. m. b. H. in München. Druck: Rogberg'sche Buchdruckerei Leipzig.



Die Frau.

Eine Sammlung illustrierter
== Einzeldarstellungen. ==

Herausgegeben von Arthur Köppler.
Jeder Band elegant kart. M. 1.50,
in Ganzleder gebunden M. 2.50.

Diese Sammlung befaßt sich in erster Linie mit unterhaltender Darstellung des Tatsächlichen, einer Darstellung, die sich in der gräßlichen Gewandung einer Salonplauderei gefällt und daher reizt und anregt.

Band I: Erich Felber, Vom entnüchternden Zauber der Frau.

Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band II: Lela Davitschhoff, Die Tugendhaften. Mit 8 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band III: Ewald Silvester, Das Verhältnis. Mit 8 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band IV: Carry Brachvogel, Marquise de Pompadour. Mit 10 Kunstbeilagen. 3. Auflage.

Band V: Dr. Heinrich Stümcke, Die Frau als Schauspielerin. Mit 16 Kunstbeilagen. 2. Auflage.

Band VI: Tony Kellen, Marie Antoinette. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VII: Bettina Feistel-Rohmeder, Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band VIII/IX: Lothar Brieger-Wasservogel, Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Mit 21 Kunstbeilagen. (Doppelband.)

Band X: Dr. Margarete Heine, Studierende Frauen.

Band XI: Carry Brachvogel, Katharina II. von Rußland. Mit 10 Kunstbeilagen.

Band XII: Rudolf Preißeder, Die Frau im Hause. Mit Kunstbeilagen.

Band XIII: Josef Ettlinger, Madame Récamier. Mit Kunstbeilagen.

Band XIV: Karl von Leveyow, Louise Michel. Mit Kunstbeilagen.

== Weitere Bände folgen in kurzen Abständen. ==

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Bibliothek Rothbarth.

Eine Auswahl der besten Romane und Novellen.

- Band 1:** J. Jobst, *Musste es sein? Briefe aus Südwestafrika.* 5. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 2:** W. Schulte vom Brühl, *Die Revolutioner.* 3. Auflage. Preis 5 Mark, gebunden 6 Mark.
- Band 3:** Maria Janitschek, *Mimikry.* Ein Stück modernes Leben. 5. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 4:** Paul Brulat, *Ein Paria.* Aus dem Französischen von Wilhelm Thal. 3. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 5:** Paul Brulat, *Eldorado.* Aus dem Französischen von Wilhelm Thal. 2. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.
- Band 6:** Bernhard Kellermann, *Yester und Li.* Die Geschichte einer Sehnsucht. 6. Auflage. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.
- Band 7:** Otto Erich Kiesel, *Ebbe und Flut.* Hamburger Geschichten. 2. Auflage. Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.
- Band 8:** Thomas Dixon, *Weiß und Schwarz.* Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerikas. 3. Auflage. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Band 9: W. Schulte vom Brühl, Der Prinz von Pergola. 2. Auflage. Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Band 10: F. G. Vernahm, Der junge Kurt. Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.

Band 11: Otto Erich Kiesel, Mors imperator. Novellen. Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark.

Band 12: Camille Lemonnier, Die Hysterische. Deutsch von Dr. Emil Singer. 3. Auflage. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Band 13: W. Schulte vom Brühl, Sachsenhädel. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Band 19: Maria Janitschek, Auf weiten Flügeln. Novellen. 3. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Band 20: Hans von Kahlenberg, Die starke Frau von Gernheim. 5. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Unsere Bibliothek Rothbarth bietet nur vorzügliche Unterhaltungsliteratur, die in vornehmer Ausstattung — Buchschmuck von Lucian Bernhard — geboten wird. Die einzelnen Bände sind bei allen Buchhändlern käuflich

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

A. D. Weber.

Ein satirisches Genie.

Wenn heutzutage von einem modernen Schriftsteller in dem kurzen Zeitraum von noch nicht ganz zwei Jahren 70000 Bände auf den Markt gelangen, so muß schon etwas an ihm sein, das das Publikum reizt, sich seine Bücher anzuschaffen, denn unter der ungeheuren Menge an literarischer Produktion verschwinden selbst recht annehmbare Größen des Büchermarktes und vermögen nicht mehr, sich durchzusetzen. In dem heftigen Treiben unserer Tage, das kaum Zeit zur Sammlung läßt, haben so wenig Leute Muße und Gelegenheit, ein dickleibiges Buch zur Hand zu nehmen, daß sie es mit Dank begrüßen, wenn ihnen eine schmachhafte literarische Kost in weniger umfangreicher Form geboten wird; ist das Buch dann noch mit Humor geschrieben, sein Inhalt feil und alles streifend, was uns moderne Menschen interessiert, so ist sein Glück gemacht und der Erfolg da. Alles ledigt ja heute förmlich nach Humor, ihn zu befriedigen dienen in allererster Linie die köstlichen Satiren A. D. Webers: „Ohne Maulkorb“ — „Mißes Päckes“ — „Satyr lacht“ — „Berlin und der Berliner“ — „Froh und Froh“ — „Durch die Lupe“. (Verlag von Friedrich Rothbarth, Leipzig. Preis kartoniert nur je 2 Mark, gebunden je 2,50 Mark.) Ein Autor, dem unsere ersten literarischen Kritiken nachsagen, daß er ein satirisches Genie sei, daß er der beste und witzigste Satiriker ist, daß er eine Mischung von Heine und Busch darstelle, ist wertgräbig und die Anschaffung seiner Bücher nur im Interesse aller jener, die einmal gern und herzlich lachen wollen und eine gewisse Reiztheit mit in den Kauf zu nehmen gewillt sind.

3. 2. 1881.

REMINGTON



SCHREIBMASCHINEN

sind unübertroffen durch
1/2 Modernste Ausstattung 2/3
Höchste Leistungsfähigkeit
Unverwüstliche Konstruktion
GLOGOWSKI & Co.

*image
not
available*

Princeton University Library



32101 064079914